<36601701290019

<36601701290019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

4° Bav. 125 k

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Achter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Jänner bis Juny.

1839.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	1. Jänner.
Nro. 1.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1839.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert. Erlangen, 1838 bey Theodor Bläsing.

Auch wenn es eine zuverläßige Theorie der Kunst gäbe, so würde noch immer die Anwendung auf jeden gegebenen Fall schwer seyn; nun aber ist keine Theorie der poetischen Kunst fest und allgemein anerkannt, um so schwieriger daher das Urtheil über ein ausgezeichnetes Kunsterzeugniß, zumal das Urtheil über Producte der schönen Redekünste nur erst eines vielseitigen Studiums endliches Ergebniß ist, wie Longin c. 6. sagt: ἡ γὰρ τῶν λόγων κρίσις πολλῆς ἐστι πείρας τελευταῖον ἐπιγέννημα. Die (πολλὴ πεῖρα) viele Erfahrung ist in der Gattung von Poesie, zu welcher die jüngste Frucht unseres großen deutschen Dichters gehört, viel weniger möglich, sie ist viel beschränkter als in den andern Gattungen, weil jene zu allen Zeiten wenig gepflegt, und bey vielen Völkern gar nicht angebaut worden ist, während die dramatische und lyrische Gattung, letztere überall, jene wenigstens da, wo sie ausgebildet wurde, reiche Früchte getragen hat. Doch kommt eben bey dieser Dichtart ein Vortheil zu statten, wie bey keiner anderen, daß nämlich in ihr anerkannte Musterwerke, als standard and rule of taste and Criticism glänzend sich hervorheben, Homers Iliade und Odyssee; an diesem Kanon läßt sich der Werth jedes ähnlichen Werkes bemessen und prüfen. — Dieses Muster und Vorbild, dieser Kanon erleichtert der Kritik ihr Geschäft ungemein, trotz dem daß einige neuere Vermuthungen und Ansichten eben über Homer und seine Poeme die Theorie zum Theil beschränkt, zum Theil verwirrt haben; Ansichten und Meynungen, die hin und wieder schon zum Vorurtheil geworden und sogar bereits in die neueste Ausgabe des alten würdigen Eschenburg (Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage von Mor. Pinder 1836) eingedrungen sind. Hier heißt es gleich S. 64: „Die erste Stelle unter den Dichtungsarten nimmt, wie in der historischen Entwickelung der Poesie, so auch in unserer theoretischen Betrachtung derselben das Epos ein.“ Allein die Historie der Poesie und Literatur bestätiget diese Behauptung weder bey Hebräern noch Arabern u. a. Stammverwandten, noch bey den Sinesen u. m. a. Völkern; und auch bey den Griechen ist augenscheinlich, daß das homerische Epos nur die späte reiffste Frucht einer früheren langen poetischen Periode ist, die nur Ein Homer, oder einige Homeriden hervorgebracht haben. Es ist ein flirrer Wahn, der da behauptet: „Von dem im Volke entstandenen und organisch fortgebildeten, meist durch einen bedeutenden Dichter in der vollendetsten Gestalt fixirten vokst humlichen Epos ist das Kunstepos zu unterscheiden, das in der Zeit hoher Cultur von einem kunstreich gebildeten Dichter nach Art jenes ursprünglichen Epos gestaltet wird,“ ebd. S. 65. Wie große epische Gedichte, zumal mit der Einheit, die in beyden homerischen herrscht, aus der Gesammtheit des Volkes gleichsam von selbst man weiß nicht wie? hervorwachsen sollen, hat noch Niemand erklärt. — Immer singt ja doch nur Einer, und dieser ist jedenfalls ein vom Genius bevorzugter, wenn er es auch dem Volke zu Danke singet; und wer vom Genius getrieben Ein Lied gesungen, der hat deren dann auch mehrere verwandten oder gleichen Inhalts und in derselben Weise gesungen: wohl aber mochte er es anderen überlassen, sie zu sammeln und zusammenzustellen; er mochte auf einen Vyâsa,

Digitized by Google

auf Rhapsoden u. dgl. m. zählen; und diese mögen nicht immer richtig zusammengefaßt ꝛc. haben. Im Volk entstanden sind nicht einmal die einzelnen Romanzen vom Cid, geschweige denn Iliade und Odyssee; der Unterschied zwischen dem angeblichen volksthümlichen und dem Kunstepos beruhet nur auf dem Unterschied der Perioden der gleichmäßigern oder ungleichen und höheren Cultur und der mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferung. Sehen wir demnach von den ebenberührten Vorurtheilen und wahnschaffenen Meynungen ab: so muß man gestehen, daß wir in Rückerts Rostem und Suhrab ein Epos erhalten haben, das sich den höchsten und besten Leistungen in dieser Gattung kühn zur Seite stellen darf. Wie dasselbe die Theorie dieser Dichtart zu berichtigen und ihr neue und richtige Gesichtspuncte anzuweisen diene, dieß wird gewiß noch in späteren Zeiten erhellen, wenn mehr Sammlung und Stille des Geistes und Herzens wiederum eingetreten seyn wird, als dermalen bey dem lesenden Publikum und seinen Stimmführern herrscht. Wenigstens wer nicht ganz und gar von der weitverbreiteten Voracität und Leseschlemmerey behaftet und gleichsam selber von ihr verschlungen ist, der wird sich bey dieser Dichtung gerne sammeln und von gedankenloser Flucht vor sich selbst zu geheimer Besinnung und innerer Freyheit kommen.

In Folge eben dieser äussern Zerstreutheit und inneren Befangenheit und Gebundenheit hat die ästhetische Kritik von diesem neuesten Werke Rückerts, kleinere anerkennende und lobpreisende Anzeigen abgerechnet, gar nicht gesprochen, ungeachtet eben die Kritik und Aesthetik die Hauptbeschäftigung vieler unserer jüngeren Schöngeister und Literatoren ist. Auch hat Rückert seine lange zurückgehaltenen Musengaben in den letzten Jahren in so reicher und rascher Folge veröffentlicht, daß es wohl manchem Leser und Kritiker schwer werden mag, mit erwägendem Lesen auch nur nachzukommen. Inzwischen hat der bessere und sogar größere Theil des lesenden Publikums, ohne daß er eine kunstgerechte tiefere Kritik und laute Anpreisung abwartete, bereits entschieden, und durch seine Theilnahme gezeigt, daß er richtiger, wenn nicht erkennt, so doch fühlet, was wahr, tief, und schön seyn, als viele Derjenigen, die darauf ausgehen, es zu meistern und zu belehren; indem sie theils absonderliche und überschwängliche Theorien spinnen, theils geniesüchtelnd witzeln und flackern. So rasch aber auch immer seit wenigen Jahren Rückerts Dichtungen gefolgt sind, in jeder erscheint er auf einer neuen überraschend glänzenden Stufe. Beweis hiefür geben die Morgenländischen Sagen und Geschichten, geben Rostem und Suhrab. — Beyde Werke gehören der epischen Gattung an, in welcher man den Dichter bisher nicht gekannt hat, in welcher man ihn auch kaum vermuthen mochte, einheimisch zu seyn, wenn man die jüngst vorhergegangenen Erscheinungen, die Gesammelten Gedichte und die Weisheit des Brahmanen ins Auge faßte; denn in diesem herrschen die eigene Stimmung, die Subjectivität und der Reichthum der Reflexion, des Gedankengehaltes und des Gefühles vor. Aber auch die poetische Kunst bewährt, was uns die Naturerscheinungen und das Menschenleben überall zeigen, — daß die Extreme sich berühren; demnach hier, daß die reichste, tiefste subjective Lyrik unmittelbar ins objective Epos überspringt; wenn dieß anders ein Sprung genannt werden darf, was überall, z. B. auch in Krystallisationen, nach einem allgemeinen eigenthümlichen Gesetz besonderer Stätigkeit zu erfolgen scheinet. Alle wirklich großen Dichter haben sich in subjectiver und objectiver Poesie gleich sehr hervorgethan; nur Wieland, und seinesgleichen mehr witzige und schöne Geister als wahrhafte Dichter, hat nie ein Lied aus eigener Stimmung, ein reines lyrisches Stück gesungen in Worten, vielmehr sein Gefühl nur phantasirt, oder auf dem Claviere abgespielt. Aber unsere drey ausgezeichnetsten Lyriker wenigstens haben jeder auch epischen Gesang angestimmt, Klopstock hat den Messias, Göthe Hermann und Dorothea, — nebst Reinecke Fuchs, — Rückert endlich Held Rostem und Suhrab gesungen. Von Homer und den ihm zugeschriebenen Hymnen und Epigrammen abgesehen, so scheinet, daß die Extreme sich berühren, und in einander überleiten, auch an Shakespeare sich zu bestätigen, wenn man seine lyrischen Stücke mit den dramatischen zusammenhält. Wiewohl, der Dramatiker hat auf seinem Felde Gelegenheit genug,

Digitized by Google

neben der Lust des objectiven Gestaltens auch dem subjectiven Drang des lyrischen Gefühles Recht widerfahren zu lassen, wie eben Shakespeare und Schiller, zumal aber Aeschylus und Sophokles in den Chören thun. Dieses Vortheiles aber ermangelt der Epiker; weil da jeder Theil, der kleinste wie der größeste, vom Beywort und von der Metapher an bis zum ausgeführten Gleichniß, ja bis zur Episode, wie in Gestalt, so in Gehalt, in ruhiger Entfaltung und gehaltener Fortschreitung dem Gleichmaß des Ganzen sich fügen, und mit diesem zusammen stimmen muß; — eben nur in der Anlage, Fassung und Haltung des Ganzen kann und darf er seinen Antheil, wie seine Kunst, so sein Gemüth und Geist verrathen und zu erkennen geben.

Eben hieraus aber, daß die neueren epischen Dichter alle nicht minder zugleich Lyriker waren, erklärt sich schon hier zum Theil, warum alle neueren Epen lyrischer und leidenschaftlicher sind, reger und rascher zu seyn scheinen, als das Homerische Epos; sodann auch, „daß sie nicht gränzenlos, nicht ohne absoluten Anfang und Schluß sind" (ebd. S. 66), wie eine neuere Meynung will; denn diese Unbegränztheit widerspräche geradezu dem Wesen der Poesie, das in der Begränzung und Bemessenheit, und innerhalb dieser in seelenvoller Gestaltung besteht.

Obiger Satz enthält nur eine schiefe und halbwahre Abstraction aus Homer; dieser ist bey jeder Begebenheit, bey jedem Gegenstand mit gleicher Theilnahme gegenwärtig; er verweilt bey jedem Vorfall und Incidenzpunct mit der gleichen ruhigen, aber oben schwebenden Stimmung, die über dem Gegenwärtigen nie das Ferne und das Endeziel aus den Augen verliert, so viele und mancherley Zwischenfälle auch sich darbieten mögen. Demnach obzwar die neueren genannten u. a. Epen „Entwickelung aus einem bestimmten Ausgangspuncte zu einem bestimmten Endpuncte" haben, so hindert dieß den Dichter doch nicht, immer gleichmäßig in der Mitte der Begebenheiten zu seyn, wie eben Homers Beyspiel zeiget. Nur muß man nicht glauben, daß die Iliade weniger kunstgemäß und wahrhaft abgeschlossen sey, als die Odyssee. Allerdings, die Geschichte des trojanischen Krieges gehet weiter; aber Achilles Zorn, den der Dichter zu singen ankündigt, ist zum Schluße beschwichtiget; was weiter gefolgt ist, kann jeder Leser aus den öftern Andeutungen des Dichters leicht ergänzen; Troja's Schicksal hangt am Hector, und ist mit seinem Tode entschieden; desgleichen auch das des Achilles von seiner Mutter Thetis vorausgesagt; dieser Abschluß der Iliade genüget dichterisch so vollkommen als irgend einer, bey Virgil, Tasso, Klopstock oder wo immer sonst.

Wie vieles auch die Zeit an dem Geschmack und dem Urtheil geändert hat, mit welchem Klopstocks Messiade von unseren Vätern und Großvätern aufgenommen worden, so wird sie doch immerfort noch als das größeste Epos — mit Grund gepriesen, das unsere neuere Litteratur aufzuweisen hat, ungeachtet Klopstock in wesentlichen Puncten von den Anforderungen an diese Dichtart nach älteren Theorien weit abweicht. Alle dieserley Theorien beziehen sich auf die des Aristoteles, welcher die seinige einzig nur aus Homer abstrahirt, nur auf Homer gebaut hat, — mit Recht, da diesem Heros auch im künftigen Verlaufe der Völkergeschichten eben so wenig, als bis auf diesen Tag die Palme des epischen Gesanges entwunden werden wird. Dem Homer stehet Göthe ungleich näher als Klopstock, zwar nicht dem Umfang der besungenen Handlung nach, doch desto mehr in allen Haupttugenden des Epos kommt er ihm gleich; Göthe's Hermann und Dorothea ist keine Idylle, kein Genrebild, wie Voßens Luise, vielmehr die köstlichste Rhapsodie der neueren Zeit und aus unseren bürgerlichen Verhältnissen. Das Seitenstück dazu und zur Ilias erfreuet uns in Rostem und Suhrab, einer Heldengeschichte, die das ganze Interesse und die volle Bedeutung einer großen epischen Handlung in sich schließet, nnd in der angemessensten Form, in der Homerischen, gesungen ist. — Zwar Homerisch in der äußeren Form des griechischen Hexameters ist unser Gedicht nicht, sondern im ächtdeutschen älteren Hexameter, in Alexandrinern, einem Versmaß, das sich aus dem Nibelungenmaß herausgebildet hat. Mit was für Gewandtheit und mannichfachem Wechsel troz seiner Einförmigkeit dasselbe Rückert zu behandeln gewußt, dieß braucht nicht erörtert zu werden. Dieß an:

Digitized by Google

dere aber wird jeder Leser bey der Vergleichung mit Homer leicht gewahr werden, daß dieser deutsche Hexameter zwar so wenig als der griechische die dem Epos erforderliche Entfaltung und Ausbreitung hemmet, daß er eben wie dieser das gehörige Ebenmaaß ins Ganze wie in alle auch die kleinsten Theile bringt, daß er aber der Mahlerey mit schmückenden Beywörtern und Epitheten rc. nicht so günstig ist, als der griechische; wiewohl dies vielleicht nicht allein im Versmaß und Sprache sondern im ursprünglichen Charakter beyder Völker begründet ist. — Was aber die innere Form und den Geist der Homerischen Poesie im Verhältniß zu unserem Epos betrifft; wie die da auftretenden Gestalten, und zumal die beyden Hauptlhelden gefaßt und herausgearbeitet sind, wie die Geschichte und ihr Verlauf angelegt, und in gleichmäßiger Haltung und Ruhe, gleichwol aber mit steigendem Interesse, wachsender Intensität und Spannung, mit tragischem Ernst und Würde zu Ende, zum Ziel der Befriedigung und Erläuterung hingeführt wird, so daß durchhin der gleiche mächtige poetische Geist vor Augen tritt, in diesen und allen übrigen Tugenden stehet unser Epos nur dem Homerischen zu vergleichen.

Der Inhalt ist zwar keine nationale Begebenheit, hat demnach zunächst auch kein nationales Interesse, wie der Inhalt des Götheschen Epos; allein auch in dieser Forderung (a. a. O. S. 67), die auch in einigen Anzeigen laut geworden, ist nichts als ein blindes Vorurtheil zu sehen. Denn wenn das Nibelungenlied uns anmuthet, so thut es diese Wirkung zum allergeringsten Theil durch dasjenige, was es scheinbar Nationales enthält; in unserer Geschichte hat jene poetische Sage gar keine Spur zurückgelassen, und als Sage gehöret sie den Normannen großentheils nicht minder an, als uns, die auf deutschen Boden leben, als Poesie aber stellet dasselbe abermals eben so sehr, wenn nicht mehr den allgemein germanischen Charakter dar, als den reindeutschen unserer Heimat. Vollends unsere so sehr gefeyerten und gerühmten epischen Gedichte aus den Zeiten des Mittelalters von Wolfram von Eschilbach, Gottfried von Straßburg u. a.! was gehen uns Artus und seine Tafelrunde an? was alle die Ritter derselben mit ihren Abenteuern? Weder jene alten doch gewiß ächt deutschen Dichter, noch ihre Landsleute, Hörer und Leser ließen sich eine derley Forderung in den Sinn kommen, demnach zum Epos rc. nur eine Begebenheit von nationalem Interesse gewählt werden solle.

Diese Forderung nebst einem eingebildeten Patriotismus hat manche von Schönaich bis Bielfeld verführt sich Hermanns Kämpfe mit den Römern rc. zur poetischen Aufgabe zu stellen; alle versuchten sich an dergleichen vaterländischen Stoffen mit gleich unerquicklichem Erfolge. Der Poesie gilt jede bestimmte Nationalität nur als Vehikel und Gefäß, um darin das reinmenschliche nur in desto helleren Umrissen und tieferer Wahrheit aufleuchten zu lassen, und eben hiedurch die Schranken des Volksthums zu lupfen. Denn beschränktes Volksthum taugt nur zum Gegenstand der Komik wie bey Aristophanes, und Juvenal. Allerdings, Hermanns Kampf gegen Rom bietet uns ein weit größeres National-Interesse als der Nibelungen Untergang; aber einmal steht zu bezweifeln, ob ihn die Poesie je würdiger und großartiger dazustellen im Stande sey, als es durch einen Römer schon geschehen ist, durch Tacitus. Sodann aber gehet jener Kampf die späteren und heutigen Deutschen nur in so weit an, er hat nur in so weit ein National-Interesse, als durch ihn die Völkerwanderung in der Art und Weise bedingt war, wie sie nachmals vor sich gegangen, demnach eben diejenigen, welche jenen ewigruhmvollen Kampf bestanden haben, größtentheils auswanderten, oder auch sich unter den nachrückenden Stämmen verloren, welche späterhin die heutigen deutschen Staaten und deren Verbindung gegründet haben. Aehnliches läßt sich vom alten griechischen Epos sagen; die Hellenen, zumal die Dorer in Sparta, wo Homer fast allein und vor allen anderen Dichtern etwas galt, gieng der trojanische Krieg blutwenig an; desto mehr National-Interesse mußte für sie der Zug der Herakliden und die Eroberung des Peloponneses haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Auch hat Homer den Zorn des Achilles und den trojanischen Krieg zuvörderst wahrlich nicht für diese nachgerückten Hellenen gesungen; vielmehr sang er ihn für die alten, theils zerstreuten, theils unterjochten, theils ausgewanderten und an Klein-Asiens Küsten und Inseln angesiedelten Achäer und Jonier rc., die ihn daher auch viel früher kannten und hochhielten, als die im Mutterlande angesessenen, denen er erst durch Lykurgus bekannt geworden seyn soll. Eben erst Homer rückte den trojanischen Krieg in seiner secundären = historischen Bedeutung auch den eingedrungenen Stämmen erst nahe; — aber dieß historische, dieß nationale Interesse war es durchaus nicht allein noch vorzugsweise, was den Anspruch der späteren Hellenen auf Homer als ihren Dichter begründete, was ihm Eingang verschaffte und ihm den Vorrang vor allen anderen gewann; sondern vielmehr dieß war es, daß Homer vates, Seher und Verkündiger, Bote höherer edlerer Menschheit war (καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν. Arist. Poet. c. 4.), daß er sie in jenen Hellenen, in denen sie schlummerte und wie im Keim verborgen lag, weckte und pflegte; daß jene Hellenen hinwiederum die reinere Menschenthümlichkeit, (nicht die Nationalität allein) die sie von ihm in verklärter Gestalt aufgestellt sahen, in sich trugen, sie durch ihn spürten, und seinen Gesang sich zu Sinn und Gemüth gehen ließen; daß sie, wozu Er sie berief, begriffen und liebend ergriffen, und Ton und Rythmus ihres Lebens im Haus und auf dem Markte sich aneigneten, und an ihnen selbst im Großen, wie im Kleinen durchhin darstellten. —

Und nur in dieser Wirkung und Uebereinstimmigkeit gehörte Homer allen griechischen — gebildeten — Stämmen und Ständen vorzugsweise an, und mit gutem Rechte und nach seiner eigenen Intention und Absicht. Nach beyden Beziehungen gehört er aber, wenn wir wollen, auch uns an, obgleich wir weder ein National = Interesse in seiner Poesie finden, (außer in gelehrten historischen Fabeln des Mittelalters) noch seine Sprachgenossen sind. In einem ähnlichen Sinne kann man auch sagen, daß das Christenthum, obzwar für alle Menschen bestimmt, doch vorzugsweise den germanischen Völkern angehöre und bisher angehört habe nach seiner Wirkung und Intention. Die äußerlichen Zustände freylich und Verhältnisse, welche Homer in der Iliade und in der Odyssee schildert, standen seinen späteren Bewunderern unter den Hellenen ziemlich in ähnlicher Weise gleich ferne, als ferne uns heutigen Deutschen die im Nibelungenlied geschilderten liegen; aber das Wahrhafte und Unvergängliche, das Menschlichschöne ist uns spätgebornen und unseren fernsten Nachkommen noch immer so nahe gerückt, und so andringlich vergegenwärtigt, wenn wir es fassen, als jemals seinen Zeit = und spätern Sprachgenossen, als seinen alten Erklärern und Verehrern; wir haben ein reineres und edleres Interesse, als das nationale je seyn kann. — In eben dieser Weise stehet uns auch Rostem und Suhrab unmittelbar nahe; und sogar ihre äußerlichen Verhältnisse und Erscheinung haben nichts Fremdes für uns, nichts, das nicht auch in unserem altdeutschen Heldenbuch und in den Normännischen Sagen und Liedern von Helden und Recken

Digitized by Google

und ihren Kämpfen in ähnlicher Art vorkäme, ganz weniges kaum ausgenommen, was gleichsam der Boden, die Landesart, Sitte und Glauben mit sich bringen und heischen, und was der deutsche Dichter nicht ganz verwischen mochte noch durfte. Dahin gehören, außer den Oertlichkeiten, außer den Fangstricken und mehr anderen dergleichen Anzeigen in der Kampfesart und Rüstung, außer der rührenden Theilnahme und Zwiesprach der Sterne in Nr. 68, 69, wodurch wir an die Lichtregion der alten Parsen erinnert werden, insbesondere gleich von vorne herein die Art, wie Rostem sein gleich ihm selber berühmtes Schlachtroß, den Rachs, suchet, der ihm, während er vom Jagen müde schlief, von den Türken der nächsten Gränzmark weggeführt worden; wie der Held deßhalb nach Semengan, der Gränzmark Turans (Turkestans) gegen Persien, kommt, und hier sofort durch seine Erscheinung und seinen ihm lange voraus gegangenen Ruhm die schöne und einzige Tochter des turanischen Markgrafen in Semengan zu unwiderstehlicher Liebe entzündet und so hinreißt, daß sie ihm dieselbe rasch gesteht; wie der Held diese eben so rasch und kurzweg von ihrem Vater zur Ehe begehret und freyet — was an die Gandharwa-Ehe in Manus Gesetzbuch und anderen indischen Schriften gemahnet, — aber die schnellerworbene alsbald verläßt, um nach Persien, und in sein Fürstenthum Sabulistan heimzukehren, und sie achtlos vergisset. Daher erfährt und weiß Rostem nichts von dem Sohn dieser Ehe, von Suhrab, und kann ihn auch nicht erkennen, weil die Zeichen der Erkennung, Armspangen u. dgl., welche Rostem für den Sohn, wenn ihm einer geboren würde, zurückgelassen hatte, von diesem in jugendlichem Uebermuth nicht zur Schau getragen werden. Auf dieser Nichterkennung und dem wechselseitigen Trotz und Uebermuth des Vaters und des Sohnes beruht der Gang aller Hauptbegebenheiten in diesem Gedicht. In diesem und anderm der Art — z. B. in der Erscheinung der kampfgewandten heldenmüthigen schönen Maid Gurdaferyd — ist nichts, was nicht ähnlichermassen in den alten nordischen Liedern und den altdeutschen Ritterbüchern vorkäme. — Worauf aber mehr ankommt, als darauf, daß die Geschichte einheimisch, und nicht aus der Fremde

hergenommen sey, daß sie einen nationalen Anstrich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten an sich trage; kurz was die Hauptsache in jedem Gedicht ausmacht, der Sinn und Geist, das Gemüth und Gepräge, in welchem die vorgeführten Figuren gefaßt, ihr Geschick geflochten, und die hiedurch bedingte Entscheidung und der poetisch beruhigende und versöhnende Abschluß herbeygeführt wird, diese sind ächten Kornes, menschlich wahr, und, wenn man will, reindeutsch im höchsten Styl, und so voll Tiefe inneren gehaltenen Gefühles und sittlichgläubigen Sinnes, daß man vom Anfang bis zum Ende hindurch den Meister auch des lyrischen Gesanges ahndet, der die Untiefen, den Abgrund und das Jenseits des geheimsten innersten Bewußtseyns aufzudecken und darzustellen vermag.

In diesem wesentlichen Erforderniß ächter Poesie steht Rückert dem Homer und Shakespeare nahe, den beyden Dichtern, von denen namentlich die jetzt so beliebte Forderung abstrahirt worden ist, an die sie selber aber nicht dachten, daß nämlich der Dichter vaterländische Stoffe zur Darstellung wählen solle. Die hier besungene Helden-Geschichte in ihrem ganzen Verlauf ist wohl den meisten Lesern, wenn nicht durch Atkinson, so doch durch Görres bekannt; letzterer hat im: Heldenbuch von Iran aus dem Schahnameh des Firdussi Bd. I. Abschn. XVIII. S. 225 — 271. diese altpersische Sage im Styl unserer alten Heldenromane abgekürzt übersetzt; er hat auch in der Einleitung S. CXXXIV. flg. über die Bedeutung und den Gedankengehalt derselben sich verbreitet, und ihn, nach seiner Weise, etwas theosophisch und fatalistisch gefaßt und aus einander gesetzt. Wie zu erwarten stand, hat der Dichter solch einen transcendenten Standpunct nicht genommen; er hat diese Heldensage vielmehr in dem allereinfachsten, aber darum nur desto tieferen und für Jedermann klaren Gesichtspunct aufgefaßt und dergestalt veranschaulicht — auch ihrem Gedankengehalt nach, — daß bey jedem auch nur einigermassen bedachtsamen Leser die Besinnung erwachen, nach innen sich kehren, und in Folge hievon Läuterung und Reinigung des Gemüthes und Sinnes sich herstellen muß. Er hat die von Firdussi

Digitized by Google

zwar groß genug angelegten Figuren und ihre nur leicht umrissenen und nicht eben scharf gezeichneten Charaktere nicht allein in derbe gleichsam reckenhafte Leiblichkeit herausgearbeitet, sondern insbesondere ihr Inneres vergeistiget und, ob zwar gediegen, dennoch hell durchsichtig vor unsere Seele gestellt; er hat nicht sowohl das unvermeidliche Schicksal und Verhängniß, den Rathschluß Gottes, von welchem Ferdevsi als Mohammedaner manchmal redet, noch sonst eine Maschinerie als Hebel in dieser Geschichte angesetzt, sondern vielmehr so einfach als wahr die Nemesis, die freye Verschuldung, welche in ihrer Unklarheit Gottes Gewitter über ihr selbst zusammen, und den wie erleuchtenden so strafenden Racheblitz auf den Frevler herabzieht. Zwar fehlt hier auch „die unbedingte Wichtigkeit und Größe, die welthistorische Bedeutung" nicht, welche von der Theorie (a. a. O. S. 67) gefordert wird; demnach in dem Kampfe Rostems und Suhrabs das Weltgeschick des alten Asiens sich entscheidet, und der Kampf des Lichtreiches Iran mit Turan, dem Reiche der Finsterniß und Wildheit, und der Sieg des ersteren nicht bloß eine Thatsache der Geschichte, sondern in dieser zugleich eine Idee, den Sieg des geistigen Lichtes abbildet. Aber diese ideelle Bedeutung tritt zurück gegen die eben vorhin berührte reinmenschliche; und eben deßhalb dünkt mir, auch abgesehen von allem übrigen poetischen Vermögen und Reichthum, den Rückert auch hier wie in allen seinen Poesien glänzend entwickelt, — dieses Erzeugniß ganz besonders zu verdienen, daß es auch von Seite seines psychologischen Gehaltes betrachtet und ausgezeichnet werde. Durch diesen tiefen psychologischen Gehalt stellt es sich heraus als unmittelbare Fortsetzung der früher erwähnten subjectiven Richtung und Beschaulichkeit, und als Uebergang aus dieser in die objective Gestaltung, in die äußere Welt und Geschichte, um in dieser die Lehre gleichsam verkörpert zu sehen, diese aus jener hervorgehen und aufleuchten zu lassen. Denn, wie Horaz im zweyten Briefe des I. Buches an der Iliade und Odyssee gezeigt hat, so will und soll das erzählende Gedicht nicht etwa nur — wie Schulze's bezauberte Rose und ähnliche Gedichte — die Phantasie beschäftigen, sondern eben so sehr Verstand und Herz belehren und bilden; es soll uns einen Blick ins Innere der Seele eröffnen, wo die wahre Heimath der Poesie ist; soll uns mit den wunderbaren Geheimnissen, mit den verborgenen und gefährlichen Untiefen unserer Seele, mit dem Kampfe des guten und hellen und des entgegengesetzten bösen und finsteren Principes in der Menschenbrust bekannt machen, und in lebendigen Beyspielen und klar-anschaulichen Handlungen und Begebenheiten uns dieses vergegenwärtigen und uns so erinnern und warnen, daß jeder vor den Schwächen seines Herzens, zumal vor Uebermuth und Verstockung auf der Hut zu seyn Ursache habe, weil aus kleinen Anfängen der Leidenschaft, des Eigensinnes, Selbstvertrauens und der Verstockung in dem sich verschlingenden Getriebe der äußeren und inneren Zustände und Ereignisse der unheilbarste Schaden und Jammer erwächset, den schlechterdings nichts zu heilen, nichts zu stillen noch gut zu machen vermag. —

So geschiehet hier dem Rostem und Suhrab; Vater und Sohn, jeder von der Natur mit Körperstärke nicht allein, sondern auch mit bessern Anlagen des Herzens und Sinnes geschmückt und reichbegabt, die eben unsere Theilnahme für sie aufregen und in Anspruch nehmen, stürzen sich durch, wenn man will, leichte Versehen in Gram und Tod. Der Leichtsinn, mit dem Tehmina der Neigung zu dem Perserhelden sich hingiebt, und ihre Liebe gestehet, sie, die sich rühmet Nr. 7.

„Vom Schleier meiner Zucht erwuchs ich tief umfangen;
Den Zügel der Vernunft entzog mir dies Verlangen;"

dieser Leichtsinn Tehmina's einerseits, so wie andererseits der nicht minder große Leichtsinn, mit dem Rostem die Neuvermählte verläßt, und weder der Mutter noch dem Kinde weiter nachfrägt, ist der erste Grund und die Wurzel aller Schmerzen, die beyder Leben am Ende durchschneiden. Während der Sohn, Suhrab, zum Knaben heranwächset, und schon als solcher in kräftigster Rüstigkeit und kampfgewandt sich zeigt und durch seine Heldengestalt und Löwenstärke als Wunderkind hervorragt, Nr. 10, während es ihn mit Hast und Ungeduld zu dem ungekannten hohen Helden-Vater, dessen Ruhm und Wunderthaten er mit stolzem Selbst-

Digitized by Google

gefühl und Entzückung lauschet, unwiderstehlich hindränget, heget dieser dagegen nur flaue Erinnerungen. Nr. 46:

Ich denk' an alte Zeit, (sagt Rostem) vergessen manches Jahr,
Und jetzt erinnr' ich mich, als ob es gestern war,
Wie lange kann es seyn? unmöglich ist der Knabe
Mein Sohn, wenn einen Sohn ich in Semengan habe.
Unmöglich, wenn mir dort ein Herz- und Seel-Erfreuer
Erwächst, ist er ein Mann der Schlacht und Heerzerstreuer.
Jetzt trinket er noch mit milchduftiger Lippe Wein;
Doch ohne Zweifel bald wird er ein Kämpe seyn.
Wann seine Zeit kommt, wird sein Arm die Keule schwingen,
An Tapferkeit wird er mit seinem Vater ringen.
Aufblühen neu in ihm wird Rostems Heldenfeuer,
Der Jüngling wird dem Greis der Jugendkraft Erneuer;
Jetzt ist er noch kein Mann der Schlacht und Heerzerstreuer.
Wann er erwachsen ist, wird ihn die Mutter schicken,
Und um den Arm das ihm bestimmte Zeichen stricken.
Erkennen werd' ich ihn, und er wird mich erkennen,
Denn meine Zeichen wird ihm auch die Mutter nennen;
Nicht feindlich werden wir uns dann im Kampf anrennen.
Zusprechen wird er mit sittigem Zuspruch,
Nicht kommen mit gewaltthätigem Gastbesuch,
Nicht mit der Thür ins Haus, ins Land mit Waffen fallen,
Anklopfen wird er erst an seines Vaters Hallen,
Und diese sind ihm aufgethan mit Wohlgefallen u. s. w.

Von alle dem, was hier Rostem als seine Erwartung ausspricht, thut nun aber auch Suhrab seinerseits das Gegentheil, und lässet sich Unachtsamkeit und Uebermuth zu Schulden kommen. Statt die Spange am Arm als Erkennungszeichen zu tragen, — Nr. 9 u. 11, — vor Verlust sie zu bewahren, trug er sie auf der Brust; Nr. 106, — Statt an des Vaters Hallen zu freundlichem Gastbesuch anzuklopfen, prahlet er, von Stolz auf seinen Vater und vom Gefühle der eigenen übermenschlichen Stärke schwellend Nr. 12:

Nun aus Semengan hier, und dort aus Turan's Marken
Versamml' ich all ein Heer der Muthigen und Starken.
Nach Iran will ich ziehn und von dem dunkeln Staube
Der Schlacht dem lichten Mond aufsetzen eine Haube.
Ausrütteln von dem Thron will ich den Keikawus,
Und schlagen aus dem Feld den alten Feldherrn Tus.
Wenn Rostem will, geb ich ihm Thron und Kron und Schatz,
Und laß ihn sitzen auf Keikawus Fürstenplatz.
Von Iran zieh ich dann nach Turan kampfbereit,
Und fordre den Schah Afrasiab zum Streit.
Vom Throne stürz ich ihn als wie ein Blitz herab;
Die Sonne lang ich mit der Lanzenspitz herab.
O Mutter aber dich, du höre meinen Schwur an,
Mach ich zur Königin von Iran und von Turan u. s. f.

Solch ungezügelter Muth und Uebermuth konnte nicht zum Heile führen, und mußte dem Heldenjüngling von beyden Seiten von Iran wie von Turan zum Verderben ausschlagen, zumal er zufolge seiner zweyschlächtigen Geburt, mütterlicherseits Turanier, väterlicherseits aber Iranier, keinem Stamme voll angehörte, in keinem einen Halt hatte. Seinen jugendlichen kriegerischen Ungestüm und Ruhmsucht macht sich der schlaue Afrasiab, Oberkönig von Turan, zu Nutze; er versiehet ihn mit Heeresmacht zum Angriff auf Persien, den Führer des turanischen Zuzuges, Baruman, beauftragend, daß er ja die Erkennung Vaters und Sohnes verhindere, und einen durch den andern aus dem Wege zu räumen suche.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Jänner.

Nr. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert.

(Schluß.)

Die Zwittergeburt und der unüberlegte Sturm und Thatendrang Suhrabs rechtfertigen Barumans Betragen, demnach er, ein hier zwar untergeordneter, jedoch ächter Charakter, wie solche im Orient und allen despotischen Regierungen immer wiederkehren, das eigene Gewissen und bessere Gefühl, das ihn zur Anerkennung der höheren und edleren Natur in Suhrab nöthiget, nicht allein dem Willen seines Herrn unterwirft, sondern eben hiedurch, auch für seinen Stamm und Volk sorget. B. 4. u. anderwärts.

Suhrabs rascher und siegreicher Einfall in Persien mit einem turanischen Heere macht das Aufgebot der gesammten Streitmacht Persiens, und auch Rostems Berufung und Zuzug nöthig.

In diesem Theile des Heldengesanges macht sich die Rhapsodie von Hedschir und Gurdaferid (Buch 3. u. 4) mit Suhrab besonders anziehend, so wie in Buch 5 und 6. die Zögerung Rostems, dem Aufgebot so schnell zu folgen, als es gefordert wird, dann sein slaues Bedenken, hierauf sein Zerwürfniß, und endlich wieder seine Versöhnung mit dem Schah Keikawus. In den bey dieser und anderen Gelegenheiten angebrachten Zügen aus der alten persischen Reichsverfassung zeigt sich die Aehnlichkeit derselben mit der des ehmaligen deutschen Reiches im Mittelalter; Rostem, Lehensfürst und gleichsam Herzog von Sabulistan, trotzet dem Schah oder Kaiser Keikawus, etwa wie Heinreich der Löwe u. a. m. Indeß dieß augenblickliche Zerwürfniß, das die unbedachtsame Hitze des persischen Schahinschah hervorgerufen, wird vermittelt, und es rücken sich als Führer mächtiger feindlicher Schaaren einander entgegen Vater und Sohn, einander suchend, ahnend und nicht erkennend; es stellen sich einander gegenüber Jugend und Alter mit allen Kennzeichen und Zügen dieser beyden Lebensstufen. Suhrab so übermenschlich stark und tapfer als sein Vater, der starkleibige (Tehemten) und eben so kühn und muthvoll, zugleich edel gegen Freund und Feind; so offen und zutraulich, als bescheiden und geschämig. Nr. 12. a. E.

„Mit höherm Haupt, als er gekommen, gieng er fort (von der Mutter)
Von seinem Vater sagt' er keinem doch ein Wort.
Im Herzen macht' er ganz den Vater sich zu eigen,
Doch wenn den Mund er aufthun wollte, mußt' er schweigen.
Ihm war's als ob er erst zu Rosse steigen sollte,
Wenn er als Rostem's Sohn der Welt sich zeigen wollte.“

Und doch nennt er nachher Nr. 21 unbedachtsam und am unrechten Orte dem Hedschir seinen Namen und seine Abkunft, die er in der Zusammenkunft mit Rostem — bescheidentlich — nicht verräth, während er so herzgewinnend zutraulich und liebevoll den alten Helden fragt und ahndungsvoll bedrängt, ob er doch nicht Rostem sey; Nr. 86, als sie gegeneinander kamen:

„Doch näher kamen an die beyden Helden licht
Geritten nun, und sahn einander ins Gesicht.
Suhrab, den Ungeduld hinan zum Vater trieb,
Sprach, während eine Hand er in der andern rieb:
„Komm, alter Held, wie ich gesehn noch keinen habe,
Nicht übel nimm es mir! Dich will bestehn ein Knabe.

Digitized by Google

Von Iran brauchen wir und Turan hier dazu
Sonst keinen außer uns, genug sind ich und Du.
An Wuchse bist du hoch, an Schultern bist Du stark!
Die Jahre haben doch versehrt bereits dein Mark.
Du wirst mich nicht bestehn in diesem Waffengange!

In dieser Anrede, so treuherzig und wohlwollend sie auch gemeynt und geäußert war, lag doch in alle Wege eine Mahnung an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der Jugendkraft und Macht, eine Mahnung, die der Mensch in der Regel selbst bey dem augenscheinlichsten Verfall ungerne und mit Widerwillen vernimmt, geschweige denn, daß Rostem, der bis heute sieggekrönte übermächtige Held und Hort Persiens sie gerne vernehmen sollte. Daher ist nicht zu verwundern, daß bey allem Mitleiden, das sein Herz mit dem Kinde Suhrab fühlet, gleichwohl ein finsterer Geist über ihn kam, der ihn übermochte, daß er auf die Frage: bist du Rostem? antworten konnte: Nr. 86.

„Ich bin nicht Rostem! was fragst du dem Rostem nach?
Er ist ein Ritter, ist ein Fürst; ich bin ein Knecht;
Mit ihm nicht, nur mit mir ist dir der Kampf gerecht.
Ich bin der Späher, der dir auf der Burg erschlug
Den Späher dort, der Lust mich auszuspähen trug!
Nun komm zum Kampf, mein Sohn! des Schwazens ist genug.

Diese Erinnerung an Sends, des Spähers, Todschlag mußte und sollte den Suhrab reizen. Allerdings hätte der alte Held, seiner Kraft, und der durch sie errungenen Siege und Triumphe sich bewußt, erst den Kampf und Krieg lieber vermieden; er hätte lieber sich Ruhe gönnen und des Friedens genießen mögen. Allein Suhrabs plötzliches siegreiches Eindringen und der Schrecken seines Namens ließ ganz Iran nur Rostems erprobter Stärke vertrauen, nur ihn anrufen. Rostem selbst trug Lust, den jungen Gegner zu sehen; in unglücklicher türkischer Verkleidung schlich er sich auf die Burg, wo der junge turanische Recke mit seinen Gefährten in tiefe Nacht hinein Gelage feyerte. V. 7. Hier nun erschlug Rostem, um nicht als Späher entdeckt zu werden, den Send, den einzigen von der Mutter eigens dazu mitgegebenen treuen Freund Suhrabs, der diesem den Vater zeigen konnte und wollte. Daher bey Rostem selbst eine bange Ahndung ob dieser That Nr. 73. Zwar Hedschir auch hätte dem Sohne den Vater zeigen können; allein er that es nicht, aus Liebe zu seinem Volke, aus Haß gegen die Feinde, die Turanier, mit denen Suhrab heranzog Nr. 78. Bey Rostem aber gewinnt mehr und mehr die Sorge für Persien, für seinen Namen und Ruhm, an den ihn die Freunde erinnern, das Uebergewicht, daß er um seiner Ehre willen sich gleichsam verstockt, und nicht zu erkennen giebt, um nur das Problem ganz rein gelöst zu sehen, ob er, ob Suhrab, in dem er nun den Sohn nicht mehr ahnet, Ruhm und Leben lassen soll. Beyde, Ruhm und Leben zusammen gilt es; um so mehr gilt es aber auch Anstrengung der Kraft des alten Perserhelden, der von dem Jüngling überwältigt nur durch List und Lüge loskommt; Virtus an dolus, quis in hoste requirat? Aber sie rächet sich grausam an dem Vater, der im nächsten Zweykampf den Sohn ersticht, der sie treuherzig und edelsinnig geglaubt hatte. Hier V. 10 und 11. wird ein mährchenhaftes Wunderbare, oder vielmehr eine feingesponnene Allegorie ausgeführt; Rostem nämlich war mit so übermäßiger Stärke von der Natur begabt, daß sie nicht nur seinen Feind, daß sie ihn selber drückte; von ihr einmal beschwert

Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, eh'r im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurückzufodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft.

Mit der letzten Zeile ist Sinn und Absicht dieser Allegorie sofort erklärt; gegen Suhrab genügte nicht das gewohnte Maaß der Stärke, womit Rostem bisher Heere, Riesen und Div's niedergerungen hatte; es war nöthig, die gesammte Kraft durch jegliche Leidenschaft und Sorge um Leben, Ruhm und Vaterland verstärkt, aufzubieten,

Digitized by Google

um durch entscheidenden Sieg Unehre, Schmach und Niederlage von sich abzuwehren. Der Ernst, die Sammlung und Concentration aller Gedanken und Kräfte auf einen Punct, auf ein Ziel, die waren der dem Berggeist anvertraute Ueberschuß der Kraft; diese waren ihm in den bisherigen Begegnissen, eben wie im gewöhnlichen Verlauf, minder nöthig, minder gegenwärtig; jetzt aber galt es, der Welt zu zeigen, er verstehe zu siegen; er aus eigener Machtfülle, nicht nebenher das Glück rc. erringe ihm den Sieg. Aber welch einen Sieg! der einem solchen Sohne durch diesen Vater das Leben raubte! Hier erhebt sich die Handlung zum höchsten tragischen Besorgniß und Mitleiden. Die letzten Worte und Aufträge des verscheidenden und nun ganz liebenswürdigen Heldenjünglinges, die grausenhaft überraschende gegenseitige Entdeckung und Erkennung, die vergeblichen Bemühungen Rostems den tödtlich getroffenen zum Leben zu retten, die furchtbaren Klagen des Vaters um den bewunderten im Augenblick der Gewinnung auch schon verlorenen Sohn, die Anklagen desselben gegen sich selbst zu dem Schmerz der Demüthigung vor Keikawus, dieß und mehr anderes ist mit so ergreifender Wahrheit, mit so andringlicher Stärke und Kraft des Gefühles und Rhythmus dargestellt, daß Niemand widerstehen kann, daß in der Poesie aller Zeiten und Völker kaum ein ähnliches Stück aufgewiesen und an die Seite gestellt werden kann. Darüber ist desto weniger nöthig mehr zu sagen, je allgemeiner diese Partie überall hervorgehoben und gerühmt worden ist; — begreiflich, weil eben sie den herbsten Schmerz gemach zu tiefer Wehmuth und Besinnung über der Menschen Loos und Thun reiniget und kläret.

Je ruhiger und gehaltener in den ersten Gesängen das Ethos war, desto stärker wirkt in den nachfolgenden das Pathos, das bis zum höchsten Grade steigt, ohne daß es jemals aus dem epischen Tone fällt, und das sich beschwichtiget in der Schlußrede Rostems an seinen Bruder Sewar ausspricht:

Sewar, mein Bruder! jetzt brecht überm Haupt mir ab
Das grüne Zelt, und nehmt von mir hinweg Suhrab!
Bringt ihn nach Sabul in die Gruft, in der ich wollte
Gern schlafen, wenn ich ihn damit erwecken sollte.
Ihr geht! ich bleibe hier; fragt nicht warum! was mir
Begegne, fragt nur nicht! Doch laßt den Rachs mir hier!
Grüß alle Mannen dort, das ganze Volk und Land;
Sewar, das alles geb ich nun in deine Hand.
Umtummeln muß ich hier mich etwas in der Oede,
Daß ich den Schmerz in mir, den grimmen Drachen tödte.
Lebt alle wohl! wenn man daheim von Rostem spricht,
Und fragt, wohin er kam? so sagt, ihr wißt es nicht.

Die Haupthandlung, die bisher nach ihrem Inhalt und Sinn angedeutet worden, gliedert sich in viele und mannichfaltige Momente, die zu einzelnen kleineren Bildern und Handlungen, 118 an der Zahl, ausgeführt worden, man könnte sie Romanzen oder Balladen nennen, wenn diese Benennung nicht irre führen könnte, mehr lyrischen Schwung und Geist zu erwarten, als er dem Epos geziemt. Gleichwohl aber ist jeder Moment, jede Romanze, aus dem tiefsten Gefühl, aus der höchsten Besonnenheit und ruhiger Klarheit, aus der weichsten aber hochgehaltenen Stimmung heraus gesungen, und bey allem Wechsel der Bilder, der Zustände und Ereignisse im Einklang mit dem Ganzen herrlich vollführt. Wie viel zu diesem Gleichmaß im Tone und der Haltung das vom Dichter gewählte ächtdeutsche Versmaß, zumal in seiner Behandlung desselben beytrage, ist schon erinnert worden. Was es weniger Breite und Schmuck zuläßt, die zu unserer Lese-Eile gar nicht taugen, das ersetzet es durch die Annäherung an die didaktische Lyrik. Je öfter das Gedicht gelesen wird, desto mehr hebt sich jedes Einzelne, jeder Zug in seiner selbständigen Bedeutung, so wie zum Ganzen heraus; wie z. B. Rostem mehr zechet, Suhrab mehr schmauset; jener mehr zu erhalten besorgt ist, dieser mehr zu erringen trachtet; wie dieser in seine

Digitized by Google

Gegenkämpferin Gurdaferid sich verliebt, wie rührend er für sie und alle die seinigen und selbst für seine Feinde, den Hedschir, Baruman und die Turanier in der Todesstunde Vorsorge trägt u. dgl. m. Besonders wirksam und zu Herzen dringt auch die Schilderung der Streitrosse beyder Helden, beyde gleichfalls Vater und Sohn, die wie vom Instincte geführt, das Widerspiel von dem vergegenwärtigen, was zwischen ihren Herren vorgehet.

In diesen und ähnlichen vielen anderen Zügen zeigt Rückert daß er ein großes Ganzes schön zu fassen und wohl zu gliedern versteht; er zeigt in der Ausführung, daß er nicht ein kalleidoskopischer Dichter sey, der einzelne schöne aber doch zusammenhanglose Bilder und Erscheinungen vorgaukelt und mit dem Spiel des Wechsels ergötzen will; sondern er ist ein teleskopischer Dichter, der in die tiefsten Fernen der Welt und des Seelenfirmamentes schauet; ohne überschwänglich und transcendent zu werden, bringt er das Höhere Jenseits, es nicht vernichtend, vielmehr schon dießseits ans Licht und beweiset in dem Gang und Vollzug der gesungenen Geschichte das sogenannte Verhängniß und Schicksal als moralische Weltordnung.

Basilius Magnus plotinizans, supplementum editionis Plotini Creuzerianae, Basilii M. Garnerianae. Edidit A. Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae, apud C. A. Jennium filium. MDCCCXXXVIII. 4. 46 S.

Der Verfasser dieser Abhandlung, ein junger, geist- und kenntnißreicher Philolog, welcher mit dem regsten Forschungseifer eine ungemeine Belesenheit in den Schriftstellern des klassischen Alterthums verbindet, hatte sich wiederholt mit der Lectüre des Basileios des Großen beschäftigt, und zwar nicht, wie früher, zum Behufe seiner platonischen Studien, sondern auf Verlangen seines gelehrten Landsmannes Ludwig von Sinner, welcher in Paris im Verlage der Gebrüder Gaume eine neue Ausgabe der Werke des Basileios des Großen zu veranstalten gedenkt, und ihn deßhalb um Nachweisung der Quellen ersucht hatte, aus denen der kappadokische Kirchenfürst seine ganze antike und besonders seine philosophische Gelehrsamkeit schöpfte.

Als nun Hr. Jahn — so erzählt er in der Vorrede S. 3 f. — an das Ende des fünften Buches der Schrift gegen Eunomios Bd. I. S. 320. C. ed. Garn. zu den Worten: *ἐνθυμείσθω μὲν πᾶσα ψυχὴ — — — τῶν γοητευουσῶν γυναικῶν τὰς ἄλλας* gekommen war, fiel ihm diese Stelle ganz besonders auf, da sie ihm durch ihre Lebensfrische und die wunderbare Erhabenheit der Gedanken mit dem ganzen Werke gegen Eunomios, das ihn, wie er sagt, nicht sehr angesprochen, ja ihm vielmehr Ekel verursacht hatte, sehr zu contrastiren schien. Er erinnerte sich in früherer Zeit etwas Aehnliches im Plotinos gelesen zu haben. Als er aber fortfahrend zu den Worten S. 320 E.: *προσίτω δὲ ἡσύχῳ τῇ καταστάσει· ἥσυχον δὲ αὐτῆς ἔστω* u. s. w. gelangte, dünkte ihn diese Stelle ganz plotinisch. Er hatte sich ehemals bey wiederholter Lectüre des Plotinos unter andern vorzüglicheren Stellen auch jene herrlichen Worte Ennead. I. 1, 2. S. 483. A.: *σηοπείσθω δὲ — ἥσυχον δὲ αὐτῇ ἴστω — — οὐρανὸς ἀμείνων* wegen des hohen Enthusiasmus, der sie beseelt, in seinen Adversarien bemerkt. Und so ward nun diese noch tief im Gedächtniß haftende Stelle die Veranlassung zu jenem Funde. Bey näherer Vergleichung fand er, daß die erwähnte Stelle des Basileios, mit wenigen Aenderungen und einigen Zusätzen, ganz mit der des Plotinos übereinstimme. Er fuhr nun fort, den Plotinos zu lesen und mit Basileios zu vergleichen. Allein wie staunte er, als er sah, daß jener ganze Aufsatz bey Basileios, welcher *περὶ τοῦ πνεύματος* überschrieben ist, ein wahrer cento plotinianus sey, d. i. zusammengestoppelt aus der Untersuchung des Plotinos Enn. V. 1, 1. S. 482. E. — Kap. 5. S. 486. A., und zwar so zusammengestoppelt, daß das, was Plotinos von der Weltseele und von der übersinnlichen Welt sagt, mit einigen Auslassungen und einigen Zusätzen aus der kirchlichen Gelehrsamkeit, auf die Abhandlung über den heiligen Geist übertragen worden sey.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nr. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; von C. J. Hefele, außerordentlichem Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. Tübingen bey Laupp. 1837. 8. VIII. u. 421 S.

Seit dem Erscheinen von Cleß kirchlichpolitischer Landes- und Culturgeschichte von Würtemberg, einem für jene Zeit sehr verdienstlichen und noch jetzt unentbehrlichen Werke, worin auch der Gegenstand dieser Anzeige, die Geschichte der Einführung des Christenthums in Schwaben, wenigstens Einleitungsweise und in mehrfacher Hinsicht ungenügend behandelt wurde, sind 32 Jahre verflossen. Auch abgesehen von den Mängeln der früheren Forschungen mußte schon die seit einigen Decennien in der gesammten Betrachtungs- und Behandlungsweise der Geschichte, und namentlich des kirchlichen Mittelalters eingetretene Veränderung, wie die großen Fortschritte der Kunde des deutschen Alterthums, eine neue, dem jetzigen Standpuncte angemessene Bearbeitung wünschenswerth machen. Daher entspricht Hr. Hefele, ein Schüler Möhlers und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Kirchen-Geschichte, einem vorhandenen Bedürfniß, indem er sich entschloß, „unter Benützung der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, die (wenn auch geräuschlose, aber in ihren Folgen wichtige) Geschichte der Christianisirung Würtembergs in Kürze neu zu bearbeiten, das in großen bändereichen Werken zerstreute zu sammeln, das gesammelte zusammen zu fügen, neue Forschungen und Untersuchungen anzustellen, seine eigenen Gedanken und Ansichten mitzutheilen, — bis zu dem Puncte, wo zweifelsohne schon in allen Thälern und auf allen Höhen Würtembergs Christi Name verehrt wurde" (bis in die karolingische Zeit).

Sein Zweck ist zunächst ein würtembergisch-vaterländischer; die Natur der Sache aber brachte es mit sich, daß er darauf sich nicht beschränken konnte. Der Name Würtemberg erscheint bekanntlich ziemlich spät (nicht schon 989, wie der Verf. S. 6 behauptet, — wohl nach einer, längst als eingeschoben erkannten Stelle in des Canisius edit. Hermanni Contracti). Das Land selbst ist nach und nach zusammengebracht aus den Bruchtheilen verschiedener politischer und kirchlicher Gebiets-Ganzen. Es war unumgänglich nothwendig, sich über die Geschichte dieser Provinzen, in welche das jetzige Würtemberg damals noch verwachsen war, somit des ganzen südwestlichen Deutschlands zu verbreiten, jedoch so, daß dasjenige, was mit Wahrscheinlichkeit oder erweislich auf jetzt würtembergische Landestheile Bezug hatte, besonders hervorgehoben wird.

Noch auf andere Weise mußte der Hr. Verf. seinem, nach seiner ursprünglichen Absicht etwas dürftigen Stoffe ein weiteres Interesse zu verleihen, indem er nämlich auch die politische Geschichte in ziemlicher Vollständigkeit einflocht, — soweit ihr inniger Zusammenhang mit seinem kirchenhistorischen Gegenstande, und die Forschung selbst es erforderten, für welche sie größtentheils Grundlage und Leitfaden ist; sodann aber auch, „weil die Kunde von den frühesten Schicksalen unsers Vaterlandes nicht eben zu den allgemein bekanntesten Partiheen der Geschichte gehöre."

Die drey Perioden in welche die Darstellung zerfällt, sind 1) die römische, in welcher zuerst die Saat des Christenthums ausgestreut, 2) die ale-

mannische, in der sie größten Theils wieder zerstört, aber ein frisches Geschlecht wenigstens äußerlich mit dem Christenthum in Berührung gebracht, und 3) die fränkische, in welcher dasselbe, still und allmählich, aber vollständig und bleibend für die Kirche gewonnen wurde.

Römische Periode. §. 1 — 3 handeln von der römischen Eroberung und von der Entstehung des Zehendlandes. Neue Aufschlüße werden hier nicht gegeben. Gleich Anfangs wäre, schon wegen der spätern keltischen Glaubensboten, der ältesten gallischen Bevölkerung zu erwähnen gewesen, wobey dann des Ptol. ἔρημος Ἐλυητίων seine rechte Stelle erhalten hätte. Manches ist unrichtig oder ungenau, wie S. 17 die Ansicht von den Sueven, S. 20. ein römisches Britannien unter August, S. 21. der 3jährige norische (pannonische) Krieg vor der Eroberung Rhätiens u. a. — Zu S. 32. erinnern wir nur an Porta (Pforzheim), Aquileja (Aalen), und selbst an Samulocenae (Sülchen). — Das Zehendland scheint der Verf. durchaus als Zubehör von Germania prima zu betrachten (S. 50. 59. vrgl. 66); allein auch Rhätien hatte sein Vorland, worauf schon der Name Ries im weitern Sinne, wonach es den Theil des Augsburger Sprengels nördlich der Donau bis zur Teufelsmauer (noch im 15. Jahrh.) begriff, und die Benennung Alpes Retianae für die schwäbische Alp (noch im 12. Jahrhundert, bey Ortlieb in Hess. monum. I, 171) hindeuten. Ein limes auf dem Nordrande der Alp bis gegen Lorch hin, wo schon die plötzlich veränderte Richtung des vallum rom. und seine ganz verschiedene Beschaffenheit die Provinzialgränzen bezeichnen, schied dieses rhätische Vorland von dem gallischen. Indessen ist diese Unterscheidung für den nächsten Zweck des Verf. ohne Erheblichkeit. Er macht es §. 5. sehr wahrscheinlich, daß von dem linken Rheinufer (und von dem rechten Donauufer) der Same des Christenthums frühe schon in dieses Colonial-Land mit seiner Mischlings-Bevölkerung und seinem Mischlings-Cultus (§. 4), ausgestreut worden seyn mag (eine bestimmtere Spur liefern die neulich zu Rotenburg gefundenen alten Gefäße mit eingegrabenen Kreuzen Vorr. VII.); eben so frühe aber bey der Ueberwältigung des Zehendlands durch die Barbaren (283) wieder erstickt wurde. Gegen 2 Jahrhunderte länger, noch unter der Herrschaft christlicher Kaiser behaupteten sich (wenigstens auf einzelnen Puncten) die Römer in der Provinz Rhätien, daher die Kirche hier zu einer festeren, geordnetern Existenz gelangen, und Reste sich mitten durch die Völkerwanderung erhalten konnten (§. 6).

Im 2ten Abschnitt wird zuerst (§. 7 — 10) die Besetzung des Vorlands und des westlichen Theils von Rhätien durch die Alemannen erzählt.

„Die römische Herrschaft in unsern Gegenden hörte auf, mit ihr sank das Fundament christlicher Bildung, der junge Bau der Kirche in diesen Ländern stürzte zusammen, und die hoffnungsvolle Blüthe erstickte vor ihrer schönsten Entfaltung. Das scheint hart, wie ein Gewaltstreich des harten Verhängnisses. Barbaren stürmten herein, zerstörten die Anfänge höherer Kultur und Gesittung. Alles ward wieder in Dunkel gehüllt und in Aberglauben begraben, — das scheint schrecklich und jammervoll. Aber das römische Reich hatte das tödtliche Gift schon lange in sich, und mußte unaufhaltsam zusammensinken. Bey uns ward es verdrängt, als es eben in seinem Innern zu erdröhnen begann und früher als der gewaltige Sturz und die mächtigen Trümmer Alles erdrückten. Ein neues, jugendlich kräftiges Reich trat an die Stelle des krankhaften alten, ein unversehrtes Naturvolk, roh noch, aber voll guter Anlagen und Keime, in tiefer Gemüthlichkeit zum Höchsten bildsam drang herein, anfangs wohl ein wilder Stamm, aber fähig, kräftiger Träger des edelsten Reiches zu werden.“ (S. 80 f.)

Der Verf. nimmt (S. 85. Anm.) mit Pfister Alemannen und Sueven als verschiedene Namen Eines Volkes. Allein nach Jorn. 54 (Suevis tunc juncti Alemanni — utrasque gentes), Proc. b. G. I. 12 (Σουάβοι τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοί ... ἰσχυρὰ ἔθνη). Conf. Fredeg. 108 a. 725. Alemannos et Suavos, u. a. und selbst Walafrid Str. prol. (auf den der Verf. sich stützt) mixti Alemannis Suevi, bezeichnen beyde als (zwar Stammverwandte, aber) verschiedene Völker. *)

*) Vielleicht ist davon noch eine Spur in folgender Stelle Tschudi's (Th. 1. S. 30) über die Eroberung des Landes zu Schwaben durch den ersten Friedrich von Hohenstaufen: „die andern Lande, als Thurgau, Schwarzwald, Breisgau, Mortnau, die nicht schwäbische Lande sind, mochten ihm und seinen Nachkommen nie werden.“
A. d. R.

Mit gutem Grunde haben bayerische Geschichtsforscher diesen Sueven in dem östlichen (eigentlichen) Schwaben bis zur Iller und nördlich der Donau, so weit später die Augsburger Diöcese (deren Gränze dadurch erklärt würde) sich erstreckte, ihre Sitze angewiesen. Erst nach der politischen Vereinigung, ohne Zweifel durch die Karolinger, wurden beyde Namen promiscue gebraucht. — Der Verf. behauptet, unter den Hohenstaufen sey der Name Alemannien wieder (vorübergehend) der überwiegende geworden, — während bekanntlich gerade das Gegentheil statt fand.

§. 11 wird bewiesen, daß die Alemannen, wie alle (?) germanischen Wandervölker, bey ihrer Einwanderung in das römische Gebiet — und noch lange nachher heidnisch waren, daß daher mit den Elementen christlicher Bildung ganz von vorne mit ihnen begonnen werden mußte, daß aber die mannigfachen Berührungen mit den Römern, die Niederlassung auf römischem Boden, unter einer theilweise wenigstens christlichen Bevölkerung, und die dadurch gewonnene Kunde über Christenthum und christliches Leben, selbst schon als eine große Vorbereitung zur einstigen innigen Ergreifung des christlichen Lichts zu betrachten sey. Denn (S. 103):

„gebildeten Nationen wohl kann eine neue Idee *oder* Lehre durch das Gewicht ihrer Gründe mit *solcher Gewalt* imponiren, daß sie einen Umschwung der ganzen bisherigen Denkweise gebiert und hervorruft. Anders verhält sich die Sache bey Naturvölkern, die noch auf die Stufe der Kindheit in der Entwicklung des Geistes gestellt sind. Hier fehlt schon die Grundlage solcher plötzlichen Ideengestaltung und solches blitzschnellen Umschwunges, es fehlt die nöthige Bildung des Geistes, welche allein die Trefflichkeit der neuen Idee in ihrem überraschenden Lichte und in ihrer innern schlagenden Wahrheit zu erfassen und zu begreifen im Stande ist. Während in der Seele des Jünglings und Mannes die Idee zündet, wie der elektrische Funken, mit der Energie und Schnelligkeit des letztern, und Schlag auf Schlag die neue Form sich gestaltet, muß der Knabe, oder was dasselbe ist, ein Volk, das mit ihm auf der gleichen Stufe der Bildung steht, für Auffassung der Idee erst herangezogen und empfänglich gemacht werden."

Der Inhalt dieses 2ten etwas dürftigen Abschnitts würde gewonnen haben, wenn der Hr. Verf. manches erst in dem folgenden leichthin berührte oder ausführlich erörterte, wie den tief gewurzelten Hang der Alemannen zum freyen Einzel-Leben, ihren Haß gegen die Städte, ihre gegen die römischen Niederlassungen gerichtete Zerstörungswuth, besonders die §. 16 gegebene Darstellung ihrer Religion mit den Berührungspuncten, welche sie für das Christenthum darbot, hieher gezogen, und zu einer Charakteristik der Alemannen zusammengestellt hätte, für welche selbst noch die jetzige schwäbische Nationalität ihm für seinen Zweck wichtige Züge hätte liefern können.

(Fortsetzung folgt.)

Basilius Magnus plotinizans, supplementum editionis Plotini Creuzerianae; Basilii M. Garnerianae etc.

(Schluß.)

S. 5. bemerkt nun der Verf., so fortfahrend: „Sic rem satis, hercle, memorabilem detexisse me videbam, eamque dignam, cuius notitia non minus Basilii, quam Plotini causa communicaretur cum hominibus eruditis, praesertim iis, qui hodie cummaxime in eo elaborant, ut quid philosophia Platonica philosophantibus in veteri ecclesia theologis profuerit, explicatum tandem reddatur. Interim tamen, in sinu gaudens de egregio fructu, quem ego ipse e studio philosophiae Platonicae investigandisque eius seminibus per patrum Graecorum scripta sparsis percepissem, satis mihi videbar facturus esse, si hoc totum inventum in annotationibus Basilio adjiciendis patefacerem."

Hiezu kam noch, daß er, als er im Lesen der Werke des Basileios zu dem neunten Kapitel der Schrift von dem heiligen Geiste (Bd. III. S. 19 — 20) vorgerückt war, sah, daß fast alles, was dort von der Natur des heiligen Geistes gesagt wird, in Gedanken und im Ausdrucke mit den Ansichten und der Darstellungsweise des Plotinos harmonire.

So viel über die Art, wie er zu dem doppelten Funde gekommen, den er in diese Abhandlung niedergelegt.

Digitized by Google

Demnach ließ er, was die erstere Untersuchung über den heiligen Geist betrifft, die Worte des Basileios links, und rechts die Stellen, welche dieser aus Plotinos geborgt, abdrucken, und zwar die letztern nach Creuzers Recension. Das nämliche Verfahren beobachtete er bey der zweyten Untersuchung, welche über den nämlichen Gegenstand handelt und auf die plotinischen Quellen zurückgeführt werden sollte, so, daß er bey dieser verschiedene, bisweilen auch ähnliche Stellen, welche sich in Plotinos Enneaden zerstreut finden, anführte, indem Basileios daraus entweder einzelne Gedanken und Redensarten absichtlich nahm, oder wie das Gedächtniß sie ihm eingab, oder gleichsam dictirte, ganz nach plotinischem Geschmacke tingirt, benutzte.

Sehr befremblich jedoch war es dem Ref. zu sehen, wie der sonst so behutsame Verfasser nach den gründlichen und vollständigen Untersuchungen, welche Dom. Garnier und nach ihm Schröckh (christl. Kirchengeschichte Bd. XIII. S. 58.) über die zwey letzten Bücher der Schrift gegen Eunomios angestellt und worin sie auf die überzeugendste Weise dargethan haben, daß sie den Basileios keineswegs zum Verfasser haben können, indem sie sowohl durch ihren Inhalt und die ganze Behandlungsweise, als durch die verschiedene Schreibart mit den drey vorhergehenden Büchern in offenbarem Widerspruche stehen, dessen ungeachtet kein Bedenken trug, jenes Machwerk dem geistreichen und feingebildeten Basileios zuzuschreiben und ihn geradezu als einen kecken und verschmitzten Plagiarius zu erklären. Große Geister, zu denen Basileios unstreitig gehört, verschmähen es, sich mit solchen Lappen zu schmücken.

Was die zweyte Stelle anlangt, so hat sie allerdings plotinisches Colorit; doch ist sie kein plotinischer Cento, was Herr J. zu behaupten sich wohl hütete, indem er klüglich die Aufschrift: Emblemata Plotiniana, vorsetzte.

Schon aus der Vergleichung dieser Stelle und einer andern von Creuzer z. Plotin. Bd. III. S. 250. a. *) angeführten hätte der Herr Verf. Argwohn schöpfen sollen, daß der Epilog zu dem fünften Buche gegen Eunomios unächt ist.

Die kritischen Anmerkungen unter dem doppelten Texte und die exegetischen, jedesmal am Ende angefügten, sind mit der lobenswerthesten Genauigkeit bearbeitet und mit einer bewunderungswürdigen Fülle von Gelehrsamkeit ausgestattet, welche den ehemaligen Zögling der Creuzerischen Schule nicht verkennen läßt.

Ref. will nur Folgendes hiezu bemerken: S. 11. wird die Verbesserung des Paul Colomies, welcher in seinen Opuscc. (Ultraject. 1669. 12. S. 92.; ed. Fabr. S. 313) zu der in Turn. Ausg. des Synes. über die Träume S. 95. und in der Morell. S. 6. verdorbenen Stelle, wo ἐν βιβλίῳ τοῖς ὠψὶ steht, ἐν βιβλίοις τις ὄψει gelesen wissen wollte, mit Unrecht als die beste gerühmt. Schon Boissonade (Anecdott. Graecc. Vol. I. p. 435.) äußerte sich darüber mißbilligend. Nicht glücklicher war Gataker (Dissertat. de N. T. stylo p. 96.), welcher ἐν βιβλίῳ τοσαῦτα ὄψει vorschlug. Richtig alle Hss. und Petau's Ausgg. ἐν βιβλίῳ τοῖς οὖσι.

S. 17, wo der Verf. den Sinn und die Bedeutung der von den Kirchenvätern häufig gebrauchten plotinischen Redensarten θεὸν εἶναι oder θεὸν γενέσθαι erläutert, hätte auch Gregorios v. Naz. von der Armenliebe Red. XIV. S. 273. A — B. der Benedict. Ausg.: υἱὸν γενέσθαι θεοῦ, συγκληρονόμον Χριστοῦ, τολμήσας εἴπω, καὶ θεὸν αὐτὸν, angeführt werden können.

Am Ende S. 45 f. folgen noch zwey Epimetra, von welchen das erste de centone platonico apud personatum Dionysium Areopagit., das zweyte de centone platonico apud Jamblichum handelt.

Vorzüglich muß Ref. an dieser, für das Studium der Platoniker sehr interessanten, Abhandlung noch die schöne Latinität, besonders in der Vorrede, welche er jedoch etwas gedrängter gewünscht hätte, rühmen.

Der Druck ist gefällig, das Papier gut.

*) Mit welcher Zartheit bemerkt hiebey der gelehrte Herausgeber des Plotinos: Suspiceris Basilium a Plotini lectione recentem haec scripsisse!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den dritten Abschnitt eröffnet eine allgemeine Charakteristik der an Aufschlüssen über die Bekehrungs-Geschichte der Alemannen weit ergiebigern fränkischen Periode. Sehr erschwert wird die Untersuchung und Darstellung durch den Umstand, daß im Umfange des jetzigen Würtembergs keine Missionäre sich ansiedelten, kein eigenes Bisthum sich hier erhob, daß es seiner Christianisirungsgeschichte an einer Hauptquelle fehlt, wie sie der fränkischen der Uebertritt Chlodwigs darbot, daß daher in Ermanglung eines sichern Fadens die verschiedenen, dem Auge oft kaum sichtbaren Wege, auf welchen das Christenthum von allen Seiten her eindrang, die kaum bemerklichen Fortschritte mühsam aufgesucht werden müssen, daß diese Geschichte von der Bekehrungsgeschichte des gesammten Alemanniens unzertrennlich ist.

Der Hr. Verf. schreibt dieß dem Mangel an beträchtlichen Städten, der Zerstörung der ehemaligen im römischen Zehendlande blühenden Kolonieen zu; — die tiefer liegende Ursache aber möchte seyn, daß Würtemberg vermöge seiner geographischen Stellung und des Gangs der Geschichte ein mannigfach getheiltes Vor- und Gränz-Land war, daß die Metropolen der verschiedenen Provinzen, deren Gränzen es mitten durchkreuzten, sämmtlich außerhalb seines jetzigen Umfangs lagen, daher die Einwirkung nothwendig von außen und von verschiedenen Richtungen erfolgen mußte.

Die Periode beginnt mit der Schlacht bey Zülpich, einer der folgenreichsten der Weltgeschichte. S. 95:

„Jener blutige Tag — und das ist seine hohe Bedeutung in der Geschichte — brachte zwey großen Nationen ein Licht, das nimmer erlöschen und fortan den beseligendsten Einfluß auf beyde gewinnen sollte, — rascher bey den Franken, innerlicher bey den Alemannen.“ S. 117. — „Oft sind die Wege der Vorsehung in Dunkel gehüllt, und die Pfade, auf denen sie die Völker und die Einzelnen führt, mit Dornen bedeckt. — Wie die Freyheit des Knaben gezähmt, seine Unabhängigkeit beschränkt, er selber der Zucht der Schule übergeben werden muß, wenn er die höhere Freyheit und Selbständigkeit des Mannes soll gewinnen und festhalten können; so mag auch hier die Selbständigkeit der Alemannen in der Knabenzeit ihrer Bildung der Schranken benöthigt gewesen seyn, wenn aus ihr eine höhere Freyheit hervorgehen sollte. Das Niedere mußte untergehen, damit das Höhere erstehe.“ u. s. w.

Ungleich weniger befriedigend ist die Vorstellung des Hrn. Verf. von den unmittelbaren Folgen jener Schlacht. Ganz Alemannien — von Worms an aufwärts (S. 222) — sey dadurch in die Hand der Franken gekommen, Provinz ihres Reiches geworden (S. 119), jedoch habe Chlodwig es diesem nicht einverleibt, sondern es in ein eigenes, bloß unter fränkischer Oberherrlichkeit stehendes Herzogthum umgewandelt (S. 119 f. 148 ff. 160). Was zuerst den letzten Punct betrifft, so sind die Ausdrücke der fränkischen Chronisten (sub jugo tributarios fecit. G. Fr. 13) und Cassiodors (servitio subjugatum) im strengsten Sinn der germanischen Eroberer-Sitte zu nehmen. Das Land der Alemannen, innerhalb des Römerwalls, vom Schwarzwald bis zum Mayn und vielleicht zur Lahn, und was sie auf dem linken Rheinufer besaßen, wurde dem fränkischen Reiche (Austrasien) einverleibt zum

Digitized by Google

königl. Fiscus geschlagen, oder an fränkische Edle vertheilt, die Alemannen aber so weit sie sich diesem Loose nicht durch die Flucht entzogen, in zinsbare Hörige verwandelt, mit Verlust ihrer Gesetze und ihres Namens. Dieses Schicksal aber traf nicht das ganze Alemannien, wie aus dem Verlauf der Geschichte und aus Agathias klar hervorgeht und selbst bey Gregor. Tur. 2, 30 sich angedeutet findet (coarctato populo). Die Gränze der Eroberung Chlodwigs bezeichnet ohne Zweifel die schon in dem Dagobert'schen Markbrief erwähnte, und mit der Nordgränze des Constanzer Bisthums zusammenfallende marca Francorum et Alemannorum; — die also nicht erst spätern Ursprungs seyn kann. Sie erstreckte sich mit Einschluß der überrheinischen Besitzungen wenigstens über die Hälfte des alemannischen Gebiets. Der Verf. glaubt (S. 92. 166) mit Schöpflin, Elsaß habe bis auf Karl Martell, oder wenigstens bis ins siebente Jahrhundert mit Alemannien Einen Herzog gehabt; allein Schöpflin hat diese an sich schon unwahrscheinliche Behauptung ohne allen Beweis hingestellt. Schon bey der ersten Erwähnung des Elsasses gegen Ende des sechsten Jahrhunderts erscheint es als Bestandtheil Austrasiens, und die elsässischen Herzoge, von welchen Eticho nicht einmal der erste war, sind nicht National-Herzoge, sondern fränkische Beamte, wie sie auch in andern Gegenden des eigentlichen Frankenreiches vorkommen. Eben so wenig gehörte die Ortenau zu dem Herzogthume Alemannien, dem Schöpflin sie zurechnet, vielmehr wird sie in allen ältern Nachrichten bestimmt von Alemannien unterschieden; die Bluchach, im Dagobertschen Markbrief Gränze der Bisthümer Constanz und Straßburg, ist noch 926 das commarchium Alemannorum, Gränze des alemannischen Breisgau gegen die Ortenau, welche letztere, wie in kirchlicher, so ohne Zweifel auch in politischer Hinsicht zum Elsaß gehörte. Man darf als Grundsatz annehmen, daß alles was diesseits des Rheins Diöcesan-Gebiet überrheinischer Bischöfe war, auch unmittelbar fränkisches Land war; der gewöhnliche Ausdruck dafür ist trans Rhenum, so 675 von Baden; 817 von Kloster Lorsch, Schwarzach, (in der Ortenau) — mit ausdrücklicher Unterscheidung von Alemannia (Pertz M. G. III. 223 sq.). War aber die Ortenau ausgeschlossen von Alemannien, so stand dieses nicht einmal in unmittelbarer Gränzberührung mit Elsaß in seinem damaligen Umfange. Ueber alle diese Länder, von welchen nur Elsaß und Ortenau eine mildere Behandlung erfahren haben mag, erstreckt sich Chlodwigs Eroberung und in allen verschwand der Alemannen Namen. Was später so hieß, ist erst 40 Jahre später unter ganz andern Verhältnissen in Verbindung mit dem fränkischen Reiche gekommen. Der Hr. Verf. theilt mit Pfister und den meisten Andern die Ansicht (S. 145 ff.): ein Theil der Alemannen flüchtete sich zu Theodorich dem Ostgothen, und erhielt von ihm Wohnplätze in seinem Gebiete in Rhätien, Italien ꝛc., wurde aber, als nach seinem Tod dieser Schutz ihnen wieder entzogen wurde, genöthigt in die Heimath zurückzukehren, und sich den Franken zu unterwerfen. Unstreitig geht aus Cassiodor und Ennodius hervor, daß ganze Massen Alemannen vor Chlodwigs Schwert sich zu den Ostgothen geflüchtet haben. Die Frage ist nur, ob Theodorichs Theilnahme an dem Schicksal der Alemannen sich auf die Aufnahme von Flüchtlingen auf sein Gebiet beschränkt und wie weit dieses Gebiet sich erstreckt habe? Kaum ist zu bezweifeln, daß sein Reich die ganze Diöcese Italien also auch Rhätien umfaßte, dessen Wichtigkeit für die Vertheidigung Italiens ihm so gut einleuchtete, als ehemals dem Augustus (Cassiod. VII. 4). Nichts nöthigt uns, dieses ostgothische Rhätien in dem spätern engern Sinn zu verstehen, wie die meisten es nehmen — einzig weil sie von der Voraussetzung ausgehen, Chlodwig habe sich das ganze Alemannien unterworfen. Der alte Sprachgebrauch, der Ausdruck Rhaetiae, in der Mehrheit, der Umstand, daß in der Geschichte dieser Zeit zwischen den Alpen und der Donau nirgends selbständige Völker erscheinen; die enge Verbindung Theodorichs mit den Thüringern, das überall sichtbare Streben seiner Politik auf jede Weise sich gegen die Franken zu verstärken, — alles dieß macht es höchst wahrscheinlich, daß er, so weit seine Ansprüche vermöge des Besitzes Italiens reichten, vielleicht unter Benützung der Bedrängniß der Alemannen seine Herrschaft bis zum alten rhätischen limes auf der schwäbischen Alp und am Römerwall ausgedehnt habe. Es ist dieß illa pars, quam

ad nos cognoscitis pertinere (Cassiod. II. 41). Sodann scheinen auch diejenigen Alemannen, welche den Landstrich zwischen dieser Gränze und der marca Francorum bewohnten, unter seinen Schutz sich gestellt zu haben, und auf sie seine Verwendung bey Chlodwig sich zu beziehen, wie man aus den geschraubten und geflissentlich unbestimmt gehaltenen Ausdrücken seines Schreibens schliessen möchte. — Seine volle Bestätigung erhält alles dieß durch Agathias 1, 6: Theoderich, als er sich des gesammten Italiens bemächtigte, machte sich auch die Alemannen zinsbar, und κατήκοον εἶχε τὸ φῦλον, nach Theoderichs Tod, bedrängt durch Justinian, genöthigt ihre (in den fernsten Gegenden stehenden Proc. b. G. 1, 11) Streitkräfte zusammenzuziehen. Da sie nicht mehr um weite Herrschaft, sondern um Italien zu kämpfen hatten, ἑτέρων τε πολλῶν ἐξίστανται (die Ostgothen) χωρίων, καὶ μὲν δὴ καὶ τὸ Ἀλαμανικὸν γένος ἀφεῖσαν; — so brachte Theudibert auch τὸ τῶν Ἀλαμανῶν ἔθνος, unter seine Gewalt. Entscheidend endlich ist die Stelle 1, 4: παραλαβὼν τὴν πατρῴαν ἀρχὴν ὁ Θευδίβερτος, τούστε Ἀλαμανοὺς κατεστρέψατο (die also nicht zu seinem ererbten Reiche gehörten), καὶ ἄλλα ἄττα πρόσοικα ἔθνη (es können keine gemeynt seyn, als die Sueven, die bojoarischen Völkerschaften). Diese Unterwerfung der ihm von den Gothen überlassenen Völker, und die Anordnung ihrer Verhältnisse fällt zwischen 536 und 38; sie scheint vertragsmäßig erfolgt zu seyn unter sehr günstigen Bedingungen; der an die Gothen entrichtete Tribut fiel weg (nirgends eine Spur, daß Alemannien den Franken Tribut entrichtet hätte, so wenig als das in ganz gleichen Verhältnissen stehende Bayern), und statt des gothischen dux, erhielten sie einheimische, erbliche, bis auf einen gewissen Grad selbständige Herzoge (die vom Verf. angeführte Stelle Proc. b. G. 1, 12 gehört nach dem Zusammenhang nicht hieher). Es ist dieß die Epoche des alemannischen und des bayerischen Herzogthums, — beyde aus dem Schooß des Ostgothen-Reiches hervorgegangen, und das erstere allem Anscheine nach dem Umfange des gothischen Alemanniens genau entsprechend.

Nach dem bisherigen würde das S. 148 ff. der klugen Politik Chlodwigs, seiner Schonung der Sitten, Gesetze, Religion der Unterworfenen ertheilte Lob seinem Enkel Theudobert gebühren, auch anderes über die unmittelbaren Folgen der Zülpicher Schlacht gesagte zu modificiren seyn. Jedenfalls ist es richtig, daß in der ganzen Stellung, in welche (jetzt) Alemannien zum fränkischen Reich gekommen war, der Keim einer Entwicklung lag, die zum Christenthume führen mußte.

Dieß führt der Hr. Verf., nachdem er sich §. 19. die überflüßige Mühe gemacht, einige längst aufgegebene Behauptungen älterer würtembergischer Schriftsteller zu widerlegen — §. 20 — 27, nach den einzelnen Momenten durch.

(Fortsetzung folgt.)

Agenda geognostica. Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher und Leitfaden zu Vorträgen über angewandte Geognosie. Von C. C. von Leonhard. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit eingedruckten Lithographien. Heidelberg bey J. C. B. Mohr 1838.

Der bekannte, um die Geognosie vielfach verdiente Verfasser hat es sich in dem vorliegenden Werke zur Aufgabe gemacht, den reisenden Geognosten nicht nur auf Alles aufmerksam zu machen, was den Apparat für die Reise und zum Beobachten betrifft, sondern auch die Beobachtungen selbst in der Art zu leiten, und für deren Vollständigkeit zu sorgen, daß er durch geeignete Fragen dem Denken zu Hülfe kommt und das auf Reisen so oft vorkommende Uebersehen des einen oder andern wichtigen Punctes, so weit dieses im Allgemeinen möglich ist, verhindert. Wenn man weiß, wie leicht die Masse des Neugesehenen in einer fremden Gegend oder in einem fremden Lande Zerstreuung veranlaßt, wie die Zeit zum Beobachten nicht selten sparsam zugemessen ist, wie Versäumtes dabey oft nur mit großen Mühseligkeiten, oft gar nicht mehr nachgeholt werden kann, so wird man ein Werk dieser Art nicht nur für den Anfänger als nothwendig erklären müssen, sondern auch

Digitized by Google

den Werth anerkennen, der ihm, als einem aufmerksam machenden Begleiter, für den Geübteren zukommt. — Es existiren ähnliche Anleitungen von Saussure, Pusch, Haiden, Brard ꝛc. und in der neuesten Zeit von Boué: Guide du geologue-voyageur sur le modèle de l'Agenda geognostica de Mr. Leonhard und von de la Beche: How to observe (von Rehbock deutsch bearbeitet und von Collegno ins Französische übersetzt). Der Verf. giebt in der Vorrede an, daß er namentlich die letztern in der vorliegenden Auflage benützt habe.

Das Buch zerfällt wesentlich in zwey Abtheilungen, wovon die erste die Vorbereitung zur Reise in wissenschaftlicher und materieller Beziehung behandelt, die zweyte die geognostischen und geologischen Untersuchungen selbst, wie solche nämlich nach den gegebenen Fragen geführt werden sollen. Man findet in der ersten Abtheilung unter andern eine Uebersicht der vorhandenen geognostischen Karten, welche bey Reisen durch Deutschland Dienste leisten können. Von Bayern sind angegeben: Die Gebirgskarte von Flurl, die Karte des Fichtelgebirges von Goldfuß und Bischof, Gegend von Berchtesgaden von L. v. Buch (Geognost. Reisen B. I.) und Karte von Hallein, Berchtesgaden und Gosau von Boué. (Mém. géologiques. Vol. I.)

In dem Artikel — Zurüstung — werden die Werkzeuge zum Untersuchen der Gesteine und zum Sammeln beschrieben: Hämmer, Meißel, Zangen, Keilhaue ꝛc., die Geräthschaften zur Bestimmung des Streichens und Fallens der Schichten, Compaß, Gradbogen, Klinometer (mit Abbildungen in Holzschnitten), der mineralogische Apparat; Barometer, Thermometer, Aräometer ꝛc.

Es wird ferner der Apparat von Abich beschrieben, um die Dämpfe von Fumarolen und die Kohlensäure von Mineralwassern zu bestimmen. Zur Ausmittelung der Richtung der Erdbeben sind Instrumente von Cacciatore und von Babagge angegeben worden, welche ebenfalls abgebildet und beschrieben sind.

Auch findet sich eine Anleitung beygefügt, wie mittelst der camera lucida, mit Transparent-Apparaten ꝛc. Profile und prospectivische Ansichten zu zeichnen sind.

Die weiteren Artikel handeln von der Art zu reisen, Reisezeit, Wahl der Gegend, Ausmittlung günstiger Beobachtungsstellen, Sammeln von Belegstücken, von den allgemeinen Regeln für geognostische Untersuchungen, Aufnahme von Karten ꝛc.

Bey mehreren Artikeln ist die betreffende Litteratur angegeben, was um so zweckmäßiger war, als der Plan des Ganzen nicht immer ausführliche Details zuließ.

Was die Fragen betrifft, so hätte ihre Zahl etwas verringert werden können, ohne daß der Zweck des Ganzen verfehlt worden wäre, denn einen großen Theil derselben muß sich wohl Jeder selbst stellen, welcher überhaupt eine Untersuchung oder Beschreibung vornehmen will; übrigens sind mit Recht auch Fragen gestellt worden, welche an die gangbaren Hypothesen über Bildung, Alter ꝛc. der Gesteine erinnern und deren Berücksichtigung beytragen kann, den Werth der einen oder der andern festzustellen. — Recht wünschenswerth wäre es, wenn die Geognosten beachteten, was am Schluße des Werkes in Beziehung der Ausführung einer geognostischen Beschreibung gesagt wird: „Es muß umständlich beobachtet, aber nicht immer gerade eben so ausführlich erzählt werden; der Berichterstatter mühe sich, die Einzelnheiten unter allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzufaßen; nur da verdienen Erscheinungen eine ausführliche Darlegung, wo zu besorgen wäre, daß die Genauigkeit leiden würde.“ — Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Jänner.

Nr. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Resultat wird S. 239 f. kurz so zusammengefaßt:

„Plötzlich finden wir von der zweyten Hälfte des siebenten Jahrhunderts an, bis zu welcher Zeit hinauf die Nachrichten im Cod. Dipl. Alemanniae gehen, Alles schon christlich, — christliche Gemeinden, Kirchen, ein schon ziemlich geordnetes Kirchenthum. — Nur errathen können wir die Wege, auf welchen das Licht des Evangeliums zuerst in unsere *heimischen* Gauen gekommen ist. Schon die Zülpicher Schlacht war ein Wegweiser zu Christus. Die Verbindung mit den Franken, wie mit den Ostgothen, in welche unsere Ahnen jetzt kamen, war für sie eine Vorschule des Christenthums, das alemannische Elsaß die Brücke, auf der das Christenthum nach unsern Gegenden wanderte, die Villen und Kurten der Könige und Großen die ersten Colonieen desselben, die benachbarten Bisthümer die beglückenden Bäume, die ihren befruchteten und befruchtenden Samen herein in unsere Gegenden sandten, die austrasischen Könige die gekrönten Missionäre unseres Vaterlandes, das alemannische Gesetz endlich der große Erzieher unseres Volkes zum christlichen Leben und Glauben.“

Wir betrachten es als ein Haupt-Verdienst der vorliegenden Schrift, durch genauere Erörterung und klare Herausstellung dieser Momente, die gewöhnliche Ansicht, welche das alemannische Christenthum mit der Ankunft der irischen Missionäre beginnen läßt, berichtigt zu haben; nur daß der Verf. in seinem Bemühen bisher meist übersehene Umstände geltend zu machen, hie und da sie zu überschätzen scheint.

Dahin gehören die Ansichten, Gesinnungen, Motive, Bestrebungen, welche er den Merowingern beylegt. Es mögen selbst die „minder preiswürdigen“ Glieder dieser Dynastie nicht unbedeutenden Eifer für den äussern Glanz der Kirche gezeigt, es mag schon ihre Politik ihnen gerathen haben, die neu gewonnenen durch das Band gemeinsamer Religion enger an sich zu knüpfen (S. 122), es mag an mannigfachen Mitteln ihnen nicht gefehlt haben, auch ohne direkten Zwang dieß zu bewirken. Daß sie aber die Aufforderung in sich gefühlt, der unabweislichen Pflicht jeder Regierung sich bewußt gewesen, auf Beglückung ihrer Unterthanen durch Gesittung und Bildung hinzuwirken, die Alemannen auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben (S. 162 f.), begriffen haben, daß nur durch das Christenthum wahre Bildung und Gesittung unter das Volk gebracht werden könne (S. 205), daß es schwer fallen möchte zu behaupten, ihr darauf bezügliches Bemühen sey nicht aus reinsittlich-politischem Gesichtspunkt hervorgegangen (S. 230), selbst, daß sie mit dem Eifer der Neophyten an Ausbreitung des Christenthums gearbeitet haben (ebend.) — Alles dieß ließe sich den Karolingern nachrühmen, was aber die Merowinger betrifft, so widerstrebt dem die ganze Geschichte dieses rohen heidnisch gräuelhaften Geschlechts. Hätte der Hr. Verf. sich mit den fränkischen Schriftstellern dieser Periode bekannt gemacht, so hätte er den richtigen Maaßstab von der Gesittung und Bildung dieser „gekrönten Missionäre“ erhalten und statt modern christliche und politische Voraussetzungen auf jene barbarische Zeit überzutragen, ein zwar weniger erbauliches, aber historisch treueres Bild entworfen. Was den kirchlichen Eifer jener Könige betrifft,

so könnten immerhin einige Ausnahmen zugegeben werden, wie bey Dagobert „dem Großen“ (?) — allein selbst dieser erwarb sich wahre Verdienste nur so lange er sich der Leitung der Stammväter der Karolinger hingab. — Wie ihr Christenthum selbst nur ein äußerlicher Anstrich war, so haben auch zu seiner Verbreitung äußere Umstände und Rücksichten damals unstreitig das meiste gethan.

So hat auch auf die alemannischen Großen, welche den Grundstock der Christianisirung des Volks abgaben (§. 20), das Bedürfniß der Anbequemung an die christliche Hofsitte, bey schwacher Anhänglichkeit an eine Religion ohne Dogmen und Priesterschaft, sicher mehr eingewirkt, als die Gelegenheit, die sie bey den christlichen Königen und im Umgang mit christlichen Staatsmännern hatten, „mit den Vorzügen des Christenthums bekannt zu werden und seine innere überzeugende Kraft an den Gemüthern zu erproben.“ — Die missi dominici (S. 162) sind ein Karolingisches Institut. — Eine unmittelbare Verbindung des Elsaß mit Alemannien (§. 21) fand nach dem obigen nicht statt; auch war von dort über den Schwarzwald wenig Verkehr, wohl aber mit dem Breisgau und der Gegend am Bodensee. — Von königlichen curtes in Alemannien unter den Merovingern (§. 22) ist lex. Alem. 30 und 22 die einzige Spur; erst unter den Karolingern, durch Confiscation des Herzogthums, wurden sie bedeutend. —

Die Mallstätten zu Leutkirch, Ravensburg u. s. w., waren nicht die bedeutendsten in unsern Gegenden (S. 171), sondern nur diejenigen, welche in den Schenkungs-Urkunden zufällig am frühesten und häufigsten vorkommen. Mit Recht wird übrigens bemerkt, daß jene königlichen und herzoglichen curtes, wie die Mallstätten frühe schon Colonieen des Christenthums, feste Puncte waren, welche sich durch stete Anlagerung immer weiter ausdehnten. —

§. 23. handelt von der Entstehung des Bisthums Constanz, weit des wichtigsten für Würtemberg, dessen größter Theil in seinen Bereich gehörte; hauptsächlich von hier gieng die Bekehrung aus, besonders als St. Gallen ein Heerd christlicher Frömmigkeit, Mission und Wissenschaft geworden war (S. 182). Bey der scharfsinnigen Untersuchung über den Zeitpunct der Verlegung des Bisthums von Windisch nach Constanz geht der Verf. davon aus, es könne dieß nur unter einem Könige geschehen seyn, welcher Burgund und Austrasien unter seinem Scepter vereinigte, also im 6ten Jahrhunderte nur unter Chlotar I. (555 — 61) oder unter Childebert II. (593 — 96), von welchen er sich für den erstern entscheidet; — aus andern Gründen scheint auch uns dieß das wahrscheinlichere, zu bemerken aber ist, daß ein Theil Burgunds, und zwar gerade derjenige, in welchem Vindonissa lag, seit der Eroberung (533) austrasisch war, daher schon 535 der Bischof jener Stadt, Grammatius, als Unterthan des Königs von Austrasien, Theodebert, auf dem Concilium Arvernense erschien. Die Verlegung könnte in so fern schon vor Chlotar statt gefunden haben, wobey der Umstand, daß Grammatius noch 549 sich Bischof von Vindonissa nennt, keine wesentliche Schwierigkeit machen würde. Wir fügen bey, daß bis zur Einverleibung Sueviens Constanz das eigentliche und einzige alemannische Bisthum war, indem die Grenzen seines Sprengels und des Herzogthums zusammenfielen. — §. 24. Wo von den Bisthümern Augsburg, Speyer und Worms die Rede ist, eifert der Hr. Verf. (S. 189) gegen den

„harten, durch nichts berechtigten Vorwurf Pfisters gegen die trostlose Annahme, daß diese Bischöfe für die Bekehrung ihrer alemannischen Nachbarn nichts gethan haben; — es wäre gewiß eine Berufs-Vergessenheit ohne Gleichen in der Geschichte der alten christlichen Kirche, wenn von einer Reihe von Bischöfen für die Christianisirung einer benachbarten Provinz so gar nichts geschehen seyn sollte.“

Bezeihlich wenigstens ist diese Beschuldigung, da nach des Verf. eigenem Geständniß die Geschichte uns wenig oder nichts von der apostolischen Thätigkeit dieser Bischöfe aufbewahrt hat — so daß selbst der Fortbestand jener Bisthümer bis auf die Zeit Dagoberts sehr in Zweifel gezogen worden ist; auch läßt das Gemälde, das uns von den fränkischen Geistlichen bis ins 8te Jahrhundert geliefert wird, nicht eben auf apostolische Bestrebungen schließen. Indessen beweist eine, von dem Verf. übersehene, Stelle, daß diese Bischöfe gegen die Er-

Digitized by Google

weiterung ihres kirchlichen Wirkungskreises doch nicht so gleichgültig waren; es ist die Vorstellung der Synode zu Grado um das Jahr 590 (Eccard. Francia orient. I. 67), aus welcher hervorgeht, daß die in den Ländern nördlich der Alpen gegen die Donau, in gentibus, befindlichen Kirchen, wie diese Länder politisch zu Italien gerechnet wurden, italienischen Erzsprengeln untergeben waren (wenigstens bis zum Lech dem Patriarchat Aquileja — wie nach andern Nachrichten, Chur zu Mailand gehört); daß aber unter Justinian (ohne Zweifel in Folge der Unterwerfung dieser Länder durch Theodebert) die Galliarum episcopi Priester (sacerdotes, Bischöfe?) dort einzusetzen begonnen, namentlich zu Augsburg, und daß man sich zu Aquileja noch zur Zeit jener Synode durch solche Eingriffe bedroht glaubte. Sollte nicht diese Stelle auch zur Entscheidung der Streitfrage über das Zeitalter des hl. Rupert und seiner Mission beytragen? — Einen weitern Grund für seine Ansicht findet der Hr. Verf. in der Diöcesan-Eintheilung Dagoberts (aber nicht 628 — 38, sondern 622 — 33; in jenem Jahr erhielt er von seinem Vater die Regierung Austrasiens, in diesem mußte er sie seinem Sohne abtreten, nachdem er schon 628 seine Residenz nach Neustrien verlegt hatte); „es wäre dieß eine zwecklose Arbeit und sinnlose Mühe gewesen, wenn gerade die Gegend, wo sich die vier Bisthümer berührten, das heutige Würtemberg, noch heidnisch gewesen wäre; es mußten daselbst schon Eroberungen für Christus von den verschiedenen Bisthümern aus gemacht worden seyn, ehe Dagobert durch eine Theilung die Jurisdictions-Ansprüche der Partheyen vereinigen konnte.“ (S. 192 f.). Wenn aber dann beygefügt wird (S. 193), „gerade der Umstand, daß diese Eintheilung mit der politischen Grenze nicht durchaus zusammenfalle, sey nur durch die Annahme erklärlich, daß die Nachbar-Diöcesen durch Missionen und Kuraten eine kirchliche Einwirkung geübt haben, welche sich nicht genau an die politischen Grenzen hielt, aber doch von Dagobert nachmals respectirt wurde,“ — so wären vor allem jene „mehrfachen“ Abweichungen von der politischen Gränze nachzuweisen gewesen. Nach unsern Untersuchungen gab es keine solchen Ausnahmen von dieser Norm, wenigstens nicht bey Constanz, von dem doch im Grunde allein die Rede ist; denn daß Dagobert noch andere Diöcesan-Sprengel geordnet habe, ist nicht bekannt. — S. 194. 208. „Diese Diöcesan-Eintheilung, wie sie das Vorhandenseyn von Christen beweißt, war zugleich für die betreffenden Bischöfe eine neue Aufforderung, für die weitere Ausbreitung des Christenthums in den ihnen zugetheilten Districten zu sorgen.“

§. 26. geht der Herr Verf. auf die Fürsorge der austrasischen Könige vor Dagobert für Religion und Kirche auf die — wohl auch für Alemannien gültigen — Capitularien derselben über. (In dem Edict Chlotars II. ist der Sinn der 2ten constituta nicht richtig gegeben; es ist hier nicht von der Absetzung eines Bischofs die Rede, sondern davon, daß kein Bischof bey seinen Lebzeiten sich einen Nachfolger ernennen, und keiner sich ihm als solcher aufdrängen solle, außer wenn rc.)

Eines der wichtigsten Momente ist unstreitig das alemannische Gesetzbuch (§. 27):

„es setzt nothwendig eine geordnete kirchliche Einrichtung wie die Verbreitung des Christenthums wenigstens in einem beträchtlichen Theile des südwestlichen Deutschlands voraus; indem von dem Heidenthume gar keine Notiz genommen, sondern alle schlechthin als Christen behandelt werden; zugleich hatte es die Bestimmung, die Alemannen, ein noch nicht völlig christianisirtes Volk, durch äussere Zucht zum Christenthum vollends hinüberzuführen, höhere Achtung gegen die Kirche, Hinneigung, völlige Hingebung gegen sie und ihre Lehren zu erwecken.“

S. 222 ff. wird Pfisters allerdings nicht hinreichend begründete Vermuthung eines nachdagobertischen Ursprungs des kirchlichen Theils des Gesetzbuchs widerlegt. — Theoderich I., dem der Verf. nach der sogenannten Vorrede der leges, die erste Revision in christlichem Sinne zuschrieb, hat mit dem alemannischen Gesetz sicher nichts zu thun gehabt. Nach einem Codex aus der Zeit Karls des Großen, (Eccard. Fr. Or. I. 493) hat noch in der ersten Hälfte des 8. Jhrhr. Herzog Lantfrid dieses Gesetz erneuert; es könnte seyn, daß es damals Zusätze erhalten hätte, wohl aber keine wesentliche. In der Hauptsache ist es wahrscheinlich von Chlotar II. (perfecit); von Dagobert wurde

Digitized by Google

es erneuert, (derselbe Ausdruck wie bey Lantfrid!) und „von Grundaus" (?) verbessert.

Der ansprechendste und im Ganzen gelungenste Theil des Buches beginnt mit §. 28, nämlich die Geschichte der irischen oder scotischen Missionäre, welche in einer rohen, nur auf das äußerliche gerichteten geistigtodten Zeit zuerst das erfreuliche Bild ächt religiösen Lebens, innigen Glaubens, aufopfernder Menschenliebe und strenger Sitten-Reinheit darstellten. Ihr von dem Hrn. Verf. nicht deutlich genug hervorgehobenes Verdienst ist, daß sie in den Neubekehrten nicht nur mit ihrem bis dahin bloß äusserlich aufgetragenen, rohen Christenthume, zuerst eine Ahnung christlichen Geistes weckten, sondern selbst der in Erstarrung und Apathie versunkenen Kirche durch ihren glühenden Eifer und die Macht ihres Beyspiels wieder Leben, Bewegung und höhern Schwung mittheilten. So kann ohne Verkleinerung zugestanden werden, daß sie nicht, wie gewöhnlich ihnen nachgerühmt wurde, die ersten waren, denen unser Vaterland die Gabe des Christenthums verdankt, was, wie treffend unterschieden wird, nur von denjenigen gelten kann, welche die nordöstlichen Gegenden Würtembergs, das thüringisch-fränkische Gebiet heimsuchten, — während die andern im südwestlichen Alemannien bereits vielleicht den größten Theil des Volkes bekehrt antrafen, daher hier ihr Einfluß mehr nur ein fördernder, stärkender und belebender seyn konnte.

§. 29 — 37. werden die Missionen im Süden, „unter Christen und Heiden," von Fridolin an bis auf Pirminius, einen der thätigsten und bedeutendsten erzählt: dann (§. 38.) das Verhältniß des hl. Bonifacius zu Alemannien S. 370 dahin bestimmt: „Keines der westgermanischen Länder nahm seine Thätigkeit weniger in Anspruch als Alemannien; das Kirchenthum war hier bereits fest gegründet, die äußere Bekehrung schon im siebenten Jahrhundert vollendet, ja im achten bereits wieder im Sinken bemerklich" (die kriegerische Zeit Karl Martells). Um so einflußreicher war seine Wirksamkeit im Nordosten, wo (§. 39.) zuerst am Ende des siebenten Jahrhunderts durch Kilian kaum die ersten Anfänge der Bekehrung gemacht worden waren, welche jetzt Bonifacius vollbrachte und durch Stiftung des Bisthums Würzburg befestigte. Der Hr. Verf. unterwirft überall mit besonderem Fleiß die Zeitbestimmungen einer neuen Untersuchung, — so weit es möglich ist, auf der Grundlage zum Theil sehr spät niedergeschriebener Sagen zu bestimmten Resultaten zu gelangen; er erforscht sorgfältig die Spuren der Einwirkung jener sämmtlich ausserhalb der Gränzen des jetzigen Würtembergs gestifteten geistlichen Kolonieen, mit besonderer Beachtung der Namen der Kirchen-Patrone (z. B. der zahlreichen S. Hilarius-, S. Gallus-Kirchen), und der Schenkungen, deren früheste in das Ende des siebenten Jahrhunderts fallen, die aber erst seit der Mitte des achten zahlreich werden; diese Schenkungen seyen um so bedeutendere Zeugnisse, als hier die beygefügten Zeitangaben uns in den Stand setzen, die Periode, wo dieser Einfluß geübt wurde zu bestimmen. In letzterer Beziehung wird S. 307 bemerkt:

> „man würde diese Schenkungen ganz irrig beurtheilen und ansehen, wenn man glauben wollte, auf Seite der Schenkenden sey das Geben primär und einzig gewesen, die Empfangenden aber hätten sich dieser Schenkungen ohne vorangegangene Leistungen und nachfolgende Gegenleistungen zu erfreuen gehabt. Wer vielmehr weiß, wie die Kirche in Besitz des größten Theils ihrer Güter gekommen ist, kann nicht verkennen, daß zuerst von der Kirche aus durch Pastoration (vrgl. S. 306. 308) dem gläubigen Volke geistliche Wohlthaten zufließen mußten, ehe sich dieses entschließen konnte, von dem Seinen für den irdischen Bedarf der Kirche zu spenden."

Man kann den Grundsatz, daß die Schenkungen eine vorangegangene geistliche Einwirkung voraussetzen im allgemeinen zugeben; daß aber diese Einwirkung auch nur hauptsächlich in Pastoration bestanden habe, beruht wenigstens hinsichtlich der Klöster, deren Traditionen zunächst diese Bemerkung veranlaßt haben, auf unerweißlicher Vermuthung, und auf Verwechslung mit späteren Zeiten; weil in den meisten Fällen war der Ruf von dem heiligen Leben der Mönche, besonders aber (v. Arx, Gesch. v. S. Gallen I, 168. 170) der Ruf von den Wunderthaten des Heiligen, das Verlangen sich seiner Gunst und Hülfe zu versichern, die Veranlassung dieser Schenkungen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, herausgegeben von Karl August Hahn. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse 1838. 112 Seiten. 8.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Heidelberg bey C. F. Winter (Druck bey J. P. Sollinger in Wien) 1839. 42 u. XVI. S. 8.

Zwey kleine Schriften verwandter Richtung und Behandlung: die erstere von einem Manne, der sich durch seine Beurtheilung der Ziemannischen Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichtes Gudruna, wie des Ziemannischen mittelhochdeutschen Wörterbuches, des Spicilegii Vaticani von Greith etc. bereits als einen tüchtigen Kritiker, besonders auf dem Gebiete mittelhochdeutscher Metrik bewährt hat; die zweyte Schrift von einem zu Wien gebornen Griechen und Jenem gewidmet.

Beyde Werkchen geben zuerst in ausführlicher Einleitung Bericht über Sprache und Dichter, über die benützten Handschriften und die im mittelhochdeutschen Texte behandelten Sagen. Darnach folgt der bereinigte alte Text, mit nöthigsten Angaben der handschriftlichen Lesarten. Herr v. Karajan schließt hiemit seine Arbeit, Dr. Hahn fügt seinem Texte von S. 91 — 110 eine Anzahl Anmerkungen bey, welche nicht nur von Belesenheit, sondern von umsichtiger feiner Beobachtung zeugen.

Das vorliegende kleine Gedicht Konrad's von Würzburg bildet nach dem Doppeltitel den 3ten Theil des 13ten Bandes der trotz Anfechtung rasch fortschreitenden „Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit," welche die vielbeschäftigte Bassische Verlagshandlung vor noch nicht zwey Jahren ankündigte und eröffnete, und deren dreyzehnter Band Konrad's von Würzburg sämmtliche Werke enthalten soll.

Konrad's von Würzburg bekannter trojanischer Krieg (wovon auch in Würzburg eine bisher unbekannte und unbenützte Handschrift liegt) ist ein umfangreiches und zugleich Konrad's letztes Werk, außer dem er aber eine nicht geringe Anzahl kleinerer Erzählungen dichtete, theils geistlicher, theils weltlicher, ja ziemlich weltlicher Stoffe. Erhebt er sich nämlich einerseits in seiner goldenen Schmiede oder dem Preise der Jungfrau Maria (abgedruckt in Grimms altdeutschen Wäldern II. 212 — 238 und Maylaths Coloczaer Codex I. 3 — 52) zu einem edlen Schwunge reiner Begeisterung, so weit ihrer sein Jahrhundert fähig war, und hält er den frommen Ton auch in seinem heiligen Sylvester (auszüglich in Graff's Diutiska II. 1 — 35) und heiligen Alexius (vrgl. Oberlin Diatriba de Conr. Herbipol. S. 10 — 11 und Haupt's und Hoffm. Altd. Blätter II. 89) fest und schildert die Nichtigkeit des Lebens in der werlt lôn (abgedr. in Docen's Miscell. I. 56. und Benecke's Wigalois S. LV — LXIV.), so ergeht er sich andererseits doch auch nicht nur gern in harmlosen weltlichen Sagen, wie im Schwanritter (abgedr. in Grimm's Altd. Wäld. III. 52 — 96), im Turney zu Nantheyz (abgedr. in Maßmann's Denkmälern S. 138 — 148), Engelhart und Engelbrut (Eschenburg's Denkmäl. 2), dem Herzmähre (handschriftlich in Wien,

Digitized by Google

Heidelberg, Colocza, Insprnck), *) Otto mit dem Bart (handschriftlich zu Wien, Heidelberg, Colocza, Insprnck), **) sondern verschmäht auch die im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert beliebten Schwänke selbst frivoler Art durchaus nicht: man vergleiche seine Weiberlist oder der Chorherr Hainz von Rotenstein zu Würzburg (Sieh Altd. Museum und Laßbergs Liedersal II. 637 — 651) und noch mehr den Ritter mit der Birn (abgedr. in Laßbergs Liedersal Bd. III. S. 147 — 160. vrgl. Oberlin Diatriba de C. H. p. 12; Müllers Samml. III. S. XXXIX.). Außer diesen geistlichen und weltlichen Erzählungen hat Konrad eine Anzahl kleinerer Gedichte und Lieder (vrgl. Docens Miscell. I. 96; Manessische Samml. II. 198 — 207; Altd. Blätter II. 132 — 133; W. Wackernagel's Lesebuch Aufl. 1, Sp. 551. Aufl. 2. Sp. 697 — 700) hinterlaßen.

Dr. Hahn hat S. 11 ꝛc. sich über die dichterische Bedeutung der Konradischen Arbeiten ausgesprochen, ziemlich in Uebereinstimmung mit der Ansicht, welche Gervinus bereits in seiner Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen (Leipzig 1835 I. S. 472 — 474) im Gegensatze zu des sel. Docen's Ueberschätzung Konrads aufgestellt hatte. Ueber des letzteren Trojanischen Krieg ließ sich schon aus dem bedeutenden Abschnitte urtheilen, welcher im dritten Theile der Müllerischen Sammlung abgedruckt war. Der vollständige Text, den uns Frommann, der Herausgeber des trojanischen Krieges von Herbart von Fritschlar (in derselben National-Bibliothek) zu wesentlicher Bereicherung des Sprachschatzes jener Jahrhunderte verspricht, wird das Urtheil nicht ändern, sondern eher verstärken, welches Gervinus a. a. O. S. 473 in den Worten ausspricht: „Man sehe nur einmal im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welch' eine trockene Ansicht das Ganze darstellt und mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt." Dieses Urtheil fällt auch Hahn S. 15. mit ähnlichen Worten: „Man nehme einmal den Trojanerkrieg, wie gemein sind jene Götter und Helden, namentlich aber die Frauen. So wie uns Helena geschildert wird dem verführenden, aber nicht sehr verführerischen Paris gegenüber, muß man sich wundern, daß so viele Heroen ihr Leben um sie aufs Spiel gesetzt haben. Was trifft man störende Uebertreibungen und wie breit wird Alles geschlagen! Daher kommt es denn, daß man keine fortlaufende Stelle findet, in der nicht der Eindruck des Schönen durch etwas Widriges vertilgt wird."

Dieses Unglück oder dieses Verfehlen des Rechten dürfte wohl seinen tieferen Grund in der ursprünglichen Wahl der fremden Stoffe (des Trojanischen Krieges, der „Eneit," des Alexander ꝛc.) überhaupt haben, an denen sich außer Konrad (früher oder gleichzeitig) ein Heinrich von Veldeck, ein Rudolf von Hohen Ems ꝛc. versuchten, d. i. abmühten und abstumpften. Aber wie anders freylich noch und wie frisch ein Alexanderlied des Lamprecht im zwölften Jahrhunderte, als die nächsten ähnlichen Nachdichtungen fremder Stoffe im dreyzehnten! Welcher Unterschied binnen hundert Jahren! Aber auch welche wesentliche innere Umänderung war inzwischen wie im Leben so auch in der Sprache oder beßer Sprach-Kunst vorgegangen!

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist dieses dasselbe Gedicht, welches in Müllers Samml. I. 208 — 212 und in Laßbergs Liedersaal II. 359 — 376 als von Gottfried von Straßburg abgedruckt, dagegen in Cod. palat. 341, Bl. 340 ꝛc., Coloczaer Codex ꝛc. als von Konrad von Würzburg stammend steht. Dort heißt es: Des bringet uns gewisheit Von Strâzburc meister Gotfrit. Swer ûf der wâren minne trit Wil obene sezzen sînen fuoz, daz er binamen hoeren muoz sagen unde singen von minnenclîchen dingen. In der andern Recension dagegen steht: Waz uns von ganzer liebe seit und ouch von rehter wârheit von Würzeburc meister Kuonrât. Wer ûf der wâren minnen pfât eben gesezzet sînen fuoz etc. Vrgl. Altd. Museum I. 150.

**) Ueber Alexander und Aristoteles siehe Göttinger Gelehrte Anzeigen 1812. S. 1666.

Digitized by Google

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Schluß.)

Jeder Historiker wird mit dem Hrn. Verf. bedauern, daß „die Lebensbeschreiber jener Männer Gottes, statt uns mit Wunder-Erzählungen abzuspeisen, nicht mehr von ihrer minder geräuschvollen aber segensreichen, stillen Wirksamkeit durch die Kraft ihres gottgeweihten Lebens und gottlehrenden Worts, von den segensreichen Thatsachen berichten, durch welche nicht die körperliche, aber die geistige Heilung von Tausenden herbeygeführt worden seyn mag.“ Darum aber möchten wir nicht, wie S. 296. 329. geschieht, jene mittelalterlichen Historiographen der Geschmacklosigkeit beschuldigen. Ihr Zweck war ja nicht ein wissenschaftlich-historischer, nicht die Mittheilung bloß menschlicher Thaten und Wirkungen, sondern die Verherrlichung ihrer Heiligen, der Erweis ihrer Heiligkeit, der nach dem Kirchenglauben der Zeit wesentlich aus ihrer Wunderthätigkeit zu führen war.

§. 40. folgt eine Aufzählung der ältesten, bis zum Ende des neunten Jahrh. besonders in den Schenkungs-Büchern von S. Gallen und Lorsch erwähnten, christlichen Kirchen und Gemeinden Würtembergs, welche gleichsam seinen christlichen Grundstock bildeten. Die ersten dieser Namen sind unter dem Jahre 645 Hirsau und Calw, nach der bekannten Legende der Helizena, deren Aechtheit hier vertheidiget wird, wie auch Cleß nichts besonders verdächtiges an ihr entdeckt haben will. Ref. dagegen ist der Ansicht, daß auch abgesehen von der Erwähnung Tübingens, für dessen frühe Existenz das Citat aus dem Turnierbuch in der That eine schlechte Gewähr ist, die nobiles servi de Calwe, der primarius civitatis magister, und der notarius qui facto huic interfui, entschieden ein Machwerk des 15ten oder 16ten Jahrhunderts verrathen, und der unterschreibende Notarius selbst das frühere Vorhandenseyn einer Sage sehr zweifelhaft macht. — Bey manchen der folgenden Nummern erhebt sich die Bedenklichkeit, ob Eine an einen Ort gemachte Schenkung berechtige, ihn für einen christlichen zu halten? — Die interessanteren sind folgende: Kirchen zu Lauffen und Heilbronn, schon unter Herzog Karlmann (741 — 47); Stiftung Ellwangens, nicht 764, sondern, wie wahrscheinlich gemacht wird, schon 744; Kloster Marchthal, wenigstens schon 750; 769 Nonnenkloster zu Lauterbach, Kloster Oberndorf; 777 Cellen zu Herbrechtingen und Eßlingen.

Diese Aufzählung lag im Plane des Werks, sofern sie die specielle Anwendung der bisher entwickelten Momente in ihren Resultaten auf Würtemberg ist. Angemessener indessen hätte es uns geschienen, wenn, statt mit diesem trockenen Verzeichniß, mit einer freyeren und umfassendern Uebersicht des kirchlichen und Cultur-Zustandes Schwabens unter den Karolingern, und, wie der Hr. Verf. in der Einleitung (S. 7) in Aussicht gestellt („sie haben das Christenthum befestiget und geordnet, gesichert und gehoben, dem ganzen Werk gleichsam die Krone aufgesetzt“), wenigstens mit Andeutung dessen, was Karl der Große und sein frommer Sohn hiefür gethan, der Schluß gemacht worden wäre.

In dem ganzen Buche haben wir, um nun noch unser Gesammt-Urtheil kurz zusammenzufassen, nichts so sehr vermißt, als ein tieferes Eingehen in den besondern Geist jener Zeit, in die Eigenthümlichkeiten, welche jene Zeit, dieses Land, Volk ꝛc. charakterisirten, — dasjenige, was dem Gegenstande erst die bestimmte Gestalt und Farbe verliehen, lebendige Anschauung gewährt haben würde. Eine aus der Wirklichkeit entnommene Charakteristik z. B. der alemannischen, der irischen Volksthümlichkeit, des merowingischen Königthums würde die besondere Art und Weise, wie die Einführung des Christenthums in Schwaben erfolgt ist, über die Antriebe, Förderungen, Hemmungen ꝛc., sicher mehr Licht verbreitet haben, als manche der von dem Hrn. Verf. hervorgehobenen Aeusserlichkeiten. Mit den allgemeinen Kategorien von Natürlichkeit, Rohheit, Bildung u. dgl. ist wenig gethan, so wenig als mit den mißlichen Schlüssen aus den allgemeinen Regierungs-Aufgaben, aus den unabweislichen

Digitized by Google

Aufforderungen der Pflicht, des Berufes u. s. w. Das alemannische Heidenthum hat er gut dargestellt, — warum nicht auch das Christenthum? Bey den allgemeinen Ausdrücken, Christenthum, evangelisches Licht, Segnungen des Evangeliums, christliche Zucht u. s. f. kann der Laie in der Geschichte nur an das Christenthum, an die Geistlichen unserer Tage denken. Wie, auch bey objectiver Unveränderlichkeit der Lehre und des Cultus, jedes Jahrhundert der Kirchen-Geschichte in Hinsicht der Auffassung, der Anwendung im Leben ꝛc. durch seine eigenthümliche Färbung sich unterscheidet, so durfte nicht versäumt werden, auch in Beziehung auf jene Zeit zu zeigen, wie das Christenthum damals beschaffen war, auf was das Haupt-Gewicht gelegt, wie es vorgetragen, wie es von den Lehrlingen aufgefaßt, wie weit der alte heidnische Glaube verdrängt, wie weit dadurch auf das Leben eingewirkt wurde. Denn unstreitig liegen darin sehr wesentliche Momente seiner Verbreitung, wie der Maaßstab seiner Resultate. An Hülfsmitteln zu einer solchen Darstellung würde es nicht gefehlt haben; schon die unmittelbar auf die alemannische Geschichte sich beziehenden Quellen, bey aller ihrer Dürftigkeit, die homiletischen und liturgischen Bruchstücke, die Beschaffenheit der Schriftsteller selbst, z. B. ihre vorherrschende Richtung auf das wunderbare, auf die äußern Schicksale der Klöster u. s. w. würden wichtige Beyträge geliefert haben; besonders aber stand dem Verf. der reiche, für diesen Zweck noch nicht ausgebeutete Schatz der fränkischen Chronisten, Vitae SS., Capitularien — zu Gebote, deren Anwendung, bey dem besondern Verhältniß Alemanniens, in diesem Falle unbedenklich gemacht werden konnte.

Aus dem Umstande, daß der Hr. Verf. diese so nahe liegenden Anforderungen und das höhere Interesse, das er dadurch seiner Arbeit hätte gewinnen können, unberücksichtigt gelassen hat, möchte man, vorausgesetzt, daß seine Absicht eine reinhistorische war, beynahe schließen, daß er vorsätzlich sich auf die äußere Bekehrungsgeschichte Schwabens beschränkt habe, auf die Erörterung der Begebenheiten, äußeren Umstände und Mittel, Personen, Zeiten, durch welche und in welchen der äußere Eintritt der Bewohner des jetzigen Würtembergs in den Schooß der Kirche herbeygeführt wurde. Auch in dieser Hinsicht, besonders was das politische betrifft, sind wir zu manchen Ausstellungen veranlaßt worden; es scheint, daß der Hr. Verf. mit wichtigen Forschungen der neuesten Zeit über das germanische und alemannische Alterthum sich zu wenig bekannt gemacht, auf ältere Ansichten und Bearbeitungen zu viel Gewicht gelegt hat. Um so mehr gebührt seinem Fleiß und dem kritischen Scharfsinn in dem reinkirchlichen Theile seines Werkes, und in denjenigen Puncten, die ihm besonders beachtenswerth schienen, volle Anerkennung. In klarer, nur mitunter zu blühender und gedehnter Sprache und in leicht übersichtlicher Ordnung berichtet er den äußern Gang der Christianisirung seines Vaterlandes, hebt mit überall hervorblickendem ernst reliögiösen Geiste das providentielle in demselben hervor, und beleuchtet, berichtiget, und bestätigt gelegentlich manche dunkle, mißverstandene, zweifelhafte oder bestrittene Thatsache.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß es dem Hrn. Verf. an Lust und Muße nicht fehlen möge, auch fernerhin das seit geraumer Zeit ziemlich vernachläßigte Feld der deutschen Provincial-Kirchen-Geschichte durch ähnliche Beyträge zu bereichern.

Hg.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Jänner.
Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafæren. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seit das ursprüngliche Gesetz deutscher Poesie, die Alliteration mit dem Ausbau oder der Ableitung der Sprache in sich selbst untergegangen (zerflossen) war und der Laut- oder Stabreim, um ihn hier einmal so zu nennen, sich aus dem Anfange an das Ende der metrischen Zeile gezogen oder geworfen hatte, blieb eine gewisse ursprüngliche Stoff- und Bilderfrische so lange noch vorherrschend und auch auf die Sprachrüstigkeit einfließend, als nicht die Kunst des reinen Reimes, wie die Dichter des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts sie dem genannten Heinrich von Veldeck als Erfinder zuschreiben, wie sie aber aus jener Lösung oder Entwickelung der Sprache nothwendig sich steigern mußte, mit ihrer Mühewaltung allmählich auch die dichterische Kraft und Fülle wesentlich mit absorbirte, so daß mit der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts zugleich vor einer fremden poetischen Bildung der höhern Stände (den welschen und wälischen Stoffen) die volksthümliche Dichtkunst gegen früheres Maaß bedeutend gesunken erscheint; nicht nur daß die Dichter dieser Zeit (Konrad, Rudolf, Stricker ꝛc.), denen es selber, wie Gervinus a. a. O. S. 467 treffend sagt, nur noch halber Ernst um's Dichten war, schon über zu geringe Theilnahme klagen, sondern ihnen selber (und das ist die verursachende Kehrseite jener Klage) mangelt mehr oder minder, wie Hahn S. 11. sagt, schon „der schaffende Geist, Tiefe des Gemüths, richtiges Gefühl für's Schöne und andere natürliche Anlagen, welche sie durch eine Art Gelehrsamkeit, Spitzfindigkeiten, übertriebene Bildersprache und gekünstelte Reime ersetzen.“

Wie viel oder wenig dieses allgemeine Urtheil über die Dichter jener Zeit auch unsern Konrad von Würzburg, namentlich jene seiner kleineren, lebendigeren Erzählungen trifft, wird sich noch klarer herausstellen, wenn dieselben erst, wie wir sie oben kurz aufzählten, in bereinigten Texten und nach wahrscheinlichster Zeitfolge vereinigt vorliegen werden.

Wie weit für eine solche zeitfolgliche Anordnung der mehr oder minder weltliche und geistliche Inhalt, und namentlich das Fernbleiben von seiner Frivolität des Stoffes und der Darstellung, nicht minder die größere oder geringere Geschmeidigkeit der Sprache und das Freyhalten derselben von Manieren des Reimes wie der Redeweise entscheidend zu Hülfe genommen werden könne, dürfte bey den wenigen Nachrichten, die uns über Konrads Leben zu Gebote stehen, keine leicht zu lösende Aufgabe seyn, und wir werden uns um so mehr mit dem Urtheile über den größeren, oder geringeren Werth der einzelnen Konradischen Erzählungen müßen genügen laßen, als die lyrischen Gedichte, welche nicht die letzten seyn werden, doch bereits den künstlichen Reim und die Form als ihr Hauptziel kund geben, ja selbst theilweise nichts als Reimspielerey seyn dürften und als, im Gegensatz zu Rudolf von Hohenems, der gewissermaßen zur Buße seiner weltlichen Dichtungen mit geistlichen schloß, so daß dieser mit der biblischen Reimchronik beschäftigt an Salômône starp d. h. das große Schwellwerk nur bis dahin vollenden konnte, — Konrad von Würzburg mit dem

Digitized by Google

durchaus weltlichen Riesenstoffe des trojanischen Krieges endete.

Wie von den meisten deutschen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts, wissen wir auch von Konrads Lebensumständen wenig. Meister Konrad von Würzburg, der wahrscheinlich dem Adel angehörte, verließ frühe sein Vaterland und lebte am oberen Rheine, in Basel und Straßburg. Ueber ersteren Ort siehe W. Wackernagel's Bericht über die Handschriften der Baseler = Universitätsbibliothek S. 3 — 5, verglichen mit der Stelle in Konrads Sylvester (Diutiska II, 5). Straßburg ergiebt sich (und noch sicherer) aus unserem Gedichte Otte mit dem Barte, V. 748 — 757. Sehr gut weist Hahn S. 9 u. 98 auf diesen Aufenthalt die schweizerischen und elsäßischen Formen in Konrads Sprache hinüber. Durch Mone's urkundliche Mittheilung erfahren wir (S. 9 — 10), daß der Dichter verheirathet war (sein Gemahl hieß Bertha), zwey Töchter (Gerina und Agnesa) hatte und im Jahre 1287 zu Basel starb, während man bisher Freyburg im Breisgau als den Sterbeort angenommen hatte, schon im vierzehnten Jahrhunderte; denn schon in dem s. g. Würzburger Codex der Landshuter Universitätsbibliothek zu München, aus dem 14ten Jahrhundert, dessen Inhalt in Ast's Zeitschrift (IV. 94 — 98) mitgetheilt worden ist, heißt es unter Konrads von Würzburgs Goldener Schmiede (Bl. 58 c.): Hie gêt ûz die guldîn smitte. die meister Cuonrâd geborn von Wirceburg tichte. vnd ist zvo frîburg in prîsgeve begraben. Auf das letzte Wort hier, damit die Angaben von Freyburg und Basel vereinigt werden könnten, ein besonderes Gewicht zu legen, scheint uns um so mehr zu gewagt, als gerade die Mone'sche Mittheilung aus dem Liber vitae (d. i. mortis) ecclesiae Basileensis sagt: Cuonradus de Wirtzeburg Berchta uxor ejus, Gerina et Agnesa filiae eorum, obierunt II. Kalend. Septemb. qui siti sunt in latere beatae Mariae Magdalenae, (welcher in Freyburg keine Kirche gewidmet war), wohl aber in Basel.

Kehren wir noch einmal zu den Urtheilen über Konrad's poetische Leistungen zurück, so läßt sich so viel schon jetzt feststellen, daß er in seiner Zeit immer noch einer der ersten Dichter war, dem freylich wie Hahn (S. 15) wörtlich mit Gervinus (S. 473) sagt, nur mehr „ein offener Kopf," eine passive Empfänglichkeit des Geistes, die überdieß mehr die äußere Einkleidung, als den Geist seiner Vorbilder nachzuahmen verstand, zugestanden werden kann. Viel mehr leistete Konrad deshalb in der kurzen und rasch vorüber eilenden Erzählung eines einfachen Stoffes. Hier ist er viel gewandter und lebhafter, im Bilde, in der Sprache, im Verse. Den Schwanritter wollen wir hier dafür nicht geltend machen, da in ihm das überlieferte Motiv der ältern Zeit (der Schwan selber) nicht mehr motiviert ist oder eingreift; vielmehr dürfen hier da Herzmäre, der Weltlohn 2c. angeführt werden. Ueber den Werth seines hl. Alexius wird sich am leichtesten urtheilen laßen, da wir über dessen Leben, gewiß aus gleicher Quelle, noch sechs verschiedene poetische mittelhochdeutsche Behandlungen besitzen, die in H's. und H's. Altdeutschen Blättern II, 89 — 91 aufgeführt sind. *) Nicht minder glücklich ist der Umstand, daß wir zu Konrad's Sylvester die älteren Darstellungen in der Kaiserchronik und in dem großen Passionale haben (Th. III. in Straßburg Bibl. Joham. A. 77, 20 f. — 30 d.). Am Gelungensten aber dürfte wohl unsre vorliegende Erzählung Otte mit dem Barte genannt werden und wir sind selbst geneigt, in ihr wahre dichterische Erfindung oder sinnige Anknüpfung verwandter oder gesondert vorgefundener Stofftheile zu einem dichterisch abgerundeten Ganzen geltend zu machen und glauben dieses auch aus dem Gegenhalt der lateinischen Quellen nachweisen zu können, auf welche sich Konrad am Schluße der Erzählung bezieht, wenn auch die S. 21 — 34 abgedruckten Quellen uns nicht, wie der Herausgeber S. 29 richtig bemerkt, die unmittelbare Quelle

*) Woben wir uns verwundern, daß Professor Hoffmann zu Breslau zu der Behandlung des Alexius, welche er auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag aufführt, einen zweyten und zwar recht guten Text (in ächt bayerischer Mundart) nicht angab, welcher doch an den Rändern der von ihm für die Litanke benutzten Gräzer Pergamenthandschrift fortläuft, und besser ist als jener von ihm angeführte Prager des 15. Jhrhdts.

Digitized by Google

Konrads zuführen; aus welchem Umstande aber gerade der Werth und jene geltend gemachte sinnige Verknüpfung der einzelnen Theile der Erzählung zu einem abgerundeten Ganzen sich um so mehr herausstellen dürften, als jenes Verhältniß auch bey vermehrter Quellenprüfung bestehen bleibt. Durch eine solche Verkettung der Theile und genügende Lösung des Ganzen wird auch der erste Theil der Erzählung gerechtfertigt, welchen Dr. Hahn S. 20 minder schön nennt und Gervinus (a. a. O. S. 474) der „Vasallenrohheit" mit um so weniger Recht zeiht, als er selber diese erst der nachfolgenden Zeit mehr zuspricht, während jener erstere Theil der ganzen konradischen Erzählung voll ausgebildet doch schon Quellen des zwölften Jahrhunderts und wohl noch früherer Zeit angehört.

Ehe wir aber zu jenem nicht beziehungslosen Beweise, wie zur Betrachtung der Sage überhaupt uns wenden, wollen wir nochmals zur Sprache Konrads zurückblickend nicht läugnen, daß die Spuren der gerügten Breite, die nicht zu Ende kommen kann oder will, in ganzen Stellen wie in fast immerwiederkehrenden Eigenheiten des Ausdruckes auch in unserer Erzählung nicht fehlen. Man vergleiche die Verse 402 — 421 mit dem raschen Fortschritt des epischen Tones noch im zwölften Jahrhundert:

Doch was er bî den wîlen
an liuten allô nôthaft,
daz er nâch tiutscher ritterschaft
her ûz begonde senden.
er hiez in allen enden
den liuten künden unde sagen,
swer iht haete bî den tagen
ze lêhene von dem rîche,
daz im der snellicliche
ze helfe koeme bî der stunt.
dâ bî tet er den fürsten kunt,
swer im waere dienſthaft
und lêhen oder manschaft
empfangen haeten von im,
daz die ze helfe koemen hin
ze Pülle bî den zîten —
und ime dâ hülfen strîten:
swer des nicht entaete,
daz der sîn lêhen haete
verwürket und ez solde lân.

Welche Wiederholungen und welches Hinschleppen des Einen einfachen Gedankens bey Konrad. Schon hier *) tritt ein Streben und Neigen nach synonymen Wörtern und Bildern an den Tag, die durch nicht ungeschmeidige Form der Sprache den raschen Strom der alten Erzählung nachzuahmen bedacht und bemüht ist, ihm aber nicht mehr nachkommen kann, weil sie sich jene Kieselsteine selber in den Weg, in den Fluß der Rede geworfen hat. Um wie viel gedrungener die verwandte Schilderung von dem Treu- und Huldschwur der Leute Herzog Adelger's von Bayern in der Kaiserchronik (Cod. palat. 361, Bl. 41 d)

si rakten ûf ir hant:
swer in dâ entrünne,
daz er niemer mêr gewünne
an beierischer erden
neweder eigen noch lêhen,

ein Bild, welches typisch Bl. 93 a bey König Ludwig wiederkehrt **)

Er samente ein grôz here.
die beiere im alle gehiezen,
daz si in niemer verliezen,
und swelhe im entrünnen,
daz die niemer mêr negewünnen
in beierischer erden
neweder eigen noch lêhen.

Wie wird das schöne, sonst so oft und so sinnig gebrauchte Bild der einsam klagenden Turteltaube ***) bey Konrad von W. breitgesperrt im Herzmäre V. 236 ꝛc.:

*) Auch S. 709 — 712 ist sperrig:
Waere ich mit ime ûz niht komen,
min lêhen haete er mir benomen,
waere ich an den stunden
an der verte erwunden.
Oder Schwanritter Z. 598 — 601:
dâ von den strîtebaeren helt
nieman getorst dô bestân,
diu frouwe keimen mohte hân,
der mit im strîte phlaege.

**) Eben so fast wörtlich im Rolandsliede des Pfaffen Konrad.

*) Vergleiche die Stellen bey Grimm Altd. Wälder III. 34 — 43. die Turteltaube findet den dürren Ast (Titurel, Perisal, Wilhelm), sie flieget und sitzet alleine (Flor- und Blanscheflor = sola volabit sola sedebit: Physiolog.

Digitized by Google

Der tugenthafte ritter
begonde sît trûren
unt in sîn herze mûren
vil senecliche riuwe.
sîn altiu sorge niuwe
nâch ir süezen minne wart.
der reinen turteltûben art
tet er offenlîchen schîn,
daz er nâch dem liebe sîn
vermeit der grüenen vreuden zwî
unde wonte staeticlichen bî
der durren sorgen aste
besaz er durch sie vaste.
des wart sîn nôt alsô stark,
daz in der jâmer durch daz mark
drank biz in der sêle grunt.
er wart sô sêre sorgen wunt
und in inneclîcher swaere
der sende marcraere.

Und doch ist die Stelle nicht schlecht zu nennen. Der Turney zu Nantheyz eine im Ganzen unangenehm breit ausgesponnene Schilderung (eines Turniers zu Nantes oder vielmehr der turnierenden einzelnen Ritter und ihrer Rüstungen), auf welchem die Engländer und Deutschen die Welschen tüchtig bedienten, welches Gedicht von 1166 Versen, obschon am Schluße sich der Verfasser nur als Meister bezeichnet, unverkennbar Konrads Sprache an sich trägt, bietet unter Andern folgende Stelle: (125, 1)

Die scharn nâch hôher wirde lobe
Zesammen sich dô wurren.
man hôrt die banier snurren
als ûf dem sê ein segeltuoch
und als ein rôr, daz in dem bruoch
der wint mit sturme neiget.
hie wart ein just erzeiget
und ein hurtieren ritterlich.
ûf unt ze tal begonde sich
vil manic schenkel biegen.
bî snellen orsen fliegen
sach man sô ritterlîche bein.
do sich begonden under ein
die scharn mit nîde werren,
grazzieren unde scherren,
diu ros man hôrte lûte.
den bluomen und dem krûte
geschach dô von ir loufe wê.
do muoste viol und der klê
von justieren dorren.
schar unt schar verworren
ûf der vil hurtelîchen vart
mit rehter ordenunge wart
hie wurden ors gehouwen,
daz in daz verch brouwen
begonde von dem bluote rôt,
daz in durch grimmeclîche nôt
ûz sîten wart gedrungen.
vrîlich kam geswungen
ein rotte her, diu ander hin.
der turnei galt under in
reht als der man ze velde fuor,
der wint durch kornes fluor
sô tôtelîchen nie geswanc.

Gewiß nicht schlecht und doch, wie gesagt, welche die Handlung hemmende Breite!

Man vergleiche ferner die endlose Schilderung des Zweykampfes im Schwanritter, wo Z. 936 — 1092 die Gänge des Anrennens mit der Lanze und des Schwertstreites geschildert werden. Welcher Abstand von der uns zugänglichen ältesten epischen Darstellung eines gleichmäßig fortschreitenden Zweykampfes im alten Hildebrandsliede! welche Kluft der Zeiten oder vielmehr Aufebnung alter Bergthäler für die breiter werdende Kunst des Lebens!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nr. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine andere Stelle aus demselben Schwanritter wird uns zu einer weiteren Bemerkung Anlaß geben. Daselbst heißt es Z. 1140 — 1156:

Sît daz ir in des landes rinc
her quâment, sô getorst ich nie
geforschen noch gefragen hie,
wer iuwer künne waere.
der kummer und diu swaere
ze herzen mir getrukket sint.
sô man nû fraget unsriu kint
hernâch umbe ir geslehte,
sô künnent si niht rehte
bescheiden noch gediuten,
von welcher hande liuten
ir quaement her in ditze lant.
ir maege sint in unbekant
und ir besten friunde namen.
si muozen sich des iemer schamen,
daz si niht wizzen umbe des leben,
der in ze vater ist gegeben.
der ritter von der red erschrak.
er sprach „nû kann ich unde mak
wol hœren unde wizzen,
daz ir iuch hânt geflizzen
mit willen ûf mîn ungemach.

Hier ist nicht nur wieder im Allgemeinen das lange Verweilen bey einem und demselben Gedanken auffallend, sondern zugleich die Verwendung der einzelnen Mittel der Rede, das gerne Gebrauchen von s. g. Synonymen (*geforschen* unt *gefragen, bescheiden* unt *gediuten, nû kan* ich unde *mac:* wol *hœren* unde *wizzen)*, eine Redeweise, die bey Konrad fast stehend zu nennen ist. Nicht daß er nur die alte epische Synonymik oder Fülle unserer Sprache durch überlieferte Wortverbindungen fortüben will (z. B. mit *werken* unt mit *worten* W. 11),*) lêhen unde geben T. 28. O. 629, gap unde lêh O. 732, lich mir unde gip Sm. 125, in sturme und in strîte S.), wie sie J. Grimm für die deutschen Rechtsalterthümer nachgewiesen hat oder die frischeren Gedichte des 11 — 12 Jahrhunderts noch reichlich beurkunden (z. B. *saelde* und *heil*, sô wol der *wîle* und der *stunde*, alsô wis mîn *zunge* unt *munt* u. s. w.); sondern es wird zur Manier und Manie. Weniger noch in Formeln, wie herze, lîp unde sin H., den lîp und daz leben O., ir lip und ir leben H., leben unde lîp H., daz leben von irme libe H.; leben unde muot H., sagen unde singen H., singen oder lesen H., in swebele und in fiure Sm., wirde unde êre T., lop unt êre O., manheit unde rîtterschaft O., der kummer und diu swaere Sw., schirmen unde wërn Sw., daz ich geredet unt begangen habe Sw.; strenger nôte pîn H.; der reine und der süeze got H., sô breitez unt sô wîtez Sw., vergebende und âne schulde Sw., ze nôten undt ze freisen Sw., mit triuwen unt mit eiden O., ein suone lûter und ein fride O., vor kraft unt vor gewalt Sw., mit kraft unt mit gewelte T., der île unt bereite sich: ich hân

*) Der Abkürzung willen bezeichnen wir mit A(lexius), C(horherr), E(ngelhart und Engeltrut), H(erzemäre), L(ieder), O(tte mit dem Bart), R(itter mit der Birn), S(ylvester), Sm(iede), Sw(anritter), T(urney zu Nantes), Tr(ojanischer Krieg), W(eltlohn).

Digitized by Google

den willen und den muot Sw., mit gebot und ouch mit bete Sw., mit bete unt mit geboteS. Stereotyper schon sind ihm Synonymen, wie folgende: ein liehter blanker schîn Sw., dem glanzen schîn T., den liehten schîn T., liehten und tiuren schîn T., liehtebernden schîn T.,*) ir varwe gap sô liehten schîn und alsô minneclîchen glast W., schîn unde glast Sm., lûter unde clâr S., durhliuhtic unt lûter Sm., durhliuhtic unde glanz Sm., durhliuhtic unt durhsihtic Sm., den liehten und den glanzen helm T.

Von solchen Verbindungen durch *unt* tritt Einem ein wahrer Schwall bey Konrad entgegen, und zwar Adverbia, Adjectiva, Substantiva und Verba: hêrlichen unde schône T., sô vaste und alsô sêre S., sô sêre und alsô garwe T., sô strenge und alsô bitter H., reht unt wol hêre T., sô rîlich unt sô wol getân T., fenster unde baz H., baz unde rehter Sw., gerne unde willecliche Sw., dicke unde vaste S., froelich unt gerne Sm., falsch unde üppeclich Sw., offenlich und uberlût Sm., vil unde genuoc Sw., lange unde ouch zuo vil Sm., schier unde balde Sw., schier und in kurzer wîle Sm., eweclich und alle stunt Sm.; vil sêre unt vil swinde Sw., diu snellen ros frech unde balt Sw., fin unde reine Sm., lûter unde reine H., ledec unde blôz Sw., gewaefens îtel unde bar D., lützel unde kleine Sm., ein kerzen michel unde grôz S., vêch unde bunt T., glich unde allegemeine. Sw. T., freudenhaft noch rehte vrô H., nôtic unde kummerhaft T., die siechen und die weichen Sm., sô milten noch sô linden Sw., mit hôher unt mit rîcher maht Sw., mit langer wernder staete W., von grimmen unt von argen siten S., mit senften unt mit süezen siten S.

Eben so an Substantiven: sorge und angst C., saelde und êre Sm., saelde unt güete Sm., der freuden und der saelden furt Sm., des râtes und der helfe D., diu lop und disen hôhen prîs Sm., ze nôten unt ze freisen Sw., mit triuwen unt mit staete Sm., ze wirte unt ze manne ze, wîbe unt ze einer frouwen Sw., ze strîte noch ze kampfe, ze kampfe und ouch ze strîte Sw., wil ieman komen an den strît und ze kampfe wider mich Sw., mit ruowe unt mit gemache Sm., sonder ende unt sonder zil S., agen unt flahs C., an süezen und an tapen T., sîn wort unt sînes mundes ruof Sm., des tôdes hagel unt sîn rîsel Sm., ir schapel und ir krenze Sm., daz laster und diu schant R.; ir gloube und ir ê Sm., ir orden und ir ê Sm., forsche unde frage Sw., umbe alle sache und ir dinc Sm., bischaft unt bilde S., kraft unde maht Sm., vor kraft unt gewalt Sw., von regen unt von touwe Sn., stoup unde melm T., griezes unde sandes Sm., ûf des griezes sant Sm., banir und ouch ir van Sn., du bist ein vakel und ein kien Sm., sîn grawer lock sîn grawer bart Sm., dînen gern und dînen buosem Sm., du freuden tür unt saelden gater Sm.

Nicht minder Verba: bozen unde klopfen Sm., verhouwen unt verscherten T., geurlingen unt gestrîten Sw., biten unde manen Sw., geswigen unt gedagen T., geforschen unt gefragen Sw., künden unde sagen D., durhgrunden und durhglôsen Sm., bescheiden noch gediuten Sw., bedenken unt betrahten W., schouwen unde spehen Sm. W., geblicken unde sehen. D., prîsen unde rüemen Sm., rüemen unde prisen Sm., prîsen unde laben Sm., enzünden unt entflammen Sm., erdorren und erswefwen Sm., nezzen unde twahen S., baden unde twahen D., durhliuhten unde schînen T., rihten unde kêren Sm., furbringen unde fruhten Sm., tragen unde gebern Sm., geben unde bern Sm., versprechen unt verbôsen Sm., birsen beizen unde jâgen W.; *) bût ich unde ger D., geloub ich unde weiz Sm., prüef ich unde spüer Sm., nu kan ich unde mak wol

*) Vrgl. daz schein durhliuhtic Sw., durhliuhteclichen schînen Sw., ein gar durhliuhteclicher schîn T., durhliuhtic in dîn herze schein Sm., durhliuhteclichen brennen Sw., durhliuhteclicher glast Sm.

*) Vrgl. tanzen, reihen, springen wir: mit freuden und ouch mit schalle (Cod. Wirzeburg. Univers. Monac. f. 58 b).

hôren unde wizzen Sm., der muoz von ſchulden unde kan ſich uno ir gleſte miſchen S.; geruochet unde gert Sw., füeget unde bringet S., bringet unde birt Sm., gerinnet unt gefliezet Sm., lachet unde ſmieret Sm., glizet unde lachet Sm., ſwer blicket unde luoget D., ir wizzent unt verſtênt iuch wol S.; erkiesent unt erreichent Sm.; ſchuof unde erwarp Sm., labet' unde twuk Sm., nam er an ſich unde zôch Sm., ſprach unde ſchrei T., gienc ze einander unde floz Sm., ſluoc unde herte T., kloup unde zespilte T., lopten unde priſten W., wuohſen unde kâmen Sm.; gefalle unt behage Sm., gebaere unt gezaeme Sw.; im wart gewaſchen unt gezwagen von ram unt von ſchimel R., beſezzen unde umbelegen (ein ſtat) Sm., gemezzen unde geben Sw., gemezzen unt geſlagen Sw., verſlozzen unt verrigelt H., begozzen unt beregnet S., genezzet unt geſuhtet Sm., geſenket unt geneiget Sw., gerüemet unt gepriſet Sm., geêret unt gezieret Sm., geſchalmeiet unt gepfifet Sm., geblüemet unt geröſet Sm., gelûtert unt geferwet Sm., gefüeret unde braht Sw., geſchepfet unt geordnet Sm., getempert unt gemachet Sm., verworden unde fûl Sm.

Auch mit ſynonymen Fremdwörtern ſpielt Konrad auf dieſe Weiſe gern: flôrieren unde rôſen Sm., diu bluome unt florie der bluomen Sm., ein blüender walt und ein geloubet forest Sm., ein gruobe und ein piſcine S., der plân unt daz gevilde T.

Doch dürfen hier einige ganze Säze zur Vergegenwärtigung jener Eigenheit oder Manier nicht fehlen. Weniger auffallend ſind folgende: daz ir *wart* und die *reiſe* niht enſpart D. 445, nu *wart* ez leider unde *ſtât* umbe in alſô bî dirre zît D. 640, ich *ſezze* daz hinte unde *nim* ûf alle mîne ſaelikeit D. 704, unreht ich kûme *dulte* unde mak ſî niht *gelîden* Sw. 517, daz ich des kampfes arbeit wil *dulten* unde *lîden* Sw. 588, den turnei wolt zeiner ſît *halten* unt wolt *phlegen* T., ſie *tâten* unde *leiten* diu wâfencleider an T., den ſchilt den *fuort* er unde *truoc* T., golt daz in (den Schilt) *bedacte* und *umbevie* T., er bat *künden* unde *hiez* den liuten von dem lande *ſagen* Sm. 68, ern weſt wie er *geburn* alde waz er *tuon* ſolt R.; und noch geſtrecktere Säze: des huob ſich ein *michel dôz* und ein *lût gebrehte grôz* D. 155, wan er ſîn *zuchtmeiſter* was und er in trûtlichen *zôch* D. 98, daz man *billich* unde *wole merken* oder *hôren* ſal. S., ir brüſte *lûter* unde *clâr* erſtuenden ouch *entdekket*, *entbloezet* und *entblekket* S., ſchriende unde wuofende: clagende unde wuofende S., daz müet in *ſêre* unde *übel genuoc* unt was im *leit* und *ungemach* D. 102, dô ſich der ſnelle Rîn wil *ſêwen* und *ergiezen* und in daz mer kan *fliezen* Sw. 53. Noch bedeutungsloſer aber werden ſolche Säze, wie ditz wart *getân* und ditz *geſchach* D., umbe andrez niht *wan umbe daz* H. 947, mit diſen *dingen und alſô* S. und Sw. 833, daz kieſe ich *dar an unde bî* Sw. 1164, wobey wir Säze wie ergap unde gap unde gap et dâr T. nicht verkennen. Reimſpiele, wie ſie Rudolf von Hohen Ems zur Manie ausbildet, wie ſie Gottfried von Straßburg, den Konrad eingeſtändlich nachgeahmt hat, auch bereits und in hohem Grade anwendet, fehlen Lezterem nicht ganz, z. B.

> daz ſô vil manicvaltic
> macht irs herzen ſmerzen
> grôz ſmerze wart von herzen
> von der ſüezen minne kunt (H. 42).

Wir haben's aber noch mit einer anderen Eigenheit der Konradiſchen Redeweiſe zu thun, welche, nicht die ſchlechteſte (wenigſtens in ihrem Keime oder Grunde, als einer Haupterſcheinung unſerer Sprache überhaupt), zum Theil mit jener über das Maaß gehandhabten Eigenheit wieder ausſöhnt, obſchon dieſelbe auch wieder mit einer Art Abſichtlichkeit geſucht zu ſeyn ſcheint. Wir meynen die Anwendung des deutſchen Schlagreimes, welcher — vermöge des ſinnigſten Wurzelzuſammenhanges — tief und allgemein durch unſere Sprache gehend die Alliteration hervor- und zum Bewußtſeyn unſerer älteſten Dichtkunſt rief. Die Mutterſprache hat jenen, den wir höchſtens die natürliche Alliteration nennen möchten, zu allen Zeiten in reichem Maaße und immer zur Verinnigung der Rede ge-

braucht, und von unseren besten neueren deutschen Dichtern (wie Herder, Rückert, Uhland, E. M. Arndt rc.) ist derselbe unbewußt oft und gern angewendet worden, wie die Volkssprache ihn stets liebte und übte. Mit Mann und mit Maus, Kopf und Kragen, Kind und Kegel, Koch und Keller — wer kennt diese unzähligen Wiederlaute nicht? Wer empfindet nicht Paul Gerhard's „So sey nun Seele seine und traue dem alleine, der dich geschaffen hat?“

Solcher leicht und willig sich in unserer Sprache gebenden Schlagreime oder, wie Ziemann in seinem Mittelhochdeutschen Wörterbuche gerade bey Stellen aus Konrads trojanischem Kriege stets sagt — Alliterationen *) finden wir bey diesem in so bedeutender Menge, daß er auch hier dem Verdachte der Absicht oder des Manierspieles nicht ganz entgehen wird. Wir meynen hier weder die nahe liegenden Wiederholungen desselben Wortstammes (wie daz ir mîn lêhen lihent D. 491, man lêhe dâ strenge lêhen T., werc gewirket W. 48, er hât der êren strît gestrîten D. 762, âne scharsahs hât geschorn D. 687, dô reit vil manic rîter T., alsam ein henne ir hüenelin S. (oder etymologisch nahe gelegene Wiederlaute (wie der wilde walt; ûf daz grüne gras Sw. 1190, grüener den ein gras R.) oder endlich typische und stereotypische Verbindungen wie liut unde lant (Sw. 26. 295. 311. 480. 726. R. 456), liep unde leit, lîp unde lêben D. 354, leben unde lîp D. 21, den lîp han ich und daz leben D. 621, liep sam daz leben S., von golde unt von gimme Sw. 291, oder vogel unde visch T., vleisch oder visch D. 264, E. 278; hût unde hâr D. 373, mit herzen unt mit hende Sw. 997; wer waget, der gewinnet vil E.

Aber bestimmter heben wir bey Konrad schon hervor vroelich unde vrisch D. 668, vrech unde vri Tr. 6702, vrech unde vruòt Tr. 17230; kolben unde kragen Sw. 1086, küene unde quek D. 514. 6817; mein unde mort D. 565, Tr. 12985, kein marner ûf dem mer Sw. 139, zerhowen unt zerhacket D. 582, entbloezet und entblecket S., mich vellen unde veigen D. 209, bilde unde bischaft, ze lobe unt ze lône S., sin leben und diu lide S., an lîp und an geläze Sw. *207, liepliche unde lobesam S., wunneclichez wâpencleit T., vil manic wunder wilde T., vil wackerlich werte T., an hôhem râte ein rise S., ein hercog und ein hêrre Sw. 777, hêrre unt tugentlicher helt Sw. 1116, des himels horn Sm. 1384, unde strichent iuwer strâze D. 356, dô erbeizte er balde nider D. 605, mit gebot und ouch mit bete Sw. 617, was im ze lâge geleit D. 557, mit einer houwen in den hert begunde er slahen unt graben S., als ob dâ stünde ein steines want T., unde sines guotes gerte T., er hât der êren strît gestriten mit gerne gebender hende D. 763, des guotes und der gülte min Sw. 575, künnent ir ihtes guotes gen ir gern E., und schaffent daz müg ez beschehen E., als der habich tuot daz huon D. 125, ein herze gar flinsherte Sm. 663, der hôch himel-harm Sm. 172, dîn helfe ûz tiefer helle bade Sm. 152, unt machet iz so minneclich Sm. 590, du bist ein licht daz iemer lebet Sm. 144, in gewalt und in gewer Sw. 335, was ûf dem wilden wâge tief Sw. 208, erwekket und erwachet Sw. 208, nâch riterlichen rehten Sw. 909, rilichen als ein rômischer voget Sw. 13, daz ir mich zouber hânt gezigen Sw. 810, iuch sal diu milte des ermanen Sw. 1068, sin helm, sin halsbere unt hosen Sw. 128, der hêrre des himelrîches hôch Sm. 1351.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Ausdruck paßt schon deßhalb nicht mehr, weil im Mittelhochdeutschen Worte schlagreimen, die ursprünglich nicht alliterieren konnten. So durhliuhtic unde lûter Sm. 1195; lûter unde liehtgevar Sm. 273, dîn lûter herze liehtgevar Sm. 850, dîn lîp lûterkeit ist vol, schoen als unmâzen liehtgevar Sm. 1162, sin lop durhliuhtic werden sal als ein lûter spiegelglas S.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Des hôhe fur der *himel* dach und durch der *helle* bodem vert Sm. 1246, von *himel* in din *herze* warf, daz man der *helfe* dîn bedarf Sm. 1831, daz im daz *himelische her*: ze *helfe* quam mit kreften Sw. 702, *hêrr* got be*hüet* uns *hiute* R., hie müezen toetlîche *w*unden be*w*eren ûf ein ende und *hânt* ingegen *hende* wer difen kriec be*herten* müge Sw. 556, dô man in *ſtupfet'* unde *ſtal* R. 462, het er gelân in beiden mit *ſchedelicher* ungedult *ſch*aden iht ân alle *ſch*ult Sw. 524, mit *ſenften* unt mit *ſüezen ſiten* S., ein *ſunn'* ob allen *ſunnen* der hôhen *ſaelikeit* du bist, unde daz kleit *ſnîden* von *ſamit* und *ſiden* R., ſwaz diu *ſtrêne* trugeſam ver*ſenken* wil der ſchiffe mit *ſüezer* doene griffe Sm. 148, die *ſiechen ſêlewunden*: er heilen kan mit *ſüezer* list, wan dû der *ſun*derliche bist, ein *ſalb* und ein latwarje Sm. 806, daz ich mir *ſelber* ange*ſige* und ich fô vaster *ſinne* phlige, daz ich dem argen *w*illen mîn *widerwertic* mac geſîn S.; dîn *lop* ân ende *l*iuhtet unde wirt er*l*eſchet niemer Sm. 1932, rôt als ie kein *rôſe* erkant was dô mitten ûf den *rant* geleit ein güldîn strickelîn T.

Dieser ungekünstelt sich ergebende Schlagreim trifft vorzüglich gern *l. r. m. h. s. (ſt. ſch. ſtr. ſl.* u. ſ. w.) *w.* f. (fr. fl.) m. b. g.

Nach dieser Prüfung der Sprache Konrad's wenden wir uns zur Sage seiner vor uns liegenden Erzählung Otte mit dem Barte. Der Inhalt ist ein zweytheiliger und kurz dieser:

Ein Kaiser Otto hatte einen schönen langen auch rothen Bart, bey dem er zu schwören pflegte, und war ein heftiger Mann. Einst feyerte er zu Bamberg das Osterfest, umgeben von vielen Bischöfen und Aebten, Grafen, Freyen und Dienstmannen. Nach dem Gottesdienste hielt der Kaiser mit Allen große Tafel. Da war eines Herzogen von Schwaben Sohn darunter, der zuvor an die Tafel gieng und nach Kindes Art ein Brod entnahm und sich davon brach. Als der Truchseß es gewahr ward, schlug er dem Junker zornig mit seinem Stabe das Haupt blutig. Der Ritter Heinrich von Kempten aber, der des Junkers Zuchtmeister war, schalt den Truchseß, welcher gegenschmähte, so daß Heinrich endlich einen großen Stecken ergriff und den Truchseß todt schlug. Als der Kaiser zur Tafel kam, das frische Blut auf dem Estrich sah und die Mähre erfuhr, zürnte er hart und ließ Heinrich von Kempten vor sich kommen, der sich vergebens zu entschuldigen bemühte: der üble und zornige Kaiser (Z. 229) schwor bey seinem Barte (240); Heinrich aber, den Ernst des Schwures verstehend, ergriff zur Nothwehr des Kaisers langen Bart, zuckte ihn über den Tisch, daß demselben die Krone entfiel und aller Schmuck. Heinrich bewältigte ihn, zog einen Dolch und forderte vom Kaiser Bürgschaft für sein Leben, Jedem aber, der Jenem helfen würde, drohte er sammt dem Kaiser den Tod. Da hob der Kaiser seine Finger auf (336) und gelobte bey kaiserlichen Ehren Jenem Sicherheit (341). Nun ließ Heinrich ab, der Kaiser aber verwies ihn von seinem Hofe (356. 377). Heinrich kehrte nach Schwaben heim, denn er war ein reicher Dienstmann des Stiftes Kempten (387) und lebte gar ehrsam (389).

Digitized by Google

Hiemit endet die erste Hälfte der Erzählung, die etwas Gewaltsames in sich trägt, aber in der zweyten Hälfte eine schöne Lösung findet.

Nach zehen Jahren nämlich hatte derselbe Kaiser Otto einen großen Krieg gegen eine Stadt jenseits des Gebirges (394) in Apulien (417) auszukämpfen und besandte deshalb die deutsche Ritterschaft (404) nach Lehenpflicht. So kam auch dem Abte von Kempten Botschaft zu (425) und auch dieser Fürst (427) besandte seine Dienstmannen, somit auch Ritter Heinrich von Kempten (435). Dieser erschrak, erinnerte den Abt an des Kaisers Verbannung und versprach seine zwey Söhne für sich zu senden (465).

Der Abt aber bestand auf ihn den Vater bey Strafe des Lehenverlustes (485) und Heinrich schwur ihm Folge zu (500).

So kamen beyde vor die belagerte Stadt (520) und Jener barg sich vor des Kaisers Angesicht (523), indem er sein Zelt weiter ab aufschlug (529).

Daselbst badete er eines Tages in einem Zuber (535) und erblickte aus dem Bade plötzlich einen Theil der Bürger jener belagerten Stadt mit dem wehrlosen Kaiser, der mit ihnen hatte unterhandeln wollen im Kampfgedränge auf ihn zueilen: sie hatten ihm treulos Hinterhalt gelegt (555). Als Heinrich von Kempten das ersah (565) sprang er unverweilt aus dem Bade, ergriff Schild und Schwert und lief, sonst nackt, dem Kaiser zu Hülfe, befreyte ihn aus der Noth (580) und eilte wieder in sein Bad (595). Der Kaiser, zu seinem Heere kehrend, fragte alle nach seinem nackten Retter (615). Die es wußten, erinnerten den Kaiser an seine Ungnade gegen Heinrich von Kempten (645). Da schwur ihm der Kaiser neue Huld zu, und wenn er seinen Vater erschlagen hätte (650). Als Heinrich vor ihm erschien, that er aber zuerst wie sonst zornig (673) darüber daß er ihm wieder ins Land ge-

kommen (692). Heinrich rechtfertigte sich durch seines Fürst-Abtes Gebot (700). Da lachte der Kaiser (713), sprang auf und küßte Jenen auf die Augen (725): ihre Feindschaft war für immer gesühnt (726) und der Kaiser gab dem Ritter zum Jahrgehalt zwey hundert Mark Goldes (735).

So weit die Erzählung, an welche Konrad von Würzburg noch die Mahnung für alle Ritter schließt:

> Dar umbe ein jeglich ritter sol
> wesen sîns gemüetes quek,
> werfe alle zageheit enwek
> und üobe sînes lîbes kraft;
> wan manheit unde ritterschaft
> diu zwei diu prîsent sêre,
> si bringent lop und êre.

Dr. Hahn hat S. 21 — 29 diejenigen Stellen aus Chroniken abdrucken laßen, welche in den Deutschen Sagen der Brüder Grimm II., 156 als Quellen für jene Sagentheile angeführt waren. Wie sie hier stehen, sind dieselben aber zu verschiedenen Werthes. Die Stelle (S. 28) aus Königshoven's Chronik (somit aus der zweyten Hälfte des 15ten Jhrhdts) und die S. 29 aus der Chronik der hilligen stat Cölln (aus dem 15ten Jhrhdrt.) sind augenscheinlich aus derselben Quelle, aus welcher noch manche andere, nicht angeführten Chroniken die erste Sagenhälfte entnahmen. Wir wollen hier bloß Eine derselben anführen, weil uns hier neben dem ursprünglichen Latein auch eine ältere deutsche Uebersetzung zu Gebote steht, mit der sich demnach auch jene beyden deutschen Erzählungen geeignet vergleichen laßen. Wir meinen des Andreas Ratisbonensis Chronicon generale aus der ersten Hälfte des 15ten Jhrhdrts., lateinisch bey Petz. Anecdot. IV., 470), deutsch im Codex palat. 96. fol. (und ganz gleich in Nr. 94 fol.):

Hic etiam Otto (I) vocatus magnus dum in paschali solemnitate principibus convivium praeparasset, antequam sederent, cujusdam principis filius more puerili ferculum de mensa accepit, quem dapiter fuste prosternit.

Kayser Otto genannt der groß, het an einem Oster tag seinen Fürsten ein conuiui beraitt, vnd ee dy herren sassen, da nam eines fürsten kind, nach kindlicher weys, ein essen ab dem tisch, Dar umb slueg den selben knaben, der druchsezz mit seynem stab.

Digitized by Google

Quod cernens paedagogus pueri ipsum dapiferum mox peremit. Quem cum fine audientia Caesar condemnare vellet, ille Caesarem ad terram dejecit et suffocare coepit. Qui cum de ejus manibus vix erutus fuisset, ipsum reservare jussit, se culpabilem clamans, eo quod festum non honorasset. unde ipsum liberum abire permisit.

Daz sach des knaben zuchtmayster, vnd ertötet dar umb den druchseczz, Nu wolt kayser Otto darumb den Zuchtmayster an ein verhören geurtailt haben, Do warf der zuchtmayster den kayser auf dy erd, vnd wollt in erwürget haben, Do man nu den kayser erledigt von seinen henden, da hyes er in behalden, vnd sprach, Er selbs wär dar an schuldig, dar umb das er den höchczeitlichen tag nicht geert hat, vnd lyes in ledigs gen.

In dieser Erzählung, wie sie Königshofen, Andreas von Regensburg und die Köllner Chronik uns bieten, stimmt mit Konrads von W. Darstellung das Osterfest, das Gastmahl, der Fürstensohn, die kindliche Weise, (Konrad 65: und wolte ez ezzen *sam diu kint*, diu des sites elliu sint und in der wille stêt dar zuo, daz si gerne enbizent vruo), der Truchseß mit seinem Stabe, des Kindes Zuchtmeister, welcher Jenen erschlägt. Dagegen stimmt nicht, daß der Kaiser, ehe er den Mishandelnden schuldlos erklärt, von Anderen aus Jenes Händen gerißen wird; eben so wenig kennt Konrad den Grund der Vergebung, weil er, der Kaiser, nämlich das Osterfest nicht recht geehrt habe. Die Köllner Chronik nennt diesen Grund auch nicht, wohl aber Königshofen wie Andreas Ratisbonensis. Alle drey kennen aber wiederum nicht die Oertlichkeit Konrads, nämlich Bamberg. Dagegen nennen Königshofen und die Cölner Chronik den Zuchtmeister des Kindes beyde, wie Konrad v. W., Heinrich von Kempten: ein Umstand, der uns sogleich näher beschäftigen wird, wenn wir uns noch über den Kaiser Otto verständigt haben werden. Königshofen, die Cöllner Chronik und Andreas Rat. meinen sämmtlich Otto den Großen d. i. den Ersten. Dr. Hahn hat S. 33 — 34 gut nachgewiesen, daß hier eine Verwechselung mit Otto dem Zweiten statt fand, welcher rothes Haupt- und Barthaar hatte. Der von Dr. H. angeführte Cod. pal. 525. enthält die s. g. Reppauische Chronik, über die Ref. sich in Spangenbergs's Vaterländischem Archive für Hannover 1825, II, 233 u. s. w. näher ausgelaßen hat: diese nennt den zweyten Otto nur Otte den *röten*, den *röten* Keiser Otten hiez man sînen sun — sô was der keiser *rôt* genant. Sie kennt aber unsre Sage nicht; dagegen von Otto I. die Sage wie er dem genothzüchtigten Weibe seine Entscheidung aufschiebt, ihr bey der Kirche schwörend, und dann den richten läßt, der nun ihr Mann geworden, sam mer Otten bart. — Andreas Ratisb. nennt Otto den II. gleichfalls den *röten*, theilt jene Erzählung aber dem dritten Otto zu. Nach beyden aber sagt er, „die zwên letzten Ottones waren so greulich und wunderlich, daz man einen hiez den bleichen tôt der heiden oder bluotvergiezer, und den andern der werlt wunder."

Uebrigens kennen die drey bisher angeführten Chroniken von Kölln, Straßburg und Regensburg nur den ersten Theil der Konradischen Erzählung und erwähnen nicht einmal, daß der Zuchtmeister (Heinrich von Kempten) vom Kaiser des Hofes verwiesen wurde. Sehen wir uns daher nach einer andern und zwar lateinischen Quelle um (denn auf eine solche beruft sich, wie wir hörten, Konrad ausdrücklich), welche aber beyde Theile der konradischen Erzählung enthält, so kommt uns der sonst den Otto von Freysingen ausschreibende, für alle Sagen jener Zeit aber Rath schaffende Gottfried von Viterbo in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1186) mit seiner hexametrischen Erzählung entgegen: beyde Theile unserer Erzählung sind bey ihm ineinander geknüpft. Gottfried kennt aber nicht Schwaben, nicht Bamberg, nicht Heinrich von Kempten; dagegen (mit der Quelle des Ratisb., der Kölner und Straßburger Chronik) das Osterfest, das ferculum accipit, cor puerile, fustis, stratus etc.; wirft freylich den Kaiser unter die Bank, befreyt ihn aber (turpi statione levatum) und läßt ihn, den man zur Rache auffordert, wie Jene sagen, daß er das Osterfest nicht würdig gefeyert habe. Wiederum verweist den Ritter. Unmittelbar daran aber

wird die Belagerung einer Stadt geknüpft: Otto erscheint hier mit seinen Rittern, doch — unschön — Mittagsruhe haltend, während jener Ritter (vir) im Bade sitzt: da brechen die Feinde hervor aus der Stadt, den König zu vernichten. Nur jener Ritter im Bade bemerkt sie, springt heraus, nimmt Schild und Schwert (vrgl. Konrad 574 — 577) und treibt die Feinde ab, nackt wie er ist. Der Kaiser wundert sich des nackten tapfren Mannes, läßt ihn am andern Morgen vor sich kommen, erkennt und umarmt ihn.

In Pausch und Bogen könnte man diese Darstellung Konrads Quelle nennen und doch, wie viel mangelt! Nicht nur die Namen, sondern wesentlichste Züge; vor Allem der schöne verwickelnde und verknüpfende Zwang des Lehenverhältnisses, welches Heinrich von Kempten nöthigt mit seinem Abte wieder dem Kaiser zuzuziehen, wodurch die redliche deutsche Treue, die er dem erzürnten und nicht geliebten Kaiser im schwersten Augenblicke rücksichtslos wie Heinrich der Löwe dem Kaiser in Rom beweist, erst recht hervorspringen kann.

Sehen wir uns noch weiter um, so gewährt uns Martin Crusius in seinen schwäbischen Annalen (wie er sagt aus Hermann Äditunus oder Gigas von Genua, daher auch Januensis genannt, der im 14. Jrhdt. selber erst seine Flores temporum, aus Gottfried von Viterbo schrieb, aus welchem auch Crusius Verse und Pinselstriche entnimmt) zunächst eine bestimmtere geschichtliche Unterlage und Färbung. Die erste Hälfte unserer Erzählung versetzt er nach Pavia (Papiae, ob daher unsers Konrads Babenberk 3. 24?) in's Jahr 962, die zweyte oder die Belagerung in's Jahr 963, gegen den mons Feretrus vel S. Leonis oppidum ducatus Spoletani, (Hahn verweist S. 32 passend auf den Fortsetzer des Regino bey Pertz Mon. I. 626). Aus Gottfried v. V. zeigt er hier den Kaiser in der Mittagsruhe am heißen Tage, und eben so plötzlich und unbegründet, wie bey Jenem, erscheint hier der Ritter im Bade (der freylich gar am Hofe geblieben war!); und auch der Schluß ist gleich. Was aber für uns wichtiger, ist daß Crusius uns die Sage oder ihre Hauptpersonen nach Deutschland verpflanzt: denn außer dem deutschen Kaiser Otto nennt er den Helden der Erzählung gleichfalls Henricus de Kaemptono sive Kaempten und den Knaben filius eines ducis Sueviae, wie er Jenen auch einen Alemannus eques nennt. Diese Angaben, welche ihm der welsche Gottfried nicht bieten konnte, und die Crusius „aliunde" entnahm, konnte er nur aus deutschen Quellen haben, denen er die dreymal eingestreuten deutschen Ausdrücke „frustum placente fovens, ein Fladenstück, lancea et clypeo, setzschilt, correptis (also weder Gottfrieds mucro, noch Konrads schirm), clamat Hie römisch rich, Hic Romanum imperium." Daher auch wohl die mehrmaligen Parenthesen, z. B. quia se juramento obstrinxerat, welchen Schwur des Kaisers (bey seinem Barte) Gottfried von Viterbo auch nicht kannte oder nannte.

Es dürfte demnach kaum zu bezweifeln seyn, daß Crusius (mit seinem filius ducis Sueviae) schwäbisch-deutsche Sagen von Heinrich von Kempten *) vor sich hatte, die uns glücklicher Weise auch nicht verloren gegangen sind. Im Jahre 1833 theilte nämlich Herr Professor Jos. Nürnberger in Kempten in den damals in München erschienenen bayrischen Annalen (Nr. 131 der Vaterlandskunde) Auszüge aus einer Kemptner Chronik mit, welche dem Herrn Magistratsrath Fuchs in Kempten eigen ist.

---

*) Unnöthig weist Crusius in seiner deutschen schwäbischen Chronik fort von seinem Kempten, indem er II. 4, 10 (S. 389) sagt: Nach Stumpfen Bericht der l. c. c. 6. solle es in Zürichgöw an dem Bach Aa einen Flecken und Vestung Kämpfen geben, und vor Zeiten Baronen von Kämpten daselbst gewohnt haben.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Jänner.

Nr. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese gehört, auf Papier geschrieben, dem fünfzehnten Jahrhundert an, wie aus Blatt 51 hervorgeht, wo es heißt: „Sollichs hand mir schreiber, die leut selbert personlich gesagt, als ainem notari, semlich zaichen auch ze merken in der geschrifft an dem auffertag abent In dem jar cristi tusent vier hundert vnd newntzig“ und an einer andern Stelle „Hylesberg. das ist hylomont oder burghald genampt. Der yetzot in dem gewalt der von kempten ist, 1. 4. 92.“ *) Diese Chronik nun enthält folgende ausführliche Erzählungen von unserm Heinrich von Kempten, die Referent nochmals genau aus der Chronik durch die Güte des genannten Herrn Prof. Nürnberger entnommen hier zur Vervollständigung des Hahn'schen Werkchens auch den weiteren Theilnehmern mittheilen will. Die Chronik kann nicht Lobes genug von diesem ihrem schwäbischen Ritter machen, und bezieht sich, was sehr bezeichnend ist, auf lateinische, und wie es scheint, poetische Historien von ihm. Hier ihre Worte:

„Nach dem allem ist hie zuo merken von einem strengen edlen, loblichen, ernstlichen und vestenklichen ritter Heinrich von kempten genannt, der vor alten ziten und vil jaren vor uz zuo der zit, do der kaiser mit dem roten bart was, des denn sin gewohnheit, waz er bi sinem roten bart swuor und die hend dardurch abher zoch, daz muost sin und sin fürgang han *). An desselben hof was und kam ritter heinrich von kempten durch grozer loblicher taten willen, die er dennet mit ritterlichem manhaftigem starken gemüet für all edel liut, herzogen, grafen, rittern und knechten, auch für mänklich: da von denn vil wär zu schriben nach inhalt siner latinischen vnd poetesten hystorien.“

Die letzteren Worte stehen buchstäblich so da; darnach heißt es weiter:

„Nun war, die ganz cristenheit hat sin er gehapt in allen zungen und vor uz daz ganz teutsch land vil mer. Er hat die statt, dar inn er geboren ist worden, als kempten und für war zuo sinen ziten und vil jar nach sinem tod warent all Kempter dester baz gehept in allen landen und dester höcher: man west in aller welt under dem mon von im zuo sagen und siner keckin und küeni, wan er was ein gerader starker man als ein leo und ris und hat ein groze stimm, als dapfer was si.“

Daß dieser Sage von und in Kempten seit älteren Zeiten Thatsächlicheres zu Grunde lag, zeigt uns eine weitere Riesensage von demselben Orte, die um so mehr in veranlaßendem Zusammenhange mit unserm Heinrich von Kempten stehen dürfte, als seiner Sage in unserer Kemptner-Chronik eben

*) Wenn zu Ende Bl. 57. und später noch einmal gesagt wird „Geschriben von mir Johanes Kräler von kempten an Sant vlrichs aubent Nach der Geburt
C
Christi VX.VI. jar.“ (d. i. 1506), so geht dieses wohl nur auf eine Abschrift der älteren Chronik.

*) Weiter hin sagt dieselbe Chronik: „Item es sind vil kaiser gewesen vor alten zytten mit rotten bärtten. Als man lyst in alten hystorien. Die all jr ayd vnd schwor by dem Bart bestättiget hand. Also genannt, Rugardus. Sangwisus. Gadasarius.“ Über den Schwur beym Barte vrgl. J. Grimm's deutsche Rechtsalterthümer S. 898.

Digitized by Google

so die Erzählung von Karls des Großen Tode und von seiner Gemahlin Hildegard vorhergeht, wie in G. Bruschii Monasteriorum Germaniae praecipuorum atque maxime illustrium Centuria prima (Ingolstadt, 1551. fol.), wo nachdem von den Basiliken zu Achen und Kempten (das Papst Adrian alteram vel secundam Romam nennt, Bl. 28 b.) die Rede ist, welche im Jahre 773 Roland gegründet haben soll, Bl. 276 von zweyen Riesen in Kempten folgendermaßen erzählt wird: Adduxerat secum Carolus Hildegardi suae e Constantinopoli duos incomparabiles staturae ac stupendae altitudinis gigantes Sancimonem ac Celebrandum, qui ingentia saxa humeris suis ad novum aedificium portantes voracitate sua immensa cum conditrici tum toti viciniae dominationi erant ac risum subinde movebant. Horum alter Celebrandus videlicet mortua domina Hildegarde in Italiam venit. Sancimon vero Campidoni mortuus in aedio basilicae honorifica sepultura donatus est."

Wir kehren zu unserm celebrandus Henricus zurück, der auch nach Italien kam. Von seinen Thaten erzählt die Kempterer Chronik nun zunächst folgendes:

„Nun merk, waz er getan hat. Am ersten hat ez sich zuo der zit geben, daz die Römer, bapst und keiser, haut wellen daz heilig grab gewinnen und über mer ziechen. Da haben si uz allen zungen der cristenheit uzverwelen lazen zwelf man, die denn von eren hie waren und stark, keck, redlich liut wären mit worten und mit werken. Do man nun brief und botschaft hat lazen uzgan in alle lant, daz denn daz selb lant gen Rom die sterkesten uzerwelen und in da hin gen Rom schicken. Daz geschach nun von allem lant: in dem wart von der tütschen nacion *) uzerwelt ritter Heinrich von Kempten, wan er hat wunder getan mit striten und mit fechten in tütschen landen für all edel liut, darumb er von herren und stetten uzerwelt wart für ein besundern man. Desglichen teten ander liut ouch in iren landen mit einem zuo uzerwelen, wan die Römer wolten uz inen houptliut machen und regierer des volkes zum heiligen grab. Do nun

*) Beweis der „lateinischen Historien“?

von allen landen die besten komen gen Rom, liezen der bapst, keiser und die Römer under denselben starken liuten ein probierung uzgan, also daz si solten zum ersten loufen um die baldin, zum andern mal um die swärin, zum dritten mal stein stozen und springen, zum vierten mal scharpf rennen, zum fünften mal schirmen und behendikeit triben. Also fiengen si an all tag etwen vil an biz daz under vil hundert zwelf die kur und daz lob in den vorbestimten dingen behuoben. Darnach underſtuont sich Heinrich von Kempten der ritter, der ouch under den zwelfen einer was, und bestuont dise eilf in sinen graden ouch mit inen triben die vorbestimten stuck, daz taten si mit im. Also gewan er disen eilfen ouch die kur ab und behielt daz lob uber alle welt. Daz ist ein tat, die nit wol grözer lob wertlicher kan sin.“

Darnach kam von im uz semlich kluokheit in die heidenschaft und voruz zuo dem kunig Soldan von Türken und ander ort der unkristenlichen. Dieselben taten einz und suochten in allen iren landen einen uz den aller sterkesten mannen, die denn si vermeinten und ankomen mochten. Also funden si Godastum in Persia uf. daz schreip Soldan und Machmetus gen Rom und hiez anbringen, er het einen siner nacion, der müst küener, sterker und kecker sin denn ritter Heinrich von Kempten, und bot Godastum mit ritter Heinrichen zu kempfen haben. *) Also wart jederman frid und geleit an beiden orten zuogeben nach aller notdurftikeit und kamen die zwen gen Constantinopel und hielten den kampf. Also gewan ritter Heinrich von Kempten den sig. Da merk die ander tat, die er behielt und behalten hat vor allen unkristen menschen. In dem ist er gelobt worden über all in allen orten.“

Nach diesen beyden Hauptthaten Heinrichs von Kempten in Welschland und der Türkey kommt unsere Chronik endlich auf die That, welche Konrads Erzählung unmittelbar angeht:

„Item mer hat ritter Heinrich von Kempten getan uf einmal an dem heiligen ostertag. Do der kaiser mit dem roten bart zu tisch saz, do was ein junger knab um den tisch, der het sich ubersehen, wenn ez was im verboten, daz er ab einem ufgehepten teller ein speis het genomen. Daz het der keiser gesehen, der dem knaben solchez verboten het und wart erzürnt dar ob, daz er swor

*) Folge der lateinischen Quelle?

Digitized by Google

bi sinem roten bart, er wolt dem knaben daz nit schenken, sonder er wolt in ser und hart dar umb strafen. Aber ritter Heinrich von Kempten stuont ouch dar bi dem tisch und hat solchez allz gehort und gesehen und fieng an sprechen zuo dem keiser: „Herr, ez ist hiut ein loblicher tag, dar an der knab billich sol frid haben und halten: daz bit ich iuch als ernstlich als ich mag, ir wellent im nichts tuon und morgen haltent in nit. Dar umb so höret, wan kintheit tuot als ein kint. Do sprach der keiser „daz vermag nieman: ich will tuon, waz ich geredt han und gesworen bi minem roten bart." Uber daz bat ritter Heinrich noch mer; do wolt der keiser in nit geweren. Also kamen si mit einander in böse wort und zorn in solcher wise daz ritter Heinrich hinder dem tisch den keiser bi sinem bart nam und herfür zoch fur den tisch und in uf den boden warf mit gewalt und starkin vor allen andern dienern, und muost im verheizen, den knaben nit also strafen so hart nach sinem kopf oder er wolt in haben erstochen mit des keisers brotmezzer. In dem leiten sich ander diener dar ein, die herzuo loufen, und machten also frid dar an, daz ritter Heinrich in güetin hin weg ritt und niemer mer käm an sinen hof und wart der knab nun allein klein gestraft. Daz tat ritter Heinrich gern, wan er was für sich selbs ein herr und het genuog, wa er was, von jeder man, wan groz lob macht in wert vor aller welt und menschen."

Erinnert uns dieser letzte Zug lebhaft an unsers Konrads Wendung Z. 381 — 391, so stimmt doch keineswegs der Hauptzug, nämlich der Anlaß und die Art des Streites zwischen Kaiser und Ritter: der Knabe vom Truchseß nicht gezüchtigt, der Truchseß von Heinrich von Kempten nicht getödtet. Ja eine andere Stelle in einer zweyten abgesonderten Chronik des Stiftes Kempten in derselben Handschrift und von derselben Hand (des Johannes Kräler von Kempten 1506) geschrieben unter dem Titel: „Hye hept sich an ain Andreu Cronic des loblichen gotzhuß kempten. Vñ ouch von Sant Hylgarten leben mit ander sachen," heißt es von den Kemptnern, welche sich gegen ihren Abt Heinrich von Mittelberg, der 1356 — 1382 regierte, empört hatten:

„Si sind ouch genant Buccolici. Daz sind die die von irem natürlichen herren fliehent und sin verleugnent, als denn die schwizer ouch getan hand vor ziten und noch derselben meinung sind. Ouch sind si (die Kemptner) einem nachvolgen, der het geheizen der ritter Heinrich von Kempten. Derselb understuond sich einen keiser (het ouch ein roten bart) hinder sinen tisch zu erstechen und warf in uf den boden under sich, als du denn in andern büechern und cronik findest."

Unsere erste Chronik des Stiftes hat aber noch einen zweyten Theil, wie Konrads Gedicht, doch auch hier wieder wesentliche Abweichung:

„Darnach kam ritter Heinrich ouch zuo einem Herzogen mit namen gotfridus,*) der was grözlich wider den selben keiser mit dem roten bart, also daz si sich uf einmal gegen einander zuo feld sluogen mit grozem volk; doch hat der keiser mer denn der herzog. Do sprach ritter Heinrich stolz mit seiner grozen stimm zuo des Herzogen volk „sint keck und unerschrocken als ich und tuont hiut als frumen liut und farent mir nach und verlant mich nit, so wil ich mich understan daz volk bi dem keiser ertrennen, wan der keiser weist nit, daz ich da bin: er went, ich si itzot zuo venedig." Da sagt im allz volk des herzogen zuo, bi im ritterlich zuo bestan. Also machet er eine solche ordnung under inen, wie si uf in solten nacher riten und loufen, des glichen nie kein man het gesehen. Und er fuor allein vorher mit sinem sper und daz het da forn an ein umbloufendez radlin, daz het er zuogericht mit einer subtilkeit, also da er hin zuo in kam, des keisers volk zertrant er dem kaiser nach allein allz sein volk, daz nach keiner bi dem andern beleib. und ritter Heinrichs volk lag ob, wie wol ir gar lützel waren. Ouch ritter Heinrich fieng den keiser selb personlich, und muost im sweren sich selb zuo stellen, war er in hin manot in sechs wuchen. Aber ritter Heinrich kant uf dizmal der keiser nit, wann ritter Heinrich het sich selbs also angewapnet mit harnasch und wafen, daz nieman under des keisers volk wizzet, wa er wär. Aber darnach het der keiser fragt, wer der under dem volk des herzogen wär, des gefangener er solt sin; wan er wolt in gern kennen umb sin grozen tat und manheit willen, die er tan het. er wolt im ouch sin lebtag genuog geben, wenn er an sinem hof wär, welcher der wär. Also kam ez hinden dar an, daz ez ritter Heinrich von Kempten wär, dem er sinen hof verboten het, darumb daz er in bi dem bart het uf den boden geworfen.**) In dem kamen andere fürsten dar-

*) Spur der lateinischen Quelle?

**) Was doch in der obigen Erzählung gar nicht vorkam.

zwischen und richten den keiser und herzog gotfriden mit einander, und ritter Heinrich von Kempten, also daz ritter Heinrich wider umb kam an des keisers hof und wart im lieber denn vormals."

Wie verschieden auch diese Verkettung und Lösung von der bey Konrad von Würzburg; für die erste Hälfte: der Kaiser von Heinrich gefangen, statt gerettet! Unsere Recension blickt nur in den Worten durch:

„darumb daz er in bi dem bart hat uf den boden geworfen,"

und für die zweyte Hälfte in den auf obige Darstellung unmittelbar nachfolgenden gesonderten Worten:

„Item ritter Heinrich hat ouch uf ein zit ein groz manheit getan nackert, also daz er nichts an und uf het denn ein niderwat (Hemd) in einem krieg under einem grozen volk. Desglichen vil ander sachen und taten wunderbärlich sind geschehen durch in, dar von vil noch zuo schriben wär."

Die Chronik hatte (weiter oben) auf Heinrichs Aufenthalt zu Venedig hingedeutet, und fügt nun sogar hinzu:

„Aber zuo Venedig ist er noch uf den hintigen tag gemalt an dem rathus."

Diese Sagenbeziehung giebt uns vielleicht Aufschluß, wie das Ganze (freylich ohne Heinrichs Namen) in Gottfrieds von Viterbo Pantheon eindrang. Die Chronik fährt fort:

„Da weist man mer von im zuo sagen denn zu Kempten, daz doch unnatürlich ist, daz man zuo Kempten sin so gar vergezzen hat und vor ziten inen ein groze ere ist gewesen und noch wär, wan von sinen wegen sind vil jar nach in all Kempter und villicht noch dester kecker und manhaftiger zuo striten gewesen fur ander liut in dem groben swabenland gar."

An Kempten aber haftete sein Namen fest.

„Item etlich Cronica sagent, daz ritter Heinrich von Kempten si von dem geslecht der Ritzner gewesen: nim war, die Ritzner sind edel liut gewesen von der ritterschaft her und hant vor vil ziten ein sloz gehabt bi Büochenberg nit verr da von, genaunt Campimont*), und sol noch ein Burgstal vorhanden sin da von." Das Geschlecht der Rizner gab Kempten selbst Aebte (Brusch a. a. O. Bl. 29 b).

*) Feldberg?

Unsere Chronik kennt selbst des Ritters Heinrichs Aeltern:

„Und hat sin Vater geheizen Joachim und sin muoter Gisla, eine von bodmun*) und heten zuo Kempten ein schon hus bi dem salzstadel. Dar in ist ritter Heinrich von Kempten geboren worden, wann Gisla sin muoter was vast zuo Kempten und sin Vater Joachim was uf dem sloz bruzen **) und reit uz und ein und hielt an beiden enden hus; wan er was ein ritter vast fürnemer in dem adel. Aber Kempten wart verbrent von den Ungern, also daz daz hus ouch verbran." Nach einem Zwischensatze sagt die Chronik noch: „Aber etlich cronica sagent anders hie; doch ist ez vast ein meinung, dann ich gloub zuo Venedig, do man witer grund hab von im. — Item ritter Heinrich ist ouch an etlichen husern zu Kempten gemalt gewesen, die denn vor langen ziten vergangen sind. Ez meinent ouch ir vil, er si in der alten stat Cretica, Vermeta oder Vertica ***) geboren werden. Dar in dann die schriber vor ziten nit eins sind gewesen: der ein het vor dem andern geschriben, dar mit zal und stat dick verruckt wirt. Doch ein meinung belibt in der houptsach."

Mit diesen Worten wollen wir von unsrer Chronik Abschied nehmen und können nach ihrer Mittheilung gewiß nochmals auf Konrads v. W. Darstellung mit der Behauptung zurückblicken, daß Letzterer seinen Stoff mit dichterischer Gabe bemeistert und meisterhaft die verschiedenartigen Theile seiner Erzählung sinnig verknüpft, in innerlich nothwendigen, ja schönen, Zusammenhang gebracht habe.

*) Jorn (Sammlung der merkwürdigsten Ereignisse in der ehemaligen Reichsstadt Kempten. 1820 S. 28) hat Bodmann.

**) bussen steht.

***) Von welcher im Anfang der Chronik steht, daß Kempten selber so geheißen oder jene in der Nähe von Kempten gelegen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts rc.

(Fortsetzung.)

Dr. Hahn deutet S. 20, 21 schon darauf hin, indem er den raschen Fortgang der Handlung hervorhebt: „Ohne weit auszuholen, ohne Nebenumstände, wie das Fest zu Bamberg oder die Belagerung in Apulien ausführlich und bis ins Kleinliche zu beschreiben, die er im Gegentheil nur so viel als nöthig andeutet, hält sich der Dichter an die Hauptsache, die er uns lebhaft und mit aller Anschaulichkeit schildert. Alles ist einfach und natürlich, keine Ueberladungen, keine Uebertreibungen, *noch* jene wunderliche Bildersprache, die man beynahe *in allen seinen* übrigen Werken findet. Ich weiß nur einen seiner gewöhnlichen Fehler, welcher auch hier ihm einige Mal entschlüpft, es ist die Wiederholung desselben Gedankens mit anderen Worten."

Dr. Hahn knüpft S. 36 daran die Vermuthung früherer, mehr jugendlicher Abfassung unsers Gedichtes, „dessen lebhafterer Gang bey der noch weniger gewandten Behandlung des Wortes die erste Periode von Konrads poetischen Arbeiten, vermuthen läßt. Man fühlt, daß zwischen Otto und dem trojanischen Krieg, über dem er starb, eine schöne Reihe von Jahren liegt," und — könnte man hinzusetzen, eine ziemliche Kluft, die in Eines Menschen Leben die dichterische Abschwächung der ganzen Zeit anschaulich versinnlichen würde.

Dr. H. gibt S. 37 — 39 Rechenschaft über die Handschriften, die ihm bey seiner Arbeit zu Gebote gestanden haben (2 Heidelberger und 1 Wiener, wobey Cod. philolog. 44. oder Ambras. 437, nicht erwähnt ist, den Graff Diutiska III. aufführt) und deren wesentliche Lesarten er unter seinen nach sprachlichen und metrischen Gesetzen wohl bereinigten Text gefügt hat. Außer einer Innsbrucker Handschrift, welche aber mit der Wiener ganz übereinstimmen dürfte, die eben daher stammt, blieb ihm auch der Text des s. g. Koloczaer Coder unzugänglich, welcher aber mit dem Coder palat. N. 341 so gänzlich stimmt, daß wir aus dem Vorliegen jenes Textes das S. 38 ausgesprochene Urtheil, daß diese Handschrift grosen Gewinn schwerlich verschafft haben würde, nur bestätigen können. Der Coloczaer Coder ist eher schlechter, nachläßiger geschrieben und seine wenigen Abweichungen von jenem Heidelberger Texte beruhen nur darauf: z. B. V. 55 *und* höhen pris. 146 zerklitzte, 254 bî dem barte sîn *geheiz liez*, 745 werfen (st. wefen) weil 746 werfe folgt; 130 als umbe und umbe ein topf. 378, 344 *gar* swinde, 375 *enpfunden*; oder 308 erlemten (200 erlempten), 113 nemelich; 20 zu manigem manne, 135 bosewicht; 459 *durch* die genâde sîn; 589 fehlt von, 377 bî. Bestätigend für H's. Lesart 383 *lêhen* geld, wo P. leben gelt gibt. Die S. 91 — 110 hinzugefügten Anmerkungen, meist auf Konrad's sonstigen Sprachgebrauch begründet, sind, wie grammatisch-lerikalischer, so auch zugleich meist kritischer und die Textaufstellung rechtfertigender Art. Eine Menge darin besprochener Wörter, Wurzeln, Bedeutungen, Formen — fehlen in Ziemann's Mittelhochdeutschem Wörterbuche, (das eben geschlossen wurde, vollendet kann man nicht sagen)

Digitized by Google

noch gänzlich, *) obschon der Vortheil derselben Verlagshandlung dem fleißigen Stoffbenutzer zu Gebote stand. Nur *zwirben* (Z. 148) und *bâht* 266 (letzteres mit der intermediären Bezeichnung 94 c) hat sich dorthin verloren.

Das Hahn'sche Werkchen, von dem wir leider hier Abschied nehmen müssen, ist sehr sauber und rein gedruckt. Zu den angezeigten 5 Druckfehlern haben wir außer einigen geirrten Zahlencitaten, (z. B. zu Grimm's Grammatik) nur unbedeutende noch bemerkt: im Texte Z. 140 steht muoz; sonst S. 93, 1 u. scharm (st. schwarm), S. 96 steht 129 st. 119; S. 26,19 accurente, S. 17, 15 fehlt ein Punkt, S. 30,17 stände nach Gotfrid gut ein Komma. Gewandheit S. 14, 3. laßen wir dem Herausgeber, da es 97, 12 u. wiederkehrt; eben so 7,5 ahnde und 40,16 gebot*hen*. Im Text 464 dürfte alters eine so gut verbunden seyn, wie gleich drauf 465 bédesamt.

Zeile 546 könnte vielleicht eben so gut palrât als pârât gelesen werden, und 651 möchte die durch die Wiener Hdschr. angedeutete Lesart haete er den vater *mîn* erslagen nicht so übel seyn. S. 91 wird der Ausdruck *magen*kraft oder *magen* als nach dem 12. Jahrhundert schon ersterbend bezeichnet. Uns fällt hiebey nur der Anfang einer dem vierzehnten Jahrhundert angehörenden prosaischen Umarbeitung von Rudolfs von HohenEms gereimter Weltchronik (oder Bibel) ein, der — obschon Rudolfs Arbeit das Wort nicht veranlaßte, so beginnt: „Dô got in sîner *magenkraft*“; jüngere Handschriften haben dafür freylich schon majestät.

*) z. B. presse Z. 37, biusche 137, havenschirben 147, lôhengalt 383, jensît 396; Die Belegstellen für unerbermeclîchen 101, reitel 143, zerklakte 145, gehordet 190, erlempted 199, veigen 209, dans 267, vlans 298, kragen 285, velschen 291, vrech 298, tôtgevar 302, weise 314, betruok 389, nû daz 422, gespreitet 460, bûne 461, bedâht 456, stapfen 541, parât 546, wer 555, baden 570. 597., sûber 573, want 575, verhacket 582, flühtik 591, gestüele 606, baltlichen 617, günstik 629, getürstikeit 664, übelîche 673, locke 690, betwungenlîche 697, warbe 710, zweiger 728, gevêch 731, prîsen 743.

Es bleibt uns nun noch die Pflicht, das zweyte angezeigte Werkchen, des k. k. Archivbeamten Theodor Gr. v. Karajan, welches uns ein mittelhochdeutsches Gedicht über die Legende von den Siebenschläfern mittheilt, ein wenig ins Auge zu faßen: 936 Zeilen (nicht 935, indem die mitreimende Ueberschrift mitgezählt werden muß). Das kleine, zu Wien gedruckte, in Heidelberg verlegte Schriftchen zeigt uns eine gleich saubere Behandlung des Textes, wie das Hahn'sche, zu dem es auch in näherer persönlicher und kritischer Beziehung steht. Wir verbinden aber seine dadurch schon näher gerückte Anzeige um so lieber mit dem Konradischen Gedichte, als es uns einen guten Gegensatz oder Vergleich in Betreff der dichterischen Behandlung darbietet. Ein noch viel einfacheres, unaufgehaltenes episches Fortschreiten der Handlung, von keinen mahlerischen Schilderungen unterbrochen, tritt uns entgegegen. Selbst in einer Zeile lebendiger Zwiesprach (699: ey herre, ob ich solde sprechen“ sprach er. jâ nu sprich:“ sô tuot wol und bewîset mich einer vrâge), wie es im Gedichte Eraclius vorzugsweise herrschend ist. Von Konrads Eigenheiten keine Spur. An sogenannten Alliterationen nur typische: beidiu *lîp* und *leben* 411, *leit* oder *liep* 651; ir *leben* wolten *lengen* 108, ge*louben* an den *lieben* got 375; nur herkömmliche und ungesuchte Worthäufungen, wie trôst, helfe und rât 799, lûter klâr schoene und minniclich 794; der edel und der guote 286, bat unde gebôt 355, hiez er und gebôt 115, weint unde schrei 288, sprechen unde ruofen 453, diu angest und diu vorhte 24; *schatz* funden an vil grôzem *horden* 557. etwas mehr Manier (wie sie Hahn S. 47 bey Konrad D. 188 Sus wart der ritter geladet vür *den keiser* vreissam, und als es vür *den keiser* quam, rügt) tritt in folgenden dreyen Stellen hervor: 886 dem keiser dem was *wê* *und wê*: dô er si vor im *ligen sach*, daz was im ein grôz ungemach, daz er si *sach* vor im *ligen* und 111. nu was niht verre von der stat. ein *stein* da ein tiefer luoc in gât. an einem berge lac *der stein*; 454 sprechen unde ruofen hôrt er si maniger hande, etlicher ouch dâ *nande* vil dicke unsern herren got. er *hôrt*

daz si an allen spot: got nunden besunder. Alle diese Stellen, verbunden mit dem Gebrauche gewisser Wendungen und Wörter geben der Vermuthung Raum und Gewicht, daß diese Erzählung von den sieben Schläfern dem weiter oben bereits genannten großen Passionale oder gereimten Leben der Heiligen entnommen ist, dessen drey große Theile in Straßburg, Heidelberg u. zerstreut liegen. Sein erster und zweyter Theil *) steht in Codex palat. Nr. 352, in Cod. Vindobon. 163 (Ambras. 266), in Meiningen (vrgl. Hagens Grundriß S. 260) und Nikolsburg (vrgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 1826 Intelligenzblatt S. 155. 161. 169) und Berlin (zweymal); Theil III. aber in Straßburg (Bibl. Johann. A. 77, 222 Bl. 3 col. fol. max., Theil II. nochmals im Cod. ch. B. 110). Theil I. und II. enthalten im ersten Buche das Leben Jesu und der Maria, im zweyten Buche das Leben der Apostel und Evangelisten, so wie des Täufers und der Magdalena, Theil III. (daz dritte buoch) enthält das Leben der Märtyrer, von Niklaus bis Katharina.

Zwar führt der vor uns liegende Inhalt aller drey Theile dieses großen Werkes die Legende von den sieben Schläfern nicht auf; doch weiset diese der ganz gleiche Sprachgebrauch demselben Werke unbedenklich zu. Dahin rechnen wir außer den inneren Beweismitteln und z. B. Stellen wie diese: Diu juncfrowe *al umbe sach:* dô si *gesach alum:* unde sprach ruofet mir mercurium (249 b) die vielfache Wiederkehr derselben Ausdrücke wie *râmen* 262, enwei *trumen* 685 (im Passionale sehr oft vertrumen, undertrumen), **) der gleiche Reim mit *-tum* statt -tuom, wie er in den 7 Schl. 466 vorkommt unkristen*tum:* kristum, *) so im Passionale III. 67 a durch des armen mannes vrumen: dô kêr er zuo den siech*tumen,* 101 c. Johannem unde paulum: rich*tum*; der gleiche Ausdruck *neiser* und vom selben Kaiser Decius gebraucht: S. Schl. 6 Dêcius, der boese keiser, ein âhtaere und ein *neiser* des rehten gelouben; im Passional III. 125 f. (im Hippolytus):

boten, die *dêcius* der keiser,
der kristenheit ein *neiser,*
bete nâch im dâr gesant.

Die Erzählung steht auch nicht allein da in ihrem Coder, dessen Inhalt Graff Diutiska III. 369 — 378 angiebt; es folgt ihr noch von dem *heiligen Kriuze* wie daz funden wart, welche Erzählung von 308 Zeilen H. v. Karajan als Anhang hätte mittheilen sollen, obschon diese nicht jenem großen Passionale anzugehören scheint, da dieses an Einem Orte wenigstens eine andere Darstellung darüber enthält. Eine genaue Abschrift beyder Legenden aus der Wiener Handschrift, welche Herr von Karajan seinem nach Rechtschreibung und Metrik **) bereinigten Abdrucke ziemlich wörtlich zu Grunde legen konnte, setzt uns in den Stand, das in jener Beziehung Geleistete näher zu würdigen. Den Vorzug der Vollständigkeit, den der Herausgeber der Neuburger Papierhandschrift S. VII. zuschreibt, können wir eigentlich nur an zwey Versen 540 — 541 zugestehen, die wir als breit und wiederholend gar nicht aufgenommen haben würden, da sie obenein in A. (Wiener Handschrift) fehlen. Man prüfe:

538. er stuont under in unde swaig.
daz houbt er aldâ nider neig.

---

*) Aus dem daz lob der kuniginne marcau auch in Cod. pal. 341 (Colocz. Coder) und in Cod. pal. 378, Bl. 48 und Cod. pal. 356, Bl. 55 b hinübergenommen ist.

**) Dieses Passionale enthält einen großen Reichthum an Ausdrücken, die später weniger gebraucht werden. Die Siebenschläfer gewähren auch manche Bereicherung für Ziemann: underbrich 244, tobesucht 785, bürgetor 414, brôtbank 449, widersaz 616. 662, einvalt 681, gotheit 885, unwertlich 596, besnaben 689 stall 516, ginc 388 u. s. w.

*) 250 reimt kristenlichen *tuome* auf ruome, an 655 zu'm (st. zuo im) auf Ephesum. Eigenthümlich auch der Reim vründe: urkünde 931, 664, 186.

**) Vrgl. decheinn 646, ernpôt 804 er'rhôrte 298, man'm 591, dâ'n 325, du's 534, wir'z 683, ir'n 827 (ich ov: A), deir 544, deist 202 (dez ist 720), zu'm 635 (zu im: A).

Digitized by Google

640 (und gestuont bi den liuten dort
und antwurt in niht einigez wort.)
dô gedâhten si vil gewaerlich,
er west gar wol schuldic sich.

Hr. v. K. giebt unter dem Texte die wesentliche Ausbeute der Lesarten. Manches Wesentlichere dürfte hier vergeßen seyn. Es ist gewiß gleichgültig, ob 28 begvnd und pegund steht, während nichts über *nu* gesagt ist, das in der Handschrift obenein gar nicht steht, sondern *an* im, oder ob 80 chom und chume geschrieben ist, während A. *her* kume giebt, was unerwähnt blieb. Wir erlaßen dem Herausgeber gern Lesarten wie 478 siech (st. sich), 110 niht niht, 600 fuerten (st. fuorent), 433 ersten (st. ernest), 736 *mir* (st. wir); oder Schreibübungen wie erchuchte 654. 851. 906, selbst antlutz 791. 831; aber 196 sollte gesagt seyn, daß schon die Handschrift jen hat, eben so 383 ginch, 729 dez oder daß 100 alle*s* ir erbe, 102 gebe*n*, 275 machte (so wie das angeführte tachte), 723 schon in A... *er* malchus steht, 532 ez fehlt, 784 *ir* vluht steht.

Der Reim 82 ließe sich leicht ergänzen, wenn wir 3 Reime annehmen wollten; ich wil in geben guot *dar ume* oder beßer vrum: dar um, wozu uns 251 (Ephesum: darum) berechtigt. Vrgl. drum 855, al um 478 (dagegen umbe sich 561, witen umbe truoc 697). Das genannte Passionale hat den Reim auf um oft: ouch torste si niht klagen *darum* uber bruoder juliânum (50 c), in dem lant al*um* unde *um* den herzogen gallicânum (101 b), dô si gesach *alum* und sprach ruofet mir mercurium (249 b), neben ein circel, der wit umme gienc der sunnen krumme (15 c) rc. Doch laßen wir jenen Einfall fallen und schlagen lieber vor: ich wil in guot geben *lân*, wan ich iuch sunder liep hân. — V. 629 möchte vielleicht die nicht angeführte Lesart in A. *aller* pest nicht zu verwerfen seyn, eben so 648 hônlich. Die angefragte Beßerung aus genuczet in gemünzet 669 dürfte nicht übel seyn; ob so 769 statt gemachet aus genuech in in A. etwa genüeget in zu machen wäre? V. 900 vielleicht du'n solt uns anderswâ legen: noch von der stat heizen wegen. 875 ist aus A. enchechet gemacht worden entecket. Unsere Abschrift liest in A. enthechet. 804 dürfte vielleicht lieb' stehen, eben so 840 (verschieden von 83: liep). In Betreff der Interpunction ist zu bemerken, daß 112 ein Punct, 716 ein Komma fehlt, daß 499. 500 zu wechseln hat. Seite 25 in den Lesarten ist 544 st. 543 zu lesen. In den Versen 711. 758. 761. 771. 800. 819 hat Hr. v. K. mit Handschrift A. pischolf gesetzt, während 256. 606. 747 bischof (: hof) steht. — Zeile 2 hätte aus A. auch beybehalten werden dürfen daz lât iu ze *diute* sagen, wie das Passionale Th. II. in der Vorrede:

An der apostelen buoch
Min rede *ich* *) nu wende:
Ir leben unde ir ende
wil ich iu ze diute sagen
unde niht die ordenunge jagen.
als si des jâres sîn gelegen.
ich wil der ordenunge phlegen,
als man in canone dâ vint.

*) Auch der Dichter der 7 Schläfer nennt sich ich: 764.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Jänner.

Nr. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle, under the commando of Captain FitzRoy, during the years 1832 to 1836. Published with the approval of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. Edited and superintended by Charles Darwin, Naturaliste to the expedition. London 1838 in gr. 4. — Part. I. n. 1. Fossil Mammalia by Richard Owen. 40 S. mit 7 Steintafeln (Preis 8 s.). — Part. II. n. 1 — 2. Mammalia by George R. Waterhouse. S. 1 — 8 und 9 — 32, mit Tab. 1 — 10 und 11 — 17 nebst 35 (Preis jedes Hefts 10 s.) — Part. III. n. 1. Birds by John Gould, with a *notice of their* habits and ranges by Ch. Darwin. S. 1 — 16 mit Tab. 1 — 10 (Preis 10 s.)

Der Kapitän Fitz Roy wurde im July 1831 befehligt, auf dem k. Schiffe Beagle eine Reise zur Untersuchung der südlichen Theile von Amerika und nachher eine Weltumseglung vorzunehmen. Auf des Kapitäns Wunsch erbot sich Darwin die Expedition als Naturforscher mitzumachen, und die Admiralität gab hiezu ihre Genehmigung. Die Reise dauerte bis zum Oktober 1836, binnen welcher Zeit es Darwin, der sich der besten Unterstützung des Kapitäns und seiner Offiziere zu erfreuen hatte, gelang, ansehnliche Sammlungen zu Stande zu bringen. Da ihm jedoch zur wissenschaftlichen Bekanntmachung des Neuen die nöthigen pecuniären Hülfsmittel fehlten, so wandte er sich um Unterstützung an die Lords der Schatzkammer, und erhielt von dieser zur Publikation die Summe von tausend Pfund Sterling. Obschon diese Summe nicht ausreichend ist, so ist doch hiemit der Anfang eines großen wissenschaftlichen Unternehmens gemacht, dessen gedeihlicher Fortgang nicht zu bezweifeln ist, da es in England reiche Privatleute, zumal unter dem hohen Adel, genug giebt, welche durch Ankauf kostspieliger litterärischer Werke diesen die Möglichkeit ihrer Durchführung sichern. In die Bearbeitung des vorliegenden Werkes haben sich mehrere angesehene Naturforscher getheilt: Owen übernimmt die urweltlichen Säugthiere, Waterhouse die jetztweltlichen, Gould die Vögel, Bell die Reptilien und Jenyns die Fische; für die wirbellosen Thiere scheint noch keine Bestimmung festgesetzt zu seyn. Den Reisebericht liefert Kapitän Fitz Roy, welchem Darwin, der hauptsächlich die geognostische Partie bearbeitet, einen Band beygefügt hat. Bis jetzt ist erschienen: 1 Heft von den urweltlichen Säugthieren, 2 Hefte von den jetztlebenden, und 1 Heft Vögel. Daß die äußere Ausstattung an Druck, Papier und Kupfertafeln splendid ausfallen werde, ließ sich erwarten; die lithographirten Abbildungen sind von höchster Vollendung und namentlich ist die Illumination mit größter Treue und Eleganz ausgeführt.

Dem 1ten Theile, die fossilen Säugthiere, bearbeitet von Owen, enthaltend, geht eine kurze, von Darwin verfaßte, geognostische Einleitung voraus. Aus derselben ersehen wir, daß die fossilen Ueberreste zwischen dem 31. und 50. Grad auf der Ostseite von Südamerika gefunden wurden, und zwar in 3 Hauptgegenden, nämlich 1) in den Provinzen um den Plata-Strom, 2) an der weißen Bay (Bahia blanca) in der Nähe der Nordgrenze von Patagonien, und 3) in Süd-Patagonien.

Digitized by Google

Die erste dieser Abtheilungen begreift in sich einen ungeheuern Raum, welcher von Ueberresten großer Thiere angefüllt ist. Oestlich und südlich von dem mächtigen Strome breiten sich die Pampas aus, deren Boden aus einer röthlichen thonigen Erde besteht, welche unregelmäßige Concretionen eines lichtbraunen verhärteten Mergels enthält. Zu Santa Fé, in der Provinz Entre Rios, werden diese Pampas-Ablagerungen von Lagern Sand, Kalkstein und Lehm, mit Einschlüssen von Hayfischzähnen und Meerconchylien, unterteuft. Die Conchylien scheinen einer nicht sonderlich alten Tertiärperiode anzugehören. Südlich von dem la Plata dehnen sich die Ebenen von einförmiger Zusammensetzung, nur in weiten Zwischenräumen durch Hügel von krystallinischen Felsarten unterbrochen, bis zu einer Entfernung von ohngefähr 300 Meilen (miles) aus; nordwärts vielleicht noch weiter. In der Banda Oriental (N. und N. O. vom Plata) und zum Theil in Entre Rios hat das Land, obschon es sehr niedrig und eben ist, eine Unterlage von granitischen und andern primären Felsarten, welche theilweise von ähnlichen Ablagerungen wie in den Pampas bedeckt ist und ebenfalls die Ueberreste großer Vierfüßer enthält.

Der zweyte District, in welchem Darwin fossile Quadrupeden auffand, die weiße Bay unter 39° s. Breite, ist von sehr niedrigem Land umgeben, an welchem successive Linien von Sand-Dünen an manchen Stellen den Rückzug des Wassers anzeigen. In einiger Entfernung bildet landwärts eine Formation von verhärtetem Mergel, der in Kalkstein übergeht, eine Böschung. Jenseits desselben dehnen sich Felsen, von demselben Character über eine weite öde Ebene aus. Am Monte Hermoso besteht eine Strecke von ungefähr 120′ Höhe im obern Theil aus Sandstein-Schichten mit Quarzkieseln, im untern aus röthlicher Thonerde mit Concretionen von lichtem verhärtetem Mergel. Dieß Lager ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem der Pampas und enthält ebenfalls Knochen, jedoch nur von sehr kleinen Säugthieren.

Die dritte Lokalität ist der Hafen St. Julian unter 49° 15′ in Süd-Patagonien, woselbst der Boden hauptsächlich aus Grus von verschiedenen Porphyrsorten, die wahrscheinlich aus den Kordilleren abstammen, besteht. An der Südseite des Hafens ist dieser Grus von einer dünnen Lage sandiger oder lettiger Erde bedeckt, welche auch die Höhlen und Rinnen in jenem ausfüllt. In einer der größten Aushöhlungen fanden sich die einzigen Ueberreste eines Skelets, das früher wahrscheinlich vollständig da lag, bis ein Theil von den Wellen weggeschwemmt wurde, während das Uebrige noch in seiner natürlichen Lage sich zeigte.

Hierauf folgt Owen's Beschreibung der fossilen Säugthier-Ueberreste. Zuerst giebt er eine kurze Uebersicht der bisher in Südamerika aufgefundenen Arten, wobey er jedoch die von den Herren von Spix und von Martius in Brasilien entdeckten Fragmente von Megalonyx unerwähnt gelassen hat. Merkwürdig ist es, daß alle von Darwin gesammelte fossile Knochen pflanzenfressenden Arten, meist von ansehnlicher Größe, angehören. Der größere Theil rührt von der Ordnung der zahnlückigen Thiere her, und zwar von der Familie der Gürtelthiere, welche vollkommene Backenzähne und einen gewürfelten Knochenpanzer haben. Unter ihnen ist das Megatherium der Riese aus dieser Unterabtheilung, welche gegenwärtig ausschließlich durch südamerikanische Arten repräsentirt wird, deren größte (Dasypus Gigas) nicht das Schwein übertrifft. Die Lücke zwischen diesen lebenden Arten und dem Megatherium ist in Darwin's Sammlung durch eine Reihe mehr oder minder deutlich erhaltener armadillartiger Thiere ausgefüllt, von denen einige die Größe eines Ochsen, andere die eines Tapirs haben. Auf die Charakterisirung der eben erwähnten Thiere ist Ref. um so begieriger, als Lichtenstein neuerdings bemerklich gemacht hat, daß die von Sellow aus der Banda oriental eingesandten Panzerschilder nicht einem Thiere aus der Ordnung der Edentaten, wie bisher behauptet wurde, angehören, sondern einem Rhinozeros, und daß sie mit der Haut des ostindischen Nashorns übereinstimmen. Der Rest der Darwin'schen Sammlung gehört, mit Ausnahme einiger kleiner Nager, zur Ordnung der Dickhäuter, und begreift in sich die Ueberbleibsel eines Mastodon, eines Pferdes, und zweyer großen und sonderbar abweichenden Formen, deren eine die Pachydermen mit den Wie-

derkäuern verbindet, während die andere Verwandtschaft zu den Nagern zeigt.

Mit dieser beginnt Owen seine specielle Darstellung und giebt ihr den Namen Toxodon platensis, ein ausgestorbenes gigantisches Thier von der Ordnung der Dickhäuter, aber in Verwandtschaft mit Nagern, Zahnlückern und grasfressenden Wallen. Der Schädel dieses Thiers wurde im Sarandis, einem kleinen Nebenfluße des Rio Negro, ungefähr 120 Meilen im N. W. von Monte Video gefunden. Er ist nicht weniger als 2′ 4″ lang und seine größte Breite beträgt 1′ 4″. Da Owen früher schon selbst die Hauptmerkmale dieses Schädels beschrieben hat, und diese Mittheilungen hinlänglich bey uns bekannt sind, so gehe ich auf eine weitere Beschreibung nicht ein. Ich bemerke nur noch, daß Darwin einen Backenzahn aus dem Oberkiefer dieses Thieres an den Ufern des Rio Tercero, nahe am Parana, 180 Meilen von der Stelle, wo er den Schädel auffand, entdeckte, und einen andern bey Bajada de S. Fé, 40 Meilen von der Mündung des Rio Tercero. Etliche bey Bahia Blanca unter 39° südlicher Breite gefundene Unterkiefer-Fragmente mit Zähnen gehörten entweder derselben oder einer sehr nah verwandten Art dieses Toxodon an, dessen geographische Verbreitung demnach einen weiten Raum einnimmt. Der Schädel dieses gewaltigen Thieres der Urwelt ist von seiner Unterseite in natürlicher Größe dargestellt; eine meisterhafte Abbildung, die ein höchst anschauliches Bild von diesem Theile gewährt. Außerdem kommen noch 3 Tafeln mit der seitlichen, obern und hintern Ansicht des Schädels, in 1/3 der natürlichen Größe dargestellt; der letztern dieser Tafeln sind 2 Figuren des sechsten Backenzahns aus dem Oberkiefer beygegeben. Eine fünfte Tafel gewährt abermals in natürlicher Größe eine Darstellung der Fragmente des Unterkiefers mit den dazu gehörigen Zähnen. Vom übrigen Skelet dieses Thieres ist zur Zeit weiter nichts bekannt.

Die zweyte neue Gattung urweltlicher Säugthiere nennt Owen Macrauchenia patachonica, ebenfalls zur Ordnung der Pachydermen gehörig, aber in Verwandtschaft mit den Wiederkäuern, namentlich den Kameelen. Es sind dieß die Fragmente eines Skelets, welches Darwin, wie vorhin erwähnt, am Hafen St. Julian gefunden hat, und diese Ueberreste bestehen aus 2 Halswirbeln, 7 Lendenwirbeln, einem Theil des Kreuzbeins und der unbenannten Beine, aus Fragmenten des linken Schulterblattes, der linken Speiche und Ulna und des linken Vorderfußes, dem linken Oberschenkelknochen, den nächsten und entfernten Enden des linken Schien- und Wadenbeins, und einem Mittelfußknochen des linken Hinterfußknochens. Die Beschreibung ist noch nicht vollständig; auch die Abbildungen sind es nicht, da auf den 2 dazu gehörigen Tafeln bloß die Halswirbel dargestellt sind.

Der zweyte Theil, von dem bereits 2 Hefte vorliegen, begreift die jetzt lebenden Säugthiere, von Waterhouse beschrieben und von Darwin's Bemerkungen über ihre Sitten und Verbreitung begleitet. Voran gehen dessen Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse der von ihm besuchten Gegenden, die wir in der Kürze mittheilen wollen, da sie in engster Beziehung zu dem Vorkommen der Thierwelt stehen. Darwin beginnt mit den Provinzen um den Plata-Strom, seine Sammlungen wurden hier vorzüglich in Buenos-Ayres, Monte Video und Maldonado zusammengebracht. Diese Gegenden bestehen entweder aus einer wellenförmigen, mit Rasen überzogenen Fläche, oder aus vollkommnen Ebenen mit unermeßlichen Beeten von Disteln. Ausser an den Ufern der Flüsse, wachsen nirgends Bäume; doch giebt es Gebüsche in einigen Thälern der mehr hügeligen Theile der Banda Oriental. Während des Winters und Frühlings fällt viel Regen und die Rasen-Flächen sind alsdann allenthalben grün; im Sommer aber nimmt die Gegend ein braunes und versengtes Ansehen an.

Bahia Blanca, unter 39° südlicher Breite, obschon zur Provinz Buenos-Ayres gehörig, kommt doch in der physischen Beschaffenheit mehr mit Patagonien überein. Die tertiären Flächen dieses Landes dehnen sich von der Magellansstraße bis zum Rio Negro aus, der gewöhnlich als ihre Nordgrenze angenommen wird. Dieser Raum von mehr als 700 Meilen Länge, und in der Breite von den Kordilleren bis zum atlantischen Ocean reichend, ist allenthalben durch die traurige Beschaffenheit seiner Landschaft charakterisirt. Wüste Ebenen, oft mit Meerconchylien überstreut, sind nur selten durch

Hügel von Porphyr und anderen krystallinischen Gebirgsarten unterbrochen. Die Ebenen haben einzelne Stellen mit hartem Grase und krüppeligem Buschwerk, während in den breiten und flach ausgehöhlten Thälern stachlige Zwergbäume mit spärlichem Laube bisweilen zu Dickigen sich vereinen, in welchen die wenigen gefiederten Bewohner dieser sterilen Gegenden ihren Aufenthaltsort finden. Wasser ist ungemein selten, und wo es vorkommt, ist es, hauptsächlich wenn es Lachen bildet, wie See-Wasser. Der Himmel ist im Sommer wolkenlos und die Hitze daher beträchtlich, während die Winterkälte bisweilen strenge ist. Die Hauptplätze, die vom Beagle besucht wurden, sind der Rio Negro, Port Desire, St. Julian und Santa Cruz; von letzterem Platze aus gieng eine Expedition flußaufwärts bis wenige Meilen vor den Kordilleren, wodurch das Land seiner ganzen Breite nach durchschnitten wurde. Am Rio Negro ist die Gegend mit mehr Buschwerk (hauptsächlich Akazien), als in einem andern Theile von Patagonien bedeckt.

Das Feuerland ist gebirgig und kann einer hohen Gebirgskette verglichen werden, die theilweise ins Meer versenkt ist; Bayen und Rinnsale vertreten die Stelle von Thälern. Die Berge sind allenthalben, mit Ausnahme der Westküste, bis nahe an die Schneegrenze von undurchdringlichen Waldungen bedeckt, die ihr Laub nicht regelmäßig abwerfen. Die östliche Seite besteht hauptsächlich aus Thonschiefer; die westliche aus primären und verschiedenen sogenannten plutonischen Formationen. An der Ostseite zeigt die Aussenlinie des Landes dieselben tertiären Bildungen wie in Patagonien; diese Gegend ausgenommen, ist es aber eine Seltenheit selbst nur einen kleinen Raum flachen Landes zu finden, und wo er vorkommt, ist er allemal dick mit Torf bedeckt. Das Klima ist ein insulares: die Winter sind nicht außerordentlich kalt, während die Sommer trübe, stürmisch und selten von den Strahlen der Sonne erhellt sind. Zu aller Zeit fällt genug Regen. Wegen dieser Beschaffenheit des Landes müssen die Thiere entweder am Meeresgestade leben, und dieß ist auch der Fall mit den Eingebornen, oder in den feuchten und dichten Waldungen.

(Schluß folgt.)

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

Herr v. K. hat S. IX — XVI. allerley literärische Nachweisungen über die Sage von den Sieben Schläfern für künftige Bearbeiter mitgetheilt, die sehr dankenswerth sind. Matth. Dresser's S. XIV. XV. angeführte Schrift de festis diebus Christianorum et ethnicorum (nicht judaeorum) Leipz. 1590 8. enthält aber S. 114 nichts über die Sage selbst. Christian Reineccii Dissertatio (Φοβερὸν θαῦμα de septem dormentibus Germanis Sieben Schläffern: Leipzig, Fleischer 1702. 4) enthält über die Quellen, was die Namen der Sieben von Ephesus, den Ortsnamen und die Zeit betrifft, viel Gutes. Die Erzählung bey Caylus über Dakianos (st. Decius) ist schon im Arabischen gegeben (vrgl. Olearius Rosenthal 18). Das Versetzen der Sage nach Deutschland (S. XI), wie sie Paulus Diakonus hat, ist schon vorgedeutet bey Gregor von Tours, in der Erzählung von Marmontiers (S. X), wo die 7 Schläfer Nachkommen des Hunnenfürsten Florus sind, welcher die Tochter des Sachsenkönigs Chnut *Brichilde* zur Gemahlinn hatte. Hier heißen Jene Clemens, Primus, Caetus, Theodorus — Gaudens, Quirinus, Innocentius. Gregor kennt aber (de gloria martyr.) auch die gewöhnliche Recension der Namen, wie sie in unserm Gedichte 56 — 59, gleichmäßig auch bey Jacobus de Voragine und in den noch üblichen Gebeten der Priester heißen, nur daß bey Jakob de V. Marcianus statt Martinianus steht. Die abweichenden Namen bey Photius, Metaphrastes ꝛc., hat Reineck ausführlich zusammengestellt. Auch über die Zeit handelt er genau: 372 Jahre des Schlafes, wie unser Gedicht, haben Photius, Metaphrastes, Eutychius, Jacobus de Voragine, Nikephorus ꝛc.; Volaterranus nur 196, Sigebertus G. 192, Theophanes 184, Cedrenus 170, Abul Pharajius 140; der Alkoran dagegen 309. 310, die arabische Darstellung sogar 900 Jahre.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.
Nr. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle, under the commando of Captain FitzRoy, etc.

(Schluß.)

Die Falklands-Inseln liegen unter denselben Breitegraden als der östliche Eingang der Magellansstraße. Das Klima ist dasselbe wie auf Feuerland, aber die Oberfläche, anstatt wie dort von einer großen Waldung bedeckt zu seyn, trägt auch nicht einen einzigen Baum. Allenthalben sieht man ein verdorrtes und grobes Graswerk mit einigen niedern Büschen, welche von dem Torfboden eines welligen Moorlandes entspringen. Zerstreute Hügel und eine Centralreihe von Quarzfelsen treten aus Thonschiefer und Sandstein, welche die niedern Gegenden ausmachen, hervor.

Die Beschaffenheit der Westküste Südamerika's von der Magellanstraße an nordwärts bis zu 38° Breite, ist zum größern Theil (so weit nördlich als Chiloe) sehr ähnlich der von Feuerland. Die Luft ist ebenfalls trübe, stürmisch und ungemein feucht, weshalb auch das Land mit einer fast undurchdringlichen Waldung bedeckt ist. In dem nördlichen Theile dieser Gegend ist zwar die Temperatur beträchtlich höher als an der Magellanstraße, jedoch viel geringer, als man es von solchen Breitegraden erwarten sollte. Obgleich daher die Vegetation dieser nördlichen Gegenden einen merklichen Unterschied von der der südlichen zeigt, so hat dagegen die Thierwelt in vielen Beziehungen einen sehr einförmigen Charakter. Die Exemplare wurden hauptsächlich an der Halbinsel Tres Montes, dem Chonos-Archipel, Chiloe mit seinen umliegenden Eilanden und zu Baldivia gesammelt. Der Unterschied in der physischen Beschaffenheit und in den Erzeugnissen zwischen der Ost- und Westseite dieses Theils von Südamerika ist sehr auffallend. Auf der einen Seite der Kordilleren werden schwere Wolken von den Westwinden in ununterbrochenen Schichten getrieben, und dichte Waldungen bedecken das Land; während auf der andern Seite dieser großen Kette ein heiterer trockener Himmel sich über weite und öde Ebenen ausbreitet.

Chili kann in der Nachbarschaft von Concepcion ein fruchtbares Land genannt werden, denn es zeigt eine Abwechslung von schönen Wäldern, Weiden und kultivirten Feldern. Aber in den mehr centralen Districten (gegen Valparaiso und Santjago), obschon der Boden in den Thälern vermittelst der Bewässerung einen sehr reichlichen Ertrag gewährt, deutet doch das Ansehen der dünn mit verschiedenen Sorten Buschwerk und cylindrischen Opuntien bedeckten Berge auf ein dürres Klima. Im Winter ist der Regen häufig, aber während des langen Sommers von 6—8 Monaten befeuchtet niemals ein Schauer das verbrannte Erdreich. Die Gegend hat einen sehr alpinen Charakter. Nördlich von Valparaiso wird plötzlich das Klima immer trockener, und das Land daher öder. Jenseits des Thals von Coquimbo (30° Br.) ist es kaum mehr bewohnbar, außer in den Thälern von Guasco, Copiapo und Paposa, welche ihre ganze Fruchtbarkeit dem Systeme von Bewässerung verdanken, das durch die Indianer erfunden und von den Spaniern beybehalten wurde. Nördlich von diesen Plätzen bildet die absolute Wüste von Atacama eine vollständige Schranke.

Der letzte Punct, welcher hier zu erwähnen ist, ist der unterm Aequator liegende Galapagos-

Digitized by Google

Archipel von ganz vulkanischer Beschaffenheit mit noch thätigen Vulkanen. Das Klima ist für eine Aequatorialgegend nicht außerordentlich heiß; es ist ungemein trocken, und obschon der Himmel oft bedeckt ist, regnet es doch selten, außer während einer kurzen Jahreszeit; daher sind in den niedern Gegenden dieser Inseln selbst die ältesten Lavaströme nur mit spärlichem und fast blattlosem Gebüsche bedeckt. In einer Höhe von 1200′ und darüber wird aber das Land von den Wolken befeuchtet; daher tragen die obern und mittlern Theile einer jeden Insel eine grüne und gedeihliche Vegetation, obwohl sie von den gefiederten Bewohnern dieses Archipels weniger besucht sind als die niedrigeren und felsigeren Theile.

Der zoologische Text von den beyden ersten Heften, die bisher erschienen sind, befaßt sich mit einer mehr oder minder ausführlichen Beschreibung von folgenden Arten: 1) Desmodus d'Orbignyi *, 2) Phyllostoma Grayi * und 3) Ph. perspicillatum, 4) Vespertilio chiloensis *, 5) Dysopes nasutus, 6) Canis antarcticus, 7) C. magellanicus, 8) C. fulvipes *, und 9) C. Azarae, 10) Felis Yaguarundi, 11) F. Pajeros und 12) F. domestica, 13) Gallictis vittata, 14) Lutra platensis * und 15) L. chilensis, 16) Delphinus FitzRoyi*, 17) Auchenia Llama, 18) Cervus campestris, 19) Mus decumanus. Die beygefügten Sternchen bezeichnen die neuen Arten.

Die Abbildungen reichen weiter als der Text und stellen im ersten Hefte folgende Arten mit unübertrefflicher Schönheit dar: 1) Desmodus d'Orbignyi, 2) Phyllostoma Grayi, 3) Vespertilio chiloensis. — 4) Canis antarcticus, 5) C. magellanicus, 6) C. fulvipes und 7) C. Azarae. — 8) Felis Yaguarundi nnd 9) F. Pajeros. — 10) Delphinus FitzRoyi. — Im zweyten Hefte: 11) Mus longicaudatus und 12) M. gracilipes (beyde auf Tab. XI.), 13) M. bimaculatus und 14) M. elegans (beyde auf Tab. XII.), 15) M. flavescens und 16) M. arenicola (beyde auf Tab. XIII.), 17) M. brachyotis und 18) M. magellanicus (beyde auf Tab. XIV.), 19) M. Renggeri und 20) M. obscurus (beyde auf Tab. XV); 21) M. longipilis (Tab. XVI.), 22) M. xanthorhinus und 23) M. nasutus (beyde auf Tab. XVII); die letzte Tafel führt Nr. 35. und stellt Schädel und Gebiß der Fischottern und Fledermäuse dar.

Es mögen nun einzelne Bemerkungen über einige der im Texte beschriebenen Thiere folgen, unter denen besonders die Hunds-, Katzen- und Otter-Arten für Ref. von Interesse sind. Der Canis antarcticus ist eine von den vielen Abänderungen oder Arten der Schakals, die aber, wie es scheint, bloß auf die Falklands-Inseln eingeschränkt, zur Zeit wenigstens nicht vom Continente bekannt geworden ist. Dieser Hund hat seit 50 Jahren durch die vielen Nachstellungen reißend abgenommen, und Darwin ist der Meynung, daß derselbe, nachdem nun die Falklands-Inseln kolonisirt werden, ehe noch das Papier, auf welchem derselbe in seinem Werke gezeichnet ist, verbraucht seyn wird, unter die Thiere gehören möchte, die von der Erde verschwunden sind.

Der Canis magellanicus und fulvipes gehören zu den Füchsen. Jener ist von Kapitän King auf Feuerland und von Darwin bey Copiapo im nördlichen Theile von Chili gefunden worden, hat also eine weite Verbreitung auf der Westküste Südamerika's. Die andere kleinere Art scheint auf die Chiloe-Inseln beschränkt zu seyn. Bey Canis Azarae ist weder die von mir schon vor vier Jahren im Schreber'schen Werke publicirte Abbildung dieser Art, noch auch Rengger's ausführliche Beschreibung citirt; die Unbekanntschaft mit des Letzteren Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay, die doch schon 1830 erschienen ist, ist ein wesentlicher Nachtheil und giebt einen neuen Beleg, wie wenig allgemein noch die Engländer mit unserer Litteratur vertraut sind. Dieser Fuchs hat eine weite Verbreitung: Prinz von Neuwied und Spix haben ihn in Brasilien gefunden, Azara und Rengger in Paraguay, Darwin um den Platastrom, durch ganz Patagonien bis zur Magellansstrasse und in den nördlichen Theilen von Chili bey Copiapo; selbst auf den kleinen Eilanden nicht weit vom Kap Horn soll der dort heimische Fuchs noch zu dieser Art gehören. Daß ein Thier von so weiter Verbreitung und unter so verschiedenartigen Klimaten manche Farbenabänderungen darbieten wird, läßt sich im Voraus erwarten, ohne daß man dadurch zu spezifischen Sonderungen genöthigt ist.

Von Felis Yaguarundi hat Darwin nur ein einziges Exemplar mitgebracht, das ein portugiesischer Priester in den Gavia-Bergen, nicht weit von Rio Janeiro, erlegt hatte. Die schöne Abbildung fehlt darin, daß sie den Schwanz nach oben gebogen darstellt, während Rengger dieß ausdrücklich als einen Fehler bezeichnet, da der Yaguarundi den Schwanz in schiefer Richtung gegen die Erde streckt. Naturgetreuer in dieser Beziehung ist die aus dem Griffith'schen Werke entlehnte Kopie, welche Herr Dr. Martius dem Schreber'schen Werke einverleibt hat. Höchst auffallend ist es, daß Azara, Rengger und Cuvier den Schwanz viel kürzer angeben, als bey Temminck und Darwin die Messungen desselben sind. Mit der beyden Letzteren Angaben kommen auch die Maaße überein, welche ich von zwey, im Frankfurter Museum aufgestellten Exemplaren, die angeblich aus Surinam stammen, genommen habe. Bey dem einen dieser Exemplare, einem Männchen, beträgt die gerade Länge von der Schnautze bis zum After 26″, des Schwanzes 20.″ Bey dem andern, einem Weibchen, ist die erstere Länge 23″, die des Schwanzes 16.″

Von Felis Pajeros, bisher nur durch Azara bekannt, erhalten wir hier nicht bloß eine ausführliche Beschreibung, sondern auch die erste Abbildung. Darwin fand diese Katze zu Bahia Blanca und Santa Cruz in Patagonien. Da nach ihm gewordenen Nachrichten sie ebenfalls in der Nähe der Magellansstraße vorkommen soll, und nach Azara sie nördlich bis zum 30° geht, so hat auch diese Art eine sehr weite Verbreitung.

Unter den beyden Fischottern ist die Lutra chilensis, die zuerst von Bennett nach einem jungen, hier von Waterhouse aber nach einem erwachsenen Individuum beschrieben ist, sicherlich eine selbstständige Art. Ob indeß die Lutra platensis des Letzteren wirklich specifisch von der L. paranensis Rengger's verschieden ist, kann nur die unmittelbare Vergleichung beyderley Thiere mit Sicherheit ausmitteln.

Der Delphinus FitzRoyi ist zwar mit dem D. superciliosus verwandt, hat aber gleichwohl specifische Differenzen aufzuweisen. Es wurde nur ein einziges Weibchen, das eine Länge von 5 1/3′ hatte, an der Küste von Patagonien (Bay St. Joseph) harpunirt.

Zur Naturgeschichte der Guanaco's giebt Darwin mehrere Beyträge; zu bedauern ist es nur, daß über das Vikuna, welches seit den ersten Zeiten der Entdeckung Südamerika's genannt wird und von dem unsere Kenntniß gleichwohl noch immer höchst mangelhaft ist, keine Angaben sich hier vorfinden. Darwin fand die Guanaco's von der Navarin-Insel, 40 englische Meilen nördlich vom Kap Horn, und vom Feuerlande an, und man weiß, daß sie bis in die Kordilleren von Peru gehen. In den Ebenen des südlichen Patagoniens sah er sie häufiger als anderswo; an den Ufern von Santa Cruz traf er eine Heerde von wenigstens 500 Stück. Er, sowie d'Orbigny bestätigen die schon von Frezier angeführte Eigenthümlichkeit dieser Thiere, daß sie nämlich ihre Exkremente auf einen bestimmten Haufen ablegen. Darwin sah einen solchen Haufen, der 8 Fuß im Durchmesser hatte.

Ueber Cervus campestris findet sich in Darwins Bemerkungen nichts, was nicht bereits bey Rengger vorkäme; nur die geographische Verbreitung ist genauer ermittelt. Ein anschauliches Bild von den Formen des Geweihs geben die in Holzschnitten beygefügten 4 Figuren desselben aus verschiedenen Altersperioden.

Bey den Mäusen, die zahlreich über Südamerika verbreitet sind und von denen bereits die Abbildungen im zweyten Hefte mehrere neue Arten anzeigen, erstreckt sich der Text bloß über die Wanderratte, welche als lästiger Fremdling erst durch Schiffe dahin verpflanzt worden ist. Darwin hat Exemplare von Buenos-Ayres, Maldonado, Valparaiso, Ost-Falklandsinsel und Kreeling-Eiland mitgebracht, welche zwar einige Abänderungen zeigen, die jedoch Waterhouse mit Recht nicht für hinreichend ansieht, um specifische Trennungen vorzunehmen.

Der dritte Theil, die Vögel von Gould bearbeitet enthaltend, hat erst ein Heft mit 10 Tafeln aufzuweisen. Im Ganzen sind 50 Abbildungen für diesen Theil bestimmt, welche von Gould gezeichnet und von dessen Gattin im Stein ausgeführt sind; sie kommen in ihrer Ausführung mit

Digitized by Google

ben von dieser höchst liebenswürdigen Künstler-Familie schon in mehreren anderen Werken gelieferten Darstellungen überein. Da Gould, durch seine Abreise nach Neuholland gedrängt, den Text nicht mehr vollständig liefern konnte, so ergänzte G. R. Gray, Assistent bey der ornithologischen Sammlung des brittischen Museums, das Fehlende und Lückenhafte, und Darwin fügte, wie bey den Säugthieren, seine Bemerkungen über Lebensweise und geographische Verbreitung bey.

Der Text befaßt sich mit folgenden Arten: Vultur Gryphus, atratus und Aura. Polyborus brasiliensis. Milvago pezoporos, Chimango und leucurus. — Die Tafeln enthalten folgende Arten: Milvago albogularis; Craxirex galapagoensis, Otus galapagoensis, Strix punctatissima, Progne modestus, Pyrocephalus parvirostris und nanus, Tyrannula magnirostris, Lichenops erythropterus, Flavicola Azarae. Nach beliebter englischer Weise sucht man ebenfalls so viel als möglich unnöthige Gattungen aufzustellen, die man vergeblich durch standhafte Merkmale zu charakterisiren sich abmüht.

A. W.

Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text. 1838. (2 Thlr.) Gotha, bey J. Perthes.

Der im geographischen Fache äußerst thätige und unermüdete Verf. hatte mit diesem Atlas als Erläuterung zur physikalischen Geographie schon im Jahre 1827 begonnen, denselben aber wegen mancherley anderer Arbeiten ruhen lassen. Da er jetzt bey Herausgabe der Länder- und Völkerkunde in den zwey ersten Bänden die mathematische und physikalische Geographie dem Publikum bereits übergeben hat, so ist dieser Atlas um so willkommener, als er viele wörtliche Darstellungen erläutert, viele Vorstellungen veranschaulicht und dadurch als ein integrirender Theil jener zwey Bände anzusehen ist, obgleich er ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. Berghaus und Perthes hatten dieses Unternehmen mehrfach besprochen; an ihm hatte auch der bereits verewigte Adolf Stieler den lebhaftesten Antheil genommen und von Humboldt und von Hoff, der gründliche Geschichtschreiber der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche, der nun auch seit dem 24. May 1837 in ein besseres Leben übergegangen ist, hatten dasselbe besonders aufmerksam aufgenommen.

Die Blätter des physikalischen Atlas, wovon dem Ref. die sechs ersten vorliegen, erhalten keine fortlaufende Nummern, weil die Entwickelung der physikalischen Geographie und Wissenschaften überhaupt, in unseren Tagen einen sehr raschen Fortgang nehmen. Vielmehr ist das Ganze in gewisse Abtheilungen zerlegt, deren jede selbständig numerirt wird. Mit allem Rechte und mit vielen Gründen zerlegt der Verf. mit seinem verehrten Mitarbeiter die geographisch-physikalischen Erscheinungen in folgende sechs Gruppen: 1) die meteorologischen; 2) die hydrologischen; 3) die geologischen, wobey die Geologie in Beziehung auf die starre Erdrinde, ohne Rücksicht auf das Wasser genommen ist; 4) die magnetischen; 5) phytogeographischen und endlich 6) zoogeographischen, wobey aus dem Gebiete der Natur-Phänomene etwas heraus gegangen wird, weil am Menschen, der als vollkommenstes Erzeugniß der Thierschöpfung in diese Abtheilung gehört, außer dem Physischen auch Einiges aus dem Geistigen seines Wesens graphisch darstellbar ist. Ref. versucht es, nach den Ansichten der Herausgeber ein Skelett von dem Inhalte des Atlas den Lesern zu geben und sie mit denjenigen Beziehungen bekannt zu machen, welche zum Wesen desselben führen.

Die erste Abtheilung, mit dem Titel: „Meteorologie" hat vorzüglich die Wärme als Erzeugerin und Erhalterin alles Lebens zum Gegenstande; sie stellt die Linien gleicher Wärme dar auf einer Isothermkarte der Erde in Merkators Projektion, auf einer anderen der nördlichen Halbkugel in Polarprojektion, auf einer besonderen Karte von Europa; versinnlicht den Gang der Wärme innerhalb eines Jahres nach Monaten und Jahreszeiten, an mehreren Puncten der heißen, gemäßigten und kalten Zone und endlich den Gang, den sie in Sechstel-Abtheilungen des Monats an gewissen Orten, besonders des gemäßigten Erdstriches, und den sie nach den von einigen Orten bekannten genauen Thermometer-Beobachtungen innerhalb einer langen Periode befolgt. An diese graphischen Darstellungen sollen bildliche Uebersichten der Verbreitung der Wärme in senkrechter Richtung geknüpft werden.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der theoretischen Mechanik zunächst zum Gebrauche in Vorlesungen von Dr. Ferdinand Minding mit 2 Figuren-Tafeln. 1838. gr. 8. XII. u. 348 S. Berlin bey Dümmler.

Schon im Jahre 1836 gab der Verf. ein Handbuch der Differenzial- und Integral-Rechnung und ihrer Anwendung auf Geometrie heraus, welches gleichsam als 1ter Theil und das vorliegende Handbuch als 2ter Theil zu betrachten ist. Während er sich dort auf die Geometrie beschränkte, beabsichtigt er hier eine von den ersten Elementen bis zu einer gewissen Grenze systematisch fortgeführte Darstellung der theoretischen Mechanik, für welche er jedoch die der Flüßigkeiten noch ausschließt. Er will die Anwendungen der Differenzial- und Integral-Rechnung auf die Mechanik in einem gewissen Umfange versinnlichen und weniger mit bloßen Rechnungen, als vielmehr und vorzüglich mit der Entwickelung deutlicher Begriffe und mit der Darlegung des Sinnes und Zusammenhanges der mechanischen Gesetze sich befassen. Daß diesen Forderungen des Studiums der Mechanik durch mehrere in der neueren Zeit erschienene Lehrbücher der mechanischen Wissenschaften auf eine gründliche und gediegene Weise entsprochen wurde, beweist Refer. kurz dadurch, daß er auf die Arbeiten von Poinsot, Poisson, vor Allem aber auf die von Ohm und Mölius und einigen Anderen aufmerksam macht, ohne damit etwas Bezügliches auf die Arbeit des Verf. sagen zu wollen.

Letzterer hat im 14. und 15. Bd. des Crelle'schen Journals mehrere statische Untersuchungen mitgetheilt; diese erscheinen jetzt neu bearbeitet, und auf die Einführung des Mittelpunctes der Kräfte in einer Ebene bezogen, wodurch die systematische Entwickelung schon in den ersten Elementen sehr gefördert wurde. Daß übrigens diese Einführung nicht vom Verf. ausgieng und ihre Verbindung mit dem Gesetze der sogenannten virtuellen Geschwindigkeiten gleichfalls nicht von ihm herrührte, dürfte unter Hinblick auf obige Mathematiker jedem unpartheyischen Leser einleuchten. Er will zwar die Untersuchungen von Möbius im 16. Bde. jenes Journals und in dessen Lehrbuch der Statik nicht benutzt haben, sondern zufällig mit diesem zusammengetroffen seyn, sich also eben so gut die Priorität zuschreiben, als jener, allein Refer. bezweifelt die Richtigkeit dieser Aussage, bescheidet sich jedoch gerne, dem Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn seine Darstellungen die reinen Ergebnisse selbstständiger Studien sind.

Mit der Theorie des Seilpolygons und der biegsamen Systeme überhaupt will er die Gesetze der elastisch-biegsamen Systeme in enge Verbindung gebracht haben, wozu der Gedanke eben so einfach, als die Erklärung der Sache förderlich sey. Diese Verbindung findet sich in den Untersuchungen Poinsot's und Poisson's, ihre Ausdehnung auf besondere Fälle und auf die Frage, wie viele Biegungen den Bedingungen des Gleichgewichtes genügten, ergiebt sich von selbst und wurde schon von Poinsot im Allgemeinen berührt. Uebrigens hat der Verf. die Werke der französischen Mathematiker in Bezug auf Statik und Mechanik sorgfältig und fleißig studirt, aus ihnen für seine Untersuchungen großen Nutzen gezogen und für seine Schrift auch einsichtsvoll verwendet, wie er im Vorworte selbst kurz berührt.

Nach einer Einleitung S. 1—10 zerfällt sie in

Digitized by Google

zwey Hauptabschnitte; der erste enthält die Gesetze der Statik fester Körper in Betreff der festen Systeme, des Seilpolygons, der Biegung elastischer Federn in einer Ebene mit Anwendung auf einen biegsamen Stab und allgemeine Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichts nebst Entwickelung des allgemeinen Ausdruckes der Geschwindigkeit und des Satzes der virtuellen Geschwindigkeiten mit einzelnen Anwendungen desselben S. 11 — 202. Der 2te enthält die Dynamik und verbreitet sich im Besonderen über die Bewegung eines und mehrerer Puncte unter gegenseitigen Anziehungen und eines Systems von Puncten nebst ihren Anwendungen und einem Anhange vom Stoffe der Körper S. 203 — 274. Ferner über die Hauptaxen der Körper und ihre Trägheitsmomente und über die Bewegung fester Körper, S. 275 — 303. Diesen Untersuchungen folgen Differential-Gleichungen für die freye Bewegung eines festen Körpers und für die Drehung um einen unbeweglichen Punkt; dann Erörterungen über die Bewegung eines Körpers auf einer festen Ebene und einer Kugel auf einer schiefen und horizontalen Ebene. S. 304—348.

Die Begriffe „Kraft, Geschwindigkeit, relative Ruhe, Richtung der Kraft u. dgl. erklärt der Verf. recht gut; für Trägheit würde Ref. „Beharrung in Ruhe“ sagen; das Parallelogramm der Kräfte ist einfach versinnlicht und die Bezeichnung der Mittelkraft, Resultate, mit R verdient Beyfall, welcher auch der Begriffsbestimmung der Mechanik und ihren Theilen, der eigentlichen Statik und Dynamik zu Theil wird, wofür Refer. nicht „Mechanik im engeren Sinne“ gesagt haben will, weil alsdann der Begriff die Gesetze der Statik nicht bezeichnen könnte. Das Gesetz, wornach sich drey Kräfte, die um einen Punct im Gleichgewicht sind, der Reihe nach zu einander verhalten, wie die Sinus der von den jedesmaligen beyden anderen eingeschlossenen Winkel, erläutert er gut und bietet dem Anfänger sowohl durch es, als durch sechs Hauptsätze der analytischen Geometrie eine sichere Grundlage dar. So wenig Refer. die Schreibart cos a^2, sin a^2 u. s. w. statt $\cos.^2 a$, $\sin^2 a$ billigen kann, da die Symbole sin, cos, tang u. s. w. bloße Ziffernquotienten als Werthe des Winkels, der gewiß nicht quadrirt werden soll, bezeichnen; eben so wenig haben die Ausdrücke AD^2, AB^2 u. s. w. für $(AD)^2$, $(AB)^2$ einen reinen Sinn, weil sie das Quadrat über eine Linie bedeuten sollen. Aehnlich verhält es sich mit der Schreibart 2 I I, 2 PP′ rc. statt 2 I. I, 2 P. P′ u. s. w. Auch dürften die Hülfssätze zur leichteren Zurückweisung auf sie, bestimmter und ausführlicher numerirt seyn.

Nachdem der Verf. für die Kräfte an einem festen Systeme die erforderlichen Erläuterungen gegeben hat, geht er zur Untersuchung der Mittelpuncte zweyer Kräfte in einer Ebene über, entwickelt einige lehrreiche Hauptgesetze und verbreitet sich etwas ausführlicher über die Kräftepaare, als solche eigenthümliche Verbindungen von Kräften, welche niemals durch einzelne Kräfte ersetzt werden können, und stellt für sie die zwey Gesetze fest, wornach einmal ein Kräftepaar in seiner Ebene oder im Raume parallel mit sich selbst, beliebig verlegt werden kann, ohne seine Wirkung zu ändern unter Voraussetzung, daß die neuen Angriffspuncte mit den vorigen fest verbunden sind, und daß das Andremal ein solches Paar in seiner Ebene sich beliebig drehen läßt. Ein Vergleich des hier Gesagten mit den Erörterungen in dem Lehrbuche von Möbius giebt große Lücken zu erkennen. Mehr Beyfall dürfte die Zusammensetzung der Kräfte an einem festen Systeme und ihre analytische Darstellung unter besonderem Bezuge auf die Bedingungen des Gleichgewichts und den Mittelpunct einer beliebigen Anzahl von Kräften in einer Ebene verdienen, wenn gleich manche der wichtigeren Gesetze fehlen, welche beym Anfänger eine lückenhafte Kenntniß zur Folge haben.

Den Mittelpunct paralleler Kräfte hinsichtlich des Schwerpunctes behandelt der Verf. möglichst ausführlich, indem er zuerst die Ausdrücke für rechtwinkelige Coordinaten des Schwerpunctes ableitet, ihre Gültigkeit für schiefwinkelige nachweiset und den Satz folgert: Wirken parallele Kräfte auf beliebige Puncte im Raume, deren jeden man mit dem Schwerpuncte der jedesmal übrigen Puncte durch eine Gerade verbindet, so schneiden diese sich in einem Puncte, welcher der Schwerpunct des ganzen Systems ist. Diesem Gesetze folgen besondere Schwerpuncts-Bestimmungen von Flächen,

Curven u. dgl. nebst Erweiterungen der Lehre von Mittelpuncten der Kräfte, welche manche oberflächliche Bestimmung mehr begründen, aber die Praxis nicht hinreichend versinnlichen helfen. Der Verf. hält sich zu streng an die Theorie und an die aus ihr sich ergebenden Formeln und übersieht es oft, seinen Untersuchungen durch die Zeichnung zu Hülfe zu kommen, was unter Andern Ohm gethan hat, wodurch er nicht allein seinen Vorgängern an die Seite gestellt, sondern mit dem Verf. mit Verzug verglichen werden kann: dieser giebt zwar stets die wichtigsten Gesetze der bezeichneten Materien und entwickelt die dafür erforderlichen Formeln oft mit großem Scharfsinne; allein es geht den einzelnen Untersuchungen hier und da die Bestimmtheit und Eleganz ab, welche man namentlich in den Darstellungen von Möbius wahrnehmen kann.

Jene Erweiterungen der Lehre von den Mittelpuncten der Kräfte auf beliebige Kräfte in einer Ebene, wofern ihre Mittelkraft nicht Null ist, und im Raume, findet sich nicht allein in dem Lehrbuche von Poisson, sondern auch in den Arbeiten von Möbius und Ohm, welche viel früher, jenes französische im Jahre 1811 in der 1ten Auflage, erschienen sind. Diese Lehrbücher mögen dem Verf. zur Grundlage gedient und ihm die Arbeit wesentlich erleichtert haben. In wie fern sich alle Axen durch irgend einen Punct des Körpers legen und die sämmtlichen auf den Körper wirkenden Kräfte auf drey zurückführen lassen, erläutert er wohl recht gut; allein es fehlt die Veranschaulichung mittelst einer elementaren Zeichnung, welche dem Anfänger wesentliche Dienste leistet, und ihn nicht allein in das Wesen der Sache, sondern auch in die Theorie leichter einführt. Bey solchen allgemeinen Erörterungen scheint dem Referent diese Versinnlichung um so nothwendiger zu seyn, je mehr sie die Theorie unterstützen, und die einzelnen Fälle klarer durchschauen hilft. Was der Verf. sagt, reicht nicht hin, und versinnlicht die Angriffspuncte der drey Kräfte, auf welchen die verschiedenen Kräfte zurückzuführen sind, nicht hinreichend. Da jene Puncte entweder in einem einzigen Puncte des Körpers zusammenfallen oder in einer geraden Linie liegen, oder eine Ebene bestimmen, so wäre es sehr zweckmäßig, wenn diese verschiedenen Lagen die Zeichnungen noch genauer erläuterten.

Den dritten, zugleich allgemeinen Fall erörtert er fleißig und gewissermassen umständlicher, als es erforderlich erscheint, ohne jedoch auf die Anwendungen desselben im technischen Leben besonders hinzuweisen, was um so wünschenswerther erscheint, je mehr in unserer Zeit von der Wissenschaft gefordert und je dringender die Theorie in die Praxis zu übertragen ist. Nach einigen Betrachtungen entwickelt er einige Formeln der analytischen Geometrie sowohl für jene, als für spätere Untersuchungen, wodurch wohl der Vortrag unterbrochen, jedoch ein für die Anwendung in Theorie und Praxis beobachtungswerther Satz abgeleitet wird, worin jene unterschiedenen drey Fälle enthalten sind. Obgleich derselbe nicht neu und vom Verf. nichts weniger als kurz und klar ausgesprochen ist, so gehört er doch zu den interessantesten der Schrift und seine Ableitung selbst bringt Jenem lobende Anerkennung. Wegen des Einzelnen ist jene zu lesen und besonders die Schlußbemerkung über den Fall zu beachten, in welchem die anfänglich gegebenen, an fest bestimmten Puncten des Körpers angebrachten Kräfte in einer einzelnen Kraft und einem Paare bestehen. Daß derselbe an der Oberfläche der Erde bey Körpern eintrifft, die nicht allein schwer, sondern zugleich auch magnetisch sind, ist eben so wichtig als lehrreich und erzeugt für den Magnetismus, welcher an dem Körper jedesmal ein Kräftepaar hervorbringt, während die Schwerkräfte in allen Puncten am Schwerpuncte sich vereinigen, besondere Aufmerksamkeit, welche dem Physiker vorzugsweise zu empfehlen ist.

Hinsichtlich des Gleichgewichtes biegsamer Systeme, namentlich der Theorie des Seilpolygons und der Kettenlinie nebst den allgemeinen Bedingungen des Gleichgewichtes eines biegsamen Körpers findet man nichts wesentlich Neues; jedoch findet sich Ref. zu bemerken veranlaßt, daß die Bestimmung der Gestalt und Spannung eines biegsamen Fadens unter beliebigen Kräften in so fern mit Aufmerksamkeit zu lesen ist, als mit ihr die Untersuchungen über die Biegungen elastischer Federn in enge Verbindung gebracht und nach einer dem Verf. eigenthümlichen Weise durchgeführt sind. Mittelst vorbereitender Bemerkungen und Versinn-

Digitized by Google

lichungen gelangt er zu höchst interessanten Formeln über Spannung und Krümmung und endlich zu dem lehrreichen und für die Praxis höchst wichtigen Ergebnisse, daß eine elastische Feder von gegebener Länge durch zwey gleiche und entgegengerichtete an ihren Endpuncten angebrachte Kräfte immer auf so viele verschiedene Arten getragen werden kann, als die zunächst unter dem Quotienten $\frac{L\sqrt{P}}{\pi\sqrt{K}}$ liegende ganze Zahl Einheiten enthält, wobey L die Federlänge, P die angebrachten Gewichte, K eine von der Federlänge unabhängige durch die sonstige Beschaffenheit derselben bedingte Constante und π die bekannte Ludolphische Zahl 3,1415 bedeutet.

(Schluß folgt.)

Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Darstellungen sollen die Luftströmungen verbunden und auf einer Merkatorskarte die Gebiete der Passate und Moussons nebst veränderlichen Winden nach dem bekannten Drehungsgesetze von Dove, verbunden mit den barometrischen Veränderungen am Niveau des Meeres in verschiedenen Parallelen und den speciellen Windverhältnissen unseres Erdtheiles dargestellt werden. Auch wird die Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge hinsichtlich der ganzen Erde und Europa's berücksichtigt und manchen Erscheinungen die Zahl beygefügt, weßwegen erläuternde Tabellen beygegeben werden sollen. Eine Uebersicht des Weltgebäudes soll aus Stielers Hand-Atlas entnommen, diesem physikalischen Atlas beygefügt werden und ein Einleitungsblatt der Meteorologie die Unterschiede in der Zeit auf der ganzen Erde leicht faßlich darstellen. Die ganze meteorologische Abtheilung mit Einschluß der mathematisch-geographischen Einleitung soll aus 12 bis 15 Blättern bestehen.

Die zweyte Abtheilung soll die Hydrologie, den Ocean, besonders die Strömungen, die Gezeiten, als constante Bewegungen graphisch darstellen; für letztere werden Whewell's treffliche Arbeiten zum Grunde gelegt, und für erstere drey Strömungskarten, vom atlantischen, indischen Meere und großen Oceane entworfen, womit die Vertheilung der Wärme an der Meeresoberfläche und eine Uebersicht der Straßen für den Welthandel, für die Circulation der Ströme, für die Stromsysteme zunächst der ganzen Erde und dann von Europa in eigenen graphischen Darstellungen verbunden werden. Auch soll das Neigungs-Verhältniß der Hauptströme und wichtigsten Nebenflüße nebst dem Zustande der wichtigsten deutschen Flüsse hinsichtlich ihres Steigens und Fallens und der jährlichen Periode, als ein noch wenig oder gar nicht behandelter Gegenstand, mit besonderer Aufmerksamkeit auf etwa 16 Blättern dargestellt werden.

In der dritten Abtheilung, Geologie, soll man die Unebenheiten der Erde, eine Vertheilung von Land und Wasser, die Gebirge der alten und neuen Welt, die Hauptgebirgssysteme Europa's und den Himalaya, die Vulkane und vulkanischen Erscheinungen in horizontalen und senkrechten Verhältnissen nebst Profilen und der Wärme des Bodens auf ungefähr 12 Blättern dargestellt finden. Die vierte Abtheilung soll auf 4 bis 5 Blättern die Erscheinungen des tellurischen Magnetismus mit Berücksichtigung des Polarlichtes enthalten und die fünfte auf ebenfalls 5 Blättern die Verbreitung der vornehmsten Pflanzenfamilien, das Verhalten der Vegetation auf den Gebirgsabhängen in den drey Zonen, und die Verbreitungsbezirke der wichtigsten Kulturpflanzen, besonders der zur Nahrung der Menschen dienenden mit phytogeographischen Verhältnissen veranschaulichen.

Endlich die sechste Abtheilung soll sich über die zoologische Geographie und Anthropographie verbreiten und im Besonderen die Menschenracen, die Sprachen, Religionen und politischen Regierungsverfassungen versinnlichen, womit gleichsam ein Uebergang von der Physik der Erde zu dem der geistigen Welt verwirklicht wird. Diese Abtheilung soll sich auf 6 Blätter, also die Gesammtzahl für alle Abtheilungen auf 56 bis 59, höchstens 60 Blätter belaufen. Die mitgetheilten graphischen Darstellungen sind zwar in des Verf. Länder- und Völkerkunde erklärt; allein die Blätter werden doch mit mehr oder weniger ausführlichen Erläuterungen begleitet, welche nach Art von Stieler's Vorbemerkungen zu seinem Handatlas und von Spruner's Erläuterungen zum historischen Atlas die für die Ausarbeitungen benützten Beobachtungen rechtfertigen und auf die wichtigsten physisch-geographischen Erscheinungen, welche in jedem Blatte abgebildet sind, hindeuten sollen. Sie sind im Format der Karten gedruckt, um sie den in der Mitte gefalzten Karten beybinden lassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania. Christiania 1838. 1tes Heft. 145 S. Fol. mit 4 geognost. Tafeln.

Keilhau's Gaea Norvegica ist unstreitig einer der wichtigsten Beyträge, welche die Geognosie im vorigen Jahre erhalten hat. Diesen Werth erlangt sie, nicht als ob sie uns etwa mit ganz ungewöhnlichen Verhältnissen bekannt machte, oder als ob die specielle Anordnung und Vertheilung an und für sich bekannter Gebirgsarten in einem fremden Lande für den Ausländer von ausnehmendem Interesse seyn könnte, sondern diese Wichtigkeit muß ihr zugestanden werden wegen der Sorgfalt, Genauigkeit, Umsicht und allseitigen Berücksichtigung aller *Beziehungen*, durch welche ein concreter Fall so fest und sicher begründet wird, daß allgemeine Betrachtungen über die Genesis der Gebirgswelt an ihm einen festen Anhaltspunct finden, und mithin die specielle Untersuchung eine universelle Bedeutung gewinnt. Es kann nicht oft genug gesagt werden, wie wenig gegenwärtig mehr der Geologie mit Untersuchung der Längenmeilen, als vielmehr mit der der Quadratmeilen gedient ist. Eine kleine Strecke Landes vollständig und mit vorurtheilsfreyem Blicke geognostisch erforscht, liefert für die Theorie der Gebirgsbildung ungleich erheblichere und gesichertere Resultate, als ein eiliger Verfolg ganzer Gebirgsketten, wo das Detail nur oberflächlich berücksichtigt werden kann. Daß eine solche Untersuchung höchst mühsam ist, viele Zeit und große Anstrengungen und Aufopferungen in Anspruch nimmt, und daher nicht Jedermanns Sache wird, versteht sich von selbst; auch in der Wissenschaft wird die Siegespalme nur freudiger und rücksichtsloser Hingabe und Ausdauer zu Theil. Keilhau hat eine lange Reihe von Jahren der Erforschung der geognostischen Verhältnisse seines Vaterlandes gewidmet. Schon im Jahre 1826 erschien seine „Darstellung der Uebergangs-Formation in Norwegen,“ natürlich auch nicht eher, als nachdem er eine geraume Zeit auf diesen Gegenstand verwendet hatte; und jetzt kommt er, nach 12 Jahren, nochmals auf denselben zurück, nachdem durch weitere Untersuchungen von ihm und seinen Freunden umfassender und tiefer diese Verhältnisse ermittelt worden sind.

Das erste Heft dieser Gaea Norvegica enthält drey Aufsätze, unter welchen der erste von Keilhau, der zweyte von Böbert, und der dritte von Boeck bearbeitet ist.

A. Christiania's Uebergangs-Territorium, von Keilhau. (S. 1—26 mit 4 geognostischen Tafeln.)

Die umfassendste und wichtigste Abhandlung in diesem Hefte ist die von Keilhau, an der wir gleich als ein Hauptverdienst hervorheben, daß sie durchgängig die Beobachtung strenge von der Theorie gesondert hat, so daß zwar diese auf jener, aber nicht umgekehrt fußt. Wer nun mit der Theorie sich nicht befreunden mag, hat wenigstens die Thatsachen klar und unentstellt vor sich, und kann sich aus dem unpartheyisch ihm vorgelegten Thatbestande eine andere Ansicht, die ihm mehr zusagt, construiren. So soll und muß jede Untersuchung geführt werden, die über den Wechsel der Hypothesen hinaus ein bleibendes Gemeingut für die Wissenschaft werden soll.

Der Gegenstand nachfolgender Untersuchung ist das zur Uebergangsformation gehörige und ziemlich weitläufige Territorium um Christiania, dessen Gren-

Digitized by Google

ze überall, wo nicht das Meer daran stößt, vom Urgebirge gebildet wird. Dieses Territorium umfaßt dreyerley besondere geognostische Districte, nämlich 1) geschichtete Felsarten, 2) Granit und Syenite, und 3) Porphyre und damit verwandte Mandelsteine. Die Granit- und Porphyrdistricte nehmen die größten und am besten arrondirten Räume ein, während die geschichteten Felsarten auf mehr oder minder schmale Streifen von zum Theil auffallend gebogener Form beschränkt sind, überhaupt mehr ein gewissermassen fragmentarisches Verhalten zeigen.

I. Districte der geschichteten Gebirgsarten. Diese bilden 3 Gruppen: a) in der Entfernung von den Granit- oder Porphyr-Districten findet man hauptsächlich milde Thonschiefer und Kalksteine, b) in der Nähe des Porphyrs dagegen gewöhnlich Sandsteine und Conglomerate, und c) ist es eine feste Regel, daß in gewissen Abständen von den Granitgrenzen die milden Schiefer durch harte Schiefer und der gewöhnliche Kalk durch salinischkörnigen (Marmor) ersetzt wird. Außerdem kommt in diesen Gruppen noch überall d) eine Menge massiger Felsarten vor.

a) Gruppe der milden Schiefer und des gewöhnlichen Uebergangs-Kalksteins. Zwey Hauptglieder, der Uebergangsformation angehörig, treten in dieser Gruppe hervor, nämlich Thonschiefer und dichter rauchgrauer Kalkstein. An den ersten reiht sich Alaunschiefer, Zeichenschiefer und eine Art Mergelschiefer; an den andern salinischkörniger Kalkstein und Oolith. Außerdem trifft man an ein paar Stellen einige Schichten von Conglomerat und Sandstein als untergeordnete Einlagerungen in beyden Gliedern. Der körnige Kalkstein, der in dieser Gruppe hie und da vorkommt und aus dem gewöhnlichen dichten hervorgeht, unterscheidet sich von dem körnigen Kalk in den festen Schiefern durch minder lichte Farbe, feineres Korn und steht überhaupt dem dichten näher. Der Verf. ist mit Ref. der Meynung, daß der körnige Kalkstein keineswegs seine Structur einem beträchtlichen Hitzegrad zu verdanken habe. Gegen diese Ansicht liefert gerade die genannte Gebirgsart einen vortrefflichen Beweis. „In diesen Gebilden", sagt er, „ist ihr Vorkommen schlechterdings nicht an irgend eine der massigen Bildungen gebunden, in welchen man die Ursache jener Veränderung zu suchen pflegt, und es wird, so weit ich sehen kann, überhaupt unmöglich seyn, es auf irgend eine Weise wahrscheinlich zu machen, daß diese nun krystallinischen Massen, vor den sie umgebenden Lagen voraus, einer so bedeutenden Temperatur ausgesetzt gewesen seyn sollten, als diejenige, welche die Berührung mit einer im feurig-flüssigen Zustande befindlichen Bergart mit sich führen müßte."

b) Sandsteingruppe, aus festem, feinkörnigem Sandstein, rothem Schiefer, der theils in jenen übergeht, theils an den Thonschiefer sich anschließt, und endlich aus Quarz-Conglomerat bestehend; in letzterem ist einmal ein gneußartiges Fragment gefunden worden.

c) Gruppe der harten Schiefer und des Marmors. Es ist, wie vorhin bemerkt, ein constantes Verhalten, daß die Thonschiefer und gewöhnlichen Kalkbildungen allenthalben, wo sie den granitischen bis auf eine gewisse Grenze nahe kommen, durch harte Schiefer und Marmor vertreten werden. Dieses Verhältniß findet nicht bloß in der Weise statt, daß der harte Schiefer und Marmor unter Parallelismus der Schichtung mit den Gränzen der Districte, als selbstständige Schichten zwischen Thonschiefer und dichtem Kalksteine auf der einen Seite, und Granit oder Syenit auf der andern Seite liegen können, sondern, wie an mehreren Stellen aufs deutlichste zu ersehen ist, auch in der Weise, daß zufolge des Laufs der Grenze quer über das Streichen der Parallelmassen in den geschichteten Districten, die harten Schiefer und der Marmor nur die Enden von denselben Schichten ausmachen, welche in hinlänglichem Abstande von den Granit- und Syenitmassen aus den gewöhnlichen Thonschiefer- und Kalkbildungen bestehen. Die verschiedenen Glieder dieser Gruppe, mit Ausnahme der massigen, sind: Gebilde, dem Kieselschiefer und Hornsteine ähnlich, welchen der Verfasser den Namen der harten Schiefer giebt, dann Kalkkiesel, und Kieselkalk; Marmor und hellgefärbter fast dichter Kalkstein, eine milde Alaunschiefer- oder alaunschieferartige Thonschiefer-Bildung; sandsteinartige und Conglomeratschichten. Der merkwürdige Uebergang der milden Schiefer in die harten entsteht,

Digitized by Google

indem jene Kieselgehalt aufnehmen, der immer größer wird, je näher die granitischen Grenzen sind. Hervorzuheben ist es auch, daß in diesen Gebieten der Granat sich häufig einstellt, und der Verf. ist daher der Meynung (S. 13), daß die hiesigen Granatbildungen nichts anderes sind, „als ein Glied jener Reihe gerade da, wo die Proportionen des Kiesels, des Kalkes und des Thones mehr oder weniger genau die passenden für die Bildung von irgend einer der Kalkgranat-Varietäten sind.“ Diese Meynung wird nicht wenig unterstützt durch des Verf. Beobachtung, daß die Ränder oder dünnen Massen des im Marmor vorkommenden Kieselkalkes sehr oft von granatartiger Beschaffenheit sind, und hie und da ganz in Allochroit übergehen. Er beruft sich hiebey auf die von ihm schon bey Anführung von Anthrakonit-Kugeln im milden Schiefer geäußerte Ansicht (S. 8), daß Aktionen in den schon abgesetzten Massen statt gefunden haben mußten, „woraus, ohne Solution oder Fluidität in der gewöhnlich bisher gebrauchten Bedeutung dieser Worte, sowohl substantielle als formelle Veränderungen in den Massen resultiren konnten;“ eine Ansicht, über die wir später ausführlich unsere Meynung aussprechen werden.

Ehe der Verf. auf die Betrachtung der massigen Gebirgsarten, die innerhalb der Districte der geschichteten Formationen sich vorfinden, zu sprechen kommt, geht er auf eine sehr umständliche Erörterung des Streichens und Fallens dieser letzteren ein, wobey er sich auf zwey- bis dreytausend Abnahmen beruft. Er bemerkt hierbey, daß man durch diese Menge genauer Beobachtungen auf eine ganz andere Regel für die Schichtenstellung, als er sie früher nach unvollständigen Daten angegeben hätte, gekommen sey. Jene Regel sey ihm immer problematisch gewesen, und er hätte daher bey der neuen weitläufigen Befahrung des Territoriums seine und seiner Mitarbeiter Aufmerksamkeit ganz besonders auf diesen Punct hingelenkt. Indem nun jede Abtheilung der Reisegesellschaft für sich ein ganz anderes, für die Theorie aber weit wichtigeres Resultat erhielt, welches sich erst nach Beendigung der Reisen durch Zusammenstellung aller einzelnen Observationen ergab, so muß dieses Resultat für so zuverlässiger angesehen werden, als es Allen völlig unerwartet kam. Und dieses besteht darin, daß zwey Bezirke isolirt für sich stehen mit ihrem nordöstlichen Einschiessen und eben so drey andere Puncte mit ihrem südwestlichen Fallen; während dagegen alle die übrigen Strecken, in gehörigem Abstande von den Urgebirgsgrenzen, ein regelmäßiges Streichen und Fallen zeigen, nämlich ein Streichen von SW. oder W. nach NO. oder O., und ein steil nordwestliches bis nördliches Fallen. Der Verf. zieht hieraus (S. 27) zwey wichtige Folgerungen: erstlich, daß ein besonder inniges Verhältniß zwischen allen den zerstreuten geschichteten Bildungen dieses Territoriums besteht, so daß sie entweder unter der Oberfläche der sie trennenden Massen zusammenhängen, oder doch früher in ein Continuum vereinigt gewesen seyn mußten. Zweytens, daß diese Regelmäßigkeit der Schichtenstellung nothwendig hätte zertrümmert werden müssen, wenn, den vulkanistischen Ansichten gemäß, die massigen Gebirgsarten, die jetzt innerhalb des Gebiets der geschichteten Formationen in ansehnlicher Mächtigkeit auftreten, durch diese hervorgestoßen worden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text rc.

(Schluß.)

Zugleich ist die Wärme des Golfstromes bezeichnet, deren Gleichförmigkeit auf einem Raume von mehr als dem siebenten Theile des Erdumfanges höchst überraschend ist und berechtiget, die Normal-Temperatur des oceanischen Wärme-Aequators im großen Oceane auf 23, 4° R. zu setzen und die Karte zeigt uns, daß, wie der Golfstrom in der gemäßigten Zone des nordatlantischen Oceanes heißes Wasser, so der peruanische Küstenstrom, beynahe 3000 geographische Meilen vom amerikanischen Gestade kaltes Wasser in der heissen Zone des großen Oceans ausschüttet. Die auf der Karte an den Parallelen stehenden Zahlen sind aus des Verf. Umrissen der Hydrographie entlehnt und auf der Linie zwischen Payta in Südamerika und den neuen Hebriden findet man eine Reihe von Temperatur-Angaben, welche von Duperrey herrühren und besonders dazu dienen dürften, das Verhalten der Meereswärme innerhalb der heißen Zone, in der Richtung von Osten nach Westen zu versinnlichen. Obgleich der

geographische Theil der Karte von Bär sehr gut gezeichnet ist, so revidirte doch der Verf. die Lage der Eilandsfluthen sorgfältig, und verbesserte die Umrisse von Kamtschatka und der ganzen Nordküste von Asien nach Erman's und Lütke's Beobachtungen wesentlich. Im 12ten, 13ten und 16ten Kap. seiner Länder- und Völkerkunde und im geographischen Almanach von 1837 S. 296 — 333 hat der Verf. sich weitläufiger erklärt; die Vergleichung dieser Angaben mit der Karte führt zu schönen Belehrungen.

Die Beobachtungszahlen über das Wachsen und Fallen des Wasserstandes an einem Maßstabe, Pegel oder Wassermarqueur genannt, geben ein schönes Bild von dem Gange des Wasserstandes der Elbe in den auf den beyden Karten Nr. 11 und 12 bezeichneten Jahren und vom Leben derselben; mit einem Blicke überschaut man den Zustand derselben während eines ganzen Jahrhunderts, die unaufhörlichen Bewegungen, welche ihr Spiegel auf- und niederwärts macht. Der Standort des Pegels ist bey Magdeburg; die zum Grunde liegenden Zahlen sind nach den mittleren Werthen der monatlichen, jahreszeitlichen und jährlichen Stände im 31. Kap. der phys. Geogr. des Verf. mitgetheilt. Die bildliche Uebersicht ist für die geologische Geschichte des ganzen Stromgebietes von großem Interesse und dürfte eben darum dem Geologen bey seinen Forschungen sehr bezeichnende Gesichtspuncte darbieten. Aber auch dem Freunde der Geographie, dem Meteorologen und den Bewohnern des Stromes gewährt sie eine lehrreiche Unterhaltung und den letzteren den praktischen Nutzen, daß ihnen ein Mittel dargeboten ist, welches sie, nicht an der Hand unsicherer Sagen und Ueberlieferungen, sondern von bestimmten und genauen Beobachtungen geleitet, auf eine lange Vergangenheit zurückblicken läßt. Sie beantwortet die Fragen, ob der Wasserstand der Elbe schon so hoch oder so niedrig gewesen, als in einem gegebenen Zeitpuncte; in welcher Jahrezeit die höchsten und niedrigsten Wasserstände einzutreten pflegen; ob der Wasserstand constant geblieben sey oder nicht, ob sich das Klima eines Landes geändert habe u. dgl., was aus Thatsachen über das Gefrieren von Flüssen, Seen und Meeren in der gemäßigten Zone für die Beschaffenheit der Winter in früherer Zeit zu ermitteln versucht wird. Die Flüße sind die besten Ombrometer im größten Maßstabe und lassen aus Pegelbeobachtungen am zuverläßigsten beurtheilen, ob die Regenmenge in längeren Zeiträumen unverändert geblieben, oder veränderlich gewesen ist; ob sie um eine mittlere Größe oscillirt, oder von ihr constant abweicht. Aus den graphischen Mittheilungen des Verf. entnimmt man das wichtige Resultat, daß die Wassermenge der Elbe abgenommen hat, also die jährliche Regenmenge geringer geworden ist, was für viele Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens sehr wichtig ist. Dieses Ergebniß ist wahrscheinlich ein für alle größeren und kleineren Flüße allgemein gültiges und hilft mancherley Wahrheiten bestätigen, deren nähere Erörterung nicht hieher gehört.

Die letzte, magnetische, Karte enthält eine graphische Darstellung magnetischer Beobachtungen, besonders über isodynamische Linien, deren Verfasser Duperrey ist, der die Beobachtungen eines 40jährigen Zeitraumes übersichtlich zusammengestellt und auf einer Merkatorskarte geographisch geordnet hat. Bekanntlich beginnt mit Hansteen im Jahre 1819 die Entwickelung der allgemeinen Thätigkeit für den erdmagnetischen Zweig der Naturforschung. Die Erde spricht nach ihm mittelst der stummen Sprache der Magnetnadel die Bewegungen in ihrem Innern aus; der Zusammenhang der Meteorologie mit dem Polarlichte, also mit den magnetischen Kräften, springt wohl jedem in die Augen. Hansteen regte dieses an, was nicht ohne Erfolg blieb, und der Verf. gründet auf diese Mittheilungen manche Ergebnisse, welche über die noch dunkle Sache manches Licht verbreiten. Bey Bestimmung der Isodynamischen Linien handelt es sich bekanntlich nur um eine Vergleichung, zu deren Begründung man als Einheit diejenige Intensität angenommen hat, welche v. Humboldt auf der Linie ohne Neigung in Peru gefunden hatte.

Da die Naturforschung hier erst im Vorhofe der Erkenntniß steht, so ist das Eindringen in die Geheimnisse noch nicht möglich; die Leistungen Arago's, Kupffer's, Gauß's und anderer verbreiten sich immer mehr. Der Verf. giebt auf seiner Karte das, was bereits geleistet worden; sie dient zu einem bequemen Orientirungsmittel. Diejenigen Theile der Isodynamen, welche auf gar keiner Beobachtung beruhen und nur auf Analogie gegründet sind, hat Dupperrey nur durch Puncte angedeutet: der Verf. hat daran nichts geändert, nur in der Lage und in der Form ist Einiges anders gestaltet.

Referent ist überzeugt, daß diese graphischen Darstellungen dem dafür sich interessirenden Publikum sehr erwünscht sind, und daß die daraus geschöpfte Belehrung umfassender, allseitiger und anschaulicher ist, als oft die ausgedehntesten wörtlichen Schilderungen. Wer die Auslage nicht scheuet, erhält für sein Geld eine gediegene Arbeit. Die Karten sind correkt, fein und gut; alle Angaben in Linien, Worten und Zahlen sind sehr deutlich zu lesen und tragen zur besonderen Empfehlung des Atlas bey. Möge er in die Hände vieler Leser gelangen und das Versprechen, zur Ostermesse 1838 die 2te Lieferung erscheinen lassen zu wollen, wirklich in Erfüllung gehen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Jänner.

Nr. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Man sieht, daß der Verf. aus gleichen Prämissen auf dieselben Resultate kommt, die wir in diesen Blättern, nach geognostischen Verhältnissen, wie sie in Deutschland, z. B. am Harze, ermittelt worden sind, schon öfters ausgesprochen haben. Zugleich aber müssen wir wiederholt hervorheben, daß ein vielfältiges und genaues Abnehmen vom Streichen und Fallen in allen Distrikten, wo geschichtete Formationen mit massigen zusammentreffen, ein unerläßliches Erforderniß zur sichern Orientirung ist. Indem die neuere Geognosie so häufig diese Bedingung unterläßt, verwirrt sie sich in dem mannigfaltigen Wechsel dieser Erscheinungen, und bringt sich um die Auffindung eines Gesetzes, in dessen Ermittelung gerade die höchste und schönste Aufgabe der Naturforschung besteht. Noch darf endlich nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Abnahmen dem Verf. ergeben haben, daß die Unregelmäßigkeiten, welchen zuweilen die Schichten unterworfen sind, nicht etwa vorzugsweise bey den massigen Gebirgsarten statt finden, sondern daß man im Gegentheile gerade da, namentlich bey den Granit-Syenit-Distrikten, oft eine besonders genaue Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Norm für die Stellung der Parallelmassen wahrnimmt.

d) Massige Gebilde innerhalb der geschichteten Gruppen (S. 27). Es ist hier nur die Rede von solchen massigen Gebilden, welche untergeordnet in den einzelnen der drey vorhin betrachteten Gruppen auftreten. Der Verf. unterscheidet α) Hornstein- und Eurit-Bildungen mit ihren Porphyren, β) syenitische Bildungen, γ) Rhombenporphyr, und δ) Grünstein- und andere damit verwandte Trappbildungen. Wir halten uns in unserer Relation nur an diejenigen Ergebnisse, welche für die Theorie der Gebirgsbildung bedeutsam hervortreten. Dahin gehört des Verf. Nachweis, daß die dichten hornsteinartigen oder euritischen Massen häufig Lager bilden und zwar so vollkommen als der versteinerungsführende Kalkstein; seltener treten die Porphyre in dieser Form auf, obschon auch hievon ausgezeichnete Beyspiele vorhanden sind. Ein sehr merkwürdiges der Art kommt in der Nähe von Christiania vor, wo Porphyr aufs genaueste parallel mit den angrenzenden Schieferschichten geht, zugleich mit diesen etwa 50° fällt und auf der ganzen entblößten Länge von 200′ eine vollständig gleiche Mächtigkeit von etwas über 2′ behält. Mit dem Verf. können wir nur übereinstimmen, daß eine solche Regelmäßigkeit in der Form und eine solche Genauigkeit, das Schiefergebirge gerade der Schichtung nach zu trennen, zumal da noch Nebenablösungen in diesem vorhanden sind, auf keine Weise mit der Annahme zu vereinen sey, daß die Masse aus dem Innern hervorgebrochen seyn sollte. „Jeder," meynt er, „der diese Stelle mit vorurtheilsfreyen Augen betrachtet, wird ohne Zweifel eine solche Idee fahren lassen." Ueberhaupt gelangt der Verf. (S. 55) zu dem auch uns schon früher gekommenen Resultate, daß eine gewisse Identität der Gänge und Lager statt finde. Diese Identität geht ihm nicht allein aus der zum Theil vollkommenen Gleichheit ihrer Massen, sondern auch daraus hervor, daß zuweilen eine und dieselbe Masse auf einer Strecke ihrer Verbreitung Lager, auf einer andern Gang ist, ferner, daß er einige Gänge mit

Digitized by Google

einem Sahlbande von Grünstein gefunden hat, was auch bey einer lagerförmigen Masse der Fall war. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist auch das Vorkommen von mehreren Felsarten in einem und demselben Gange, die an einigen Stellen desselben in einander übergehn und sich völlig mit einander mischen, während sie an andern scharf getrennt sind; der Verf. führt sogar Beyspiele an, wo diese Trennung bis zum völligen Heraustreten aus dem gemeinschaftlichen Raume geht, so daß zwey verschiedene Gänge, jeder von verschiedener Masse, an die Stelle des einen treten.

Eine weitere Beachtung verdienen die Uebergänge, welche theils die massigen Felsarten zu einander, theils zu den geschichteten Gesteinen darbieten. Einen der interessantesten Fälle (S. 35) gewährt der Sölvsbjerg, eine isolirte Kuppe syenitischer Masse ungefähr in der Mitte von Hadeland's Thonschiefer- und Kalkdistrikt, über dessen mittleres Niveau er sich etwa 500′ erhebt. Es ist hier allenthalben der vollkommenste Uebergang in die massige Felsart von den harten Schiefern gefunden worden. Zuerst bemerkt man nur eine Veränderung in den Schiefern, wie man sie ganz allgemein an den Grenzen aller großen granitischen Distrikte findet, nämlich daß die Schiefer, in denen noch die Versteinerungen, wie in den milden Schiefern vorkommen, einen mehr schimmernden Bruch und ein mehr krystallinisches Ansehen annehmen. Geht man nun gegen die massige Felsart weiter, so wird ein zweyter Fortschritt im Uebergange bemerklich, indem die Krystallpartikeln an Größe zunehmen, bis sie, wenigstens zum Theil, mit bloßem Auge erkennbar sind, da man ganz deutlich eine Menge kleiner tombakbrauner Glimmerblättchen und dazwischen liegende Feldspathpartikeln unterscheidet. Unter dieser Entwickelung sind die Versteinerungen verschwunden, dagegen ist die Schichtung noch deutlich wie eine Parallelstruktur in der Masse, die zwar nicht mit einer wirklichen Absonderung nach den parallelen Flächen verbunden, doch aber durch die in den verschiedenen Bändern auftretenden verschieden nüanzirten Farben und durch feineres Korn hinlänglich bezeichnet ist. Am letzten Punct der Uebergänge sieht man die krystallinische Entwicklungsart noch zunehmen, bis sich endlich eine ganz grobkörnige Bildung darstellt, zusammengesetzt aus den eben genannten Bestandtheilen und außerdem aus vollkommen deutlichem Quarz und Hornblende. Dieses Gebilde nun ist es, welches den höchsten Theil des Berges ausmacht; es hat eine vollkommene Granit-Struktur (v. Buch giebt ihr sogar den Namen von Granit), worin jede Spur von Schichtung verschwunden ist. Aus der Thatsache, daß das krystallinische Gebilde ein ununterbrochenes Continuum mit den geschichteten Gebirgsarten bildet und nichts anders als das Endglied einer Modificationsreihe in diesen ist, folgert der Verf., daß die syenitische Gebirgsart schlechterdings nicht in geschmolzenem Zustande aus dem Innern der Erde hervorgequollen seyn könne. Wir stimmen dieser Folgerung um so gewisser bey, als wir bereits durch v. Raumer vom Erzgebirge her einen ähnlichen Uebergang des Schiefers in Granit kennen gelernt und am Harze ein analoges Gebilde, wie unsers Verf. harte Schiefer, nämlich den Hornfels, getroffen haben, der ebenfalls ein Mittelgestein ist, das auf der Scheide der Schiefer und Granite entstanden und das vermittelnde Bindeglied zwischen beyden ist. *) Ein nicht minder lehrreiches und eben so unzweydeutiges Beyspiel gewährt am Langesundsfjord (S. 45) das eisenreiche basaltische Trappgebilde, welches durch vollständige Uebergänge aufs deutlichste mit dem Kieselkalke verkettet ist.

Indem wir demnach zwey Gebilde von dieser Gruppe massiger Felsarten im deutlichsten Uebergange zu den geschichteten Formationen finden, und da diese zwey Gebilde und die anderen von analoger Beschaffenheit, welche in ähnlichen, wenn auch minder in die Augen springenden Uebergängen vorkommen, wieder aufs genaueste mit allen den übrigen massigen Felsarten in den geschichteten Distrikten verwandt sind, so dürfen wir mit dem Verf. kein Glied dieser Gruppe als ein fremdartiges, den geschichteten Formationen von Aussen her aufgezwungenes betrachten; im Gegentheil müssen wir mit ihm annehmen, „daß alle die massigen Felsarten, die wir in jenen Distrikten gefunden haben, Ent-

*) Vergl. die Recension von Gumprecht's Beyträgen (Gel. Anzeigen II. S. 139 und 146).

wicklungen in und dann wohl auch aus der Formation derselben sind." Behauptungen, die wir auf Thatsachen ähnlicher Art gestützt, in diesen Blättern ebenfalls schon mehrmals ausgesprochen haben, und die eine nicht geringe Unterstützung durch des Verf. ganz unabhängige Wahrnehmungen erhalten. Noch müssen wir hier auf einen andern Punct aufmerksam machen, in welchem der Verf. abermals auf eine für uns erfreuliche Weise mit des Ref. früher ausgesprochenen Behauptungen überein kommt. Bekanntlich sucht die vulkanistische Schule eine Hauptstütze für ihre Hypothese in den hie und da vorkommenden Verästelungen des Granits, welche man sich nicht anders als durch feuerige Emporquellung desselben veranlaßt, denken könne. Ref. *) hat sich entschieden hiegegen erklärt, und auch der Verf. thut dasselbe bey Gelegenheit, wo er (S. 31) einer kleinen Verzweigung eines Euritlagers erwähnt. Es geht derselbe jedoch noch um einen Schritt weiter, indem er bey einer nahe hiemit verwandten Erscheinung es für unmöglich erkennt, daß eine Felsart mit solchen Formen aus einer wässerigen Solution könne niedergeschlagen seyn. Von dieser Ansicht wird noch am Schlusse dieser Anzeige weitere Rede seyn. Der Verf. findet überhaupt für die Abgrenzungen der massigen Felsarten in diesem Gebiete folgende Regel (S. 54): „daß die granitischen Feldspathgebilde geneigt sind, unregelmäßige und weit eingreifende Ramificationen in den Massen zu bilden, mit denen sie in Berührung kommen (wenn sie damit überhaupt in irgend einer Formations-Verbindung stehen); daß aber dagegen Porphyre, ingleichen die Hornblendegebilde von granitischer Struktur sich lieber entweder zwischen ganz ebenen Flächen, oder doch wenigstens innerhalb mehr regelmäßig arrondirter Grenzen halten, als die körnigen Feldspath-Concretionen." Daß es keineswegs genügt, als Ursache eines solchen Verhaltens z. B. eine größere Leichtflüssigkeit des Materials bey der einen Art Masse als bey der andern anzunehmen, wird wohl jeder Unbefangene dem Verf. gern zugestehen.

II. Die Granit- und Syenit-Distrikte (S. 57). Die massigen Gebirgsarten dieses und des folgenden Distriktes dürfen nicht mit den vorhin erwähnten verwechselt werden, indem diese nur untergeordnete Glieder in den geschichteten Gebilden ausmachen, während jene selbstständig auftreten und sogar die Hauptmassen des ganzen Uebergangs-Territoriums constituiren. Die hier unter Nr. II. zu betrachtenden Gebilde sind eigentlich nur ein einziges Formationsglied, und zwar das mächtigste unter allen, das sich bald als Granit, bald als Syenit darstellt. Der Granit ist gewöhnlich sehr reich an Feldspath, zeigt nie eine gneußartige Struktur, dagegen Annäherung an die des Porphyrs. Der Syenit, obwohl fast nie so reich an Hornblende als es sein eigentlicher Typus verlangt, kommt doch in Varietäten vor, die dem schönsten ägyptischen Syenite ähnlich sind. Der Granit und Syenit bilden die vollkommensten Uebergänge in einander und man trifft in diesen Distrikten sehr oft Abänderungen derselben, bey denen man im Zweifel ist, ob man sie zum ersten, oder zweyten dieser Typen rechnen soll.

Sehr ausführlich giebt der Verf. seine Beobachtungen an, die er an den Grenzen dieser Granit- und Syenit-Districte in großer Menge gemacht hat. Diese Daten lassen sich in zwey Gruppen sondern, indem a) die einen die gegenseitigen Lagerungsverhältnisse dieser ungeschichteten zu den geschichteten Felsarten betreffen, während sich b) die andern auf das Vorkommen besonderer Mineralien an den Berührungsregionen beziehen.

Was a) die gegenseitigen räumlichen Beziehungen anbelangt, so zeigt es sich freylich nicht ganz selten, daß die großen granitischen oder syenitischen Massen an die geschichteten Formationen in Flächen anliegen, welche gleichlaufend mit deren Schichtungsebenen sind, und daß also hiedurch eine sogenannte gleichförmige Lagerung hervorgebracht wird; indeß findet dieses Verhalten nur auf kurze Strecken statt, wo alsdann die Schichten von den granitischen Massen abgeschnitten werden. Letzteres Vorkommen ist das vorherrschende, woraus der Verf. den Schluß zieht, daß diese massigen Gebirgsarten weder als große regelmäßige Lager zwischen den Schichten der Formation, noch als das Hangende und Liegende derselben unter gleichförmiger

*) Vrgl. die angeführte Recension S. 144 und 145.

Lagerung zu denken sind, sondern daß sie ihnen im Ganzen zur Seite stehen oder vielmehr liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; enthaltend Aufgaben aus dem Gebiete der Statik, Dynamik, Hydrostatik, Hydrodynamik, Pneumatik, Akustik, Optik u. s. w. mit ihren Lösungen, Notizen aus der Chronologie, Gnomonik rc. nebst vielen Tabellen und einem kleinen Vokabularium des Inhalts eines Lehrbuches der elementaren Mathematik von J. Richard. In's Deutsche übersetzt. Mit einer Figurentafel. 1838. 12. XVI. und 355 S. (2 fl. 24 kr.) Berlin bey Mittler.

Der Titel dieses Buches bezeichnet schon ziemlich allgemein den Inhalt und die Tendenz; es soll den mit geringen mathematischen Kenntnissen ausgerüsteten Personen die Mittel an die Hand geben, die im gewöhnlichen Leben vorkommenden oder aus bloßer Neigung entstehenden Aufgaben leicht lösen zu können. Der Verf. giebt nämlich die allgemeinen Formeln an und ersetzt den Beweis ihrer Richtigkeit durch zahlreiche Anwendungen, welche zugleich mit dem Gebrauche jener recht vertraut machen. Auf einem ziemlich kleinen Raume findet man daher die gebräuchlichsten Lehrsätze der Mechanik fester und flüssiger Körper, der Optik u. s. w. beysammen, wodurch das Buch für den Techniker jeder Art einen hohen praktischen Werth erhalten hat. Astronomische Gegenstände sind übergangen, weil sie mit den täglichen Bedürfnissen und mit vielen Ständen nicht in nächster praktischer Beziehung stehen.

Das besondere Streben gieng dahin, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, weßwegen die Verhältnisse des Kalenders, der Sonnenquadranten und andere lehrreiche und angenehme Unterhaltungen, z. B. die Theorie des Billardspieles, ein Piano richtig zu stimmen, oder die Zeichnung jener widrigen Projectionen, welche, von einem gewissen Puncte aus betrachtet, reguläre Figuren in richtigen Verhältnissen erkennen lassen, ziemlich ausführlich erörtert sind, wodurch der Verf. seinem Buche ein eigenthümliches Interesse verschaffte.

Bey dem zunehmenden Streben, die mathematischen und physikalischen Kenntnisse im Gebiete der Gewerbe und Technik anzuwenden und gemeinnützig zu machen, mag das Buch um so mehr praktischen Werth erhalten, als man in Deutschland jene Kenntnisse stets mehr anerkennt und mit ihrer Hülfe das Gewerb- und Fabrikwesen ausdehnt. Die Bedürfnisse des Verstehens derselben erweitern sich fortwährend und Personen aller Stände, deren Beschäftigungen durch die Lehren der Mathematik und Physik an Bestimmtheit und Genauigkeit sehr gewinnen, interessiren sich gegenwärtig für Anwendungen, weßwegen eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Formeln recht zweckmäßig erscheint. Bauverständige, Mechaniker und Techniker aller Art, selbst Lehrer der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und andere Gelehrte mögen daher die Uebersetzung als sehr willkommen ansehen.

Von einem Vereine von Gelehrten und praktisch erfahrenen Männern in Paris wird nämlich eine neue Sammlung von Handbüchern über alle Zweige der menschlichen Industrie herausgegeben; unter diesen findet sich das Original der vorliegenden Uebersetzung, wovon die technischen Beamten und jeder gebildete Gewerbtreibende um so größeren Nutzen ziehen, je glücklicher die Zusammenstellung ausgefallen ist und je sorgfältiger der Verf. die am meisten gebrauchten Gesetze und Formeln herausgehoben und durch viele Beyspiele veranschaulicht hat. Die französischen Maaße sind in rheinländische oder preußische übertragen, wodurch die Brauchbarkeit der Tabellen u. dgl. sehr erleichtert ist.

Da das Ganze aus Aufgaben besteht, welche meistens sehr glücklich gewählt und nach ihrer allgemeinen Auflösung durch besondere Zahlenbeyspiele erläutert sind, wobey man jedoch häufige Erklärungen von Begriffen und Constructionen der Aufgaben und eine Bildung der allgemeinen Gleichung für die fraglichen Größen findet, wodurch auch die Theorie zweckmäßig benützt ist, so erachtet es Ref. für zweckmäßig, die Materien überhaupt hier beyzufügen, worüber der Leser Aufgaben und theilweise Erklärungen findet. Nach Angabe mehrerer Grundsätze und Erklärungen vom Schwerpuncte, die dem Anfänger das Charakteristische der von ihm abhängigen Erscheinungen bekannt machen und ihn in das Wesen der Aufgaben einen klaren Blick werfen lassen, giebt der Verf. Anwendungen von den bekannten einfachen Maschinen S. 3 — 22, welche meistens in allgemeinen und besonderen Fällen bestehen und dem Techniker eine willkommene Belehrung verschaffen, ohne in besonderen theoretischen Lehrbüchern sich erst wegen der Gesetze weiter umsehen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nr. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Um indessen eine vollständige Vorstellung der ganzen stattfindenden Verhältnisse zwischen den beyden Hauptgliedern des Territoriums zu gewinnen, erinnert ferner der Verf. erstlich an die hier und da vorhandenen Uebergänge der harten Schiefer und der Granitgebilde, zweytens an die Verästelungen der letztern, und drittens an die isolirten Partien, die gegenseitig in einander austreten; hierdurch werden die granitischen Massen aufs genaueste miteinander verbunden. Was die Uebergänge betrifft, so hat sie zwar der Verf. seltener als die scharfen Demarkationen gefunden, dennoch aber häufig genug, um für ein normales Verhältniß zu gelten. Ref. erinnert an analoge Erscheinungen am Harze und im Erzgebirge. — Hinsichtlich der Verästelungen, so sind diese eines der allergewöhnlichsten Phänomene an den Granitgrenzen.

Endlich die isolirten Partien anbelangend, so sind die granitischen, welche im Schiefer auftreten, eben so häufig als die Verästelungen und machen so gut wie ein und dasselbe Phänomen mit diesen aus. Schiefermassen, die an der gemeinschaftlichen Grenze im Syenit oder Granit vorkommen, sind zwar selten bemerkt; indeß immer noch oft genug, um gleichfalls als normale Erscheinung zu gelten. In Beziehung auf den immer zunächst gelegenen gleichartigen Distrikt werden sie stets mit unverrückter Schichtenstellung gefunden; eine Thatsache, die der Verf. mit Recht für eine der allerwichtigsten hält.

Aus diesen Daten zieht nun der Verf. folgende Schlüße. Erstlich, „daß diese enormen Granit- und Syenitmassen in den Räumen, welche sie einnehmen, nicht eher haben existiren können, als nachdem jene angrenzenden Straten die von der ursprünglichen, nothwendiger Weise (?) ziemlich horizontalen Lage abweichende Stellung erhalten hatten, worin sie sich nun an den meisten Stellen befinden. Denn so, wie die massige Gebirgsart mit der geschichteten verbunden ist, konnte diese nicht aus ihrer Lage gebracht werden, ohne daß jene zugleich an der Bewegung hätte Theil nehmen müssen, sofern nicht der Zusammenhang des Ganzen aufgehoben worden wäre; und daß dieß Letztere nicht der Fall ist, ist augenscheinlich.“ Dieser Satz ist evident, nicht so des Verf. daran geknüpfte Verwerfung der neptunischen Ansicht, wornach die Uebergänge zwischen Granit und Schiefer, ingleichen die Conformität der isolirten geschichteten Partien hinsichtlich des Streichens und Fallens mit den großen geschichteten Formationen, aus einer gleichzeitigen Bildung des Ganzen erklärt werden. Daß dieß eine Ansicht sey, „zu der sich Niemand mehr bekennen möchte,“ ist noch keine Widerlegung derselben, doch davon am Schluße unserer Betrachtungen mehr.

Ganz einverstanden sind wir aber mit der nachfolgenden Behauptung, daß die Gebilde, welche zur Zeit den Raum der granitischen Massen vermehren, „nirgends von Außen her, nämlich weder von oben, noch von unten in denselben hinein gekommen seyn können.“ Um von oben hineingeführt zu werden, hätten die Räume mit ihren vollständigen Formen, wie wir sie finden, zur Aufnahme der neuen Masse in sich fertig stehen müssen, was nach der Beschaffenheit dieser Formen ganz unmöglich ist. Ge-

Digitized by Google

gen die Einfüllung von unten durch feuerflüssiges Emporquellen sprechen die Uebergänge und die sporadischen Granit-Partien in den Schiefern aufs kräftigste, und völlig verwerflich wird eine solche Hypothese, wenn man schlechterdings keine Spur vom Einfluß der massigen Gebirgsarten auf das Streichen und Fallen der geschichteten findet. Zu diesem Puncte gelangt, stellt nun der Verf. (S. 81) folgendes positive Endresultat auf:

„Wo wir jetzt die großen granitischen Distrikte mit ihren Verästelungen und kleinen Filialmassen um sich herum sehen, da existirten in einer frühern Zeit überall dieselben Gebilde, welche sich mehr oder weniger unverändert in den nicht aus massigen Felsarten bestehenden Distrikten des Territoriums und in den einzelnen kleinen, mit den letzteren analogen Partien in den granitischen Massen erhalten haben. Nämlich die Strecken, welche dermalen durch die Granitdistrikte eingenommen werden, machten früher ein gleichartiges Ganzes mit den jetzigen Schiefer- und Kalkdistrikten aus. Dieses Ganze bestand aus Straten, welche schon seit längerer oder kürzerer Zeit erhärtet gewesen seyn mußten, indem sie bereits ihr meistens sehr steiles Fallen hatten. In einer Epoche, welche sich nicht bestimmen läßt, Motiven zufolge, die ebenfalls nicht bekannt sind, und unter Prozessen, von denen man zur Zeit nur wissen kann, daß sie — als nicht die geringste Störung im Streichen und Fallen der Schichtung verursachend — völlig ruhig und deshalb wohl sehr langsam vor sich giengen, wie auch, daß sie höchst chemischer Natur waren — wurden größere und kleinere Portionen von diesen Strecken der Straten in krystallinische Silikatgebilde, in Syenit und Granit, verwandelt."

So gerne wir hier schon unsere eigenen Bemerkungen über diesen Schlußsatz anknüpften, so müssen wir sie doch noch verschieben, bis wir mit des Verf. ganzer Darstellung zu Ende gekommen sind, und gehen demnach über b) zu der andern Gruppe von Phänomenen, welche auf der Grenze zwischen den granitischen und geschichteten Felsarten beobachtet werden, nämlich zu den daselbst als extraordinär hervorgerufenen Mineralbildungen, welche der Verf. **Contaktmineralien**, **Contaktgebilde** (S. 81) nennt. Zu diesen gehören, 1) Granat, der zwar, wie schon erwähnt, bereits in einiger Entfernung von den Granitgrenzen vorkommt, doch aber an Frequenz, wie an krystallinischer Ausbildung bey Annäherung an dieselben zunimmt; in seltenen Fällen findet er sich in den Rändern der granitischen Felsart selbst vor. Daß ihn der Verf. nur für ein höheres chemisches Resultat von der allgemeinen Silifikation der Kalk- und Thonbildungen, als die gewöhnlichen harten Schiefer mit Kalkgehalt ansieht, ist ebenfalls schon bemerklich gemacht worden. 2) Glimmer, Hornblende und Feldspath. 3) Kalkspath. 4) Magneteisen; ein mit Granat und Kalkspath sehr constant vorkommendes Contaktgebilde. Von gegen 60 Erzgruben gehören 4 dem Granite und Syenite, etwa 12 den harten Schiefern und Marmor, dagegen 19 der Grenze zwischen diesen Gebieten und der granitischen Gebirgsart an; die Stelle der übrigen kann zwar noch nicht genau angegeben werden, doch gehören sicherlich die meisten auch zur gedachten Grenze. 5) Eisenkies, Zinkblende, Kupferkies und Bleyglanz, sehr gewöhnliche Contakt-Mineralien, eine Gruppe von Sulphureten bildend, an die sich auch Wismuth- und Molybdänglanz anschließt.

III. **Die Porphyr-Districte** (S. 84.) In den Porphyrdistrikten von Holmestrand, Drammen und Krogskoven ist die Hauptgebirgsart der braunrothe Porphyr; seine Grundmasse ist sehr oft thonsteinartig, aber nicht selten besteht sie aus sehr feinen Krystallpartikeln, die wenigstens zum größten Theil Feldspath und Hornblende sind. Die übrigen, die Porphyrdistrikte wesentlich constituirenden Gebirgsarten sind Augitgebilde und Mandelsteine. Die erstern haben eine basaltische Grundmasse, in der entweder Augitkrystalle allein oder zugleich auch Mandeln von dichtem Feldspath, Quarz und Kalkspath eingewachsen sind. Olivin ist nirgends darin gefunden. Ferner kommt in den Porphyrdistrikten und ihnen ausschließlich angehörig Porphyrbreccie, Thonstein und Wacke vor. Sämmtlich diese Constituenten der Porphyrdistrikte bilden vielfache Uebergänge untereinander.

Zahlreich sind wieder die Beobachtungen des Verf. a) an den Grenzen der Porphyrdistricte gegen die geschichteten Gebirgsarten des Territoriums, wovon nur einzelne, vorzugsweise bedeutsame hervorzuheben sind. Bey Valnästangen (S. 88) kommt Sandstein in merkwürdiger Verbindung mit Basalt vor. Man

sieht hier eine ununterbrochene Masse desselben zu gleicher Zeit über und unter dem Sandsteine liegen, während sie seine Schichten in einer vertikalen Fläche abschneidet. Für gewöhnlich findet man weder im Sandsteine noch im Basalte da, wo sie einander berühren, eine Veränderung; nur an einigen Contactpuncten zeigen sich die Quarzkörner des ersteren inniger miteinander verbunden. Die Schichtung ist hiebey nicht im mindesten verrückt. Außer dem lagerartigen Verhalten des Basalts findet zugleich ein gangartiges statt. Indem der Verf. eine Spaltenausfüllung als undenkbar ansieht, erklärt er, daß, „wenn wir nicht eine gleichzeitige Bildung annehmen wollen, der zufolge auch der Sandstein zu einem höchst chemischen Gebilde werden müßte, so kommen wir, bey Erwägung dieser Massenverbindung im Kleinen, zu einem eben solchen Resultate, wie dasjenige, welches aus der Betrachtung des Granits im Großen hervorgieng: daß nämlich die massige Gebirgsart aus und in der stratificirten gebildet seyn müsse."

Sehr lehrreich ist ein anderer Fall (S. 89), wo in der basaltischen Porphyrmasse drey lagerartige Sandsteinmassen vorkommen, wovon die mittlere, die mit kleinen Feldspathkrystallen erfüllt ist, an ihrem obern Ende in den Porphyr-Mandelstein verläuft, und die untere selbst porphyrartig wird. Was aber diesen Fall so merkwürdig macht, ist, daß diese drey Sandsteinmassen vom benachbarten Sandsteingebiete herrühren, dessen Schichten dasselbe Streichen und Fallen wie das der drey Massen haben und die etwas verlängert gerade bis an diese Stelle reichen müssen. „Zu solchen Verhältnissen," meynt der Verf. mit Recht, „muß sich der Geolog Glück wünschen; sie erlauben schwerlich mehr als eine Deutung."

Aus allen einzelnen Beobachtungen zieht der Verf. die Folgerung (S. 94), daß die weit verbreiteten Porphyrmassen für viel mehr oberflächlich als der Granit und Syenit anzusehen seyn möchten. Es findet sich nämlich der Porphyr am häufigsten oben auf dem Sandsteine liegend. Wiewohl es nun auch ein Beyspiel giebt, daß der Porphyr ebenfalls in die Tiefe geht, so geschieht dieß doch in Form eines Ganges, weßhalb die Meynung über das im Großen an die Oberfläche gebundene Vorkommen der massigen Gebirgsart nicht umgestoßen wird. Und hier, so lautet endlich des Verf. Resultat, liegt sie stückweise gleichförmig, stückweise übergreifend. Mit diesem Uebergreifen hat es jedoch seine eigene Bewandtniß. Indem sich nämlich der Porphyr zum Sandsteine übergreifend verhält, so geschieht dieß nicht wie zwischen zwey einander völlig fremden Formationen, sondern die unterliegende Felsart sendet an einigen Puncten in die aufliegende Masse zum Theil sehr dünne, zum Theil sehr weit hineingreifende Lager, deren schräge Stellung ununterstützt keinen Augenblick sich gehalten, bis etwa eine neue Masse um sie herum sich abgesetzt hätte, geschweige daß sie dem Hervorströmen eines feurigen Ausgußes sollte widerstanden haben. So weist der Verf. die neptunische, wie die vulkanische Theorie ab, gegen welche letztere er noch zwey Bemerkungen beyfügt.

Erstens vermißt man an den Porphyrgrenzen das Phänomen der Contaktbildung ganz und gar, wo Porphyr mit Sandstein zusammenstößt; nur als äußerst seltner Fall wurde diese Erscheinung bey Berührung mit harten Schiefern beobachtet. Da es demnach klar ist, daß das Auftreten der Contaktbildungen von der besonderen Art der einander berührenden Massen abhängig ist, so wirft der Verf. die begründete Frage auf, woher nun ein solches Verhalten, wenn die Contaktgebilde vulkanischen Sublimationen oder dergleichen ihre Anwesenheit verdanken? — Zweytens findet sich an den Porphyrgrenzen nichts, was den Ramifikationen der Granit- und Syenitmassen an den Grenzen gegen die geschichteten Gebirgsarten gleicht. Der Verf. fragt daher abermals: warum der Porphyr, wenn er im geschmolzenen Zustande zur Oberfläche herauf gekommen wäre, nicht ebenfalls Risse in den Gebirgsarten, die er durchbrach, hätte erfüllen sollen? Alles Fragen, die wir schon oft ebenfalls an die Vulkanisten gerichtet haben. Ueberhaupt können wir mit dem Verf. nur einstimmen, daß die äußeren Formen massiger Gebilde gar nicht ohne Regel und lediglich von bloßen Zufälligkeiten gestaltet seyn sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; rc.

(Fortsetzung.)

Theorie und Praxis sind zweckmäßig vereinigt und erstere gewinnt durch letztere eben so sehr an Klarheit und Verständlichkeit, als letztere an Bestimmtheit und Genauigkeit. Die Aufgaben sind aus dem praktischen Leben entnommen und lassen, wenn auch häufig besondere, doch stets allgemeine Anwendungen zu; die Formeln sind stets auf die einfachste, für die Berechnung selbst bequemste Form zurückgebracht und verdienen besondere Empfehlung.

Diesen Anwendungen folgen S. 22 — 38 einige auf Constructionen sich beziehende Aufgaben, welche im Besonderen die Dicke der Bekleidungsmauern gegen den Druck der Erde, den Widerstand der Seile und die Haltbarkeit der Hölzer in horizontaler, aufrecht stehender oder schief liegender Richtung und endlich Formeln für den Bau von Hängebrücken betreffen. Der Verf. begnügt sich bey besonders wichtigen Gegenständen nicht jedesmal mit den Ansichten des Einen oder des Anderen von praktischen oder theoretischen Gelehrten, sondern er macht oft auf die Verfahrungsarten verschiedener Gewährsmänner aufmerksam, vergleicht die nach diesen gewonnenen Resultate, um sich der Wahrheit zu nähern und entscheidet sich häufig mittelst gehaltvoller Gründe für das haltbarste und in der Praxis sicherste Verfahren. Mit besonderem Interesse liest man die Beyspiele über die nützlichen Formeln bey der Bildung von Hängebrücken, wofür eine sehr brauchbare Tafel die Verhältnisse der verschiedenen Theile der Kurve enthält, wodurch die Lösung der vorkommenden Aufgaben ungemein erleichtert und der Gebrauch des Buches sehr erweitert wird. Das Gewicht der Kette und die Kraft sind darin = 1 gesetzt; dann findet man für die Winkel von 1° bis 67° 32′ am Aufhängpuncte die entsprechende Entfernung des tiefsten Punctes der Kurve von der Wagerechten durch die Aufhängpuncte, die halbe Entfernung der Aufhängpuncte von einander, die ganze Länge der Kette, die Spannung einer Kette an jenem Puncte und endlich den halben Quotienten aus der Entfernung jener Puncte und des tiefsten Punctes. Wie sehr hiermit die Auflösung jeder speciellen Aufgabe erleichtert und dem Geschäftsmanne unter die Hände gearbeitet ist, dürfte der sachkundige Lehrer leicht erkennen.

Seite 38 — 51 findet man Gegenstände aus der Dynamik; nach Angabe der allgemeinsten Gesetze und Formeln für mehrere fragliche Größen theilt der Verf. eine Tafel über den Fall der Körper im luftleeren Raume und sehr lehrreiche Aufgaben über die Bewegung auf geneigten Ebenen mit, welche das Wesentlichste der Theorie erschöpfen und bey einiger Gewandtheit der Ableitung von Gesetzen aus Formeln ein theoretisches Lehrbuch überflüßig machen, um mit der Theorie näher vertraut zu werden. Ueber die Balistik S. 51 — 88 verbreitet er sich am weitesten, indem er auf praktischem Wege das balistische Pendel, die Centralkräfte, den Stoß der Körper und das Billardspiel, wovon er ein großer Freund zu seyn scheint, da er es mit größerer Umständlichkeit behandelt, als sowohl der Umfang des Buches, als die Ausdehnung der übrigen behandelten Materien gestatten können, ziemlich genau untersucht. Daß die Gesetze des Pendels und verschiedene Aufgaben noch umfassender behandelt und hievon vielerley Anwendungen gemacht sind, z. B. auf die Bestimmung der Dichtigkeit der Erde und daß zur Uebung der Rechnung mit andern Formeln eine Tafel beygefügt ist, welche das vergleichende Ergebniß der bis auf heute stattgefundenen Beobachtungen mit dem Pendel enthält, ist ganz an seinem Orte, da der Gegenstand für viele Verhältnisse des praktischen Lebens von großer Wichtigkeit und das Meiste in Lehrbüchern zerstreut ist.

Ueber die allgemeine Schwere ist nur wenig gesagt, wogegen Beziehungen der Hydrostatik hinsichtlich des specifischen Gewichtes und der schwimmenden Körper, des Ausflusses des Wassers und der dabey erforderlichen Geschwindigkeit um so sorgfältiger berücksichtigt sind, als für die Luft = 1 eine Tafel der specifischen Gewichte der expansiblen und elastischen Flüssigkeiten und für das Wasser = 1 eine zweyte und noch eine 3te mitgetheilt ist, worauf eine vierte Tafel der Geschwindigkeiten des aus Röhren ausfliessenden Wassers und Einiges über Fontainen folgt. S. 89 — 112. Die Tafeln sind ziemlich vollständig und die über Bestimmung des specifischen Gewichtes, seiner Verhältnisse u. dgl. mitgetheilten Aufgaben versinnlichen einzelne interessante Fälle möglichst vollständig, so daß man wenige Beziehungen vermißt, welche Anwendungen zulassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.
Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Als Hauptresultat der Entstehungsweise der Porphyrmassen giebt der Verf. an (S. 96): daß es das Formationsglied des Sandsteines gewesen seyn müsse, worin die Porphyrbildung vorzugsweise ihren Sitz nahm, während sich die übrigen abgesetzten Massen mehr zu Granitentwickelungen eigneten. Denn eben so, wie es nur ausnahmsweise ist, daß sich die granitischen Distrikte nach den Sandsteinstrecken hin verbreitet finden, ist es ebenfalls außer der Regel, daß sich der Porphyr außerhalb dieser erstreckt. Ohne noch näher auf dieses Resultat einzugehen, will Ref. nur einstweilen daran erinnern, daß v. Raumer und Beudant schon lange die evidentesten Uebergänge des Sandsteins in Porphyr nachgewiesen haben.

Was b) die Grenzen der Porphyrdistrikte gegen die granitischen Gebilde betrifft, so ist mehrmals ein förmlicher Uebergang von Syenit zum Porphyr erkannt worden; auch ist ein Fall aufgeführt, wo nicht allein Partien von Augitgebilden isolirt im Syenite vorkommen, sondern wo eben so oft das umgekehrte Verhalten statt findet. — Das Lagerungs-Verhältniß zwischen den Porphyr- und Granitmassen erklärt der Verf. (S. 97) für eine unregelmäßige Juxtaposition.

IV. Beobachtungen an den Grenzen des Territoriums gegen die Urformation (S. 97). Nachdem die Verhältnisse des Uebergangs-Territoriums unter sich erforscht worden sind, bleibt dem Verf. zuletzt nur noch die Untersuchung übrig, wie sich selbes gegen die Urformation verhalte, an die es allenthalben, wo es nicht vom Meere begrenzt wird, anstößt. Zuerst kommen hier a) die Grenzen der geschichteten Distrikte gegen das Urgebirge in Betracht, wobey der Verf. aus zahlreichen Beobachtungen folgende Resultate (S. 110) erhält:

1) Die untersten Schichten und Lagermassen des Uebergangs-Territoriums ruhen mit abweichender und übergreifender Lagerung auf der unebenen Oberfläche der steil geschichteten Urformation (Gneuß mit Hornblendeschiefer, Glimmerschiefer ꝛc.). Durch solches Verhalten sind die beyden Formationen scharf von einander geschieden. 2) Die zunächst der Urformation liegenden Uebergangslagen richten sich an vielen Stellen hinsichtlich des Streichens und Fallens unverkennbar nach der Oberflächenform der Grundlage; dagegen giebt es doch auch Fälle, wo sie nicht parallel mit der Unterlagsfläche sind. 3) An den Grenzen kommen ebenfalls Contaktwirkungen vor, die besonders in einer Anregung zur Metallbildung bestehen. Ferner scheint ein Eindringen von Quarz in die von den neuen Lagen bedeckten Enden der Urschichten und eine Art Zusammensinterung dieser Enden zu einer zusammenhängenden krustenartigen Masse von verworrener Struktur, worin die vorige Schichtung verloren gieng, hie und da Folge von eben diesen Aktionen gewesen zu seyn. Auch in der aufliegenden Gebirgsart werden häufig quarzige Massen im Contakte gefunden, die sonst in ihrer Lagerfolge nicht vorkommen. 4) An einigen Stellen erlaubte die Urformation ein Eindringen ungeschichteter Massen, die sonst den geschichteten Gruppen angehören; an andern Orten scheint sie sich diesem widersetzt zu haben.

Digitized by Google

Was b) die Verhältnisse an den Grenzen der granitischen Distrikte des Territoriums und der Urformation anbelangt (S. 115), so hat sich eine Hauptaufgabe, nämlich das Lagerungsverhältniß der granitischen Massen zur Urformation, direkt nicht lösen lassen. Gleichwohl hält sich der Verf., und wir mit ihm, für überzeugt, daß die Granitbildung der Uebergangsformation ganz eigenthümlich ist. Als nähere und gewissere Resultate sind folgende zu betrachten: Von Contaktbildungen wird an diesen Grenzen kaum eine Spur bemerkt, was bey so wenig heterogenen Felsarten auch nicht zu erwarten stand. Im Uebrigen verhalten sich die granitischen Massen zu den Urschichten, mit denen sie in Berührung kommen, fast genau eben so, wie zu den Uebergangsschichten, mit denen sie zusammengrenzen. Es finden sich nämlich Uebergänge zwischen beyderley Gebilden, Verzweigungen des Granits in dem Schiefer und isolirte Partien desselben im letzteren; ferner keine Veränderung im Streichen und Fallen der Urschichten; dagegen ebenfalls Beyspiele, daß im Kleinen die granitische Masse sowohl unterliegend und den Urgebirgsarten zur Seite stehe, als auf denselben liegen könne. Endlich hebt der Verf. noch hervor, daß der Granit zur Seite des Gneußes eher in diesen übergeht, als damit eine scharfe Grenze bildet, während er sich weniger leicht mit dem Hornblendeschiefer vergleicht, sondern sich in ihm lieber verästelt.

Hiemit ist der beobachtende Theil abgethan, und der Verf. rekapitulirt nun zum Beschluß die aus den Beobachtungen abgeleiteten einzelnen Folgerungen und stellt sie in der Kürze unter allgemeine Gesichtspuncte zusammen. Einen Fundamentalsatz der Geologie nennt er (S. 118) denjenigen, „daß Fluidität und Solution, in der gewöhnlichen Bedeutung dieser Wörter, der alten Behauptung gerade zuwider, keineswegs eine unerläßliche Bedingung dafür sind, daß die Massen in Aktion seyn, daß die Stoffe sich bewegen, und daß chemische Veränderungen sollen vorgehen können.“ Die Verhältnisse der Granit- und Porphyrgebilde, und wo möglich noch mehr die Resultate der Contaktwirkungen, befestigten in dem Verf. die Ueberzeugung, „daß bildende Kräfte noch in hohem Grade in längst erstarrten Felsenmassen wirksam seyn, daß daselbst ungeheure, weit umfassende chemische Processe vorgehen können, deren Möglichkeit und Wirklichkeit ein gleich ungeschmälertes Recht auf vollständige Anerkennung hat, wenn unsere Erfahrungen darüber sogar einzig und allein sollten auf geognostischem Wege zu erwerben, wenn eine mehr unmittelbare Beobachtung davon auch nie möglich seyn sollte.“ Als ein Resultat von verhältnißmäßig untergeordneterer Wichtigkeit bezeichnet der Verf. ferner, daß auch die Gebirgsarten, je nach der besondern innern Natur, gewisse bestimmte äußere Formen darstellen, wiewohl sie darin freylich von ihren Umgebungen sehr abhängig sind. Weiters behauptet er die Realität von Umbildungen, bey welchen man das Umgeänderte mit andern Bestandtheilen findet als die in dem Materiale enthaltenen. Diese allgemeinen Resultate geben ihm die Basis, auf welche er eine Construction des von ihm beschriebenen Territoriums versucht, welche wir kürzlich noch darlegen wollen. Mit dem Urgebirge zu beginnen, erklärt der Verf., daß wir uns dasselbe unmittelbar vor dem Hinzukommen der neuen Formation auf demselben denken müssen. Aber das Ausgehende der Urschichten sey hiedurch modificirt worden, auch Partien desselben zur Bildung des Uebergangs-Granites mitgenommen, ferner sey es von Porphyr- und Grünsteinmassen, die es nun gemeinschaftlich mit der aufliegenden Formation habe, durchsetzt, endlich von Erzmassen geschwängert worden. Nach dem Urgebirge hätten sich die neuen Formationen unter Wasserbedeckung theils auf mechanische, theils auf chemische Weise, theils auch durch die organische Welt veranlaßt, gebildet. Die ganze Formation hätte bestanden aus Thonschiefer und Mergelschiefer, oder aus dem Materiale zu diesen Gebilden; aus dichtem Kalkstein und Sandstein; vielleicht seyen noch einige polygenische Conglomerate hiezu zu rechnen. Mit Gewißheit sey zu behaupten, daß späterhin kein neues Wasserquantum irgend einer Art zugefügt worden.

Zuerst seyen nun, fährt der Verf. fort, Veränderungen in der Position der Lagen vor sich gegangen. Dann hätten die großen chemischen Processe begonnen, welche die Verwandlung großer Strecken des Territoriums in Granit oder Syenit,

Digitized by Google

so wie in Porphyr bewirkten; dieß sey das principale, auf die unzweydeutigsten Thatsachen gegründete Resultat der ganzen Untersuchung. Was den Zeitpunct der Beendigung dieser chemischen Umbildung betrifft, so hält es der Verf. für wahrscheinlich, daß ihrer viele, namentlich die Contaktgebilde, noch immer fortwährend sich formiren, ja er erklärt es für möglich, daß selbst Granit und Porphyr fortdauernd noch unter günstigen Umständen sich bilden möchten. Als Gebilde, die theils nicht als solche, theils nicht ursprünglich im Territorium vorhanden seyn konnten, bezeichnet er 1) Alaunschiefer, aus dem Thonschiefer entwickelt; 2) körnigen Kalk zwischen milden Schiefern, aus dichtem Kalke hervorgegangen; 3) massige Gebirgsarten in den geschichteten Distrikten, weder unmittelbar präcipitirt, noch feurig emporgequollen, sondern ähnlichen Ursprungs, wie 4) die in ganzen Distrikten auftretenden Granite und Porphyre; ferner 5) die harten Schiefer und Marmore, umgebildet aus Thonschiefer und Kalk und 6) Erze als Contaktgebilde.

Wir sind hiermit ans Ende unseres Referates über des Verf. Darstellung, der wir nur hie und da einzelne Bemerkungen einflochten, gelangt, und erlauben uns jetzt eine kritische Beurtheilung derselben von dem Standpuncte aus, der nach des *Ref. Ermessen* die richtigste Ansicht von der Gebirgsgenesis gewährt. Es ist hier vor Allem zuerst des Verf. ganz selbstständig gefundenes und auf unwiderlegbare Thatsachen gestütztes Resultat hervorzuheben, daß nämlich die Beschaffenheit des von ihm beschriebenen Gebirgs-Distriktes weder durch neptunistische, noch durch vulkanistische Ansichten, durch letztere aber am allerwenigsten, erklärt werden könne. In so weit sind wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden, wie wir denn auch aus der Erwägung deutscher Gebirgsverhältnisse schon früher auf ein ähnliches Resultat gekommen sind. Indeß gewinnt man auf solche Weise doch nur eine negative Gewißheit, man weiß bloß mit Sicherheit, daß weder das Eine, noch das Andere der Fall seyn kann. Des menschlichen Geistes Streben und auch seine unveräußerliche Berechtigung ist es aber, den positiven Endursachen so weit als nur immerhin sein Vermögen reicht, nachzuforschen, um sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Einheit ihrer Grundlage zum Verständniß zu bringen. Wenn also der Geognost zu der Ueberzeugung gelangt, daß keine der bestehenden Theorien von der Gebirgsbildung im Einklange mit der hierüber von ihm befragten Gebirgswelt stehe, so stellt sich ihm die Aufgabe ungesucht von selbst dar, sich an der Construction einer neuen zu versuchen. Von einer solchen wird er aber nur zu leicht abgeschreckt durch ein Hinderniß, das sich ihm gleich beym ersten Anlauf gewaltsam in den Weg stellt und ihm ein „Bis hieher und nicht weiter" zuruft. Der Chemie hat es nämlich bisher als Axiom gegolten, daß alle Körper vor ihrer krystallinischen Bildung im flüssigen Zustande, sey es nun auf nassem oder trockenem Wege, gewesen seyn müssen. Sobald nun aber der Geognost durch unwidersprechliche Thatsachen genöthigt, auf den Punct gelangt, daß er weder die eine, noch die andere dieser beyden Bildungsweisen zuläßig finden kann, so steht er auf einmal rath- und hülflos da, indem ihm die Chemie keinen Ausweg, kein drittes Bildungsmittel anzugeben weiß.

(Schluß folgt.)

Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; rc.

(Schluß.)

Nach Auflösung der Aufgabe, annäherungsweise das Gewicht der gesammten Luftmenge zu bestimmen, welche die Erde umgiebt, folgen verschiedene Tafeln S. 114 — 130 über den Druck, den ein Kubikfuß Oberfläche nach der Höhe des Barometers hat, wobey vom Gebrauche desselben zum Höhenmessen Einiges gesagt wird und über die Berechnung der Berghöhen nach Barometerbeobachtungen; die erste enthält die zu den Höhen der Barometersäulen auf der niedrigen und höheren Station gehörigen Zahlen; die 2te die zu den 100theiligen Graden der Temperatur der Thermometer zugehörigen Zahlen; die 3te die stets positive Korrection, welche aus der geograph. Breite des Ortes in Sexagesimalgraden hervorgeht und endlich die 4te die Korrection für den Fall, wo die niedrigste Station selbst 3000 F. über dem Meeresspiegel liegt. Einige Erläuterungen

über die Ausführung der Rechnungen beschließen die Angaben und enthalten mehrfache Belehrung, welche das Geschäft verständlich macht und Jeden in den Stand setzt, solche Höhenmessungen auszuführen.

Für die Ausdehnung der Körper S. 130 — 139 ist besonders die Tafel über verschiedene Substanzen und die Anwendung der Ausdehnung fester Körper reichhaltig ausgefallen, wogegen von der Akustik nur weniges gesagt ist, das im Besonderen die arithmetischen Werthe der Töne betrifft, und sich auf die Schwingung der Saiten bezieht. Recht gut sind die Gesetze des Lichtes S. 151 — 178 dargestellt; man findet das Wesentlichste von der Reflexion und Refraction, von den sphärischen Gläsern, von der Größe der Bilder und von den Linsengläsern nebst den Größen der Bilder in denselben. Die Mittheilungen sind eine sorgfältige Auswahl der am häufigsten angewendeten Gesetze und Aufgaben, welche in einer solchen Aufeinanderfolge gegeben sind, daß der sachverständige Leser die theoretische Entwickelung darnach versuchen könnte. Die einzelnen Formeln beziehen sich auf einander und sind für den practischen Gebrauch zweckmäßig eingerichtet, welche allen billigen Forderungen entsprechen.

Wegen des Interesses, das die sogenannten Anamorphosen gewähren, fand Ref. die darüber mitgetheilten Aufgaben ganz an ihrem Orte; sie sind deutlich erläutert und lassen den Leser über keinen wesentlichen Moment im Dunkeln. Sehr ausführlich handelt der Verf. vom Kalenderwesen, so daß man aus den Angaben eine vollständige Belehrung über alle hieher gehörigen Verhältnisse entnimmt und der in der Sache Unkundige dieselben mit steigendem Interesse liest. Hierzu trägt die reichhaltige Tafel zwischen den goldenen Zahlen und den Epacten, der Gregorianische immerwährende Kalender nebst dem Römischen wesentlich bey; alle Angaben S. 179 — 223 sind klar, kurz und doch vollständig. Die Gnonomik S. 223 — 251 verbreitet sich über das Ziehen einer Meridianlinie, über die Constructionen der Aequinoctial-, wagrechten und senkrechten, gegen Süden, Osten und Westen gerichteten und deklinirenden Sonnenuhren und enthält unter anderen interessanten Notizen eine Tafel der Tage des mittleren Jahres, an denen eine regulirte Sonnenuhr um eine ganze Zahl von Minuten dem Mittage voraus seyn, oder ihm folgen muß und eine andere der geogr. Länge und Breite der vorzüglichsten Städte der Erde, wodurch die Lösung mancher Aufgaben sehr erleichtert ist.

Die Notizen über das Feldmessen und Nivelliren S. 251 — 274 betreffen die Reduction auf den Mittelpunct der Station und auf den Horizont und einige kurze Bemerkungen über das Nivellement, denen eine Tafel der Höhen des scheinbaren Horizontes über den

wirklichen und der durch die Refraction der Lichtstrahlen nöthig werdenden tieferen Stellungen der gesehenen Objecte für Entfernungen von 60 F. bis 3000 F. oder von 5 bis 250 Ruth. folgt. Für den practischen Gebrauch hat dieselbe großen Werth, weil sie das Geschäft wesentlich erleichtert. Aus der practischen Geometrie S. 274 — 300 theilt der Verf. über das Messen der Hölzer, des inneren Durchmessers eines Haarröhrchens, des Inhaltes von Tonnen und verschiedene andere nicht direct zu ihr gehörige Aufgaben, z. B. die Reduction der verschiedenen Thermometerskalen, die Tafel über die mittleren Temparaturen einiger der vorzüglicheren Städte, über die Geschwindigkeit des Windes u. dgl. mit. Diese Vermengung ungleichartiger Gegenstände verdient keine Billigung.

Das Vokabularium S. 300 — 355 enthält nebst den alphabetisch geordneten, gebräuchlichsten Gegenständen der Mathematik noch acht verschiedenen Tafeln; in dem Verzeichnisse findet man alle wichtigen Formeln aus der Arithmetik, niederen und höheren Geometrie, gleichsam ein kurzes mathematisches Wörterbuch, welches der Schrift einen entschiedenen Vorzug vor vielen anderen ähnlicher Art verschafft. Die Tafeln der gebräuchlichsten Factoren des Umfanges, Flächeninhalts und der Kreise mit Radien von 1 bis 100, der 9 ersten Potenzen von 1 bis 9; der Verhältnisse einiger Maaße zu einander, der Vermehrungen, welche eine zu verschiedenen Prozenten bey Zinseszinsen ausstehende Summe von 1000 Rthlrn. binnen 1 — 50 Jahren erleidet und des Betrages, welcher jährlich zu bezahlen ist, um jenes Kapital in derselben Zeit abzutragen und endlich eine Tafel für vierteljährliche Zahlungen erhöhen den Nutzen des Buches sehr und gereichen dem Verfasser zum besonderen Verdienste.

Die Reichhaltigkeit ergiebt sich aus dieser kurzen Angabe der zur Sprache gebrachten Gegenstände. Ist das Ganze auch keine selbstständige und die Wissenschaft fördernde Arbeit, so macht sie wegen ihrer rein practischen Tendenz mehrfachen Anspruch auf Anerkennung, wozu die äußere Ausstattung besonders beyträgt. Jedoch ist der Preis etwas zu hoch und nur durch die vielen Tafeln und den Druck erschwerenden Formeln zu entschuldigen. Möge das Buch in die Hände vieler practischer Geschäftsleute kommen und ihnen die beabsichtigten Vortheile verschaffen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Jänner.

Nr. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

Es giebt eine große Anzahl theils silberner, theils kupferner Münzen, welche auf der Vorderseite einen fliegenden Vogel, auf der Rückseite die Chimära zum Gepräge und die Buchstaben Σ, ΣΕ oder ΣΙ zur Aufschrift haben.

Natürlich entsteht die doppelte Frage, wo ist das Vaterland dieser Monumente zu suchen und *was haben* die auf denselben vorgestellten Bilder für *eine* Bedeutung?

Die Frage nach der eigentlichen Heimath dieser wenig beredten Münzen hat die Numismatiker viel beschäftiget. Die einen behaupteten, die Münzen mit der Aufschrift ΣΕ gehörten der cycladischen Insel Seriphus, die mit den Buchstaben ΣΙ dem benachbarten Siphnus an; der einzelne Buchstabe Σ jedoch setzte sie in Verlegenheit, indem es nach dieser Erklärung zweifelhaft blieb, ob der Buchstabe *E* oder *I* hinzugedacht, sonach Seriphus oder Siphnus gelesen werden müsse. Andere Archäologen dagegen waren der Meynung, alle diese Münzen, sie mögen nun die Buchstaben ΣΕ oder ΣΙ oder blos *E* zur Aufschrift haben, seyen in der achäischen Stadt Sicyon geschlagen, und nur darüber waren sie in Zweifel, ob diese Buchstaben den Namen der Münzstadt selbst ausdrücken oder auf eine Magistratsperson sich beziehen.

Erst in jüngster Zeit wurden alle Bedenken hierüber gehoben, indem man auf eine, vorher nicht beachtete, Stelle des Grammatikers Apollonius aufmerksam machte, welche deutlich aussagt, daß die Sicyonier den Namen ihrer Stadt bald Σικυών, bald ΣΕκυών geschrieben haben.

Bey diesem Streite nun über die wahre Heimath dieser Münzen ist die andere Frage, was ihre Typen für eine Bedeutung haben, beynahe ganz in Vergessenheit gekommen, so daß sie entweder gar nicht, oder doch nur nebenher berührt wurde; namentlich hat man die Bedeutung der Chimära und ihren Bezug auf Sicyon gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

Es fehlt zwar nicht an Deutungen dieses dreygestaltigen Ungeheuers im Allgemeinen, sie sind vielmehr zahlreich und mannigfach, aber sämmtlich der Art, daß sie nur erwähnt zu werden brauchen, um als unstatthaft zu erscheinen. Nicht zu reden von den älteren Erklärungen des Fulgentius, Servius, Heraclit oder Lucian, als sey die dreyköpfige Chimära ein Sinnbild der Liebe, die da einen Anfang, einen Fortgang und ein Ende habe; oder ein Berg, der oben von Löwen, in der Mitte von Ziegen und unten von Schlangen bewohnt gewesen; oder ein Raubschiff, das bald einen Löwen, bald einen Drachen, bald eine Ziege als Panier aufgesteckt; oder die Chimära sey eine Königin gewesen, die gemeinschaftlich mit ihren Brüdern Leon und Drakon regiert, und die Umgegend unsicher gemacht; selbst die Erklärungen, die in neuerer Zeit gegeben wurden, sind nicht glücklicher. Wir glauben nämlich nicht, daß die Meynung von Gori und Passeri, als sey die Chimära weiter nichts, als eine müßige Erfindung, wodurch der Künstler theils seine Phantasie und Geschicklichkeit zeigen,

Digitized by Google

theils dem Beschauer Furcht und Schrecken einflößen wollte, als befriedigend angesehen werden könne; auch wird die astronomische Deutung Inghiramis, vermöge welcher Bellerophon der Fuhrmann wäre am Sternenhimmel, der auf einer Seite die Ziege, auf der andern die Schlange neben sich hat, eben so wenig Beyfall finden, als die Erklärung Böttigers, der in dem Ungeheuer mit drey Köpfen ein Symbol der drey Abentheuer findet, welche Bellerophon zu bestehen hatte, indem er Lycien von Löwen und wilden Thieren, dann von Räubern, die Solymer hießen und endlich von ihren Weibern, die den Männern beystanden, d. h. von den Amazonen, gereiniget hat.

Was aber insbesondere die Chimära auf den Münzen von Sicyon anbelangt, ist ihre Deutung bisher gänzlich übergangen worden, denn das Einzige, was, unseres Wissens, über dieselbe gesagt wurde, ist: sie beziehe sich auf Corinth. In dieser Stadt, sagt man, wurde Bellerophon besonders verehrt, dort ist der Pegasus der gewöhnliche Münztypus; Bellerophon aber und der Pegasus stehen mit der Chimära in genauem Zusammenhange, daher erscheine auch die Chimära zuweilen auf den Münzen von Corinth. Sicyon sey die Nachbarstadt von Corinth, und daß Nachbarstädte häufig dieselben Typen auf ihre Münzen setzten, sey eine bekannte Sache. So wird allgemein gefolgert.

Es wird nun allerdings mit Recht auf Corinth, wo der Ueberwinder der Chimära in besonderer Verehrung gestanden, hingewiesen und gewiß sind die Münztypen einer Nachbarschaft oft am besten im Stande, in zweifelhaften Fällen Licht zu geben; wir sind selbst der Meynung, daß, wo es sich um Erklärung der Denkmale von Sicyon handelt, das benachbarte Corinth nicht aus dem Auge gelassen werden dürfe: allein Niemand wird verkennen, daß mit einer solchen Hinweisung auf Corinth und mit der bloßen Bemerkung, auch dort sey die Chimära oft gebildet worden, daß hiemit das Bild und die Bedeutung dieses Ungeheuers noch keineswegs erklärt sey, denn auch in Corinth muß ja der Chimära irgend eine Bedeutung zum Grunde liegen.

Bey solchen Verhältnissen wird es erlaubt seyn, eine andere Erklärung zu versuchen, die, gestützt auf den Mythus und auf die Gestalt der Chimära selbst, wo möglich mit den Ansichten des Alterthums, so weit sie uns noch bekannt sind, in Einklang und mit dem, was wir von Sicyon wissen, in Zusammenhang steht. Wir müssen daher vor allem näher betrachten, was uns von der Chimära, ihrer Gestalt, ihrer Abstammung, ihrer Eigenthümlichkeit und Geschichte bekannt ist und dann erwägen, wie sich dieses zur Eigenthümlichkeit und Geschichte von Sicyon verhalte.

Nehmen wir zuerst Rücksicht auf das Bild der Chimära im Allgemeinen, ohne auf die einzelnen Theile desselben einzugehen, so ist gewiß der Umstand merkwürdig, daß dieses Unthier auf den ältesten Münzen nur mit halbem Körper, nämlich nur mit dem Vordertheile des Körpers gebildet wird. Es kann dieß nicht einem bloßen Zufalle zugeschrieben werden, vielmehr wird einem genauen Beobachter der sinnbildlichen Sprache des Alterthums nicht entgangen seyn, daß solche Vorstellungen nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bildern wiederkehren und dann allemal ein aus den Tiefen der Erde aufsteigendes Wesen bezeichnen. Nur Flüße und Personificationen tellurischer Kräfte werden mit halbem Leibe gebildet, gleichsam als solle hiemit angedeutet werden, die andere Hälfte sey noch im Schooße der Erde verborgen. Dieser Umstand berechtiget uns daher zu der Annahme, daß die Alten auch in dem Bilde der Chimära eine unterirdische, tellurische Macht personificiren wollten.

Auf den einer jüngeren Zeit angehörigen Monumenten erscheint zwar die Chimära nur selten mehr in halber, sondern meist in ganzer Gestalt, allein das kann uns nicht hindern, die gegebene Deutung festzuhalten, denn wenn uns die Beobachtung lehrt, daß Gestalten, die nur mit halbem Leibe erscheinen, als Sinnbilder einer tellurischen Gewalt gebraucht wurden, so geht hieraus keineswegs die Schlußfolgerung hervor, daß solche Bilder niemals auf andere Weise wären vorgestellt worden; überdieß wird Niemand in Abrede stellen, daß, wenn es sich um die symbolische Bedeutung irgend eines Bildes handelt, gerade und beynahe ausschließlich die ältesten Monumente am meisten geeignet sind, zu einem richtigen Verständnisse zu

Digitized by Google

führen, indem bey den Monumenten einer jüngeren Zeit, namentlich der Blüthe der Kunst, die Symbolik häufig vor den Anforderungen der Schönheit in den Hintergrund treten mußte.

Welche tellurische Macht nun in dem Bilde der Chimära ausgedrückt sey, wird nicht undeutlich durch die Abstammung, die Beschaffenheit und die einzelnen Theile der Gestalt dieses Unthieres, wie wir solches auf den Monumenten und bey den Dichtern finden, näher bezeichnet.

Die Chimära, von welcher Homer sagt, sie war göttlicher Art, nicht menschlicher:

— ἡ δ' ἄρ ἔην θεῖον γένος, οὐδ' ἀνθρώπων,

wird genannt eine Tochter Typhaons und der Echidna. Ihr Vater, dessen Name selbst von τύφειν, fumigare, incendere, inflammare, abgeleitet wird, ist der hundertköpfige, feuerspeyende Riese, der in Cilicien in einer Höhle wohnt, welcher nichts sich nahen mag ohne den Tod zu finden. Nach einer andern Sage liegen Procida, Ischia, der Aetna, ja ganz Sicilien auf ihm; Jupiter hat den Aetna auf seine Brust geschleudert und Vulkan den Amboß auf seinen Nacken gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Schluß.)

So bleibt ihm denn, verlassen von dem einzigen Führer, der ihn sicher leiten könnte, nichts übrig, als entweder, wie es Ref. gethan hatte, in Resignation zu warten, bis die Chemie der ihr vorausgeeilten Geognosie nachgekommen ist und aus dem Dilemma ihn herausführen kann, oder er muß, wie es Keilhau versucht, ohne Unterstützung der Chemie, ja zum Theil im Widerspruch mit ihr, den Isisschleier auf eigene Gefahr zu lüften wagen. Unerschrocken vorwärts gehend muß er den kühnen Ausspruch wagen, daß nämlich krystallinische Bildungen, namentlich Granit und Porphyr, auch aus den schon im starren Zustande vorhandenen Elementen zusammengesetzt und gebildet werden können, wovon sich freylich Ref., so wie wohl schwerlich irgend anders Jemand, keine klare Vorstellung machen kann, denn es entsteht dabey doch immer wieder die Frage, was denn dieß für ein Zustand gewesen sey.

Aus dieser Schwierigkeit sich heraus zu winden, bleibt gar kein anderes Mittel, als sich unbedingt dem Amorphismus in die Arme zu werfen. Mit der Aufstellung dieses Begriffes, den wir einem der tiefsinnigsten Chemiker verdanken, fallen auf einmal alle Hindernisse, die sich dem Vorwärtsschreiten in der Geologie bisher entgegen gestellt hatten, alle Erscheinungen werden hiedurch klar und verständlich. Indem Oberbergrath Fuchs *) nachgewiesen hat, daß nicht bloß aus dem flüssigen, sondern auch aus dem amorphfesten Zustande krystallinische Bildungen hervorgehen können, hat die Geologie eine feste wissenschaftliche Basis erlangt und die Chemie ist dadurch von neuem die Fackel geworden, welche die geognostischen Labyrinthe erleuchtet und durch ihre Irrgänge den sichern Weg zeigt. Da es nun namentlich der vom Wasser durchdrungene festweiche amorphe Zustand ist, der am günstigsten für die Umwandlung amorpher Massen in krystallinische wird, so kommt es zur Erklärung der Verhältnisse im norwegischen Uebergangs-Gebirge nicht wenig zu statten, daß der Reichthum an Versteinerungen daselbst mit hinlänglicher Evidenz die Mitwirkung des Wassers erweist. Keilhau's Arbeit ist gleichzeitig mit der von Oberbergrath Fuchs erschienen, daher er diese noch nicht kennen konnte. Daß dem norwegischen Geologen eine Ahndung von dem Zustande, den wir jetzt als amorphen bezeichnen, vorgeschwebt habe, kann man wohl sagen; wäre sie ihm zum klaren Begriff geworden, so hätten sich ihm auf einmal alle Schwierigkeiten im Allgemeinen, wie in den meisten einzelnen Fällen gelöst. So z. B. ist es, um nur vom Speciellen zu reden, mit der Fuchs'schen Theorie leicht erklärlich, wie der Thon und Thonschiefer

---

*) Ueber die Theorien der Erde, in den Gel. Anzeigen. 1838. Nr. 26 — 30.

Digitized by Google

zu Granit werden kann, was bekanntlich Keilhau als faktisch verbürgt annimmt, wie ferner in der Kieselerde, über deren Menge er sich wundert, sobald sie im amorphen Zustande als eine steife Gallerte austritt, andere Mineralien sich bilden und halten, ja durch chemisch-elektrische Kräfte hindurch bewegt, ausgeschieden und gruppirt werden, wie neben und in einander verschiedene Mineral- und Felsarten sich bilden konnten, und zwar alles dieß im vollkommenen Einklange mit erwiesenen chemischen Gesetzen. Doch Ref. bricht hier ab, und will nicht weiter in die specielle Applikation der Fuchs'schen Theorie auf die von Keilhau geschilderten Erscheinungen eingehen, da solches Jeder, der sich mit ihr gründlich bekannt gemacht, von selbst thun kann; er begnügt sich gezeigt zu haben, wie der Geognost, wenn er klar und unpartheyisch forscht, auf geologische Ergebnisse kommt, zu deren Deutung ihm gar kein anderer Ausweg übrig bleibt, als den ihm die Fuchs'sche Theorie darbietet.

Jene geniale Theorie, und die trefflichen Untersuchungen Keilhau's tragen und bekräftigen sich gegenseitig. Wüßte man nicht die gänzliche Unabhängigkeit beyder Arbeiten von einander, so möchte man wohl sagen, jene Theorie sey auf Keilhau's geognostische Beobachtungen begründet, oder die Untersuchungen des Letzteren seyen zur Bestätigung jener Lehre geführt worden. Wir können der Geologie nur Glück wünschen, daß ihr in einem Jahre zwey so eminente Arbeiten zu Theil geworden sind.

B. Ueber Serpentingebilde im Urgebirge auf Modum. Vom Bergmeister Böbert (S. 127—137).

Der Verf. theilt in diesem Aufsatze mehrere wichtige Belege für seine Ansicht mit, daß viele Serpentinmassen ihre Existenz nur der Umwandlung anderer Mineralien zu verdanken scheinen, daß ein Theil Serpentin nur als Mittelglied der Umbildung betrachtet werden könne, vermöge welcher mehrere Mineralien zu Speckstein verwandelt wurden. Vom Serpentin auf Snarum giebt er folgendes Verhalten an. Man findet bey der Annäherung zur Serpentin-Niederlage hier zunächst einen Uebergang vom Granit- und Gneußgebirge zu einer sehr ausgebreiteten Quarzbildung. Dieser folgt ein Mittelding von Quarz und Bitterspath, dann ziemlich reiner Bitterspath, ferner ein Uebergang von Bitterspath in Serpentin; bey innerer wachsender Zunahme dieses Uebergangs (der Spath wird von einer Menge Serpentinpartikeln durchschwärmt) erhält der Bitterspath ein sandsteinartiges, verwittertes Ansehen und zerbröckelt mit großer Leichtigkeit; hierauf zeigen sich Spuren von gemeinem Serpentin und endlich schließt die Reihe mit einem großen Kerne von edlem Serpentin, in dessen Mitte sich wieder Merkmale von Specksteinbildung zeigen. Dem Verf. ist es gewiß, daß an der gedachten Serpentin-Niederlage weder Spuren eines neptunischen Niederschlags, noch einer vulkanischen Wirkung vorhanden seyen. Ohne eine neue Theorie aufzustellen, betrachtet er wenigstens den Proceß der Umwandlung als faktisch dargethan. Das viele Detail, das der Verf. zur Unterstützung dieser Behauptung aufführt, muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden; auch muß es Ref. den Chemikern vom Fache überlassen, ihr Urtheil hierüber auszusprechen.

C. Uebersicht der bisher in Norwegen gefundenen Formen der Trilobiten-Familie. Von Chr. Boeck (S. 138 — 145).

Der Verf. zählt im Ganzen 48 Arten von Trilobiten auf, die bisher in Norwegen gefunden worden sind; doch bemerkt er, daß bereits Anzeigen von noch einigen Arten vorhanden sind, so daß sich ihre Anzahl bey weiteren Nachforschungen über 50 steigern werde. Der Verf. giebt kurze kritische Bemerkungen über die bereits bekannten Species und charakterisirt in wenig Worten die neuen. Mit größerer Ausführlichkeit wird er in einer besondern Monographie sämmtlicher ihm bekannten Trilobiten-Arten von diesen merkwürdigen Petrefakten handeln.

A. Wagner.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Jänner.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

(Fortsetzung.)

Es erzittert vor Zeus, sagt Pindar:

Der hundertbehauptete Typhos, welchen einst
Barg die vielruhmvolle kilikische Bergkluft. Nun jedoch
Drückt die meerumzäunte Veste von Kyma,
Sitelia sammt ihr des Unthiers zottge Brust.
— Die Stromfluth ergießt ben Tage des glühenden Rauchs Aufdrang,
Dann trägt bey der Nacht Umdunkelung
Entschleuderte Felsen die rothe Flamme weit auf der Meerfluth Ebene hinaus mit Gekrach.
Dieses Gräuelthier sendet aus Abgründen die
Schrecklichsten Quellen des Haphästos —.

Gleich dem Typhaon hauset auch Echidna, der Chimära Mutter, in den unheimlichen Tiefen der Erde.

Dort ist unten die Kluft ihr gehöhlt in die Tiefe des Felsens,
Fern von sterblichen Menschen hinweg und unsterblichen Göttern;
Grauenvoll unter der Erd' in Arima hauset Echidna.

So beschreibt Hesiod ihren schauerlichen Aufenthalt; sie selbst aber wird geschildert als:

Halb unermeßliche Schlang in furchtbarer Größe gedehnet.

Solchen Aeltern wird die Tochter nicht unähnlich seyn und es läßt sich im Voraus erwarten, daß auch sie, gleich dem feuersprühenden Typhaon und der grauenvollen Echidna aus den unheimlichen Tiefen der Erde Tod und Verderben sende; und in der That wird von der Chimära ausgesagt, daß sie nicht nur das Land weit und breit verwüstet, sondern selbst lebende Geschöpfe, Thiere und Menschen getödtet, so daß, der allgemeinen Sage nach, der lycische König Jobates den kühnen Bellerophon nicht sicherer dem Tode entgegenzusenden glaubte als durch den Auftrag, dieses Unthier zu erlegen.

Selbst in der Art und Weise, wie die Chimära Schrecken und Verderben bereitet, erscheint sie als des Typhaons und der Echidna würdige Tochter, denn wie die Mutter „halb unermeßliche Schlang in furchtbarer Größe gedehnet,“ so erregt auch die Tochter Schrecken durch ihren Schlangen-Schweif und gleich dem feuersprühenden Typhaon sendet auch sie aus ihrem Rachen „die schrecklichsten Quellen des Haphästos,“ denn Homer schildert sie als:

Schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers.

Noch deutlicher tritt diese unterirdische, vulkanische Gewalt der Chimära in den einzelnen Theilen ihrer Gestalt selbst hervor. Wir glauben nämlich der Meynung beypflichten zu dürfen, daß allen Bildern, zumal denjenigen, welche, wie hier der Fall ist, gleichsam zu öffentlichen Monumenten geworden sind, nicht die bloß willkührliche Phantasie irgend eines Künstlers, sondern etwas Reelles, aus tiefen Naturanschauungen Geschöpftes zum Grunde liege.

Die Chimära nun wird auf den Monumenten mit dem Kopfe einer Ziege und dem Rachen eines

Digitized by Google

Löwen gebildet; ganz übereinstimmend mit den Worten Hesiods und Homers, bey denen sie geschildert wird als:

Ungeheuer und groß, machtvoll und stürmischen Anlaufs;

Und sie erhob drey Häupter, des funkelnden Löwen war eines,

Dieses der Geiß und jenes des machtvoll schlängelnden Drachen.

Was mag der Kopf der Ziege bedeuten? Ziegen, *αἶγες*, werden auch die Wogen des Meeres genannt, Ziegen werden der Diana als Hafen-Vorsteherin, als Munichia, geopfert, *αἰγαίων* ist so viel als Meer. Der Gott des Meeres selbst heißt *Αἰγαίων*. Wenn nun von der Chimära gesagt wird, sie verwüstete das Land weit und breit, sie sey dem Wachsthume der Bäume und Pflanzen verderblich gewesen: was soll da durch den Ziegenkopf, womit die Chimära gebildet wird, anders angedeutet seyn als ihre verderbliche Eigenschaft, vermöge welcher sie salziges Wasser aus dem Rachen speyt, wodurch die Wurzeln der Pflanzen beschädigt und ihr Wachsthum gehindert wird?

Zu dem Ziegenkopfe gesellt sich der Rachen eines Löwen. Der Löwe ist bekanntlich ein Sinnbild des Feuers und Hesiod selbst nennt hier den Löwenkopf funkelnd und feuersprühend. Sonach ist hiermit die andere verderbliche Eigenschaft der Chimära versinnlichet, die sie mit dem Vater Typhaon gemeinschaftlich hat.

Beyde Bilder zusammen, der Löwen- und Ziegenkopf, bezeichnen daher auf treffende Weise, welche tellurische Macht in der Gestalt der Chimära sinnbildlich ausgedrückt sey, nämlich ein Wesen, das, Feuer speyend und salzige Meeresfluth, Tod und Verderben bringt.

Sollte nach dem Gesagten noch einiger Zweifel über die Richtigkeit dieser Deutung übrig bleiben, so werden wir hierüber völlig ins Klare gesetzt, wenn wir unser Augenmerk darauf richten, wie und in welchem Sinne die Alten selbst den Namen und das Bild der Chimära gebraucht haben. Es muß nämlich in hohem Grade auffallen, daß ein feuerspeyender Berg in Lycien nach diesem Ungeheuer benannt wurde. Flagrat in Phaselide mons Chimaera, schreibt Plinius. Also wie ihr Vater Typhaon der feuersprühende genannt wird, der aus dem Aetna glühenden Rauch und flammende Felsen schleudert, so speyt auch seine Tochter, die Chimära, Feuer aus ihrem Rachen und ein feuerspeyender Berg trägt sogar ihren Namen; und wenn, was von den Verheerungen der Chimära erzählt wird, der gewöhnlichen Sage nach, in Lycien vorgieng, so erhellt aus den Worten des Pomponius Mela, wenn er schreibt: Lycia infestata olim Chimaerae ignibus, ziemlich deutlich, daß schon die Alten das Ungeheuer Chimära und den feuerspeyenden Berg Chimära für gleichbedeutend, oder was dasselbe ist, die ziegen- und löwenköpfige Chimära für das Sinnbild einer vulkanischen Macht genommen haben. Daher denn auch die Chimära auf einer alten Silbermünze der campanischen Stadt Veseris nicht besser gedeutet werden kann, als wenn sie für ein Bild des feuerspeyenden Vesuvs, an dessen Fuß die Stadt Veseris gelegen war, gehalten wird.

Die Chimära ist demnach, wie aus ihrer Gestalt im allgemeinen und im besonderen, aus ihrer Abstammung und ihrer Geschichte hervorgeht, das Bild einer durch Feuer und salzige Meeresfluth den Menschen nicht minder als den Bäumen und Pflanzen feindlichen und Verderben bringenden tellurischen Gewalt.

Wenden wir uns nun wieder nach Sicyon und fragen wir, wie denn ein solches Ungeheuer mit dieser Stadt in Beziehung stehe, so muß natürlich vor allem das in Betracht gezogen werden, was uns von der Urgeschichte Sicyons noch aufbewahrt worden. Wir wissen zwar nur weniges hievon, dieß wenige dürfte jedoch hinreichend seyn, um den besonderen Bezug der Chimära auf Sicyon zu verstehen. Es sind uns nämlich noch viele Namen aufbewahrt, die der mythischen Geschichte des achäischen Landstriches angehören und Pausanias führt uns einen ganzen Stammbaum solcher Personen vor, an welche sich, unter den Namen von Königen, verschiedene, theils den Mythen theils der Geschichte angehörige Thatsachen knüpfen, die hier von Interesse sind. Besonders müssen drey Namen vor den übrigen

Digitized by Google

unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil nach ihnen die Stadt selbst zu verschiedenen Zeiten verschieden benannt wurde.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums ist der Name Sicyon nicht der ursprüngliche und älteste. Früher, sagt Stephanus von Byzanz, hieß die Stadt von den Telchinen Telchinia. Hiemit stimmen auch die Sagen der Sicyonier selbst überein, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Telchinen einen König Telchinos nennen und den Ursprung der Stadt noch um zwey Generationen weiter hinaufsetzen, indem sie einen Autochthonen Aegialeus zum Gründer, genannten Telchinos aber zu seinem Enkel machen. Dieser *Αἰγιαλεὺς αὐτόχθων*, sagen sie, hat zuerst die Stadt *Αἰγιάλεια* gebaut. Er erzeugte den Europos, dieser den Telchinos. Den Namen Sicyon erhielt die Stadt erst in jüngerer Zeit und zwar, wie Eumelos berichtet, von einem Sohne Marathons. Marathon nämlich theilte das ganze Land unter seine zwey Söhne und von dem einen dieser Söhne bekam Aegialeia den Namen Sicyon und von dem andern Ephyra den Namen Corinthos.

Wir haben sonach zu verschiedenen Zeiten drey verschiedene Namen der einen und derselben Stadt, nämlich Aegialeia, Telchinia und Sicyon.

Wer sind nun dieser Aegialeus und jene Telchinen, die als Gründer von Sicyon bezeichnet werden? Wer ist dieser Marathon, der das Land unter seine Söhne theilte und wie kam es, daß der Name seines Geschlechts die uralten Benennungen Aegialeia und Telchinia verdrängen konnte?

Aegialeus ist, wie schon sein Name sagt, der Mann der Meereswogen, der Ufermann, der Ziegenmann, die von ihm gegründete Stadt Aegialeia ist sonach die Meeres- oder Ziegenstadt. Von den Sicyoniern wird er *αὐτόχθων* genannt und die ganze Gegend hatte von ihm den Namen. Achaiae nomen provinciae, schreibt Plinius: ab Isthmo incipit; ante Aegialos vocabatur und Pausanias berichtet, noch zu seiner Zeit, *ἔτι καὶ νῦν*, habe ein Theil des Peloponneses Aegialos geheißen, er sey aber nach dem König Aegialeus so genannt worden. — Die Telchinen gehören gleichfalls zur Familie des Aegialeus, sie sind die Söhne der Thalassa und die Enkel des Ufermannes; übrigens bekannt als Zauberer, Unheil und Verderben bringend. — Marathon endlich und seine Söhne, Sicyon und Corinthos, die nach des Epopeus Tod das Land unter sich theilen und der eine sich in Aegialeia, der andere in Ephyra niederlassen, sind die Enkel des Helios oder Sonnengottes.

Diese Namen gehören also ganz verschiedenen Familien an, sie sind einander nicht befreundet, sondern vielmehr entgegengesetzt und wenn Sicyon Herrscher wurde und sein Name an die Stelle der Namen Aegialeia und Telchinia getreten ist, so geschah das nicht in ruhiger Succession, nicht durch Vererbung der Rechte vom Vater auf den Sohn, sondern durch Gegensatz und Kampf, aus welchem der eine als Sieger hervorgieng, während der andere, wenn nicht ganz unterliegen, doch weichen mußte. Denn Aegialeus und die Telchinen sind Nachkömmlinge der Thalassa, Kinder der Meeresfluth, Marathon dagegen und seine Söhne Sicyon und Corinthos sind Sprößlinge des Helios; Aegialeus ist der Bruder der zauberischen Circe, der die ganze Küste mit salziger Meeresfluth überdeckt, die Telchinen hausen in den verborgenen Tiefen der Erde und was sie, stets geschäftig, zu Tage fördern ist Unheil bringend und mit Zauber umstrickend, Marathon dagegen und seine Söhne sind die, jeglichen Zauber der unterirdischen Mächte lösenden, die wohlthätigen, die Licht und Wärme spendenden Kinder des Helios.

Es ist daher in der Sage, daß der ganze Landstrich ursprünglich von Aegialeus und den Telchinen bewohnt gewesen und später von Marathon unter seine Söhne vertheilt wurde, oder daß die Städte Sicyon und Corinth von den Söhnen der Thalassa gegründet, später aber nach den Kindern des Helios benannt wurden, es ist in dieser Sage nichts anderes ausgedrückt als die Urgeschichte des Landes selbst, vermöge welcher die ganze Gegend, auf vulkanischem Grunde ruhend und von salziger Meeresfluth bedeckt, erst allmählig durch die wohlthätigen Strahlen des Lichts und der Wärme den verderblichen Einflüßen des Feuers und der salzigen Fluth entzogen und der Fruchtbarkeit gewonnen wurde.

ed by Google

Wir wissen nun wohl, daß es eine mißliche Sache sey um solche Erklärungen und sind vollkommen der Ueberzeugung, daß physikalische Deutungen, je leichter sie sich darbieten, desto eher unter dem Scheine der Einfachheit von der Wahrheit abführen; wir legen auch kein besonderes Gewicht darauf, daß Pausanias selbst, obwohl er sonst sein Urtheil über die Wesenheit irgend eines Mythus gewöhnlich ganz zurückhält, in diesem Falle mit unserer Deutung vollkommen übereinzustimmen scheint, indem er an dem einen Orte sagt, ein Theil des Peloponneses habe von dem Könige Aegialeus den Namen Aegialos bekommen, an einem andern Orte aber geradezu behauptet, der Name Aegialos, komme von der natürlichen Beschaffenheit dieses Landstriches, nämlich von seiner Lage am Meere. Aber Niemand wird in Abrede stellen, daß in den ältesten Sagen Geschichte und Mythe häufig in einander schmelzen, daß geschichtliche Thatsachen, durch den langen Zwischenraum in die graue Ferne entrückt, häufig den Mythen anheimfielen, während wieder umgekehrt in jüngerer Zeit mythische Ereigniße nicht selten als wirklich geschichtliche dargestellt wurden.

Was nun Sicyon insbesondere anbelangt, ist die gegebene Deutung seiner mythischen Urgeschichte nicht ohne Analogie, denn die Telchinen und Heliaden finden wir auch anderwärts unter den nämlichen Verhältnissen wieder, namentlich in Rhodus und in Lycien. In Rhodus wurde bekanntlich Helios besonders verehrt, wir brauchen nur an den berühmten Coloß dieser Insel zu erinnern, ein Bild des Sonnengottes. Lycien war voll von Heiligthümern des Apollo, hätten wir kein anderes der zahlreichen Zeugnisse hiefür, die Münzen allein würden es beweisen. Aber an beyden Orten ist der Cultus des Helios nicht der ursprüngliche. Rhodus hatte, wie Sicyon, anfänglich einen andern, ja sogar den nämlichen Namen, auch sie hieß ursprünglich Telchinia, denn auch dort hatten die Telchinen gehaust, erst später wurden sie von den Heliaden verdrängt, die nunmehr sich in Rhodus ansiedelten und dort Städte bauten, die sie, wie die Söhne des Marathon gethan, nach ihren Namen nannten. Es wird aber von Rhodus erzählt, sie sey in uralten Zeiten aus dem Meere, vermuthlich durch ein Erdbeben, emporgestiegen und habe lange Zeit feucht und sumpfig, mit Pfützen und Seen bedeckt, unwirthlich und ungesund gestanden, bis die Sonne den Boden austrocknete, die Luft reinigte und die Insel zu einer der fruchtbarsten des mittelländischen Meeres machte. Die durch die Heliaden aus Rhodus verdrängten Telchinen finden wir wieder in Lycien, ein Telchine Lycus soll es sogar gewesen seyn, der dem Landstriche den Namen gegeben, aber auch dort mußten sie dem Sonnengotte weichen. Daß aber auch Lycien anfangs durch vulkanische Revolutionen war verwüstet worden, wurde bereits schon erwähnt, als von dem feuerspeyenden Berge Chimära die Rede war.

Wir haben sonach in Rhodus und in Lycien die nämlichen mit der Urgeschichte des Landes verflochtenen mythischen Wesen, wie in Sicyon; dort wie hier hausten zuerst die Telchinen, müssen aber den Heliaden weichen; wir haben aber auch in Rhodus und in Lycien die nämliche Geschichte des Landstriches selbst, wie in Sicyon und der Umgegend, hier wie dort ein durch vulkanische Revolution entstandenes Land. Beweis genug, daß in dem gegebenen Falle Mythe und Geschichte in einander verschmolzen sind oder vielmehr, daß hier die Geschichte nur in ein mythisches Gewand gekleidet ist.

Am deutlichsten tritt dieses in der corinthischen Sage hervor, nach welcher nicht die Enkel der Thalassa und des Helios, sondern Poseidon und Helios selbst mit einander in Streit gerietheu. Auch sie stritten sich um den Besitz des Landes (*Ποσειδῶνα ἐλθεῖν Ἡλίῳ περὶ τῆς γῆς ἐς ἀμφισβήτησιν*), und der Streit wurde so entschieden, daß Helios die Stadt, dem Poseidon aber der Hafen zugesprochen wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Jänner.

Nr. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski. Berlin 1838. Bey Veit und Comp.

Es ist eine häufig vorkommende Erscheinung, daß das innere Verlangen des menschlichen Geistes nach Aufschluß auf denjenigen Gebieten, die das Wichtigste und Höchste betreffen, wenn es nicht aus den rechten Quellen befriedigt wird, und zu keiner wahrhaften Erkenntniß durch eine in die wirklichen Tiefen eingehende Forschung gelangt, sich irgend ein Surrogat dafür zu verschaffen weiß, in welchem es das Höchste gefunden zu haben sich einbildet und von dieser Täuschung so eingenommen ist, daß der suchende Geist hierin die volle Befriedigung seiner Sehnsucht erreicht zu haben *wähnt*. So ehrenwerth auf der einen Seite jenes die *Eigenthümlichkeit* der menschlichen Natur hervorhebende Streben ist, nicht zu ruhen, bis sie einen ihr innerstes Verlangen befriedigenden Punct gefunden hat, so bedauernswerth ist auf der andern, daß es so gern eine einzige Seite oder ein untergeordnetes Moment, das nur an einer bestimmten Stelle im großen Zusammenhang des Ganzen gelten kann, herausreißt und isolirt zur alleinigen, ganzen Wahrheit macht, wodurch es selbst etwas ganz Anderes wird, seine innere Natur verändert und von da an dem Geist des Irrthums und Truges anheimfällt und dienstbar wird.

Wir erblicken diese Erscheinung auf allen Blättern der Geschichte und auf den Gebieten, wo es sich um die höchsten Interessen der Menschheit handelt, macht sich diese Täuschung am meisten geltend. So sehen wir auf dem Felde der Wissenschaften und des Denkens, wie eine einzige untergeordnete Seite zur Hauptsache gemacht, dadurch von ihrem wahren Grund und Boden losgerissen wird und dann zu einer hohlen Form herabsinkt. Je mehr hier die wahren Lebenskräfte vertrocknet sind und ein lebendiger, ins Innere eingehender Geist fehlt, desto stärker macht sich das todte Formelwesen geltend und kann in Ermanglung jeder fortbildenden, organischen Kraft überall nichts anderes finden, als immer nur sich selbst. Je länger sich der Mensch in ein solches einseitiges, für alle innere Fortbewegung abgestorbenes Denken hineinlebt, desto inniger verwebt sich seine Natur mit dieser Art und Weise Alles zu betrachten, und da er gar keine andere Luft mehr athmet, so hält er diese für die einzig reine und gesunde und kann keine andere mehr vertragen. Es ist nichts verführerischer und berückender, als der Geist einer solchen Einseitigkeit und wie wir die große Gewalt desselben bey mancherley Angewöhnungen im täglichen Leben so oft wahrnehmen müssen, so macht dieses Untergehen und Versinken in eine einmal angenommene und liebgewordene einseitige Ansicht in unsern Tagen auf den geistigen Gebieten die Augen für alles Andere nicht selten gänzlich blind. Selbst wenn große geistige Anlagen einem solchen beschränkten Kreis alle ihre Kräfte widmen, so ist gewöhnlich nur dieß die Folge, daß die einseitige Befangenheit und formelle Verknöcherung um so auffallender und augenscheinlicher heraustritt, je mehr man sich bemüht, den einmal angenommenen Wendungen und fixen Bestimmungen einiges Leben und etwas Geist einzuhauchen.

Auch der Verf. der oben genannten Schrift vereinigt sehr viele Eigenschaften, welche sonst zu einer eingehenden Erörterung und anziehenden Darstellung eines Gegenstandes sehr viel beyzutragen pflegen. Es findet sich bey ihm in Form und Dar-

Digitized by Google

stellung nicht jenes abstoßende, auf alle Klarheit, Schönheit und Natürlichkeit verzichtende Wesen derjenigen, die derselben Denkansicht wie er — der hegelischen — huldigen. Er entwickelt mit Klarheit, Deutlichkeit und einer sicheren Bestimmtheit seine Gedanken von Stufe zu Stufe, weiß mit einer Art feiner Gewandtheit alle Einzelnheiten und Hülfsmittel seiner Ansicht in ein günstiges Licht zu stellen und gibt dem Ganzen, so weit es sein Standpunct erlaubt, eine gewisse plastische Abrundung und äußerliche Vollendung, die einem freyeren und tieferen Denken zu nicht geringer Zierde gereichen würde. Trotz allen diesen lobenswerthen und bey der bekannten Darstellungsweise dieser Schule doppelt anzuerkennenden Eigenschaften sind doch die Gedanken dieser Schrift ganz von den Fesseln jenes todten Formalismus und jenes festgerannten Denkens gefangen, welches in dem engen Kreis einiger leerer Bestimmungen sich beständig herumdreht, diese Bewegung für ein Fortschreiten hält und das Gefühl des gänzlichen Mangels an Aufschluß, welches ein solches Denken unmittelbar erzeugt, durch die fortgehende Versicherung, Alles aufgeschlossen zu haben, zu betäuben sucht. Es ist eben jene obenerwähnte, ganz von sich eingenommene Befangenheit, welche ein einseitiges, untergeordnetes Moment — hier eine bloße Form zur Hauptsache macht, ihm dadurch eine ganz falsche Stellung und Richtung gibt und ohne in die innere Natur der Sache einzugehen, doch das innerste Wesen der Dinge damit enthüllt zu haben sich überredet.

Der Verfasser geht von der Behauptung aus, daß die Gesetze des normalen Fortschrittes der Menschheit jetzt zwar als wahrhafte Bestimmungen des absoluten Gedankens Gottes als die Manifestationen der objektiven Vernunft erkannt seyen, daß man jedoch die spekulative Nothwendigkeit dieses Fortschrittes noch nicht wirklich und seinem Begriff gemäß durchgeführt habe. Auch Hegeln fehle noch die total strenge spekulative Entwicklung, er habe es nicht zur ideellen und organischen Ganzheit der Geschichte gebracht. Aber auch die Geschichte müsse sich ganz den allgemeinen Gesetzen der Dialektik unterwerfen. Hegel habe vier Hauptperioden aufgestellt, (die orientalische, griechische, römische und christlich germanische Welt); es müsse aber auch hier die Trichotomie geltend gemacht werden; doch nicht bloß ein Theil der Geschichte etwa nur die verflossene, sondern ihre Totalität d. h. auch die Zukunft müsse hier mit einbegriffen werden. Aus der Vergangenheit müsse der noch fehlende zukünftige Theil, welcher jenem zu entsprechen habe, herausconstruirt werden. In der Geschichte herrsche neben dem Reich der unendlichen Zufälligkeit ein unumstößliches Gesetz der Nothwendigkeit, welche, weil sie geistig sey, noch stärker sich beweise, als die Naturnothwendigkeit. Der Widerspruch der Zufälligkeit und Nothwendigkeit sey aber im Geist ein versöhnter. In Beziehung auf den letzten Punct wollen wir hier nur einstweilen so viel bemerken, daß diese hier ohne Weiteres angenommene Versöhnung der beyden Gegensätze von Zufälligkeit und Nothwendigkeit eben eine bloß selbst gemachte, logisch zusammengeleimte Einheit ist, die so gefaßt, das wirkliche Gebiet des menschlichen Willens und der Freyheit Gottes, worauf hier Alles ankommt, in der That gar nicht berührt.

Der Verfasser versichert hierauf, die Zukunft könne dreyfach determinirt werden: durch Gefühl, Denken und Willen. Das erste geschehe durch die Seher, Propheten, aber nur mit einzelnen Begebenheiten; hier gelte das Wort des Apostels, daß das Weissagen nur Stückwerk sey. Wenn dann weiter versichert wird, daß das Zweyte durch die Philosophie geschehe, welche nicht mehr bloß räthselhaft erkenne, sondern Alles klar durchschaue und dafür auch jene Stelle des Apostels angeführt wird, so haben wir hier eines der deutlichsten Beyspiele von der auf diesem Felde so oft vorkommenden willkührlichen Verdrehung der klarsten Aussprüche; wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß in jener Stelle auch von unserm Wissen gesagt werde, es sey nur Stückwerk, und daß das ungetheilte Schauen einem ganz andern Zustand zugeschrieben wird. Was aber das betrifft, was von den Propheten gesagt wird, so ist zu erwiedern, daß bey ihnen eben so oft gerade das Gegentheil Statt findet, indem sie ganze Zustände und Hauptentwickelungen nicht bloß mit dem Gefühle, sondern gerade im Schauen und mit bestimmter Bezeichnung enthüllen. Wir heben dieß hier hervor, um gleich am Anfang an einem Beyspiel zu zeigen, wie man einer formellen Con-

Digitized by Google

struction zu Liebe die Wirklichkeit drehet und wendet, wie man es braucht.

Die dritte Determination der Zukunft, die durch den Willen nämlich, bestehe in der wirklichen Realisirung der erkannten Wahrheit. Die Menschheit, welche jetzt ihr wahres Selbstbewußtseyn erreicht habe, solle nun kunst- und ideengemäß ihre wahrhaft eigenen Thaten vollbringen, d. h. ihre eigenen Bestimmungen sollen ganz identisch mit dem göttlichen Plan der Vorsehung werden, die weltgeschichtlichen Individuen sollen bewußte Werkmeister ihrer eigenen Freyheit seyn d. h. die genaue Auffassung der hegel'schen Begriffe erhebt den Menschen mit in den innern Rath der Gottheit und verleiht ihm „eine selbstbewußte und selbst bestimmende Mitwirkung bey der Geschichte." Wir werden weiter unten noch mehr Veranlassung haben, den Gehalt und die Natur dieser thätigen Mitregierung der Menschen zu berühren, und Einiges darüber zu bemerken. Von welchem Standpunct überhaupt die Entwicklung der Weltgeschichte gefaßt wird, zeigt sich dann in den Worten: Die Menschheit hat die Bestimmung, ihren Begriff zu realisiren und die Geschichte sey die Durchführung dieses Realisirungs-Processes. Mit solchen Erklärungen versteckt man sich hinter Worte, während man von dem, worüber *etwas* gesagt werden sollte, nichts vernimmt. Hier *handelt es sich eben* darum, worin denn der Begriff der Menschheit wirklich besteht, warum dieser erst realisirt werden muß, warum eine Bewegung, ein Proceß nothwendig ist und auf welche Weise sich dieser entfaltet. Das Innere der Menschheit ist aber überhaupt kein bloßer Begriff, sondern ein Leben und das Resultat großer Vorgänge und Evolutionen, von deren Centrum dieses Denken gar keine Ahnung hat. Es wird dann vornehm versichert: „wir besitzen das Bewußtseyn so vieler Jahrhunderte des Laufes der Weltgeschichte." Dieses Bewußtseyn ist hier wenigstens ein sehr leeres, denn alles, was es von dem ganzen Inhalte desselben zu sagen vermag, sind zwey Bezeichnungen, wie wir sogleich sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

(Schluß.)

Sind wir nun in dem Gesagten nicht in Irrthum, ist einerseits die Chimära wirklich das Bild einer tellurischen, durch Feuer und salzige Meeresfluth verderblich wirkenden Gewalt und sind andererseits die Namen Aegialeia, Telchinia und Sicyon in der That mythische Einkleidungen der Urgeschichte Sicyons, vermöge welcher die ganze Küste, auf vulkanischem Grunde stehend, ursprünglich mit salziger Meeresfluth bedeckt gewesen: so wird sich nunmehr der besondere Bezug der Chimära auf Sicyon von selbst herausstellen. Wir glauben nämlich, die Chimära auf den Münzen von Sicyon sey nichts anderes als ein Bild der Urgeschichte dieser Stadt, wie in den Mythen durch die Namen eines Königs Aegialeus und der Telchinen, so hier sinnbildlich durch ein phantastisch gestaltetes Ungeheuer ausgedrückt.

Die Vorstellungen auf alten Münzen enthalten häufig, ja gewöhnlich Erinnerungen an die frühere Geschichte der Münzstadt; man liebte es, den Ruhm der Stadt dadurch, daß man die Gründung derselben in ein hohes Alterthum hinaufrückte und sie höheren Wesen zuschrieb, zu verherrlichen, und hierin blieb Sicyon hinter den andern Städten gewiß nicht zurück.

Wenn nun Aegialeus, der die Stadt zuerst gegründet und ihr den Namen Aegialeia gegeben, nach dem der ganze Landstrich Aegialos genannt wurde, wenn dieser, wie wir gehört haben, seinen Namen hat von Ziegen (*αἶγες*), das ist, von der salzigen Meeresfluth; wenn sonach Aegialeus in gewissem Sinne selbst ein Poseidon *Αἰγαίων* ist, ein Erderschütterer, der das Land dadurch unfruchtbar

macht, daß er durch Meerwasser die Samen und Wurzeln der Pflanzen verdirbt (*ποιεῖν φασιν ἄκαρπον τὴν χώραν, ἅλμης ἐς τὰ σπέρματα καὶ τῶν φυτῶν τὰς ῥίζας καθικνουμένης*): sollte da nicht die ziegenköpfige und salzige Meeresfluth ausspeyende Chimära ein passendes Bild dieses Aegialeus oder *Αἰγαίων* seyn? Haben doch beyde, die Chimära sowohl als der Autochthone *Αἰγιαλεύς* oder der Erderschütterer *Αἰγαίων* ihren Namen von den Ziegen; denn auch *χίμαρος* (*χίμαιρα*) heißt die Ziege, und bey Theocrit sind *χίμαρος* und *αἴξ* nur durch das Alter verschieden; jene ist ihm die junge, diese die alte Ziege.

Noch deutlicher tritt die Chimära als ein Bild der Urgeschichte von Sicyon hervor, wenn wir auf den anderen Namen dieser Stadt, nämlich Telchinia, Rücksicht nehmen. Die Chimära haben wir erkannt als das Bild einer tellurischen, durch Feuer und salzige Fluth den Thieren und Menschen verderblichen Gewalt. Nun sagt aber Strabo von den Telchinen, den zauberischen Söhnen der Thalassa, den im Schooße der Erde verderblich wirkenden Enkeln des Ziegenmannes, des Aegialeus, ausdrücklich, daß sie durch Wasser mit Schwefel gemischt, den Thieren und Pflanzen Schaden bringen (*οὓς οἱ μὲν βασκάνους φασὶ καὶ γόητας, θείῳ καταῤῥαίνοντες τὸ τῆς στυγὸς ὕδωρ, ζώων τε καὶ φυτῶν ὀλέθρου χάριν.*) Wenn nun beyde, die Chimära sowohl als die Telchinen, bildliche Einkleidungen derselben tellurischen, durch Feuer und Wasser verderblichen Macht sind, sollte da die Chimära selbst nicht ein Bild der Telchinen genannt werden können?

Wir glauben wenigstens, daß auf diese Weise, da wir doch unbezweifelt annehmen dürfen, daß dem Bilde der Chimära eine Bedeutung zu Grunde liege, sich eine Deutung darbiete, welche nicht nur mit der Geschichte der Chimära selbst und mit ihrer Gestalt im Allgemeinen sowohl als in ihren einzelnen Theilen übereinstimmt, sondern auch mit den verschiedenen Orten, wo die Chimära selbst oder ihr Bild erscheint, in besonderem Bezuge steht. Die gegebene Deutung paßt nämlich auf Lycien, wohin der eigentliche Aufenthalt der Chimära gesetzt wird, eben so gut wie auf Sicyon, wo ihr Bild

auf den Monumenten vorgestellt ist, und kann nunmehr dieses dreygestaltige Ungeheuer auf der alten Silbermünze der am Fuße des Vesuvs gelegenen Stadt Veseris nicht mehr befremden, so ist auch nicht minder begreiflich, warum die Corinther gleichfalls zuweilen die Chimära auf ihre Münzen gesetzt. Dieß geschah nämlich nicht darum, weil Corinth zufällig die Nachbarin von Sicyon gewesen, sondern weil die Urgeschichte beyder Städte die nämliche ist. Wie Sicyon, so hatte auch Corinth ursprünglich einen andern Namen, nämlich Ephyra; erst in späterer Zeit wurde diese Stadt Corinthos genannt. Es sind aber beyde Namen von Corinth, der jüngere wie der ältere, mit den jüngeren und älteren Namen von Sicyon aufs genaueste verbunden. Ist Aegialeus der Mann der Meeresfluthen, sind die Telchinen die Söhne der Thalassa, so gehört ja auch Ephyra, als die Tochter des Okeanos, derselben Sippschaft an, und Aegialeus hatte ja den ganzen Küstenstrich in seiner Gewalt, der ganze Landstrich, Corinth mit eingeschlossen, hieß ja Aegialos; und ist Sicyon, von dem das alte Aegialeia oder Telchinia einen neuen Namen erhalten, ein Sohn Marathons, so ist Corinthos, nach dem Ephyra benannt wurde, ein Bruder dieses Sicyon. Beyde Städte haben die nämliche Urgeschichte, darum auch die nämlichen Bilder.

Daß übrigens in Corinth Bellerophon mit der Geschichte der Chimära verwebt ist, während derselbe auf den Münzen von Sicyon nicht erscheint, kann an der gegebenen Deutung nichts ändern, denn daß Bellerophon gegenüber der Chimära dasselbe bedeute, was in Sicyon der Enkel des Helios oder in Rhodus und Lycien Helios selbst gegenüber den Telchinen, bedarf kaum einer besonderen Auseinandersetzung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nr. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski.

(Fortsetzung.)

Um die Natur der Zukunft zu erforschen, wird versichert, müsse man das privative Bild der verflossenen Zeit als das affirmative der zukünftigen ansehen, auf diese Weise bildeten die Vergangenheit und die Zukunft, sich durchaus bedingend, mit einander den explicirten Organismus der Weltgeschichte. Diese müsse nach den spekulativen, vernünftigen Gesetzen trichotomisch eingetheilt werden, so daß die erste Periode, die thetische, das Alterthum umfasse, die zweyte, die antithetische, die christlich-germanische Welt und die dritte die synthetische oder vollkommen concreteste eben jetzt beginne. Die alte Welt wird dann charakterisirt als die Periode der Aeußerlichkeit und der unmittelbaren Objektivität, als die Stufe der Sinnlichkeit und des abstrakten Rechts. Christus habe dann das Element der Innerlichkeit und der Reflexion, die Subjectivität in die Welt gebracht und die Sinnlichkeit zum inneren Bewußtseyn, das Recht zur Moralität erhoben; das sey die von ihm eingeführte Radicalreform. Diese zwey bisher aufgegangenen Elemente könnten aber wegen ihrer Einseitigkeit und ausschließenden Diskretion der Menschheit nicht genügen, sondern müßten aus dieser Diskretion in eine höhere Concetheit übergehen, es sey daher die Aufgabe der letzten Periode, die Idee der Schönheit und der Wahrheit, des Eigenthümlichen der beyden ersten Perioden, jetzt auch im practischen Leben zu realisiren, oder die Idee des absoluten Guten und die absolute Teleologie auf unsere Welt zu verwirklichen. Dieß sey die Periode des Willens und der That.

Das sind die wesentlichen Gedanken des ersten Kapitels und so ziemlich auch der ganzen Schrift. Wir wollen nun zuerst über die ganze Eintheilung und Stellung der Perioden zu einander im Allgemeinen Einiges bemerken, dann zu dem Besonderen und Eigenthümlichen der einzelnen Perioden übergehen.

Dasjenige, wovon eine umfassende Entwicklung ausgehen kann, das Erste und Anfängliche muß doch eine Einheit, ein bestimmtes, in sich vollendetes und geschlossenes Ganze seyn, das die Keime, Grundlagen und Möglichkeiten zu allem Uebrigen, wenn sich das Ursprüngliche weiter entwickeln sollte, in ungetrübter Ruhe und in vollkommen gegenseitiger Ausgleichung und Harmonie an der rechten Stelle in sich enthalten muß. Nur von einem solchen Zustand kann bey der Entwicklung eines darauf folgenden, unendlich reichen Lebens ausgegangen werden, und nur ein solches harmonisches und tiefes Ganze kann zuletzt wieder zu einer allumfassenden, höher gehobenen und wahrhaft göttlichen Einheit zurückkehren. Nun fragen wir aber, mit welchem Recht man die zerspaltene, von innern Stürmen des Bewußtseyns zerrissene, durch gewaltige Katastrophen in großartige Trümmer auseinander gesprengte Welt des alten Heidenthums vom chinesischen Bewußtseyn an durch all die Kämpfe des indischen, persischen, ägyptischen, griechischen Geistes bis zur römischen Zerrissenheit und dem germanischen Tiefsinn — die Welt der größten Bewegungen des Bewußtseyns als einen solchen thetischen Einheits-Anfangs und Ausgangspunct hinstellen kann? Hier müßte eine ganz andere Einheit aufgewiesen werden, von deren Natur und Wirklichkeit dieses Denken nichts weiß, weil es sich bloß mit der Entwicklung seiner logischen Momente abgiebt, aber nicht mit den innern Tiefen der Sache

Digitized by Google

selbst. Das Abgefallene, Zerrissene, allmählig zur Versöhnung Zurückkehrende kann man nicht zum Ausgangs- und Einheitspunct machen. Noch weniger ist dasjenige, dessen ganzes Wesen darin besteht, Heilung und Versöhnung zu bringen und das die ganze Kraft des schon zu Stande gebrachten Heils in sich enthält, als bloßer Gegensatz hinzustellen. Die Synthese muß nun vollends eine rein äußerliche, gemachte und verkehrte werden, da die ursprüngliche Einheit gänzlich fehlt, die Entstehung, die Natur und der Zweck des ganzen Processes mit den darin wirkenden Mächten in totalem Dunkel liegt und man bloß ein Reich von dieser Welt kennt, dessen König der logische Begriff ist.

Was aber die Charakterisirung der einzelnen Perioden betrifft, so wird hier theils nur ganz Gewöhnliches vorgebracht, das kaum die Oberfläche berührt oder schon von Anderen viel besser und gründlicher durchgeführt wurde, theils soll mit einigen dürftigen Bezeichnungen und Bestimmungen, der hegelischen Logik entnommen, das innere Wesen dieser zwey großen Weltsphären aufgeschlossen werden. Alles, was das ganze Alterthum, Orient und Occident mit einander gemeinschaftliches hat, wird mit den Ausdrücken: Aeußerlichkeit, unmittelbare Objectivität, Empfindung, Sinnlichkeit abgefertigt und damit soll der innere Geist, der das Alterthum in seiner ganzen Gliederung und organischen Stufenentwicklung aller seiner Völker und Religionen geschaffen und durchdrungen hat, bezeichnet seyn, dazu wird das Wenige, was man vom Griechenthum zu sagen weiß, daß es die Welt der Empfindung und des Schönen sey, als das einzig Wichtige und Charakteristische der ganzen alten Welt hingestellt, als ob dieß in dem großen Umfang dieser Weltsphäre das Einzige wäre, was eine Berücksichtigung verdiente. Dem griechischen Alterthum nur eine instinctmäßige Empfindung der Sittlichkeit zuschreiben, wie hier geschieht, davon hätte eine schwache Erinnerung und Vergegenwärtigung z. B. von Sophokles Antigone und Oedipus auf Colonos, oder von Platons harmonischem, sittlichem Selbstbewußtseyn billig abhalten sollen.

Ueber die Art und Weise, wie hier über den Lebensquell und die Grundkraft der ganzen christlichen Welt gesprochen wird, und eines breiteren einzulassen, ist nicht nöthig. Wenn man über die Wirkung und über das Wesen des Erlösers, dessen Erkenntniß allein den Schlüssel zur innern Bedeutung der Weltgeschichte geben kann, nichts weiter vorzubringen weiß, als daß er das Element der Subjectivität in die Welt gebracht und die Sinnlichkeit zum innern Bewußtseyn erhoben habe, so ist es wohl hinlänglich zu bemerken, daß in dieser Beziehung eben hier Alles wüste und leer ist. Die ganze zweyte Periode vom Erscheinen des Christenthums auf der Welt bis jetzt wird als die Periode des Wissens oder des philosophischen Forschens charakterisirt. Das philosophische Denken so als Hauptcharakter und als alleiniges Merkmal der ganzen christlichen Welt vom Anfang bis jetzt hinzustellen, ist natürlich ganz einseitig und verkehrt. Bey dem Herrn Verf. kann dieß aber gar nicht auffallen, da er die hegelische Philosophie als den höchsten und letzten Culminationspunct aller Philosophie und die glücklich gelöste Aufgabe der ganzen christlichen Welt hinstellt. Was das Christenthum nur ganz unklar, trüb und verworren enthielt, hat nach dieser Ansicht Hegel zur selbstbewußten Wahrheit und vollendeten Erfüllung gebracht. Dergleichen wird implicite und explicite in verschiedenen Formen sehr oft hier ausgesprochen. Diese höchste Denkkraft, über die wir weiter unten noch Einiges zu bemerken Veranlassung haben werden, zeigt sich sogleich hier in einer tiefen und Aufschluß gebenden Bestimmung eines großen Theils dieser zweyten Periode auf eine glänzende Weise, indem die innere Bedeutung des Mittelalters nach Hegel charakterisirt wird als die Gegenüberstellung von Partikularitäten (im Feudalismus) und der religiösen innern Allgemeinheit oder des Diesseits und des Jenseits, welches Verhältniß dem Gegensatz der Säure und Basis (wie es weiter unten S. 57 heißt) entspreche! Die Leerheit und Gehaltlosigkeit solcher Bestimmungen springt von selbst zu deutlich in die Augen, als daß es einer weitern Bemerkung bedürfte.

Um die Aufgabe der dritten Periode zu lösen, in welcher die Idee des absoluten Guten realisirt werden soll, wird eine neue Völkerwanderung, aber eine umgekehrte für nöthig befunden. Die civilisirten Völker müssen zu dem Ende die ungebildeten

und barbarischen Nationen überschwemmen, damit durch die Erhebung der Naturvölker zu der von uns schon erreichten Stufe unsere entartete Natur selbst erhoben und erneuert werde (S. 30). Ihr frisches Blut soll die corrupten Säfte der europäischen Menschheit verjüngen. O armes, civilisirtes Christenthum! von Fetischanbetern, Menschenfressern, zur thierischen Stumpfheit herabgesunkenen Völkern sollst du neues Herzblut holen; diese zweyte Völkerwanderung, „diese Revanche des Weltgeistes“ ist das einzige Mittel zu deiner geistigen Erneuerung und Auferstehung; die reinen Lüfte von Orissas Gestaden, welche um Dschaggernauths heilige Felsenpagode so erfrischend wehen, müssen deine dicke verdorbene Atmosphäre läutern und dich verjüngen zur Realisirung der absoluten Teleologie! — Der Verfasser hätte in dieser Beziehung ganz andere Dinge hervorheben sollen. Die wichtigste Seite, die dieser Sache abzugewinnen wäre, ist dasjenige, was jene Völker, die noch jetzt, wenn auch noch so starr den Ausdruck eines ehemaligen mythologischen Processes bewahrt haben, wirklich Interessantes und Bezeichnendes aus jenen Urzeiten an sich haben. Von da müßte der Punct aufgezeigt werden, durch welchen auf sie innerlich und mit Erfolg gewirkt werden könnte. Alle äußerlichen Mittel hingegen gleiten nur an der Oberfläche ab. Man glaubt nun die ganze Weltgeschichte aufgeschlossen zu haben, wenn man ihre drey angenommenen Perioden bezeichnet: als die der Schönheit, der Wahrheit und des Guten, oder des Gefühles, des Denkens und des Willens rc., und das Alles mit vielen Formeln als einen großen Proceß darstellt. Bey diesem ganzen Proceß ist aber gar keine Rede von Kräften, die in ihm wirken, von dem Centrum und der Einheit dieser Kräfte, der Ursache ihres Auseinandergehens und ihrer Bewegung, der Art und der Weise ihrer Entfaltung und dem Zweck und Endziel der ganzen Entwicklung. Diese logischen Formeln (Allgemeines, Besonderes, Einzelnes rc.), welche als der Geist der ganzen Bewegung figuriren, sind leere Schattenbilder, aber nicht die wirklichen Weltkräfte und Grundmächte alles Lebens. Fragt man nach dem Innern einer Zeit, einer Entwicklung oder irgend einer Erscheinung, so erhält man überall dieselben Bezeichnungen als Antwort. Wenn das letzte Resultat aller Forschung nichts Anderes zu Tage fördern würde, als solche allgemeine Auf- und Ueberschriften und in solchen ärmlichen Bestimmungen das Wesen der Dinge aufginge, so wäre es nicht der Mühe werth, sich im Geringsten um dergleichen noch zu kümmern. Wenn man diese logischen Leerheiten als das Tiefste und Innerste in den Wissenschaften geltend macht, raubt man allem höhern wissenschaftlichen Streben die Seele, indem dadurch das Höchste zu nichtssagenden, interesselosen Bestimmungen herabgesetzt wird. Mag ein solcher formeller Schematismus alle Beziehungen und Aeußerlichkeiten noch so breit nach allen Seiten aus einander legen, zu etwas Innerlichem und Aufschluß gebenden kann es dadurch doch nicht kommen. Was wird denn, um nur Eines anzuführen, uns (S. 43.) aufgeschlossen, wenn die weltgeschichtliche Persönlichkeit als die speculative Identität des Nacheinanders der ganzen Weltgeschichte und des Nebeneinanders der einzelnen Völker, welche beyde nur die abstracten Prämissen zu jener seyen, definirt wird?

Im zweyten Kapitel spricht der Hr. Verfasser von den Kategorien der Weltgeschichte. Im ersten Kapitel habe er angezeigt, wie die Entwicklung vor sich gehe, in diesem solle nachgewiesen werden, was zu entwickeln ist und zuletzt soll das Warum oder die absolute Teleologie dargestellt werden. Der Verfasser versichert hier zuerst: Der große Fund der neuesten Philosophie sey die Erkenntniß, daß Alles sich in Allem abspiegelte, weil ein Grundgedanke das Wesen von Allem durchziehe. Das haben auch die Alten schon gewußt. Die Hauptsache aber wäre gewesen, wenn auch nur kurz, zu entwickeln, worin denn dieser Eine Grundgedanke, worin das Wesen von Allem und die Art und Weise dieser Durchdringung bestehe. Davon erfährt man aber nicht das Geringste, sondern es wird bloß das ganze Gerippe der hegelischen Encyclopädie in den Stoff der Weltgeschichte hineinlegt. Es heißt: alle logischen, physischen und pneumatischen Entwicklungs-Bestimmungen müssen in der Geschichte als Momente derselben aufgefaßt und in ihrer letzten Instanz in dem Weltgeist sich offenbaren (S. 47). Es müsse eine absolute Uebereinstimmung der Gedankendeduktionen der Logik mit der Entwicklung

Digitized by Google

der Thaten nachgewiesen werden, die Geschichte sey vernünftig genug dazu geschaffen. Daß eine solche Construction dem Verfasser nicht schwer fällt, ist sehr natürlich, da jener Weltgeist ja weiter gar nichts anders ist, als eben die Momente der Logik oder die Momente Gottes, was hier ganz gleichbedeutend ist, und die paar immer wiederkehrenden, hegelischen Begriffe von vornenherein so eingerichtet sind, daß Alles sich hineinlegen und schlichten läßt. Die Weisheit des ganzen Hegelianismus ist weiter Nichts, als der überall als das Höchste hingestellte Gedanke: „daß der Begriff an ihm unmittelbar das Gegentheil seiner selbst ist, im Andern Einheit seiner selbst mit sich.“ Hegels Geschichte der Philos. I. 102, oder anders ausgedrückt ebendas. II. 579. „Die speculative Idee ist nicht ein Bestimmtes, sondern sie hat das absolut Negative an ihr selbst, den Gegensatz an ihr selbst, sie ist in sich rund, enthält dieß Bestimmte und sein Entgegengesetztes an ihr.“ Diese Hauptbestimmung wird zwar noch auf vielfache andere Weise dargestellt und durch alle Stufen und Standpuncte hindurch torquirt, bleibt aber überall in der Hauptsache die nämliche. So oft man nun an einen Punct kommt, wo sich Alles concentrirt und jetzt der Hauptaufschluß sich zeigen soll, so ist es jedesmal nackt und bloß nichts weiter, als jene Bestimmung, die Sache selbst läßt man aber gänzlich bey Seite liegen und versichert, was an ihr Wirkliches sey, das bestehe eben in dieser Begriffsbewegung, sonst gebe es Nichts Wahres.

Der Verfasser bringt nun im fernern Verlauf besonders darauf, die physischen Kategorien der Weltgeschichte aufzustellen, was bis jetzt ganz versäumt worden sey. Jede Periode in ihr behauptet eine ihr entsprechende Stelle in der Naturentwicklung, welche das äußere Symbol ihrer innern Bedeutung abgebe. So entspreche die Electricität dem griechischen Geist, wobey Athen die dynamische, Sparta die statische Elektricität repräsentire, welche beyde in dem elektro-magnetischen System des großen macedonischen Reiches sich vereinigten und sich so der Lichtregion oder Persien gegenüberstellen, dieser Gegensatz löse sich in der Wärme — das ist Roms — auf; dann erscheint im Gegensatz der weltlichen und geistlichen Macht im Mittelalter der chemische Proceß und in dieser Weise geht es fort. Zu solchen Nothbehelfen muß dieses Denken seine Zuflucht nehmen. Die Analogie, die zwischen Natur und Geist Statt findet, möchte wohl in ganz andern Puncten zu suchen seyn, als in solchen kleinlichen Spielereyen. Die Entwicklung der Natur und des Geistes stehen in einem viel tiefern, innigern und reelleren Zusammenhang, indem die Art und Weise, wie Natur und Geschichte Hand in Hand gehen und mit einander die große Wirkung der Hauptevolutionen des Weltprocesses — die Zerrissenheit und die Versöhnung — zugleich an sich erfahren, von der ursprünglichen Stellung der Natur zum menschlichen Geiste überhaupt abhängt. Von diesem allen ist aber im ganzen Hegelianismus gar nichts anzutreffen. Von den Geisteskategorien (den anthropologischen, physiologischen ꝛc. Momenten) wird dann gesagt, daß sie nicht bloß symbolische Typen oder abstrakte Begriffsbestimmungen, sondern active und concrete Selbstmanifestationen des Geistes, unmittelbar specifische, mitbestimmende Elemente der Geschichte seyen. Trotz dieser vornehmen Versicherungen erfahren wir aber hier gar nichts, als daß sich die Zeiten und Völker mit Lebensaltern, Temperamenten ꝛc. vergleichen lassen. Das ist aber etwas ganz Gewöhnliches, das oftmals schon trefflich bearbeitet und durchgeführt wurde. Rühmend müssen wir aber allerdings anerkennen, was der Verfasser über das Psychologische in der Geschichte bemerkt und über die Nothwendigkeit, dasselbe in der Weise der großen Alten wieder geltend zu machen. Hier spricht der Verfasser Gehaltvolles aus, weil er das Leben und die freye Individualität berücksichtigt. Man kann es nicht oft genug hervorheben, daß Thucydides, Tacitus, Macchiavelli und Johannes v. Müller sich nach keiner Theorie irgend einer Art richteten und doch als die größten Geschichtschreiber der Menschheit dastehen, desto mehr sollte sich die Theorie nach ihnen richten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nr. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski.

(Schluß.)

Wenn weiter versichert wird, Staat, Religion, Kunst, Sprache ꝛc. seyen die höchsten Geisteskategorien in der Geschichte, so giebt dieß eben keinen weitern Aufschluß; wenn, wie eben angekündigt wurde, vom Inhalt und Gehalt in diesem Kapitel die Rede seyn soll, so hätte der Verfasser über die Bedeutung dieser Sphären und über das, was sie sowohl überhaupt als in besondern Entwicklungsperioden offenbaren, etwas sagen sollen. So aber haben wir hier weiter nichts, als eine formelle Aufzählung. Ueber das Walten Gottes in der Geschichte, von welchem darauf viel gesprochen wird, erfahren wir doch im Grunde nichts, als daß es in einer dreyfachen Offenbarungsweise zu statuiren sey, die erste Art bilde der Glaube, die zweyte das Wissen, die dritte der thätige Cultus, wie und wodurch aber Gott in der Geschichte walte, ist damit freylich eben so wenig berührt, als überhaupt die Absicht Gottes bey der Entwicklung der ganzen Weltgeschichte.

Nachdem der Verfasser die Ausführung der weltgeschichtlichen Betrachtung von dem Standpunct der verschiedenen Kategorien als ein weites Feld der Thätigkeit der Bearbeitung Einzelner empfohlen hat, geht er zur Teleologie der Weltgeschichte im dritten Capitel über und will hier das Warum des Organismus derselben behandeln. Diese Untersuchung wird von ihm als eine Geschichte der Philosophie der Geschichte bezeichnet. Herder habe nun hier, nachdem Iselin die Idee der Cultur mehr abstract aufgestellt, zuerst in der teleologischen Betrachtung der Geschichte die Idee des Schönen, oder Humanität und ästhetische Bildung als Maaßstab der Beurtheilung, geltend gemacht (S. 80). Schiller habe dieß speculativ und ganz ideenmäßig ausgeführt; da in der Kunst die erste Versöhnung des Geistes mit der Natur zu Stande komme, so habe Schiller mit Recht als Hauptsatz ausgesprochen, daß der sittliche Charakter sich nicht mit Aufopferung des natürlichen behaupten dürfe. Was Herder aber nur für die Individuen verlange, das fordere Schiller für die Völker und finde daher die Versöhnung des universellen Antagonismus in der Kunst. Der griechische Geist sey es nun, welcher den Weltgeist auf der Stufe der Kunst darstelle. — Den griechischen Geist bloß als die Stufe der Kunst hinzustellen, ist einseitig. Die Betrachtung sollte hier in Bestimmung der weltgeschichtlichen Bedeutung des ganzen Alterthums viel tiefer gehen, den Charakter der ganzen alten Welt unter eine höhere Einheit zusammenfassen und dann den innersten Quellpunct des griechischen Geistes in Verbindung und Zusammenhang mit dem Geist der übrigen alten Völker herausfinden, wodurch erst die tiefen Ursachen der griechischen Kunstvollendung und sie als der Ausdruck und die nothwendige Folge der innern Entwicklung der im Griechenthum wirkenden Kräfte erkannt werden könnten. Mit der bloßen Versicherung, der griechische Geist sey eben der Standpunct und Repräsentant der Kunst, ist natürlich in dieser Beziehung noch nichts aufgeschlossen und mit dem allgemeinen Ausdrucke Versöhnung durch die Kunst ist von der Hauptsache — nämlich dem, was denn im Griechenthum versöhnt würde, und wodurch — noch nichts dargethan. Das ist es aber worum es sich handelt, wenn man Etwas sagen will, was der Mühe werth ist.

Die Schönheit schlägt nun nach gewohnter hegelischer Manier, plötzlich in ihr Gegentheil, in das Reflectirte für sich, in die übersinnliche Innerlichkeit um (S. 89). Demgemäß sey der zweyte Standpunct der Teleologie der Weltgeschichte der philosophische (91). Dieser mache den jetzigen Standpunct der Wissenschaften aus. Hier stelle sich die Weltgeschichte dar als der Fortschritt im Bewußtseyn der Freyheit, der in seiner Nothwendigkeit zu erkennen sey, wie Hegel selbst es ausdrückte. Auf diesem Standpuncte sey das Denken die höchste Form des Geistes, die Vernunft das Leitende der Geschichte. In Hegel sey der denkende Geist der Weltgeschichte selbst zum vollendeten Bewußtseyn gekommen. Die absolute Eroberung des Bewußtseyns sey vollendet. Nach dieser Entdeckung sey nun in der Philosophie nichts Wesentliches mehr zu thun übrig (S. 100). Aristoteles habe diese Periode des Denkens mit dem Denken des Denkens begonnen und Hegel sie geschlossen mit dem Denken der Identität des Denkens und Seyns. Das Wichtigste sey auf dieser Stufe geschehen. — Wir haben oben schon gezeigt, was der Inhalt dieses höchsten Denkens enthalte. In dieser einen Formel geht Alles andere unter, Gott, Welt, Natur und Geist — ihr einzig wahres Leben ist jene Formel, Alles andere an ihnen ist bloß Schein und Unwahrheit, die verschwinden müssen. An diese leblosen, alles Inhalts und Geistes beraubten Vernunftbestimmungen wird wie Alles, so auch die Weltgeschichte gleichsam ans Kreuz geschlagen und an die Stelle des lebendigen Gottes und seiner allwaltenden Kräfte wird das todte Vernünftige gesetzt. Das göttliche Leben und Wirken ist allerdings im rechten Sinn vernünftig; es ist aber noch mehr und höher, als bloß vernünftig, es ist der lebendige persönliche Geist (πνεῦμα ὁ θεός). Jene höchste Stufe des Denkens, fährt dann der Hr. Verf. fort, sey aber nur als Idealismus absolut, aber noch nicht absolut das Absolute (S. 113). Daher die Einseitigkeit der ganzen zweyten Weltperiode. Jenes Bewußtseyn müsse jetzt über sich selbst hinausschreiten, in die That umschlagen und aus sich ein Substrat erzeugen. Dasselbe habe die bisherige Weltherrschaft an ein Anderes abzutreten, damit jetzt die höchste Synthese erreicht werde. — Wir sehen hier die alte Maschinerie von Neuem in Bewegung gesetzt. Der Fortschritt besteht immer nur darin, daß man jede erreichte Synthese sich wieder mit einigen Bezeichnungen und Formeln differenziren läßt und dann eine neue höhere Synthese herausbringt und so fort bis die vermeintlich höchste erreicht ist. Was die Sache selbst aber dabey innerlich ist, erfährt man ganz und gar nicht. So ist in der absoluten Synthese die Kunst wieder die Thesis, die Philosophie die Antithese, und jene höchste Synthese selbst zu synthesiren, die letzte Forderung. Auf diese Weise besteht der ganze Gehalt dieses Philosophirens im beständigen Potenziren und Hinaufschrauben einiger leeren Bestimmungen. Daher sieht man „die Mitte vorwärts schreiten zur Mitte der Mitten.“ (S. 99) „die Freyheit eine freye Freyheit“ (S. 94), „die Synthesis synthetischer werden“ (S. 106) und liest von „einem absoluten Absoluten“ (S. 107) und „einer thätigen Thätigkeit.“ (S. 121)

Um nun jenen großen Widerspruch der alten und der neuen Welt zu lösen, muß das absolute Denken zum absoluten Seyn zurückkehren, welches aber jetzt als mit Bewußtseyn erzeugtes Seyn, als absolutes Thun auftritt. So werden von jetzt an das absolut Practische, das sociale Wirken und Leben im Staat das Bestimmende. Kunst und Philosophie müssen jetzt zu abstrakten Prämissen des Staats herabgesetzt werden, Seyn und Denken im Thun untergehen, damit der absolute Wille zu gleicher Höhe der Spekulation erhoben werde (S. 114). Das sey zwar ein Herabsteigen der Philosophie von ihrer Höhe, während es für den Geist ein ungeheuerer Aufschwung werde (114). Denn das Höchste des Geistes sey das Aus = sich desselben, diese Autonomie des Selbstthums das Höchste, was vom Absoluten prädicirt werden könne. Das Bewußtseyn müsse sich jetzt verdreyfachen, und das Denken praktisch ins Seyn übersetzen, da vorher der Geist zuerst nur einfach als Sinnlichkeit, dann zweytens verdoppelt als Bewußtseyn aufgetreten sey (S. 120). Diese höchste Stufe wird charakterisirt „als die wirkliche Durchdringung des Aeussern und Innern im Processe des absoluten Thuns, durch welches das im Innern erinnerte Aeussere sich wieder äußert, ohne sich zu veräußern.“

Digitized by Google

Die freye concrete Geistigkeit mache auf dieser Stufe den Gegenstand aus. Der speculative Wille finde hier seine Versöhnung in der absoluten geistigen Wirklichkeit und diese neu hervorgebrachte Welt werde den Inhalt der Zukunft ausmachen (128). Die Praxis, welche hier gemeynt sey, sey diejenige, welche schon durch die Theorie hindurch gegangen sey, also dieselbe in sich begreife.

Wie der Verfasser den Unterschied der alten und neuen Welt ganz einseitig nur in den Gegensatz von Kunst und Philosophie setzen kann und keinen tiefern Grund und keine höhere Zusammenfassung zu finden vermag, ebenso unwirklich bestimmt er darauf die letzte Periode als die des Willens und der That, als ob die ersten beyden Perioden sich nicht gerade am meisten auf dem Felde der That oder wenigstens eben so viel als die jetzige Welt bewegten, und als ob das Christenthum es nicht gerade am meisten mit dem Willen und der Umwandlung desselben bisher zu thun gehabt hätte, sondern hauptsächlich nur mit dem Denken und der Philosophie. Die Sache könnte man mit wenigstens eben so großem Rechte geradezu umstellen und jetzt die Zeiten des Denkens eintreten lassen. Es ist aber überhaupt klar, daß dieß alles so hingestellt lauter leere Bestimmungen sind, die über das Innere und die Hauptsache keinen Aufschluß bringen, die man aber doch in Ermanglung tiefer Gedanken vornehmer Weise als das Höchste und Wichtigste geltend macht. Zuletzt soll also eine solche inhaltslose Abstraction, nach welcher jetzt das Denken zum höchsten Seyn durch das absolute Thun übergehe, die unendliche Sehnsucht der Menschheit nach einem höchsten, letzten Zustand der Versöhnung alles Kampfes befriedigen. Das Ziel, wohin die Menschheit innerlich strebt, ist diesem Denken so unbekannt, als der Zustand, von dem sie ausgieng. Der große Jammer, so wie die tiefe Sehnsucht der Menschheit in ihren Gründen liegen ihm ganz fern, die Wirklichkeit der Welt verschwindet ihm unter seinen Abstractionen, während die Menschheit ringt, kämpft, hofft und blutet, halten diese Heroen des Denkens ihre ärmlichen Begriffsspielereyen für die höchste Blüthe des Weltgeistes.

Ohne es im rechten Sinn zu verstehen, macht der Verfasser (S. 113) die sehr wahre Aeußerung, daß Hegel mit seiner Identität nichts Substantielles hervorbringen könne, womit er die Wahrheit besser getroffen hat, als es gewiß seine Absicht war. Wenn er dann doch den Vorwurf gegen Hegel, daß er die ganze Wirklichkeit zur logischen Idee verflüchtige, dadurch zurückweisen will, daß er sagt, Hegel entwickle gerade umgekehrt das Logische zur concretesten Wirklichkeit, so ist ihm diese Rechtfertigung ganz mißlungen, da einem solchen geist- und subjektlosen, unlebendigen Wesen jegliche Disposition fehlt, bis zur realen Wirklichkeit zu gelangen. Daher kann auch Hegel umgekehrt mit allem wirklich Seyenden durchaus Nichts anfangen, das sieht man z. B. deutlich in seiner Construction der Weltgeschichte; denn da er in den Völkern außer seinen paar Begriffsbewegungen nichts finden kann, so muß er immer das Beste und Eigenthümlichste an ihnen wegwerfen und kann von dem concreten Volksgeist gar wenig gebrauchen; hauptsächlich zeigen sich ihm hier das alte Testament und der Orient in einer höchst fatalen Widerspenstigkeit. Die Bewegung des Ganzen besteht bey Hegel eigentlich bloß darin, daß Gott zuerst als die unmittelbare, noch nicht entwickelte Allgemeinheit gefaßt wird und endlich nach vielen Manipulationen als Geist sich ergreift. Was für ein Geist aber das Ende ist — um nur dieß Eine zu berühren, — darüber ist gar nichts zu hören, sondern nur eben Geist ist das Ende. So sieht man am Einzelnen, wie am Ganzen, daß gar nirgends von dem was wirklich ist, die Rede ist, sondern nur der einmal zurecht gelegte, immer dasselbe sagende Begriff aus Allem herausgezogen wird.

Ganz ähnlich geht es nun auch unserm Verfasser; statt uns zu sagen, was denn der Inhalt dieser letzten wichtigsten Periode ist, heißt es eben bloß: das Aeußere wird vom Innern durchdrungen im Proceß des absoluten Thuns. Diese Bezeichnung der Zukunft ist eine ganz leere einer bloßen Formel zu Lieb erfunden. Das Nämliche läßt sich in gewissem Sinn von allen Zeiten sagen; Alles wird hier nur mit den Ausdrücken, Aeußerlichkeit, Innerlichkeit 2c. abgethan.

Obgleich dieser letzten Periode alles Herrliche

der frühern Periode zugeschrieben und, sie als die Bethätigung aller frühern Elemente hingestellt wird, so laufen doch ihre wirklichen Schöpfungen auf weiter nichts, als auf die Erzeugung von Institutionen hinaus, welche als ein positives, in sich organisches System die wirkliche, concrete Freyheit ausmachen sollen. (S. 152) Es gebe bis jetzt nur zwey Institutionen, die rechtliche (das römische Rechtssystem) und die moralische (die Moralität der christlich-germanischen Periode). Die dritte höchste sey nun die Sittlichkeit, in welcher das nackte Ich concrete, verhältnißreiche Person werde; der Staat Glied der Menschheit und die Menschheit organische Menschheit. Diese letzte könne man allenfalls auch Kirche nennen.

So hat denn endlich das lange Streben und Suchen des Begriffs in der Weltgeschichte sein höchstes Leben erreicht, der letzte, alle Sehnsucht befriedigende Zustand ist gefunden — das concrete, verhältnißreiche Leben als Person im Staat, in dem Elemente der Institutionen der Sittlichkeit — das ist der letzte Culminationspunkt des irdischen oder ewigen Lebens — denn das ist hier einerley. Das Reich Gottes und die ganze Macht seines tief verborgenen Lebens muß in die Formen des Staates sich hinein verlieren. Ihr armen Christen habt bisher geglaubt, das Reich Gottes sey, wenn auch auf dieser Welt, doch nicht von dieser Welt und müsse diese Welt umwandeln und verklären. Ihr habt euch sehr getäuscht. Die wirkliche und begriffsmäßige Erscheinung Gottes ist der Staat, er ist das ewige Leben!

So hat sich denn auch hier das hegelische Denken nicht verläugnet. Der Begriff des Staates zeigt sich auch hier als der wahre Götze, den die abstrakte Vernunft anbetet und vergöttert, und anstatt ihn in seiner wahren, natürlichen Sphäre zu lassen, an die Stelle des Reiches Christi setzt. Kein Wunder ist es daher, daß sich hier (S. 127) „die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur als eine selbst vollbrachte durch den geistigen Willen im Processe des absoluten Thuns" concret herausstellt.

Wir sehen wie es dieses Denken fortwährend mit lauter Gedankenscheinen zu thun hat, wobey die Wirklichkeit der ganzen Weltgeschichte kaum oberflächlich berührt wird. Es zeigt sich zuletzt noch ein Herumnaschen des Begriffes an dem Höchsten mit Worten und Abstractionen ohne von den reellen Weltmächten und Weltkräften und dem Centrum derselben, in dem sie alle wirken, irgend etwas zu kennen. Nur in der Imagination wird ein Gebäude aus Nebel — und Dunstgestalten in die Luft hinein gebaut. Wenn man den ganzen Reichthum des wirklichen Lebens und die jedesmalige Eigenthümlichkeit desselben, wenn man den Geist, welcher durch die eigene Stellung der Zeitumstände bedingt in einer jeden Periode wirkt und seine letzte Begründung in den tiefsten Grundverhältnissen der ganzen Geschichte hat — wenn man diesen ganzen lebendigen Gehalt mit seinem jedesmal bestimmten Character in eine nichtssagende Formulirung verflüchtigt — so kann ein solches Verfahren unmöglich die innere Bedeutung der Weltgeschichte aufschließen. Von dem wahren Sinn und Zweck der Weltgeschichte ist daher hier nichts anzutreffen. Die Weltgeschichte, wahrhaft empirisch d. h. wie der jedesmalige Geist wirklich war, betrachtet, schlägt von selbst alle Abstractionen und Schematisirungen nieder und verlangt ganz andere Principien und Betrachtungsweisen, um ihr Inneres aufzuschließen. Nur wenn der Punct gefunden ist, von dem aus allein ein wahrer Aufschluß über ihr inneres Wesen möglich ist, wenn das verborgene Leben ihres wahren Mittelpunctes und die Natur desselben erkannt ist, durch dessen Wirken und Schaffen alle Gestalten der Geschichte sich entfalten, kann von einem Erfolg auf diesem Gebiete die Rede seyn.

Carl Dorfmüller.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nr. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien, durch Entzifferung der Altkabulischen Legenden auf ihren Münzen, von Christian Lassen. Bonn 1838.

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seitdem Bayer seine gelehrte Geschichte des griechisch-baktrischen Reiches (Historia regni Graecorum Bactriani. Auctore Theophilo Sigefrido Bayero. Petropoli 1738. 4.) herausgegeben hat. B. hatte alle Angaben und Andeutungen der Alten gesammelt und mit Umsicht zusammengestellt. Es blieben zwar manche Lücken auszufüllen und manche Räthsel zu lösen, woran aber der Geschichtschreiber des baktrischen Reiches nicht Schuld war, — der Stoff war erschöpft. Siehe da erscheint von Osten her eine unerwartete Hülfe, welche Licht und Ordnung bringt in die Wirren der Geschichte Mittelasiens; und es öffnen sich im Westen die Hügel und Gräber und geben Zeugniß von den Helden alter Zeiten und ihren Thaten. Die Kenntniß der Zustände und Revolutionen Mittelasiens seit dem zweyten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die wir den Chinesen verdanken, und die großen Münzfunde in dem Indusgebiete, namentlich der Pentapotamia, in Kabulistan und Baktrien haben die Geschichte des griechischen Reiches in Baktrien ganz umgestaltet. Wir haben es jetzt nicht mehr mit einem Reiche zu thun, sondern mit mehreren griechischen Herrschaften, welche sich in das nordwestliche Indien und in die nordöstlichen Provinzen des alten Perserlandes, Drangiana, Arachosia, theilten.

Es war dieß ein aus der Naturbeschaffenheit dieser Gegenden hervorgegangener politischer Zustand, ähnlich dem heutigen Tags. „Denn die Lande längs dem Kabulstrome werden sich, wenn kein mächtiger Fürst auf dem Throne sitzt, alsbald in einzelne kleine Staaten auflösen. Nicht nur in einen Osten und Westen theilt sich das Land, wie von selbst, auch in den Thälern der Nordzuflüsse des Hauptstromes werden sich nach Umständen kleine unabhängige Staaten behaupten." H. Lassen ist schon seit langer Zeit mit einem Werke über indische Alterthümer beschäftigt, wovon bereits treffliche Proben in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes erschienen sind. Diese indischen Studien leiteten ihn auf die Untersuchung der neu aufgefundenen Münzen und Monumente, der wir die vorliegende Schrift zu verdanken haben. L. beschäftigt sich hierin vorzüglich mit der Schrift und den Worten, welche auf den Legenden der Münzen gefunden werden. Die Resultate, welche aus dieser scharfsinnigen und gelehrten Forschung hervorgehen, dienen dann zur Aufhellung und Erweiterung der Geographie und Ethnographie, der Sprachkunde und Geschichte dieser höchst interessanten Länder, der äußersten Gränzen der Berührung des Hellenenthums mit dem Morgenlande. Nach einer trefflich geschriebenen Einleitung folgt der erste Theil, welcher die Entzifferungen und dann der zweyte, welcher die historischen Anwendungen enthält. Wir wollen den Inhalt dieses zweyten Theils hieher setzen, damit der Leser die Reichhaltigkeit des Werkes kennen lerne. Es werden hier nach einander behandelt das Geographische; die Schrift; die Sprache; die Könige; die Classen der Münzen und ihre Fundorte; Münzen mit nur griechischer Schrift; griechische Schrift und rein griechische Namen und Titel; nur griechische Schrift, aber nicht griechische Könige, jedoch keine barbarischen Titel; nur griechische Schrift, barbarische Namen und Wörter;

Digitized by Google

griechische und indische Schrift; griechische und kabulische Schrift; griechische Könige; barbarische Könige; griechisch-baktrische Könige; die Skythen in Baktrien; griechisch-indische Reiche; die Saker, Tocharer und Parther in Kabul und Indien.

Es ist bey dieser Anzeige nicht darauf abgesehen, in das Einzelne dieser gelehrten Abhandlungen einzugehen, wovon den Referenten schon seine mangelhafte Kenntniß vieler hier besprochenen Gegenstände abhalten müßte; er will bloß auf einige dem Verfasser entgangene Thatsachen, die ihm bey der aufmerksamen Lectüre dieser Schrift beyfielen, aufmerksam machen.

Vor Allem schien wichtig, daß mehrere Buchstaben des auf den Münzen gefundenen Alphabets, von L. kabulische Schrift genannt, mit denen des armenischen vollkommen übereinstimmen. Man sage nicht, Mesrop habe ja erst im fünften Jahrhundert sein Alphabet erfunden. Mesrop hat gar kein Alphabet erfunden; sondern, wie ich schon in meiner Geschichte der armenischen Litteratur (S. 34) bemerkte, aus verloren gegangenen oder bloß in Bruchstücken erhaltenen Schriftsystemen Vorderasiens das haikanische oder armenische Alphabet zusammengesetzt. Man bedenke nur bey der Vergleichung dieses Alphabets mit der Münzschrift, daß diese semitisch von der Rechten zur Linken, und die armenische von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Es war dadurch vonnöthen, manche Buchstaben herumzudrehen. Das n der Münzen nach Prinsep und Grotefend gleicht vollkommen dem armenischen (22ter Buchstabe des Alphabets); das p, r und g gleichen sich ebenfalls (2ter, 32te und 29ter B. des a. A.). Das h und s sind wenigstens dem 21ten u. 19ten Zeichen der mesropischen Schrift sehr ähnlich. Und so ließe sich wohl durch eine sorgfältig angestellte Vergleichung der beyden Schriftsysteme noch manche andere Aehnlichkeit nachweisen. Es könnte dadurch die Unsicherheit der Geltung einiger Schriftzüge auf den Münzen entfernt werden. Ich füge nur noch hinzu, daß auch im Armenischen das i fast bloß in einem senkrechten Striche besteht.

Die Armenier gehörten, bevor sie dem Christenthume sich zuwendeten, zum medo-persischen Cultursysteme und theilten alle Schicksale der vielen Stämme und Völker, welche dem Scepter des Cyrus und seiner Nachfolger unterworfen waren. Obgleich auch hier nach der Bekehrung des Volkes alle auf das Heidenthum bezüglichen Monumente vernichtet wurden; so haben sich doch in der christlichen Litteratur Armeniens noch Bruchstücke der ehemaligen Cultur und Religion erhalten, welche zu dem Göttersysteme, das uns jetzt aus den in dem Fünfflußgebiete, dem Kabullande und Baktrien aufgefundenen Münzen entgegentritt, passen und Einzelnes vortrefflich erläutern. Wir finden bey den armenischen Schriftstellern nicht bloß sehr häufig die Anahid (Anaitis), die persische Artemis, sondern auch die Göttin Nane der Münzen, die sonst, so viel wir wissen, nirgendwo vorkommt. Ihrer erwähnt nämlich Agathangelos in seiner Geschichte Armeniens. In der alten griechischen Uebersetzung dieses Werkes (A. Sanct. 30. Sept.) wird Nane durch Athena wiedergegeben. Mihr (Mithras), sagt derselbe Schriftsteller, ist der Sohn des Aramast (Indschidschean, Armenische Alterthümer III. 159). Der vierarmige Gott des Mondes Manao Bago auf den Münzen erinnert an den armenischen Herkules Wahkn, der ebenfalls nirgendwo anders erwähnt wird. Uebrigens heißt Pak im Parthischen Pakin (G. Pakni), im Armenischen Gott, — ein Wort, das später freylich bloß einen heidnischen Gott bedeutet (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 393). Alle Bruchstücke und Andeutungen über die Religion der Armenier, bevor sie zum Christenthume übergiengen, finden sich zusammengestellt bey Indschidschean a. a. O. und in Tschamtschean's großer Geschichte Armeniens I. 616.

In der Deutung der chinesischen Umschreibung westasiatischer Namen, wie sie in den buddhistischen Reiseberichten und bey den Geschichtschreibern des Mittelreiches vorkommen, weicht H. L. von Rémusat und Ritter ganz ab und wir glauben mit Recht. Kien to lo ist ihm nicht Kandahar nach der spätern Ausdehnung des Landes, sondern das Gandaritis der Alten, das Gandâra der Hindu. Sollte wohl das Reich Nepal sich einstens bis hieher erstreckt haben? Wir lesen nämlich in dem Reiseberichte des buddhistischen Pilgers Song jun tse, daß das Reich Kien to lo ursprünglich Nie po lo geheißen habe (Kia lan ki Geschichte der Tem-

Digitized by Google

pel zu Lojang V. 90. Annalen der Dynastie Wei. Pesse B. 97, Bl. 180). Am schlimmsten ist es den Beludschen ergangen; sie wurden zu gleicher Zeit von Lassen und Wilson (The Jonrnal of the Royal Asiatic Society of Great Britain et Ireland London 1838. IX. 118) und mir aus dem Reiseberichte des Fa hien verwiesen. K. O. Müllers Annahme, daß die Götterschrift der Brahmanen von dem griechischen Alphabete abstamme, und demnach nicht älter sey als Alexander, wird nebenbey mit einer Art ironischer Ernsthaftigkeit beseitiget. Die Sprache der Legenden auf den Münzen ist indisch; aber nicht Sanskrit, sondern Prakrit, ein Dialekt, wie er damals in dem Munde des Volkes lebte. Diese Sprache gehört nicht zur medopersischen Familie, ist nicht afghanisch und die heutigen Afghanen sind demnach nicht die alten Assakanen, wie Wilken in seiner bekannten Abhandlung über die Afghanen annimmt; noch weniger sind die Afghanen Tataren oder Mongolen, wozu sie Mannert sonderbar genug machen will (Norden der Erde, zweyte Auflage, Leipzig 1820 S. 441). Die Afghanen sind, wie die Geschichte berichtet, ein verhältnißmäßig in ziemlich späterer Zeit hier eingewandertes Volk.

Der geschichtliche Ueberblick der griechischen Reiche in Baktrien, Kabul und Indien ist wohl der vielen Hypothesen wegen, zu denen der Verfasser seine Zuflucht genommen hat oder nehmen mußte, der schwächste Theil des ganzen Werkes. Er setzt die Losreissung Baktriens vom syrischen Reiche, wie dieß bis jetzt geschehen, unter Theodotus I. 256 v. Chr. Strabo läßt mit Recht das baktrische Reich bis hin zu den Serern und Frunen sich erstrecken (*Καὶ δὴ καὶ μέχρι Σηρῶν καὶ Φρυνῶν ἐξέτειναν τὴν ἀρχήν.* Strabo XI. 11. II. 439 ed. st.); man muß unter Serer nur nicht China im engen Sinne des Wortes, das Mittelreich, verstehen. Die Herrschaft der Chinesen erstreckte sich aber im zweyten und ersten Jahrhundert v. Chr. wenigstens hin bis zum heutigen Chanate Chokand. Daß die baktrischen Könige in ihrer Blüthezeit die Gebiete der Frunen und Serer beherrschten, wie L. 244 behauptet, ist sehr unwahrscheinlich und wird von den Quellen nicht bestätiget. Der Geschichte der Juei schi, die L. kritisch zu ordnen sich bestrebt, werden wir eine eigene Abhandlung widmen. Wir bemerken hier im Voraus, daß der chinesische General Tschang kien und nicht Tscham kiao (L. 250) heißt — Desguignes hat sich in der Aussprache der chinesischen Charaktere geirrt — daß also der unbekannte Berichterstatter im Londoner Asiatic Journal ganz Recht hatte, so zu schreiben, und daß endlich in den, den Begebenheiten gleichzeitigen officiellen Geschichte des spätern Han wir Folgendes lesen: „Nachdem die Hiung nu die Juei schi (162 v. u. Z.) besiegt hatten, zogen sie hin gegen die Ta hia. Sie theilten ihr Gebiet in fünf Staaten. Ungefähr hundert Jahre hernach (gegen 60 v. u. Z.) hat der Fürst des Staates Kuwei schuang die Waffen ergriffen, seine vier Mitkönige vernichtet und sich selbst zum Universalmonarchen erhoben. Das Reich erhielt nun den Namen Kuwei schuang (Kodes der Münzen? L. 186). Dieser König eroberte Ngan si und setzte sich auch in Besitz des Landes Kao fu; noch besiegte er Je ta und Ki pin und vereinigte sie mit seinem Reiche. Dieser kriegerische Fürst starb ungefähr in seinem achtzigsten Jahre und ihm folgte sein Sohn Jen kao tschin (ungefähr gegen d. J. 20 v. u. Z.) Dieser besiegte Tien tschu oder Indien und setzte einen Commandanten ein, um es zu regieren. Von dieser Zeit an wurden die Juei schi sehr mächtig, und alle Reiche nannten sie, Könige von Kuwei schuang; in den chinesischen Schriften behalten sie aber ihren alten Namen Große Juei schi." (Heou Han schu Buch 88 Bl. 7 u. 8.) Diese Juei schi gehören zum türkischen Stamme; sie sind die Indoskythen des Ptolomäus, die weißen Hunnen des Cosmas Indicopleustes und des Procopius, die Hayathelit der Perser, die Hephtal der Armenier und die Hephthaliten der Byzantiner. Der Name Hephthaliten stammt übrigens von einem transoxianischen (türkischen?) Worte Haital, welches einen starken tapfern Mann bedeutet. So heißt es wenigstens in der persischen Handschrift der Chronik des Tabari (St. Martin zu Lebeau, Histoire du Bas-empire VII. 252).

C. F. Neumann.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

Erster Artikel.

Die europäische Menschheit scheint von der Gottheit zur Beherrscherin der Erde auserkoren. Wo immer sie, im Laufe der Zeiten gegen die Völker des Ostens und Südens ankämpfte, verblieb ihr am Ende mit wenigen Ausnahmen der Sieg: und dieser Sieg ward nicht, wie von den asiatischen Horden der Hunnen, Avaren und Mongolen zu Raub und Plünderung benützt, sondern zur Auferbauung einer vernünftigen Herrschaft auf den Trümmern der östlichen Despotien. Was von den Römern sprichwörtlich gesagt wurde gilt von allen Völkern Europa's. Wo immer der Europäer erobert, da wohnt er; er richtet das Land für sich und für alle Völker der Erde wohnlich ein. Die Masse des Volkes in Asien wie in Afrika kann bey diesem Wechsel der Herrschaft nur gewinnen.

Es wünschen deßhalb alle einsichtsvollen, von keinem religiösen Fanatismus beherrschten Asiaten, daß die Herrschaft der Europäer, namentlich der Engländer sich erweitern, befestigen und so lange dauern möge, bis die asiatische Menschheit zur Gesetzlichkeit und Ordnung herangebildet sey. Dieß äußerte namentlich der berühmte Brahmane Rommohun Roy in London gegen den Schreiber dieses und gegen mehrere andere Personen. „Meine Landsleute," sagte er, „werden sich einst frey machen, dieß ist meine feste Ueberzeugung; ich wünsche aber zum Heile meines Vaterlandes, daß dieß nicht eher geschehen möge, als bis England auch hier wie in Nordamerika seine Sendung erfüllt und das Volk zur politischen Reife herangebildet habe."

Vom Norden herab drängten die Russen, vom Süden aufwärts stiegen die Engländer, und so geschah es, daß im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ganz Asien mit Ausnahme des chinesischen und japanischen Reiches, mit Ausnahme einiger Horden und Chanate Mittel- und Westasiens theils direct, theils indirect unter europäische Herrschaft gekommen ist. Diese kaum begonnene Herrschaft Europa's über Asien war aber in dieser kurzen Zeit schon von großen Folgen. Durch die Masse von Nachrichten und Bemerkungen, die während der Eroberungskriege und der friedlichen Herrschaft Anführer, Handelsleute und Reisende aller Art, die Asien von einem Ende zum andern durchzogen, aufgehäuft haben, ward die Geographie, die Staatengeschichte, die Kenntniß der Religionen und Litteraturen Asiens in den neuesten Zeiten vollkommen umgestaltet. Man vergleiche nur die erste und zwente Auflage des großen Magazins für die Kunde dieses Erdtheiles von Ritter.

Auch das größere Publikum begann jetzt sich für Asien und seine Bewohner, von denen es so viel hörte, zu interessiren; es wollte diese Staaten und Völker, die so häufig in den öffentlichen Blättern besprochen werden, kennen lernen. Die Kunde Asiens ward ein Bedürfniß. Es bildeten sich deßhalb an vielen Orten des Westens und Ostens Gesellschaften, um Asien nach allen Richtungen hin zu erforschen. Wir müssen den Holländern, die im Verhältnisse zu ihrer Herrschaft so wenig zur Kenntniß dieses Erdtheils beygetragen haben, das Verdienst lassen, daß sie die ersten waren, welche eine gelehrte Gesellschaft in Asien gründeten. Nach ihnen kommen alsbald die Engländer, welche in Calcutta, Madras und Bombay gelehrte Vereine stifteten, die sich ausschließend Forschungen über die Völker- und Culturgeschichte Asiens widmeten. Diese an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen wirkten mächtig zurück auf die orientalischen Studien in Europa.

Es wurden an vielen Orten neue Lehrstühle für früher unbeachtete orientalische Sprachen und Litteraturen errichtet; es wurden zu Paris, London und Petersburg Gesellschaften und Institute gegründet, welche sich einzig und allein mit Asien beschäftigen und alle auf diesen Erdtheil bezüglichen Studien und Bestrebungen unterstützen und bekannt machen sollten. Neben den größern selbstständigen Arbeiten, welche die einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaften selbst von Zeit zu Zeit erscheinen ließen oder deren Herausgabe sie, wie der orientalische Uebersetzungs-Fond zu London, beförderten, wurden gewöhnlich Zeitschriften begonnen, worin die Abhandlungen geringern Umfanges abgedruckt und das Publikum von den laufenden Arbeiten und denkwürdigen Vorfällen in Kenntniß gesetzt wurde. Solcher Zeitschriften und Journale sind jetzt mehrere vorhanden. Wir erwähnen bloß das Journal Asiatique; The Asiatic Journal; The Journal of the Asiatic Society of Bengale; The Asiatic Researches; The Journal of the Royal Geographical Society; The Chinese Repository und endlich die deutsche Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, deren ersten Band wir bereits angezeigt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nr. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Stephani Byzantii Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Antonius Westermann. Lipsiae. MDCCCXXXIX. in 8. Titel und Vorrede XXIV. Seiten, Text und Index 334 Seiten.

Seit hundert und fünfzig Jahren, seitdem nämlich der holländische Gelehrte Abraham Berkel (Leyden, 1688 u. ebendas. 1694.) seine kritische Ausgabe des Stephanos von Byzanz geliefert, wandte kein Kritiker diesem so sehr im Argen liegenden Schriftsteller seinen gelehrten Fleiß zu; denn die i. J. 1825 zu Leipzig bey Kühn von W. Dindorf in 4. Octavbänden besorgte Ausgabe ist ein bloßer Abdruck des Berkelschen Textes und der Commentare der früheren Herausgeber, zu welchen noch die von Theodor van Ryck e das erstemal zu Leyden 1684, dann 1692 bekannt gemachten Notae et Castigationes postumae des Lukas Holstein kamen. Auch ist der Preis derselben — sie kostet 30 Rthlr. — zu hoch, als daß sie von minder Bemittelten leicht angeschafft werden könnte.

Um so dankenswerther ist diese neue, mit der größten kritischen Genauigkeit bearbeitete, Handausgabe, mit welcher Herr Westermann, der durch seine treffliche Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom, durch seine gehaltreichen Quaestiones Demosthenicae und seine höchst schätzbare neue Ausgabe der Historici Graeci des Gerh. Joh. Voß dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannt ist, die Verehrer des klassischen Alterthums beschenkte.

Anfangs beabsichtigte der Herr Herausgeber, den Text nach der Aldiner Ausgabe, als der am wenigsten von den Handschriften abweichenden, herzustellen, nöthigen Falls nach der von den Gelehrten aus verschiedenen Handschriften gesammelten Lectio varians zu verbessern und zugleich einen Commentar beyzufügen, welcher den ganzen kritischen Apparat und die nöthigen Erklärungen enthalten sollte. Von diesem Plane abzugehen zwang ihn jedoch bald der beklagenswerthe Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Studien des Alterthums befinden; denn der Verleger verlangte für den Augenblick nur den blossen Text und zeigte sich bereit, erst dann, wenn sich eine hinlängliche Anzahl Käufer für den Text gefunden hätte, den kritischen Commentar als Anhang zu drucken. Da nun leicht vorauszusehen war, daß der Absatz nicht zu stark werden dürfte, so blieb dem Herrn Herausgeber nichts anderes übrig, als den früheren Plan aufzugeben, und den Schriftsteller so zu liefern, daß er auch ohne kritische Anmerkungen gelesen werden könnte. Demnach mußte von dem Aldinischen Texte Umgang genommen und der Berkelsche zu Grunde gelegt werden, da dieser, obgleich an vielen Stellen von den Handschriften abweichend, doch unstreitig unter allen am meisten ohne großen Anstand sich lesen läßt. Ja, er wagte noch weiter zu gehen. Denn da die Anmerkungen wegfielen, welche, wenn irgend etwas Falsches oder Zweifelhaftes in dem ängstlich den Handschriften angepaßten Texte vorkäme, den Leser sogleich aufmerksam machen und belehren sollten, wie jenes verbessert werden könnte, so war er genöthigt, offenbar Falsches aus dem Texte auszustossen, und entweder seine eigenen oder Anderer Vermuthungen und Verbesserungen aufzunehmen. Doch ließ er noch beynahe unzählige Stellen, und zwar solche, welche großen Theils schon von Andern angefochten worden, unberührt, da er eingesehen, daß sie zwar hergestellt, aber nicht geheilt werden können, weil

Digitized by Google

es schien, daß sie nicht so fast von den Abschreibern, als von dem Verfasser des Auszugs selbst verdorben worden, oder nicht geheilt werden dürfen. Dahin gehört vor allem eine große Anzahl solcher Stellen, welche von dem Verfasser aus alten Schriftstellern entnommen sind, und von welchen es interessant wäre zu wissen, wie er selbst sie geschrieben fand.

Demnach wünscht der Herausgeber sowohl der Leser, als seiner selbst wegen sehr, daß des Verlegers Unternehmen gelingen möchte, damit er bald in den Stand gesetzt würde, in dem einst zu verfassenden kritischen Anhange zu zeigen, nach welchen Gründen er in der Constituirung des Textes verfahren sey.

Hierauf verbreitet er sich über das Zeitalter, das Leben und die Schriften des Stephanos.

Kein anderer der Schriftsteller des Alterthums welche auf die Nachwelt gekommen, äußert sich über diesen Gegenstand, und ob das, was sich in dem jetzt noch vorhandenen Werke findet und zur Aufhellung der Sache etwas beyzutragen scheint, von Stephanos selbst oder von seinem Abkürzer stamme, darüber sind die Gelehrten nicht einig.

Unter dem Worte *Ἀνακτόριον* liest man nämlich: *καὶ Εὐγένιος δὲ ὁ πρὸ ἡμῶν τὰς ἐν τῇ βασιλίδι σχολὰς διακοσμήσας ἐν συλλογῇ λέξεων διὰ διφθόγγου φησίν.* Dieser Eugenios ist aber ohne Zweifel der zu Augustopolis in Phrygien geborne Grammatiker, dessen alphabetisch geordneter Schrift *περὶ λέξεων* Suidas, wie er in der Vorrede sagt, sich bediente. Auch bemerkt Suidas unt. d. W. *Εὐγένιος*, daß dieser mit großem Beyfall, schon ein Greis, unter der Regierung des Anastasios zu Ende des fünften oder zu Anfang des sechsten Jahrhunderts gelebt habe. Ferner heißt es bey Stephanos unt. d. W. *Γότθοι*: *ὡς εἴρηταί μοι ἐν τοῖς Βυζαντικοῖς*, und unt. d. W. *Αἰθίοψ*: *περὶ τοῦ Αἰθιόπισσα πλατύτερον ἐν τοῖς τῶν ἐθνικῶν προτεχνολογήμασιν εἴρηται.* Einige Gelehrte, unter diesen außer den Herausgebern auch G. J. Voß (Hist. Gr. II. 22. S. 325), sind der Ansicht, daß alle diese Bemerkungen vielmehr von dem Abkürzer beygesetzt worden; als Abkürzer aber nehmen sie den Grammatiker Hermolaos an, von welchem Suidas berichtet: *Ἑρμόλαος γραμματικὸς Κωνσταντινουπόλεως, γράψας τὴν ἐπιτομὴν τῶν ἐθνικῶν Στεφάνου γραμματικοῦ, προσφωνηθεῖσαν Ἰουστινιανῷ βασιλεῖ.* Luk. Holstein (s. dessen von Boissonade herausgegebenen Briefe. IX. S. 45) kam auf den Einfall, den Auszug dem Konstantinos Porphyrogennetes zuzuschreiben.

Da dieß aber zu unsicher ist, und nicht in den Stand setzt, das Zeitalter des Stephanos zu erforschen, so müsse man, sagt Hr. W., bey Hermolaos stehen bleiben. Gesetzt, man nimmt an, daß der Auszug von ihm verfaßt worden, so fügte er das, was oben angeführt ward, entweder selbst hinzu, oder er fand es bey Stephanos und wiederholte es. Ist das Erstere richtig, so folgt, daß Stephanos kurze Zeit vor Justinianos gelebt habe; wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß er, um van Ryde's Worte (Praefat. ad Annot. Holsten.) zu gebrauchen, das Werk des Stephanos noch zu dessen Lebzeiten verstümmelt habe. Auch Herr W. kann dieser Ansicht nicht beytreten. Wie? fährt er fort, war das Justinianeische Zeitalter so arm an Lehrern, daß es keinen andern fand, um ihm die Leitung der Schulen zu übertragen, als diesen unberühmten Grammatiker, welcher sich dadurch einen Namen zu machen suchte, daß er die Schriften Anderer armselig zerfleischte? Werden wir behaupten, daß ein so mittelmäßiger Gelehrter auch mehrere Bücher verfaßt habe? Doch alles dieß scheint trefflich auf Stephanos zu passen. Fürs erste ist bekannt, daß, so sehr das, was man zuerst entdeckt und bekannt gemacht hat, höher steht, als das, was einer mit leichter Mühe aus demselben ausgezogen hat, Stephanos in jeder Art der Gelehrsamkeit vor seinem Epitomator eben so sehr den Vorzug behaupte, daß jener wenigstens ein würdigerer Vorsteher der Schulen von Konstantinopel gewesen. Ferner verrathen jene unt. d. W. *Γότθοι* und *Αἰθίοψ* angeführten Schriften ganz vorzüglich Stephanische Gelehrsamkeit; angemessen ist es, daß der, welcher selbst ein Byzantier gewesen, die Geschichte der Byzantier verfaßt habe; die *προτεχνολογήματα τῶν ἐθνικῶν* aber scheinen als Vorrede vor dem Werke der *ἐθνικά* gestanden zu haben. Dann spielt der Epitomator, so viel

sich vermuthen läßt, selbst nirgendswo den Verfasser, sondern behandelt das, was Stephanos schriftlich hinterlassen, nur nach seiner Weise. Demnach ist Hr. W. geneigt, die Behauptung aufzustellen, daß Stephanos der Verfasser der *Ἐθνικά* und der Byzantischen Geschichte, welcher, wie aus d. W. *Βηθλεμα* erhellt, ein Christ gewesen, zu Anfang und in der Mitte des sechsten Jahrhunderts unter der Regierung des Justinianos, in jenem an Gelehrten in jedem Fache der Litteratur höchst fruchtbaren Zeitalter, gelebt habe. Er dürfte sonach ein Zeitgenosse des Petr. Patrikios, *) welcher bald nach dem Jahre 562 starb, gewesen seyn, da er diesen nur gegen seine Gewohnheit mit den höchsten Lobsprüchen unt. d. W. *Ἀκόναι* verherrlicht, obgleich manche glauben werden, daß auch diese Stelle von dem Verf. des Auszugs hinzugesetzt worden sey. Ist nun dieses richtig, so bleibt nichts übrig, als daß man annimmt, daß Justinianos, welchem Hermolaos seinen Auszug gewidmet, nicht der erste, sondern der zweyte sey, welcher im Jahre 685 die Herrschaft des Orients erhielt.

Dieß über das Zeitalter des Stephanos und seines Epitomators.

Daß das Werk des Ersteren den Titel *Ἐθνικά* geführt habe, unterliegt nach Eustathios, welcher jener Aufschrift an sehr vielen Stellen erwähnt, keinem Zweifel. Welche Aufschrift aber der Auszug gehabt habe, darüber kann man allerdings zweyfelhaft seyn; denn die Handschriften und Ausgaben weichen hierin sehr von einander ab. Die richtige jedoch ist, wie man mit Zuverläßigkeit annehmen kann, die des Vossischen, des Perugischen und des Breslauer Codex, welche so lautet: *ἐκ τῶν Ἐθνικῶν Στεφάνου κατὰ ἐπιτομήν*, und von Eustathios z. Hom. Il. II. 735. S. 332. mit diesen Worten: *τῷ δὲ γράψαντι τὴν τῶν Ἐθνικῶν ἐπιτομήν*, bestätigt wird.

Stephanos ordnete das ganze Werk alphabetisch und theilte es, nach der Breslauer Handschrift zu urtheilen, in sechzig Bücher ab.

*) Ueber diesen berühmten Gelehrten s. G. J. Voss de Hist. Gr. II. 22. S. 325. ed. Westermann.

Untersucht man nun, wie viel verloren gegangen, wie viel übrig geblieben, so ergiebt sich aus der Vergleichung des Auszuges mit den Bruchstücken des ganzen Werkes, daß der Epitomator meist die Worte des Stephanos, ohne ihnen Gewalt anzuthun, beybehalten habe. Sonach ist eigentlich alles, was vorhanden, Stephanisch. Doch verfuhr der Epitomator im Excerpiren nicht überall mit gleicher Sorgfalt. Anfangs nämlich, bey noch frischer Kraft, ist auch Stephanos selbst reichhaltiger und beynahe ganz: bey allmählig erkaltendem Eifer nimmt auch der Auszug ab und ermattet gleichsam Schritt für Schritt, und von dem W. *Πάτραι* bis zur Mitte des Buchstaben Σ sinkt er beynahe zu bloßen Namen herab: von da nimmt er bey wunderbar wachsender Kraft wieder zu und wird völler und reichhaltiger mit den Buchstaben *Τ* und *Υ*, endlich tritt in den Buchstaben *Χ* — *Ω* der ganze Stephanos hervor, was schon Wellauer (in Friedemanni et Seebodii Miscell. critt. Vol. II. Part. IV. p. 693.) aus der ausführlicheren Beschreibung der Gegenstände, aus der weniger abgekürzten und zerstückelten Art des Vortrags, aus einem gewissen künstlicheren Gedankenverbande, und auch daraus, daß nicht mehr die bloßen Namen der Schriftsteller, sondern ganze Stellen daraus angeführt werden, richtig schloß.

Die ersten neun Artikel des Buchstaben Χ sind jedoch in der Breslauer Handschrift abgekürzt. Daraus kann man, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Auszug selbst wieder abgekürzt worden sey, folgern, daß der Abschreiber zuerst im Abschreiben des Auszugs fortfuhr, nachher aber, als er von ungefähr den Stephanos selbst in die Hände bekam, die Worte desselben bis zu Ende vollständig gab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

(Fortsetzung.)

In diesen Zeitschriften, welche nur wenigen Leuten auf dem Continente vollständig zugänglich sind, werden nicht selten die wichtigsten Thatsachen zur Kenntniß des physischen, politischen und geistigen Zustandes Asiens mitgetheilt. Durch die einsichtsvolle Direction der königlichen Hofbibliothek erhalten wir alle diese Zeitschriften, je nach der Entfernung, einige Monate oder Wochen nach ihrem Erscheinen. Wir werden in Zukunft diese günstigen Verhältnisse zum Vortheile der Leser dieser Gelehrten Anzeigen benutzen; wir werden ihnen das Wichtigste und Anziehendste aus diesen theilweise seltnen periodischen Schriften mittheilen; es wird das allgemein Ansprechende hervorgehoben, und das Unbedeutende übergangen werden. Auch werden wir uns so kurz als nur möglich fassen, und das Resultat bogenlanger Untersuchungen in wenige kurze Sätze zusammendrängen. Wo die Sache selbst, wie bey historischen und geographischen Darstellungen diesem Bestreben ein unübersteigliches Hinderniß entgegen stellt, werden wir aus dem Ganzen bloß das Wichtigste herausheben. Wir beginnen mit dem Journal der königl. asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, das wir an die Spitze unseres ersten Artikels gestellt haben.

Die königliche asiatische Gesellschaft hatte bald nach ihrer Gründung im Jahre 1823 angefangen, in unbestimmter Zeitfolge eine Sammlung von Abhandlungen (Transactions of the Royal Asiatic Society) herauszugeben, die bis zum Jahre 1834 zu drey Bänden in neun Lieferungen angewachsen waren. Colebrooke's Darstellung der verschiedenen philosophischen Systeme der Hindu und Hodgson's Abhandlung über den Buddhismus in Nepal, welche diese drey Bände uns gebracht haben, sind wahre Bereicherungen der Wissenschaft. Colebrooke's Abhandlungen sind jetzt auch besonders erschienen in seinen Miscellaneous Essays. London 1837, 2 Bde. 8. Ins Französische wurden sie übersetzt von Pauthier unter dem Titel: Essais sur la Philosophie des Hindous. Traduits de l'Anglais. Paris 1833, 8.

Die Gesellschaft hielt es jetzt für geeignet, die Herausgabe der Abhandlungen einzustellen und ein Journal zu beginnen, wovon jährlich regelmäßig zwey Hefte erscheinen, die einen Band ausmachen. Es sind bis gegen das Ende des Jahres 1838 vier Bände und die erste Lieferung des fünften Bandes erschienen.

Das Journal beginnt mit einer Abhandlung über die verschiedenen Gattungen von Schiffen, welcher die Eingebornen von Coromandel, Malabar und der Insel Ceylon zur Küstenschiffahrt sich bedienen. Capitän Harkness, der längere Zeit in Indien sich aufgehalten und einige lehrreiche Werke über indische Verhältnisse herausgegeben hat, spricht über das Schulwesen in Indien. In allen Ländern Hindostans zwischen dem Brahmaputra im Osten, dem Indus im Westen, dem Himalaya im Norden und dem Meere im Süden, herrscht ein und dieselbe Weise des Unterrichts. Zu den niedern Schulen haben die vier Casten Zutritt; alle nicht zu diesen Casten gehörige Individuen so wie die Fremden werden für unrein gehalten und können diese Schulen nicht besuchen. Die Knaben — öffentliche Mädchen-Schulen giebt es keine in ganz Asien — werden nach Vollendung des fünften Jahres in die Schule geschickt. Nachdem sie lesen und schreiben gelernt haben, werden ihnen einige in Versen abgefaßte moralische Abhandlungen in die Hände gegeben, die sie auswendig lernen müssen. Eine freye Uebersetzung einiger dieser Büchlein, wodurch der europäische Leser von ihrem Inhalte sich einen Begriff machen kann, findet man in dem siebenten Bande der asiatischen Untersuchungen (Asiatic Researches). Jeder Knabe zahlt jährlich an Schulgebühren und Geschenken acht bis neun Gulden unseres Geldes. Der Schullehrer steht sich also besser oder schlechter, je nachdem er mehr oder weniger Schüler hat. Der Staat selbst giebt keinen Beytrag zur öffentlichen Erziehung. Der ganze Unterricht bezweckt aber bloß die Uebung und Erstarkung einer einzigen Seelenkraft, des Gedächtnisses. Die Grammatik wird in diesen Schulen gar nicht gelehrt; es wird das Studium derselben den reiferen Jahren überlassen, wo die wenigsten Jünglinge Lust und Zeit haben, das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Die Verse, welche auswendig gelernt werden, geben dem jugendlichen Geiste im Gegentheile eine phantastische Richtung und machen ihn den trockenen grammatischen Regeln und allem streng Wissenschaftlichen abgeneigt. — Capitän Murdo's Abhandlung über den Indus lehrt uns jetzt nichts Neues mehr, nachdem Burne's Denkschriften über diesen Fluß in dem dritten Bande der Transactions der Gesellschaft, in dem Journal der Königlichen geographischen Gesellschaft zu London und in dem dritten Bande seiner Reisen erschienen sind.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.
Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Stephani Byzantii Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Antonius Westermann.

(Fortsetzung.)

Sonach trug der Herausgeber, da hierin ächt Stephanisches mit den Excerpten vereint ist, um so weniger Bedenken, anderwärts vorkommende Bruchstücke des vollständigen Werkes, nach Berkels Vorgang, in den Text aufzunehmen. Man findet sie unter d. W. Δύμη bis ans Ende des Buchstaben Δ und unter d. W. Ἰβηρίαι. Das erstere, welches das ausdrucks- und werthvollste ist, gab zuerst aus einer Handschrift der Seguierschen Bibliothek Samuel Ten Uyl mit Anmerkungen zu Amsterdam. 1669. 4. heraus, dann Abr. Berkel zugleich mit Hanno's Periplus rc. zu Leyden 1674. 8., und den Theil, welcher über Dodone handelt, Jak. Gronov zu Leyden 1681. 4. Genauer wurde in der Folge die Seguiersche Handschrift von Bernh. von Montfaucon verglichen, welcher die in derselben gefundenen Lesarten in der Biblioth. Coislin. p. 288. seqq. bekannt machte, woraus sie Dindorf Bd. I. S. XCVI. ff. wieder abdrucken ließ. Das andere Bruchstück erhielt uns Konstantinos Porphyrogennetes de administr. imper. c. 23. p. 76. s. in Bandur. imper. orient. T. I.

Konstantinos schrieb auch in den Büchern de thematis den Stephanos öfter aus, ohne seinen Namen zu nennen. Daß er noch einen vollständigen St. benuzt habe, erhellt aus II. 9., wo das, was er über Dyrrhachion bemerkt, fast wörtlich mit dem ächt Stephanischen übereinstimmt. Ein anderes ziemlich langes Fragment, welches er II. 10. über Sikelien unter dem Namen des Stephanos selbst anführt, wagte der Herr Herausgeber, weil er in den Excerpten kaum eine Spur davon finden konnte, nicht, in den Text aufzunehmen.

Einen vollständigen Stephanos scheint auch der Verfasser des Etymologicum magn. (man vergl. dessen Artikel Σφήκεια mit dem Auszuge unter dem Namen Κύπρος, und Σφήκειαι vor sich gehabt zu haben; nicht so Eudokia, wie man aus dem, was sie über Dodone S. 126. erwähnt, abnehmen kann, obgleich daselbst der τῶν ἐθνικῶν καταγραφεύς angeführt wird; nicht so Suidas, aus welchem jüngst Gaisford das, was man ehedem daselbst in den Artikeln Νακώνη und Νάξος unter dem Namen des Ethnikographen aus der Epitome bemerkt las, ausgestossen hat.

Am öftesten erwähnt unseres Schriftstellers Eustathios in seinen Commentaren zu Homeros Ilias und zu Dionysios dem Periegeten, in welchen er ihn auf verschiedene Weise lobt, ihn bald unter dem Namen des Ethnikographen, bald unter dem Namen τῶν παλαιῶν, bald nach dem vollständigen Werke, bald nach der Epitome anführend, bald das Vorzüglichste aus ihm excerpirend, so daß er manchmal auf die nämlichen Worte, wie Hermolaos, geräth. Ja, Eustathios hatte einen weit vollständigeren und reichhaltigeren Stephanos, als wir, wie Herr W. gründlich nachweist. Manches jedoch, was sich bey Eustathios noch findet, ist in unserm Stephanos offenbar durch die Fahrläßigkeit der Abschreiber ausgefallen. Dieß wird von Hrn. W. aus den Ergebnissen der Handschriften, der Seguierschen und der Aldinischen, gezeigt. Die letztere, d. i. die der Aldiner Ausgabe zu Grunde gelegte, ist die schlechteste unter allen bisher benutzten, obgleich auch Manches dem zur Last zu fallen scheint, welcher den Abdruck aus derselben besorgte.

Digitized by Google

Vollständiger, als die Aldinische, sind die übrigen, und unter diesen zeichnet sich in dieser Hinsicht die Breslauer oder Rehdigersche, die beste von allen, ganz besonders aus. Zuerst beschrieb und excerpirte sie Franz Passow in seinen Symboll. critt. e Cod. Vratislav. depromtt. Vratisl. 1820. 4., welche in seinen Opuscc. p. 225. seqq. wieder abgedruckt wurden; in der Folge verglich er sie ganz mit der Ausgabe des Thom. de Pinedo, und gab die Lesarten derselben in einem zu Breslau 1824. 4. erschienenen, sechzig Seiten starken Programme heraus. Alles dieß findet man in Dindorfs Vorrede Bd. I. S. L. ff. wieder abgedruckt. Aus dieser Handschrift nun wurde die neue Ausgabe von Hrn. W. an mehr, als zwanzig Stellen bedeutend bereichert, diejenigen beynahe unzähligen Stellen nicht gerechnet, wo ein oder zwey Worte hinzukamen. Eben so findet man in ihr fast unzählige aus dieser Handschrift verbesserte Stellen, unter denen vor andern jene bemerkenswerth sind, wo ganz neue Aufschriften zum Vorschein kommen, oder die Aufschriften richtiger ausgedrückt, oder Verse verbessert, oder die wahren Namen der Schriftsteller hergestellt wurden. Doch ist, wie leicht zu erachten, auch diese Handschrift nicht fehlerfrey. Sie hat Vieles mit allen übrigen gemein; man findet auch in ihr sehr viele Lücken, welche bald angezeigt sind, bald auch nicht, ein Umstand, welcher, was uns sehr wundert, von dem Herausgeber nicht genugsam hervorgehoben wurde.

Ueber die übrigen Handschriften läßt sich schwer ein genügendes Urtheil fällen, weil diejenigen Gelehrten, welche sie verglichen, nicht alles genau angaben. So verglich Saumaise zwey Pfälzer Handschriften, welche in der Folge nach Rom in die Vaticansbibliothek wanderten, eine ältere und eine jüngere, und schrieb die abweichenden Lesarten aus denselben an den Rand seines Exemplars, welches er im Jahre 1626 dem Luk. Holstein mittheilte (siehe dessen Brief an Holstein in van Rycke's Vorrede); allein Saumaise schrieb, wie er selbst gestand, mala manu in pessima ac bibula charta, und das nämliche Exemplar war durch langen Gebrauch so sehr abgerieben und beschmutzt, daß Berkel, welcher dasselbe von If. Voß zu seinem Gebrauche erhalten hatte, an vielen Stellen keinen Sinn herausbringen konnte. Saumaise verglich, nach Berkels Bemerkung, auch noch andere Handschriften, welche aber nicht näher bezeichnet sind.

Von If. Voß erhielt Berkel eine Handschrift, gewöhnlich die Voßische genannt, woraus er, wie er sagt, ganze Stellen, welche sich in andern Handschriften nicht fanden, in seinen Stephanos aufnahm. Dazu kommt noch die Perugische, welche Jak. Gronov bis zu d. W. Παλικη verglich. Die Varianten derselben sind den Berkelschen Ausgaben angehängt.

Alle diese gehören zu den besseren; denn sie ergänzen das, was in der Aldiner Ausgabe fehlt, entweder ganz oder großentheils, wodurch man in der Vermuthung bestärkt wird, daß jene Auslassungen mehr von dem Typographen, als von dem Abschreiber herrühren. Oft stimmen hierin die Pfälzischen mit der Voßischen überein; allein da Berkel bisweilen nur aus der letzteren das, was die übrigen nicht hatten, herstellte, so kann man sagen, daß diese der Breslauer am nächsten komme, dann die Pfälzische. Ueber die Perugische läßt sich kein entscheidendes Urtheil fällen, weil Gronov sie nach Xylanders Ausgabe und nicht ganz verglich. Ueberdieß stimmt mit der Breslauer nicht selten in der ächten Lesart die eine und andere, bisweilen auch alle überein. Sehr selten aber enthalten sie mehr, als die Breslauer.

Demnach ist der Herausgeber der Ansicht, daß der Vorwurf der Verstümmelung nicht den Verfasser des Auszugs, sondern vielmehr die Abschreiber trifft, welche den Auszug gewissermaßen wieder abkürzten, oder willkührlich, oder aus Nachlässigkeit bald dieß, bald jenes wegließen, so daß an den meisten Stellen fast aller Zusammenhang aufgelöst ist.

Mit welcher Genauigkeit und Umsicht Hr. W. in der kritischen Behandlung des Textes verfuhr, mag aus Folgendem erhellen.

S. 3. Z. 9—10. Δερβῆτης —, ὡς Σεδήτης καὶ Πυλήτης) Die Handschriften und bisherigen Ausgaben lesen fehlerhaft Δερβίτης. Herrn Westermanns Verbesserung bestätigt Steph. unten

S. 100. Z. 41., wo es heißt: Αἴρβη, φρούριον Ἰσαυρίας καὶ λιμήν. ὁ κατοικῶν Αἰρβήτης, ὡς Σιδήτης, Πυλήτης.

S. 3. Z. 14. Ἀρτάκη, Ἀρτάκιος, οὐκ Ἀρτακαῖος) St. Ἀρτακιος schrieb Hr. W. mit Recht Ἀρτάκιος. Im Folgenden wurde vor Φωκεῦσιν, welches L. Holstein und Berkel lieber in Φωκέων umgewandelt wissen wollten, aus der Breslauer Handschrift die Präposition ἐν eingesetzt. Schon Gronov vermuthete ἐν Φωκεῦσιν; doch vertheidigte er sonderbar genug die gemeine Lesart.

Zunächst gab Hr. W. nach der Breslauer und der besseren Pfälzer Handschrift füglich τοῦτο τὸ μαντεῖον für τοῦτο μαντεῖον.

S. 3. Z. 17. δύναται δὲ Ἀβεὺς τὸ ἐθνικὸν διὰ τὸν εἰθισμένον τοῖς Καρικοῖς τύπον) Anstatt δὲ, welches aus der Breslauer Handschrift aufgenommen worden, lesen die früheren Ausgaben καί. Allein da vorher von der Stadt Aba in Karien gesprochen und der Volksname nicht angegeben ward, so ist δὲ unstreitig die passendste Lesart. Die Karer nämlich liebten in den Volksnamen die Ausgangsform auf ευς. So z. B. bildeten sie von Ἀγορησσός Ἀγορησσεὺς und von Ἀθύμβρα Ἀθυμβρεύς. S. Steph. S. 10. Z. 36. f. und S. 17. Z. 11. f.

S. 3. Z. 24. Ταραντῖνος) So verbesserte Hr. W. nach Holstein's, Pinedo's und Berkel's Vorschlag statt des verderbten Τερεντῖνος.

S. 3. Z. 26. ὡς Ἡσίοδος ἐν Αἰγιμίου δευτέρῳ) Die Aldinische Ausgabe hat αἰγί, Xylander αἰγι * *, Th. de Pinedo Αἰγι ...., die Vossische und die Breslauer Handschrift Αἰγιμί, was Berkel aufnahm. Hr. W. folgte mit Recht Gronov's Vermuthung. Uebrigens sehe man Berkels Anmerkung.

S. 3. Z. 34. τὸ δ' Τάντιος ὡς ἐθνικὸν συνέστειλεν Ἀπολλώνιος.) In den bisherigen Ausgaben wird ὡς vermißt. Schon Gronov vermuthete, daß hier etwas fehlt, und er glaubte die Stelle dadurch zu heilen, daß er ὡς Τάντιος schrieb. Die ächte Lesart aber gab die Breslauer Handschrift, welcher Hr. W. folgte.

S. 4. Z. 7. Ἀχαιάδων εὐπέπλων) Die Aldiner Ausgabe und die Perug. Handschrift haben ἀπέπλων. Xyl. verbesserte εὐπ., was in die Pinedische und in die Berkelschen Ausgaben überging. Doch verdient die von Hrn. W. gegebene Lesart der Breslauer Handschrift unstreitig den Vorzug. Uebrigens kann Ref. nicht umhin zu bemerken, daß der Herausgeber die Trennungspuncte öfter wegläßt. So z. B. schreibt er S. 3. Z. 12 — 13. Ἀλυβηίς — Ἀλιβήιος — βασιλήιος, und Z. 30. ἥρωι, S. 4. Z. 5 — 6. Ἀχαιάς, S. 6. Z. 36. Τρωικοῦ; hingegen S. 4. Z. 21. Φωκαΐδι, S. 6. Z. 35. Ῥωμαΐκης u. dgl.

S. 4. Z. 9 — 10. ὅπερ που — — ἐλίχθη — —) Που, welches in den bisherigen Ausgaben mangelt, und ἐλίχθη statt ἐκλήθη wurde aus der Breslauer Handschrift hergestellt. Ἑλίχθη erkennen auch die Perugische und die Vossische an.

S. 4. Z. 13. καὶ χώρα καὶ ἄκρα) So verbesserte Hr. W. nach Holsteins Vorschlag. In den Handschriften und Ausgaben aber wird das zweyte καὶ vermißt. Vgl. Stephanos S. 4. Z. 28. Ebenso gab er nach der Conjectur des nämlichen Gelehrten Ἡρωδιανός statt Ἡρόδοτος.

S. 4. Z. 16. Ἀλὸς Ἀλεύς) So statt Ἀλός Ἀλεὺς schon Saumaise nach den Pfälzer Handschriften, Holstein nach den nämlichen und einer Vaticanischen, und Berkel nach der Vossischen. Unten aber kommt mit verändertem Accente Ἅλος vor.

S. 4. Z. 17. τὸ δὲ Ἄβαρνις οὐ δύναται ἔχειν τοιοῦτον ἐθνικόν) Th. de Pinedo τοιοῦτο, nach Xyl. Ausgabe. So auch Berkel, welcher die höchst befremdende Anmerkung beyfügte: Ita optime MSS. et Xylander, quem sequimur: sed corruptissime in Aldina et Florentina legitur τοιοῦτον ἐθνικόν. Unter jenen MSS. können keine andern gemeynt seyn, als der von Gronov nach Xylanders Ausgabe verglichene Cod. Peruginus und der von Berkel selbst eingesehene Vossianus. In Holst. Nott. et Castigatt. ist hierüber nichts bemerkt. Die Breslauer Handschrift hat τὸ τοιοῦτον. Demnach schrieb Hr. W. mit Recht τοιοῦτον, was hier des Wohllauts wegen auch den Vorzug verdient. Daß man im neutro eben so wohl τοιοῦτον, als τοιοῦτο gebrauchte, weiß

Digitized by Google

heut zu Tage jeder Anfänger; und daß Handschriften und Ausgaben oft zwischen beyden Lesarten schwanken, ist bekannt. Man vrgl. Bremi z. Lys. Oratt. selectt. p. 22, und z. Demosth. Oratt. selectt. p. 72, und Ast z. Plat. Protag. S. 43. und zu dessen Phädr. S. 398.

S. 4. Z. 17 — 18. τά γάρ εἰς ις φιληδεῖ τῷ ετης τύπῳ, ὡς Μίμφις Μεμφίτης) Εἰς ις statt des in den Handschriften und Ausgaben befindlichen verderbten εἰς η ist eine Coniectur Berkels, und Μίμφις, welches im Breslauer und im ersten Pfälzer Codex durch die iotacistische Aussprache in Μίμφης corrumpirt wurde, anstatt des bisherigen Μίμφη vermutheten schon Holstein und Berkel.

S. 4. Z. 21 f. ἐν Φωκαΐδι — ὑπὸ Φωκαέων) Nach Holsteins Verbesserung. Die Handschriften und Ausgaben bieten ἐν Φωκίδι — ὑπὸ Φωκίων. Man vergleiche Stephanos unter d. Art. Λάμψακος.

S. 4. Z. 28. εὕρηται δὲ καὶ διὰ τοῦ π Ἄπαρνις) Δὲ wurde aus der Breslauer Handschrift aufgenommen. Das aus Ἄβαρπις verbesserte Ἄπαρνις wird durch das Vorhergehende bestätigt.

S. 4. Z. 36. Ἀριηνοί) Die Handschriften und Ausgaben lesen Ἀδριηνοί. Holstein schlug Ἀδαρηνοὶ vor, was Berkel unbedenklich billigte. Auch conjicirte er Ἀριηνοί, sich auf Steph. unter d. Art. Κάσπειρος, Ῥυττία und Σώτειρα berufend. Und diese Vermuthung dürfte allerdings die richtigste seyn.

S. 86. Z. 20. πρός τινα πρόσβατον πέτραν πορευομένην) So die Breslauer Handschrift; so auch die Perugische; nur fehlt in dieser πέτραν. Früher las man πρός τινα βάτον πορ. Die vollständige Lesart fand bereits Berkel im Voßischen Cod.; doch schlich sich in seine Ausgabe, wahrscheinlich durch ein Versehen des Setzers, πέραν statt πέτραν ein. Die in der nächsten Zeile von der Breslauer Hdschr. für αἶγα gebotene Form αἶγαν, welcher Passow in seinen Opuscc. p. 247. Beyfall schenkte, hat Hr. W. mit Recht zurückgewiesen.

(Schluß folgt.)

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Fortsetzung.)

Ritter hat wahrscheinlich (Westasien V, 9) deßhalb ihrer gar nicht erwähnt. Capitän Murdo, der im Jahre 1820 an der Cholera gestorben ist, lebte lange Zeit in Amtsgeschäften in den Gegenden des Indus und schrieb mehrere Abhandlungen über die Uferländer dieses Flusses, die theilweise in den Abhandlungen der literarischen Gesellschaft zu Bombay erschienen sind. Sein wichtigstes Werk ist eine Geschichte von Sindh nach persischen Quellen und nach eigener Beobachtung, welche in dem zweyten Hefte des Journals der asiatischen Gesellschaft abgedruckt wurde. Sindh, wo nach den Nachrichten der arabischen Geschichtschreiber in frühern Zeiten griechische Colonien sich niedergelassen hatten, ward im Jahre 712 unserer Zeitrechnung zuerst von den Mahomedanern erobert. Das Reich Sindh erstreckt sich jetzt vom 68°—71° ö. L. von Gr. und 23° — 29° n. B.; Haiderabad, die jetzige Hauptstadt von Sindh, liegt 25° 22' n. B. u. 68° 41' ö. L. Es ist zu verwundern, daß Ritter (Erdkunde von Asien V. 184) die Beschreibung Sindh's von Murdo ganz übersehen hat. Seine Schilderung des untern Stromgebietes des Indus würde dadurch an Umfang und Genauigkeit viel gewonnen haben. Mir Maasem, ein Freund des bekannten Geschichtschreibers von Indien Nizam-ed-din Ahmed Bakschi hat zu den Zeiten Akbar des Großen eine Geschichte von Sindh in persischer Sprache geschrieben, welche Murdo bey seiner historischen Darstellung zu Grunde legte.

Der für alle Zweige der physischen und historischen Wissenschaften thätige Resident in Nepal, Hr. Brian Hodgson lieferte mehrere Abhandlungen über die Gesetzgebung und gesetzliche Praxis in diesem Lande (II. 258 — 279). In dem ersten Hefte des Journals spricht er über die Gesetze in Betreff des Verkehrs der Hindu mit Ausländern, Mlechhas oder solchen, die zu keiner Kaste gehören, deren es in Nepal viele giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anorderde Commission. (Statistische Tafeln, herausgegeben von der hierzu allergn. angeordneten Commission) 1. Heft, Kopenhagen, 1835. Quer Fol. XVI u. 83 Seiten; 2tes Heft, ebend. 1837. XXIV. u. 145 Seiten.

Die erste allgemeine Volkszählung ist im Königreich Dänemark *) im Jahre 1769 vorgenommen worden; ihr folgte eine zweyte 1787, eine dritte im Jahre 1801. Von da an geschah 34 Jahre lang nichts mehr, wie denn Thaarup's Statistik vom Jahre 1825 noch die Volkszählung von 1801 anführt. Erst im November 1833 wurde eine eigene Commission zur Ausarbeitung statistischer Tafeln ernannt, die sichs zur ersten Aufgabe machte, eine neue vollständige Volkszählung des Königreichs zu veranstalten. Sie wurde auf den 18. Februar 1834 angesetzt und in den Städten von den Zunftmeistern unter Leitung der Magistrate, auf dem Lande von den Schullehrern unter Anleitung und Beyhülfe der Pfarrer vorgenommen und die Tabellen in den Städten von dem Magistrate, auf dem Lande von den Pfarrern angefertigt, die sammt den Zählungslisten der statistischen Commission eingesendet wurden, welche sodann die Bevölkerung nach den Bezirken, Aemtern, Stiften und Provinzen hieraus zusammenstellte. Die Commission hatte zwar auch auf den Faröer Inseln, auf Island und Grönland und in den dänischen Besitzungen in Westindien, Ostindien und an der Küste von Guinea eine Volkszählung angeordnet; die Resultate sind aber noch nicht bekannt gemacht. In den Herzogthümern Schleswig und Holstein wurde am 1. Februar 1835 von der dortigen Regierung eine Zählung veranstaltet; aber auch deren Ergebniß ist von dem vorliegenden Werke ausgeschlossen. Dieses beschränkt sich auf das eigentliche Königreich Dänemark und enthält in seinem ersten Hefte die Tabellen über die Bevölkerung am 18. Febr. 1834, eine summarische Uebersicht der Volksmenge am 1. Februar 1801 und Tafeln über die Zahl der Trauungen, Geburten und Sterbefälle in den Jahren von 1801 bis 1833.

*) Nach Fr. Thaarup's Statistisk Udsigt over den danske Stat i Begyndelsen af Aaret 1825. Kjøbenhavn. 1825 S. 60.

Das zweyte Heft giebt eine tabellarische Uebersicht des Steuerkapitals des Grundeigenthums (Hartkorn), der Banktaxation des Eigenthums, der Brandversicherungs-Kapitale der Gebäude und der Theilung des Grundbesitzes im Königreich Dänemark.

Da das Werk sehr kostspielig ist, und in Deutschland wohl nur in wenige Hände kommen wird, so glauben wir den Lesern der G. A. einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier die wichtigeren Resultate dieser Zusammenstellungen anführen.

Es erschwert statistische Vergleichungen ungemein, daß in Bezug auf die Fragen, welche man bey den Volkszählungen der verschiedenen Staaten zur Beantwortung aufstellt, und die Klassen, in welchen man die Bevölkerung aufzählt, die Vorschriften noch so sehr verschieden sind. Zu wenig wird erwogen, daß das weitläufige Geschäft der Volkszählung nur um weniges mehr Mühe macht, wenn es vollständig mit Rücksicht auf alle die Puncte ausgeführt wird, welche für die Volks- und Staatskunde von Wichtigkeit sind, als wenn man es nur einseitig in Bezug auf den oder jenen besondern Zweck vornimmt. Eben so bedenkt man nicht ge-

Digitized by Google

nug, daß, indem man durch Beschränkung der Fragen die Arbeit zu vereinfachen sucht, man sich zum großen Theile die Anhaltpuncte entzieht, welche zur Kontrollirung der Richtigkeit der Resultate dienen können. Je einseitiger eine Volkszählung aufgenommen wird, desto leichter können willkührliche Angaben statt der richtigen gemacht werden, desto unsicherer ist sie; unter je verschiedeneren Gesichtspuncten dagegen die Bevölkerung zugleich aufzufassen ist, desto schwieriger wird es, unrichtige Angaben in einer Weise vorzutragen, daß der Fehler versteckt bleibt, desto eher läßt sich daher von vorn herein den Zählungslisten vertrauen. Diese Bemerkungen lassen sich in mancher Beziehung auf die im Zollvereinsgebiet angeordnete dreyjährige Zählung der Volksmenge anwenden. Sie würde überall verläßigere Resultate geben, wenn, wenigstens von Zeit zu Zeit, etwa alle 6 oder 9 Jahre außer der Familienzahl und der Zahl der über und unter 14 Jahren lebenden Erwachsenen und Kinder beyder Geschlechter noch die Zahl der Lebenden von den verschiedenen Altersklassen, der bestehenden Ehen, der Wittwen und Wittwer aufgenommen und die Bevölkerung zugleich nach Ständen und Erwerbsarten geordnet würde. In solcher Vollständigkeit ist die vorliegende dänische Volkszählung vorgenommen und dieß war für uns eine weitere Veranlassung, ihre summarischen Resultate hier mitzutheilen.

Die Gesammtbevölkerung war

1769:	814238	
1787:	840045	also in 18 Jahren Zunahme 3 Proc.
1801:	925680	„ 14 „ „ 10 „
1834:	1,223797	„ 33 „ „ 32 „

Von dieser letzten Zahl lebten in Kopenhagen 119292 in den übrigen Städten 133210. Auf dem Lande 971295.

Als Ursachen der starken Zunahme der Volksmenge in diesem Jahrhundert führt die Einleitung zum Tabelwärk folgende an: Verbesserung im Landbau, Abschaffung der Leibeigenschaft, Theilung der Gemeinheiten, festere Regulirung und Verbesserung der Stellung der Grundholden gegen den Gutsherrn, Zertheilung größerer Güter, Verwandlung der leibfälligen Güter in Erbzinsgüter u. dgl. Auch die Vaccination, die bessere Pflege der Gesundheit, die reichlichere Nahrung, die sich dem Volke durchaus darbot, und die größere Sorge für Nothleidende muß hierzu beygetragen haben.

In den übrigen Städten außer Kopenhagen hatte die Bevölkerung von 1787 — 1801 gar nicht zugenommen, dagegen von da bis 1833 um 47 Proc., während die Landbevölkerung um 33 Proc. wuchs. Kopenhagen selbst nahm von 1787 — 1801 um 12 Proc., von da bis 1833 nur um 18 Proc., nämlich von 100975 auf 119292 zu; von dieser verhältnißmäßig geringen Zunahme trägt die Schuld die Calamität von 1807, der Uebergang eines Theils des Handels von Kopenhagen in die Provinzialstädte, die Trennung Norwegens, und die Verminderung der Land- und Seemacht.

Die Einleitung giebt an, wie sich die durchschnittliche Zunahme von 1 Proc. auf die einzelnen Jahre von 1801 bis 1833 vertheilt. Hier ist bemerkenswerth, daß die größte Zunahme von 1,53 Proc. in das Jahr 1823, die geringste in das Jahr 1832 (0,08 Proc.), ins Jahr 1831 aber sogar 0,04 Proc. Abnahme trifft. Ursache dieser Abnahme war eine Fieber-Epidemie.

Hält man die Bevölkerung Dänemarks mit seinem Areale von 683, 6372 Quad. Meilen (oder nach Heft II. von 687 Quad. Meilen) zusammen, so kommen in ganz Dänemark ohne die Städte auf die Quad. Meile 1422, mit den Provinzialstädten 1616, mit diesen und Stockholm 1790 Seelen.

Das Verhältniß der Stadtbevölkerung zu der Landbevölkerung war in den 4 Zählungsjahren folgendes. Es lebten unter 1000 Seelen der Bevölkerung

im Jahre:	1796	1787	1801	1834
in Kopenhagen .	114	107	109	97
in den übrigen Städten	100	98	97	108
auf dem Lande .	786	795	794	795

Dem Geschlecht nach vertheilte sich die Bevölkerung so, daß auf 1000 Männer

Frauen lebten	1769	1787	1801	1834
In sämmtlichen Städten	870	1000	1010	1041
Auf dem Lande .	1043	1023	1020	1017
Im ganze Reiche .	1003	1018	1018	1022

Digitized by Google

Dabey wird bemerkt, daß das Mißverhältniß im Jahre 1769 von der Vertheilung des Militärs herrührte. Im Jahre 1834 besaß Dänemark mehr Personen männl. Geschlechts als Frankreich (1000 : 1031) und Schweden (1000 : 1076), ja selbst als England, das im Jahre 1831 1000 : 1026 zählte.

Tausend Personen jedes Geschlechts vertheilten sich dem ehelichen Stande nach folgendermaßen:

	Männer			Frauen		
	Verheirathet	Unverheirathet	Wittwer	Verheirathet	Unverheirathet	Wittwen
1787:	368	604	28	362	558	80
1801:	375	598	27	368	554	78
1834:	337	632	31	327	587	86

Auf eine Verehelichung kamen von der ganzen Volksmenge im Jahre 1800: 109, im Jahre 1834: 115 Seelen; eine Verminderung, die man auch in andern Ländern wahrnimmt und die in Dänemark vornämlich den größern Anforderungen an den Familienvater und dem allerdings vergrößerten Leichtsinn in der Lebensweise des Volkes im Ganzen zuzuschreiben ist.

Nimmt man in den obigen Zahlen auf das Alter Rücksicht, so kommen 1834 auf 1000 Menschen jedes Geschleches unverheirathete:

	Männer	Frauen
über 20 Jahr	329	272
„ 30 „	135	121
„ 40 „	73	83
„ 50 „	58	74

Die Vertheilung der Gesammtbevölkerung nach dem Alter war folgende. Es lebten auf 1000 Menschen im Jahr

	1787	1801	1834
Von 0 — 10 Jahren	231,64	231	232,18
„ 10 — 20 „	172,68	174,55	210,51
„ 20 — 30 „	169,36	161,43	162,75
„ 30 — 40 „	139,04	133	133,92
„ 40 — 50 „	114,13	116,04	98,17
„ 50 — 60 „	173,45	90,09	79,64
„ 60 — 70 „		61,50	52,10
„ 70 — 80 „		25,81	24,26
„ 80 — 90 „		6,20	6,13
„ 90 — 100 „		0,38	0,33
„ 100 und mehr		0,005	0,008

Rechnet man in den beyden letzten Jahren auch die Lebenden von 50 Jahr und darüber zusammen, so erhält man für 1801: 183,985 und für 1834: 162,468, also im letzten Jahre weniger als 1787, das überhaupt mit Ausnahme des Alters von 10 — 20 Jahren durchaus günstigere Zahlen zeigt. Die größere Anzahl 10 — 20 jähriger Personen erklärt sich übrigens leicht aus dem starken Ueberschuß der Geburten über die Sterbfälle von 1815 — 1825.

(Fortsetzung folgt.)

Stephani Byzantii Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Antonius Westermann.

(Schluß.)

Höchst interessante Verbesserungen erhielt S. 87. Z. 24. ff. die herrliche Stelle aus dem dritten Buche der verlorengegangenen Bassarika des Dichters Dionysios, welche durch die Nachläßigkeit der Abschreiber in den früheren Ausgaben verstümmelt und sehr verdorben ist. Sie lautet daselbst so:

*Γήρειάν τε, Ῥοδόην τε, καὶ οἱ * τειχέα Γάζον,*
Τοῖςίν μιν κλαυτοῖο λινοῦ πέρι τεῖχος ἔεργει,
Ἀσύφελον δηΐοισι, καὶ εἰ παγχάλκεον ἦεν,
Ὡς μὲν μάλα δή τι διαμπερὲς ὀργυῇσι,
Μετρητὸν πισύρεσσιν. Ἀτὰρ μῆκός τε καὶ ἰθὺν,

Ὅσσον ἀνὴρ δοιοῖσιν ἐν ἠελίοισιν ἀνύσσει,
Ἠῶθεν κνέφας ἄκρον ἐπειγόμενος ποσὶν οἴσι.

Den ersten Vers hatte bereits Gerhard Falkenburg (Conjectt. ad Nonni Dionysiaca p. 888.) glücklich so hergestellt:

Γήρειαν, Ῥοδόην τε καὶ οἱ λινοτειχία Γάζον.

Diese Verbesserung wird durch den Breslauer Codex vortrefflich bestätigt. V. 2. gab die nämliche Hdschr. *κλωτοῖο*, was schon Saumaise vermuthet hatte. V. 3. wurde aus der Breslauer Hdschr. *παγχάλκεοι εἶεν* aufgenommen. V. 4. schrieb der Herausgeber, auf die nämliche Hdschr. gestützt, *εὖρος* (st. *ὡς*) und *ὀργυιῇσι*. V. 6. ließ er *ἀνύσει*, was zuerst Xylander, und nach ihm Th. de Pinedo und Berkel in den Text aufnahmen, unverändert stehen, ungeachtet Passow (Opuscc. p. 251.) des Metrums wegen *ἀνύσσει* vorgeschlagen hatte. Auf diese Verbesserung führt schon das am Ende nur verderbte *ἀνύσσα*, welches die Perugische und Vossische Hdschr. mit der Aldiner und Florentiner Ausgabe gemein haben. V. 7. gab er st. *οἶσι* (so Xylanders, Pinedo's und Berkels Ausgaben; im Cod. Perus. steht *οἶσιν*) nach der Breslauer Hdschr. *οἷσι*, was Ref. auch in der Ed. Ald. fand.

S. 88. Z. 34. f. v. *Γάλλος* wurden die verstümmelten Worte: *οἱ περίοικοι Προμαθίδαν Ποταμογαλληνοί*, mit Hülfe der Breslauer Hs. so vervollständigt: *οἱ περίοικοι κατὰ μὲν Τιμόθεον Ποταμογαλλῖται, κατὰ δὲ Προμαθίδαν Ποταμογαλληνοί.* Unter Timotheos ist vermuthlich der Milesische Citharoede, dessen Stephanos v. *Μίλητος*, Suidas v. *Τιμόθεος*, Dion Chrysost. Red. I. über das Königth. z. A. und Basil. d. Gr. Bd. II. S. 180 B. erwähnen (vrgl. auch Passow's Opuscc. p. 254) zu verstehen. Des Promathidas aus Heraklea gedenkt Athenäos Deipnosoph. XI. S. 489. B.; Vol. II. p. 1097. ed. Dindorf.; vrgl. VII. S. 296. B.; Vol. II. p. 643.

S. 88. Z. 37. (f. *καὶ τὸν μὲν Γάλλον ἐλθεῖν ἐπὶ τὸν Τύραν ποταμόν*) *Τύραν* st. *Τυρίαν* schrieb der Herausgeber nach Holsteins Vermuthung. S. Stephanos v. *Τύρας*.

Eine vorzügliche Bereicherung erhielt unter andern durch die einzige Breslauer Hdschr. der Art. *Γόννοι*, welcher in den vorhergehenden Ausgg. so lautet: *Γόννοι, πόλις Περραιβίας, ἀπὸ Γουνέως κληθεῖσα τοῦ ἀπογόνου Κύφου, ὥς φησιν Ὅμηρος· Ὁ πολίτης, Γόννιος καὶ Γοννία, ἡ γυνὴ καὶ ἡ χώρα. Γράφεται δὲ καὶ μετὰ τοῦ υ. Τοὺς δὲ Περραιβοὺς καλοῦντας ἑαυτούς. Καὶ Γόννον διὰ δύο ν, τὴν πόλιν. Γόνα γὰρ οἱ Αἰολεῖς τὰ γόνατα.*

Bey Hrn. W. hingegen liest man S. 94. Z. 1. ff.: *Γόννοι, πόλις Περραιβίας, ἀπὸ Γουνέως κληθεῖσα τοῦ ἀπογόνου Κύφου, ὥς* (die Breslauer Hs. hat *οὗ*) *φησιν Ὅμηρος. Ὁ πολίτης Γούνιος. Καὶ Γουνία ἡ γυνὴ καὶ ἡ χώρα. Γράφεται δὲ καὶ χωρὶς τοῦ υ. Τοὺς δὲ Περραιβοὺς Αἰολεῖς ὄντας τὰ σύμφωνα διπλοῦν καὶ Περραιβοὺς καλοῦντας ἑαυτούς, καὶ Γόννον διὰ δύο ν τὴν πόλιν· γόννα γὰρ οἱ Αἰολεῖς τὰ γόνατα.*

Ref. hält es für unnöthig, mehrere Beyspiele anzuführen. Aus dem Gesagten wird sich Jedermann zur Genüge überzeugen können, daß Herr W. durch diese höchst gediegene Arbeit um die klassische Litteratur sich ein ausgezeichnetes Verdienst erworben habe. Demnach wünscht Ref., im Interesse der Wissenschaft, sehnlich, daß der Absatz dieses dem Alterthumsforscher unentbehrlichen Werkes sich so günstig gestalten möge, daß der treffliche Herausgeber recht bald veranlaßt werde, den kritischen Commentar zu liefern und so dem Werke die Krone aufzusetzen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nr. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anorderde Commission. 𝔵c.

(Fortsetzung.)

Den Nahrungswegen nach vertheilte sich die Bevölkerung von 1834 in folgender Weise: *)

Es kommen auf 1000 Köpfe:	In Städten: Hauptpersonen und deren direkte Gehilfen.	In Städten: Frauen, Kinder, Diener und andere Versorgte.	Auf dem Lande: Hauptpersonen u. deren direkte Gehilfen.	Auf dem Lande: Frauen, Kinder, Diener und andere Versorgte.	Im Ganzen.
1. Geistliche und Lehrer . .	3,93	13,07	3,53	18,35	20,87
2. Staats- und öffentliche Diener	20,86	65,29	1,76	6,83	24,53
3. Privatgelehrte, Künstler, Studirende	10,27	6,42	0,48	0,38	4,11
4. Officiere und andere Militär-Beamte	3,49	10,12	0,06	0,31	3,09
5. Marine-Officiere und Beamte	0,7	2,64	0,48	0,38	4,0
6. Unterofficiere und Soldaten .	26,43	11,45	0,35	0,21	8,23
7. Matrosen	7,33	16,43	0,02	0,04	4,90
8. Von Landwirthschaft Lebende	3,94	14,46	107,24	503,61	489,9
9. Ihre Nahrung auf der See haben	13,38	29,68	6,63	17,30	27,87
10. Fabrikanten und Handwerker	147,54	230,62	41,74	88,72	181,37
11. Vom Handel leben . .	37,29	109,69	1,31	5,24	35,42
12. Pensionisten und Kapitalisten und von ihrem Vermögen Lebende	24,26	37,32	20,64	12,36	38,87
13. Taglöhner . . . . (so weit sie nicht in den vorigen Klassen schon aufgeführt sind)	30,87	54,67	34,51	87,31	114,36
14. Mit unbestimmter Nahrung	9,99	11,31	3,23	3,46	9,68
15. Unterstützung Bedürfende	40,71	—	34,28	—	35,61
16. Sklaven und in Zuchthäusern (Arrestanten sind unter ihren Klassen aufgeführt).	5,84	—	—	—	1,20

*) Mit den früheren Jahren kann keine Vergleichung statt finden, weil man dort eine andere Anordnung befolgte.

Digitized by Google

An diese Resultate der eigentlichen Volkszählung schließen sich die Tafeln über die **Bewegung** der Bevölkerung an.

Die Mittelzahl der von 1801 — 33 geschlossenen Ehen war 9028

In den 10 letzten Jahren . 9840

Auf eine Ehe kamen in den 33 Jahren 119 Köpfe von der ganzen Bevölkerung, in den letzten 10 Jahren 123.

In den 33 Jahren wurden geboren

	1,145649 Seelen,
es starben	855648
Ueberschuß:	290001
Dazu die Bevölkerung von 1801	925680
so sollte die Bevölkerung von 1834 seyn:	1,215681
Die Zählung vom 18. Febr. gab aber . . .	1,223797
Mehr:	8116

was von einer Ungenauigkeit der Geburts- und Sterbelisten im Jahre 1827 und von den Ein- und Auswanderungen herrührt.

Die Zahl der unehelichen Kinder verhielt sich zu der Zahl der ehelichen in den 33 Jahren wie 1 : 11, in den letzten 10 Jahren wie 1 : 10.

Die Zahl der Todtgebornen ist in diesen beyden Perioden zu der Zahl der Lebendgebornen wie 1 : 24.

Die Geburten verhielten sich zu den Sterbefällen in den 33 Jahren wie 100 : 75; in den letzten 10 Jahren wie 100 : 80.

Die Geburten verhielten sich zur Mittelzahl der Lebenden im Ganzen in den 33 Jahren wie 1 : 31; in den letzten 10 Jahren wie 1 : 32.

Die Sterbfälle zu den Geburten dort wie 100 : 134, hier wie 100 : 126.

Die Sterbfälle verhielten sich zu den Lebenden in den 33 Jahren wie 1 : 41; in den letzten 10 Jahren wie 1 : 40.

Die Zahl der gebornen Knaben verhielt sich zur Zahl der gebornen Mädchen in den 33 Jahren wie 1000 : 1058; in den letzten 10 Jahren wie 1000 : 1054.

Die Sterbefälle unter dem männlichen Geschlecht verhielten sich zu denen unter dem weiblichen in den 33 Jahren wie 1000 : 924; in den letzten 10 Jahren wie 1000 : 941.

Die Sterblichkeit im Ganzen verhielt sich folgendermaßen:

Auf 1000 Gestorbene kommen in ganz Dänemark

	Männlichen		Weiblichen Geschlechts.		Im Ganzen	
	1802—33	1824—33	1802—33	1824—33	1802—33	1824—33
Von 0 — 10 Jahr	398,86	369,87	362,98	336,95	381,61	353,92
„ 10 — 20 „	39,81	41,53	42,14	44,22	40,93	42,83
„ 20 — 30 „	57,36	55,64	53,55	56,70	55,53	56,16
„ 30 — 40 „	55,31	57,45	63,86	66,69	59,42	61,93
„ 40 — 50 „	70,67	76,24	66	70,28	68,44	73,35
„ 50 — 60 „	92,41	99,58	81,28	84,09	87,06	92,07
„ 60 — 70 „	117,18	121,19	120,59	122,26	118,82	121,70
„ 70 — 80 „	109,02	117,08	127,62	135,86	117,96	126,18
„ 80 — 90 „	51,16	55,53	69,42	72,70	59,93	63,86
„ 90 — 100 „	5,62	5,70	9,80	9,81	7,63	7,69
Ueber 100 Jahr	0,27	0,19	0,53	0,44	0,31	0,33
Unbekannten Alters	2,33	—	2,23	—	2,28	—

Digitized by Google

Es ist erfreulich zu sehen, daß die Sterblichkeit unter 10 Jahren, wie in den meisten andern Ländern von Europa, so auch in Dänemark in der neuern Zeit abgenommen hat und demnach eine größere Anzahl der Neugebornen in den letzten 10 Jahren der 33jährigen Periode das Alter von 10 Jahren überlebte als im Anfang derselben.

Der Tod im Kindesalter widerspricht der Aufgabe, die sich die Natur bey der Geburt eines Menschen setzt und vereitelt die Bemühungen und Sorgen der Eltern, denen das Kind geboren ist, und die es zur Lebensreife und Selbstständigkeit heranziehen möchten. Ohne indeß hier die tausendfältigen Schmerzen in Anschlag zu bringen, welche das frühe Hinsterben von Kindern den Eltern verursacht, ist es selbst in ökonomischer Hinsicht für eine Nation sehr wichtig, daß möglichst viele Neugeborne bis zum Alter der Arbeitsfähigkeit gelangen, damit nicht die Auslagen verloren sind, welche auf ihre Heranziehung gewendet werden und damit nicht ein zu großer Theil des Gesammterzeugnisses des Volkes dem Bemühen geopfert wird, aus einer großen Zahl von Gebornen einen verhältnißmäßig kleinen Zuschuß zu der Zahl der selbstständigen Mitglieder der Nation zu liefern.

Das zweyte Heft des angeführten Werkes macht es sich zur Aufgabe, die Ausdehnung der verschiedenen Arten des Grundeigenthums, so wie die Größe der einzelnen Güter in dem eigentlichen Königreiche Dänemark nachzuweisen. Die Angaben sind nach den einzelnen Pfarrgemeinden gesondert und erst aus diesen Tafeln über die Aemter, Stifter und Provinzen zusammengestellt. Als Maaßstab der Vergleichung der einzelnen Besitzungen legte die Commission das noch geltende Matriculs-Hartkorn zum Grunde. Es ist dieß eine Ertragsschätzung in Getreid, nach welchem Grund und Boden seit 1690 mit wenig Veränderungen in Dänemark zur Steuer gezogen und nach welcher auch dessen übrige proportionale Lasten berechnet werden. Zwar hat man eben jetzt eine Regulirung dieser alten Bestimmungen im Werke; die vorliegende Arbeit bezieht sich aber noch auf das geltende Hartkorn.

(Schluß folgt.)

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Fortsetzung.)

Die Nepalesen, welche niemals von den Muhamedanern unterworfen wurden, halten sich für die einzigen wahren Hindu. „Unten in den Ebenen," bemerkte ein Richter von Kat'hmandu dem englischen Residenten, „sprechen sie bloß von den heiligen Büchern; wir hier oben in den Gebirgen handeln darnach." Als die Maharatten im Jahre 1817 unterlagen, beschworen sie den Theil der Bevölkerung Nepals, welcher sich zum Brahmanismus bekennt, die Religion der Voraltern rein zu bewahren, sie gegen Muhamedaner und Frengis (Europäer) mit aller Macht zu vertheidigen. Die Engländer suchten bis jetzt vergebens, die mildere Praxis Hindostans auch in diesem Berglande einzuführen und die Verbindung der Eingebornen mit dem herrschenden Volke zu erleichtern. Jede geschlechtliche Verbindung eines zu den vier Kasten gehörigen Individuums mit einer Person, die niemals zu einer Kaste gehörte oder ihre Kaste verloren hat, wird heutigen Tags noch in Nepal mit dem Tode bestraft. Die Kasteneintheilung, das Fundament des indischen Staates, soll ganz in der Art, wie sie in den Gesetzen des Menu bestimmt ist, aufrecht erhalten werden.

Die Alterthümer des chinesischen Reiches aus den Zeiten der drey ersten Dynastien bestehen großentheils in Gefäßen, welche bey verschiedenen religiösen und bürgerlichen Ceremonien im Gebrauche waren. Auf diesen Gefäßen befinden sich Inschriften und symbolische Abbildungen, — die ältesten Ueberbleibsel der chinesischen Schrift und Literatur. Abbildungen dieser Gefäße und anderer Monumente aus den Zeiten der drey ersten Dynastien finden sich in einem chinesischen Werke von sechzig starken Bänden, Po-ku-tu, das heißt eine Fülle von Abbildungen, überschrieben. Hr. Thoms, der in Macao das chinesische Wörterbuch des Dr. Morrison gedruckt und den bekannten chinesischen Roman in Versen mit mehreren lehrreichen Beylagen herausgegeben hat liefert in dem ersten und den folgenden Heften mehrere lehrreiche Auszüge aus diesem seltenen, kostbaren Werke des Mittelreiches. Diese Auszüge sind von den Abbildungen der Gefäße und ihren Inschriften begleitet. — Roberts Notiz über den Wagen, worauf die Hindu in Ceylon das Bildniß einer Gottheit (welcher wird nicht gesagt) herumführen, enthält keine neuen Thatsachen. Die Götter wurden zu allen Zeiten und bey allen Völkern, bey den Assyrern, den Aegyptern und unsern

Digitized by Google

Vorfahren zu gewissen Zeiten in Processionen herumgetragen. Athanarich, ein König der Westgothen († 382) befahl, daß die Bildsäule eines gothischen Gottes auf einem Wagen vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigen herumgeführt werde; weigerten sie sich niederzufallen und zu opfern, so sollte ihnen das Haus über dem Haupte angezündet werden (Grimm, deutsche Mythologie 74).

Obgleich die jetzt in China herrschende Dynastie der Mandschu, tungusischen Stammes, sich ganz den chinesischen Gesetzen, den Staatseinrichtungen und religiösen Gebräuchen gefügt hat; so ist die Masse der Nation ihr nichts desto weniger feindlich gesinnt. Es giebt mehrere Gesellschaften innerhalb des Reiches und in allen Ländern des östlichen Asiens, wo sich Chinesen niedergelassen haben, deren Endzweck es ist, die Mandschu in ihr Heimathland längs des langen weißen Berges zurückzutreiben und eine chinesische Dynastie auf den Thron des Mittelreiches zu erheben. Unter diesen, wie man sich leicht denken kann, von der herrschenden Dynastie sehr verfolgten Gesellschaften sind die der weißen Wasserlilie und der Dreyeinigkeit uns am besten bekannt geworden. Der Himmel, die Erde und der Mensch sind nach der Ansicht der Confucier die drey vorzüglichsten Wesen des Alls; nach ihnen nannten sich nun diese chinesischen Revolutionärs, Gesellschaft zur Dreyeinigkeit. Der protestantische Missionär Milne hat in dem ersten Bande der Abhandlungen der Gesellschaft (S. 240) eine kurze Geschichte dieses Demagogenbundes mitgetheilt. Im Jahre 1828 fand man auf dem englischen Kirchhofe zu Macao ein chinesisches Dokument, welches sich sicherlich auf diese Gesellschaft bezieht. Es wurde von Dr. Morrison der asiatischen Gesellschaft mitgetheilt, die es in ihrem Journale abdrucken ließ. Dieses Aktenstück enthält höchst wahrscheinlich die Worte, welche bey der Aufnahme neuer Mitglieder in die Dreyeinigkeitsgesellschaft gesprochen werden. Es sind zehn Verse, die sich alternirend reimen und lauten zu deutsch ungefähr folgendermassen:

Groß und herrlich war des Himmels Hof,
Groß und mächtig war das Mittelreich,
Alle Völker kamen, — den Tribut
Tausend Staaten brachten dar zugleich.
Und nun liebe Freund', o bittre Schmach
Barbaren gebieten über euch!
Werbet Truppen, Rosse kaufet auf,
Schaffet was im menschlichen Bereich.
O ihr Krieger hier sind Schwert und Pfeil,
Laßt uns enden dieser Mandschu Reich.

Alexander Burnes giebt einige Notizen über ein merkwürdiges Hospital für Thiere in Surat. Man findet hier nicht bloß Ochsen, Kühe, Ziegen und Schaafe, welche durch freywillige Beysteuer der Banjanen ernährt werden, sondern auch einen eigenen Behälter für allerley Gewürm und Ungeziefer, das hier in so großer Anzahl neben einander haust und wimmelt, wie der Sand im Meere. In der Stadt Anjar in Cutch sah Burnes auch eine solche Anstalt für Ratten, wo deren wohl mehr als 5000 neben einander waren. Um sie zu unterhalten wird eine Taxe erhoben, wozu alle Einwohner des Ortes beysteuern müssen. — Die religiösen und bürgerlichen Zustände der Tscherkessen, ein Volk, das in den neuesten Zeiten so vielfach besprochen wurde, sind vortrefflich geschildert von einem Deutschen Namens Tausch, welcher acht Jahre lang zu Pschad unsern des Hafens Gelendschik in amtlicher Thätigkeit war (official capacity). Wir ersehen hieraus, daß die Tscherkessen in zehn Stämme zerfallen, deren Sitten und Gebräuche sich im Ganzen vollkommen gleichen. Sie sind zu irgend einer Zeit, — wann konnte bis jetzt noch nicht erforscht werden, — zum Christenthum bekehrt worden. Das Christenthum, wie es heutigen Tags beschaffen ist, enthält aber eine starke Mischung von einheimischem Aberglauben. Hr. Tausch fand, daß die Frauen der Tscherkessen weit hinter dem Rufe der Schönheit zurückbleiben, dessen sie sich in Europa erfreuen. Die ganze Literatur dieses Volkes besteht in Liedern, worin die Thaten verstorbener Helden gepriesen werden. Die Kinder werden als das Eigenthum des ganzen Volkes betrachtet. Die Aeltern haben kein Recht, ihre Erziehung zu leiten. Sobald ein Kind geboren wird, meldet sich einer oder der andere aus dem Volke, welcher die Sorge der Erziehung übernimmt. Dieser öffentliche Erzieher wird Atlik genannt, oder Atalik wie Marigny schreibt, dessen Werk in den Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1837, S. 645 angezeigt wurde. Marigny und Tausch stimmen in der Schilderung der religiösen und bürgerlichen Verfassung, der Sitten und Gebräuche dieses, wir möchten sagen, germanischen Volkes durchgängig überein. Glaubt man doch manchmal ein Kapitel der Germania des Tacitus zu lesen! Die Bevölkerung Tscherkessiens wird von Hrn. Dubois de Montpéreux in dem ersten Bande seiner Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Georgie, en Armenie et en Crimée. Paris 1838, bloß auf 526,000 Seelen geschätzt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nr. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Copenhagen 1837. 108 Bl. 8.

Ueberreste aus der vaterländischen Vorzeit sind auf den Inseln und Halbinseln des germanischen Nordens von jeher wenigstens nicht minder beachtet worden, als auf dem Festlande im Süden. Auch finden sich solche, sie mögen nun in Pergamenten mit schriftlichen Aufzeichnungen, oder in Denkmälern aus Stein und Metall oder in andern Gegenständen bestehen, dort häufiger, und ihr Zusammenhang mit der Gegenwart ist weit weniger zerrissen als hier. Was sich dort aus einer vielseitigern Anschauung, aus reichhaltigern schriftlichen Quellen ergiebt, kann dem, was der Süden in der Art vereinzelter, lückenhafter bietet, nur zu mannigfaltiger Aufhellung und Belehrung gereichen. Darum scheint denn auch dieß kleine, gemeinfaßlich gehaltene Büchlein gar wohl zu verdienen, daß es auch unter uns etwas näher besprochen werde.

Von alten Handschriften, in welchen Aufzeichnungen, die den Norden betreffen, auf uns gekommen sind, finden sich an keinem Punct so viele vereinigt, als in Kopenhagen, besonders durch die auf der Universitätsbibliothek aufbewahrte Sammlung des im Jahre 1730 als dortiger Professor der Geschichte und Archäologie verstorbenen Isländers Arnas Magnäus (Arni Magnusson), der vermöge eines ansehnlichen Legates zugleich dafür sorgte, daß die Schätze dieser Sammlung nach und nach durch den Druck zum öffentlichen Gemeingut werden möchten.

Es ist zwar im Sinne des Testators seit 1760 manches geschehen, mehrere der Hauptmonumente sind allmählich ans Tageslicht gefördert worden; aber immer blieben noch viele, die der Historiker, der Sprachforscher, der Jurist oft und ungerne genug vermißte. Daß dieß nicht bloß im Bereich des Nordens der Fall war, können vielleicht schon die Bemühungen des seligen Gräter und seine Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau bezeugen.

Zudem waren unter den also erschienenen Ausgaben mehrere, wie besonders die auf königliche Kosten veranstaltete der Heimskringla, weniger auf das größere Publicum, als auf das kleine gelehrte oder begütertere berechnet, zum Theil sind sie auch den Forderungen, die in kritischer Rücksicht heutzutage an derley Arbeiten gemacht werden, nicht völlig entsprechend.

Es traten daher im Jahre 1824, wie verlautet, hauptsächlich auf C. C. Rafn's Betrieb, in jener Hauptstadt einige Männer zusammen, die sichs, mit Hinblick auch auf das größere Publikum, zur Aufgabe machten, alle historischen und andere Sagas des alten Nordens sowohl in der Ursprache (zum Gebrauch des gemeinen Mannes auf Island, des gelehrten außer Island), als auch in Uebersetzungen (dänischer und lateinischer) und mit Erklärungen herauszugeben, zugleich aber im Allgemeinen alles, was die Geschichte, die Sprache und die Alterthümer des Nordens beleuchtet, und wodurch Liebe zum Vaterlande erweckt und genährt werden kann, zur nähern Kunde zu bringen. Nachdem für die litterärischen Kräfte gesorgt war — von solchen gieng natürlich auch schon der erste Anstoß aus — ergaben sich bald die pecuniären theils aus den jährlichen Beyträgen der zahlreich hinzutretenden Mitglieder in und außer Dänemark (3 Reichsth. von jedem, der nicht, wie

Digitized by Google

gar Viele, zu größerer Gabe sich erbot, oder 50 Rthlr. ein für allemal erlegte), theils aus den Subscriptionen auf die Werke, die, den geeigneten Ankündigungen gemäß, zur Ausgabe nach und nach an die Reihe kommen sollten.

Es ist bezeichnend für den Bildungszustand auf Island, daß von den 50000 Einwohnern, die diese Insel zählt, sich nicht weniger als 1000, und unter diesen 502 Bauern, zur Abnahme der Sagas in der Ursprache verpflichteten.

Nicht minder bemerkenswerth ist die Erscheinung, daß, was hinsichtlich des übrigen Europa's auf den Gelehrten berechnet war, auf dem Eiland als Volksbuch gesucht werden konnte.

Im Jahre 1829 hatte sich die Gesellschaft f. nord. Alterthumskunde durch ihre Arbeiten bereits so viel Anerkennung verdient, daß ihr von der Regierung das Prädicat königlich beygelegt und im J. 1830 ein jährlicher Zuschuß aus der Staatskasse zugesprochen wurde.

Bis ins Jahr 1837 hat sie herausgegeben an isländischen Texten von historischen auf Begebenheiten, die sich außer Island, besonders in Norwegen, Dänemark, Schweden zugetragen, bezüglichen und nicht in Snorre's Sammlung befindlichen Sagen, unter dem Titel Fornmanna Sögur 12 Bände,

von der dänischen Uebersetzung derselben Sagen, unter dem Titel: oldnordiske Sagaer. 12 Bde.,

von der lateinischen, unter dem Titel Scripta historica Islandorum 7 Bde., von den zwölfen, die geliefert werden sollen.

Dazu können, ihrem Inhalt nach, noch gerechnet werden einige Bände, unter dem Titel: Fornaldar Sögur Nordrlanda, andere unter der Aufschrift Islendinga Sögur, von C. C. Rafn, dem Sekretär der Gesellschaft, in seinem eigenen Namen herausgegeben.

Mit diesen Arbeiten gleichen Schritt haltend, erschien unter dem Titel Tidskrift for Oldkyndighed in dänischer Sprache eine Zeitschrift, in welcher sich werthvolle Aufsätze und Untersuchungen über Gegenstände dieses Betreffes gesammelt finden, gegenwärtig drey Bände in 8°, deren Inhalt so wie jener der obengenannten 27 resp. 36 Bände am Schluße des vorliegenden Leitfadens angegeben ist.

So gleichsam ans Ende des ersten Stadiums ihrer Aufgaben gekommen, das sich die Gesellschaft vorgezeichnet hatte, tritt sie nun in ein zweytes ein, und über dieses sucht sie sich durch den Leitfaden als eine Art Programmes mit dem Publikum vorläufig zu verständigen.

Wie sie bereits eingesehen zu haben scheint, daß ihrer Zeitschrift, durch deren bloß dänische Abfassung der Umlauf in einem weitern, sich für die Sache interessirenden Kreise, sehr erschwert war, und wie sie deswegen von nun an gleichzeitig mit bloß dänisch gehaltenen Annalen auch Denkschriften oder Mémoiren, deren Aufsätze entweder deutsch, oder französisch oder englisch verfaßt seyn werden, herauszugeben beschlossen hat, so hat sie diesen ihren Leitfaden, nach der Uebersetzung von C. Paulsen, auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen Sorge getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anorderde Commission. ꝛc.

(Schluß.)

Ohne diesen Maaßstab mußte eine Parcellar-Vermessung und Bonitirung der Vergleichung der Grundstücke zu Grund gelegt werden, die indeß in Dänemark fehlen. Die Tafeln enthalten nun die Anzahl und (nach dem Hartkorn) die Größe der adeligen completten und uncompletten, *) sowohl privilegirten als unprivilegirten adeligen Güter,

*) Die adeligen Güter (Hovedgaarde) haben außer der Steuerfreyheit gewisse Rechte auf die dazu gehörigen Bauer-güter und sind meist zehentfrey. Sie sind complett, wenn mindestens 200 Tonnen Hartkorn Bauerngüter innerhalb 2 Meilen Entfernung zu ihnen gehören; uncomplett, wenn weniger. Diese genießen etwas geringere Vorrechte.

Digitized by Google

dann in gleicher Weise die freyeigenen, die Erbfestegüter (Bauerngüter mit Erbrecht) und Festegüter *) mit Aufschlüssen über das Zehent-Hartkorn (den steuerpflichtigen Zehentwerth), die Banktaxe der Grundstücke jeder Gemeinde, die Brandassecuranz-Summe der Gebäude, den Betrag des Grundbesitzes der Stiftungen und der Adelsfamilien (Stamhuse), wie viel von den Feste-Gütern hofdienstpflichtig oder hofdienstfrey sind, u. a. Dasselbe bey den Städten. Die Banktaxation bezieht sich auf 1813, alle übrigen Aufschlüsse auf den Anfang des Jahres 1835.

Wir ziehen nun aus diesen Tafeln folgende Data heraus.

1. Im Ganzen beträgt das Hartkorn (mit Weglassung der Brüche) in Tonnen

	privilegirt	unprivilegirt	Summe
Von Aeckern und Wiesen .	48169	324486	372656
Von Waldungen . . .	1967	2641	4608
Von Mühlen . . .	1013	4140	5153
Von königlichen Zehenten .	1928	34491	36428
Von Kirchenzehenten . .	1780	36228	38009

Im Ganzen also 456848 Tonnen Hartkorn. Seit 1796 hat sich das privilegirte (d. h. theilweise lastenfreye) Hartkorn um 10000 Tonnen vermindert.

2. Um eine Vergleichung zwischen dem steuerbaren Ertrage (dem Hartkorn) und dem Areale zu erhalten, wurde die geographische Meile zu 11,861 dänische Ellen, die Quad. Meile zu 10032 Tonnen Land angenommen, wonach schon Berechnungen des Flächeninhalts des Landes vorlagen (richtiger wird die geographische Meile = 11804,6 dänische Ellen gesetzt). **) Hiernach enthält denn das eigentliche Königreich Dänemark 6,777977 Tonnen Land; es kommen also auf die Tonne Hartkorn an Acker, Wiese und Wald im Durchschnitt 18 Tonnen Land. Je nach der Fruchtbarkeit des Bodens entspricht aber die Einheit des Steuerkapitals oder die Tonne Hartkorn in den verschiedenen Provinzen bald mehr bald weniger Tonnen Land.

3) In gleicher Weise *) ist auch die Banktaxe der Grundstücke sehr verschieden, wie folgende Zusammenstellung zeigt.

Provinzen	Tonnen Land auf 1 Tonne Hartk.	Banktaxe einer Tonne Hartk.	Banktaxe einer Tonne Land.	Bevölkerung von 1834 in Städten,	auf dem Land.
Seeland	11,2	508	45	119292	287879
Möen	12,9	565	44	32791	
Bornholm	12,4	442	36	8011	16634
Fünen	10,8	705	66	25176	141886
Langeland	10,9	743	68		
Lolland	9,9	583	59	8667	57519
Falster	10,1	522	52		
Nord Jütland	26,9	596	22	57565	468377
Ganz Dänemark	18	581	32	252502	971295

*) Güter der ehemaligen Leibeigenen, die dem Eigenthümer des Adelsgutes eigenthümlich zugehören, aber gegen ihre Abgabe und seit 1796 fixirte Dienste an Bauern verliehen werden müssen.

**) Die Quad. Meile ist gleich 10104 bayerische Tagwerk; eine dänische Tonne Land ist also 1,605 bayerische Tagwerk.

*) Zur Bestimmung des Antheils an der Bankschuld, welche 1813 den Realitäten-Besitzern zu übernehmen auferlegt wurde.

Digitized by Google

4. In Vergleichung mit der Bevölkerung der einzelnen Provinzen haben Lolland und Falster jenes um 35,2, dieses um 26,1 Proc. mehr Hartkorn, als ihnen nach Verhältniß der Bevölkerung zukäme, Möen und Langeland um 18 und 14,5 Proc. weniger.

5. Eine Angabe wie viel Land als Acker und Wiese, wie viel als Weide ꝛc. benützt wird, war nicht möglich.

Nur für Seeland, Fünen und Falster ist eine Waldfläche von 153,197 Tonnen Land berechnet, wovon aber allein in den königlichen Waldungen über 12600 Tonnen unbewachsen waren.

6. Zehentpflichtig sind

	dem König	der Kirche	den Geistlichen
Tonnen Hartkorn	314889	324072	325986

Geistliche Zehenten und solche Staats- und Kirchenzehenten, welche Geistliche beziehen, sind von der Grundsteuer frey. Die übrigen 284537 Tonnen Hartk. Staatszehent und 307551 Ton. Hartk. Kirchenzehent waren 1834 bis auf 85,950 und 100311 Tonnen Hartkorn theils für immer, theils auf bestimmte Zeit fixirt.

7. Aus der 1813 vorgenommenen Schätzung der Realitäten, Behufs der Haftung für die Bankschuld von 254,440858 Rthlr. und der Brandassecuranz-Summen im Jahre 1834 von 186,609030 Rthlr. schätzt die Commission den Werth des ganzen Grund- und Häuserkapitals auf 441,049888 Rthlr. An Mobilien waren 1834 versichert 11,576400 Rthlr., an Waaren und Effecten 14,108600 Rthlr.

8. Oeffentliche Corporationen besitzen vom Grundeigenthum (Zehent inbegriffen) 52,088 Tonnen Hartkorn; Lehen oder adelige Familien 91,141 Tonnen Hartkorn; jene also 1/9, diese 1/5 des ganzen Betrages.

9. Die adeligen Güter begreifen	35,264	Tonnen	Hartkorn	oder 9	Proc.
Die Freyeigenen	152,570	„	„	„ 40	„
Die Erb-Festegüter	37,334	„	„	„ 10	„
Die Festegüter	145,890	„	„	„ 29	„
Die Stadtbesitzungen	6,209	„	„	„ 2	„

An completten Adelsgütern sind 344 vorhanden, eines im Durchschnitt von 67 Tonnen Hartkorn; an nicht completten 238, eines von 30 Tonnen Hartkorn; an nicht privilegirten 211, eines von 23 Tonnen Hartkorn.

Der übrige Grundbesitz vertheilt sich so:

Zahl der Besitzungen	Freyeigene	Erbfestegüter	Beyde zusammen	Festegüter.
Von 8 Tonnen Hartkorn und darüber	2447	1657	4104	3638
„ 8 — 4 Tonnen Hartkorn	11662	2392	14054	14651
„ 4 — 2 „ „	13251	1048	14299	12617
„ 2 — 1 „ „	8333	905	9238	2361
unter 1 Tonne Hartkorn, so wie Häuser mit Land ohne Hartkorn	27996	3926	31922	8480
Häuser ohne Land	10546	3405	13951	12606
Zusammen:	74235	13333	87568	68960

Es erhellet, daß wiewohl die Theilung des Grundbesitzes bey den freyeigenen Gütern weiter geht, als bey den Festegütern (den zu Adelshöfen gehörigen) sie doch noch keinen bedenklichen Grad erreicht hat.

Von der Gesammtsumme des Hartkorns der Festegüter sind 67422 Tonnen hofdienstfrey, 78468 dienstpflichtig; die letztern betragen also vom ganzen Grund und Boden 21 Procent.

F. B. W. Hermann.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nr. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Copenhagen 1837. 108 Bl. 8.

(Fortsetzung.)

Der erste Abschnitt desselben, von N. M. Petersen verfaßt, bespricht den Umfang und die Wichtigkeit der altnordischen Litteratur, in dem zweyten gibt C. Thomsen eine Uebersicht über Denkmäler und Gegenstände des Alterthums, die namentlich darauf berechnet ist, zu verhüten, daß nicht fürderhin im Norden, wie in Deutschland, wo sich nicht wenig ganz Aehnliches findet, so viele alterthümliche Gegenstände bey ihrem zufälligen Auffinden ohne weiters dem Schmelztiegel übergeben oder als unnütz und werthlos weggeworfen werden.

Ganz gewiß steht, wie Petersen anhebt, schriftliche Aufzeichnung weit über allen andern Mitteln, Denkwürdiges der gegenwärtigen Zeit auf die Nachwelt zu bringen. Die schriftlichen Monumente, die auf uns gekommen, sind um so höher zu schätzen, als anzunehmen ist, daß sie bey der frühern Schwierigkeit sie zu vervielfältigen, von der wir durch die Buchdruckerkunst Verwöhnten keinen Begriff haben, gerade zu dem Vorzüglichsten ihrer Zeit gehörten, worauf die vornehmsten und gebildetsten Männer des Landes einen Werth gelegt haben müssen.

Die altnordische Litteratur dreht sich um Fragen, um welche sich auch das griechische und römische Alterthum vorzugsweise bewegte, Fragen, welche den Menschen betreffen. Mythologie, Sprache, Geschichte, Philosophie, bilden im Ganzen die Arena der klassischen Litteratur. So enthält die altnordische zunächst nur religiöse, historische und linguistische Elemente; die philosophischen mangeln; mehr von ihr zu fordern, als sie ihrer Natur zufolge leisten kann, würde unbillig seyn.

Und so bleibt sie denn, wie in der Hauptsache auch die klassische Litteratur, außerhalb des großen Gebietes, das der Menschengeist in neuerer Zeit hinzu erobert hat, dem der Kenntniß der Welt mit allen ihren Theilen, oder überhaupt der Geschichte der Natur.

„Die religiösen Elemente oder die Ueberbleibsel, die man noch von Odins Lehre hat, welche vor dem Christenthum im ganzen Norden verbreitet war, sind in den beyden Edda'n enthalten, der ältern, metrischen oder Saemunds Edda, und der jüngern prosaischen oder Snorre's Edda, wie sie nämlich nach ihren vermeintlichen Sammlern genannt werden.

Wenn jedes ältere Religionssystem, jede Mythologie unter die Haupterscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes gehört, um so gewisser auch die unserer eignen Stammvordern. Und je lückenhafter, dunkler die Zeugnisse über sie sind, desto größer ist der Reiz ihr auf den Grund zu kommen. Man hat verschiedene Wege eingeschlagen, dieses unserm Norden eigenthümliche Geslecht von Mythen zu erklären: einen geschichtlichen, dem zufolge die Götter einst Menschen gewesen, die ihren Zeitgenossen Wohlthaten erwiesen oder wohl gar, wie Einige wollten, sich selber für Götter ausgegeben haben, und in beyden Fällen nach ihrem Tode als solche verehrt worden sind; einen geographischen, dem zufolge die göttlichen Wesen, von denen die Mythologie spricht, einst wirkliche Völker auf der Erde waren, und die Mythen also Erinnerungen an Begebenheiten, die bey Verbindungen oder Kriegen zwischen diesen Völkern vorgefallen; einen astronomischen, dem zufolge es vornemlich die Vorstellungen der Alten von der

Digitized by Google

Welt, ihrer Entstehung, und den Veränderungen der Himmelskörper war, mit Allem, was im Leben der Menschen davon abhängt, welche sie in die mystischen Formen der Mythen kleideten, aus welchen also die Grundideen, wenn die Forschung nicht ermüdet, sich wieder entwickeln lassen; einen physischen, nach welchem die Alten nicht sowohl die Veränderungen der Natur im Großen, als vielmehr die Verbindungen der einzelnen Stoffe, deren Kampf und Streit, in ihren Mythen darstellen wollten; endlich einen allegorisirenden, entweder so, daß die Götter als personificirte Wesen zu betrachten wären, so daß bald die Vorstellungen und Gefühle des Menschen allegorisirt wären, bald die Natur, oder so, daß es eigentlich nicht der Mensch im Allgemeinen und der Nordländer insbesondere wäre, der unter personificirten Formen dargestellt würde, sondern im Gegentheil die ganze Weltgeschichte, ja sogar der Charakter und die Begebenheiten der fernsten Völker.

Nicht minder verschieden sind die Ansichten, die sich in Bezug auf das Alter und den Werth der nordischen Mythologie geltend zu machen gesucht haben. Einige z. B. fanden, die nordische Götterlehre sey die älteste in der Welt, aus welcher selbst die ägyptische, griechische und römische ihren Ursprung hätten; Andere dagegen glaubten, sie sey weiter nichts als pure Erdichtung, im Mittelalter aus lateinischen Schriftstellern und Dichtungen zusammengeschmiedet, so daß nur einige unwissende und fanatische Menschen sich zur Belustigung ein geflissentlich erdichtetes altnordisches Pantheon gebildet hätten."

Von all diesen Ansichten hat bisher keine unter einer vorurtheilsfreyen Kritik Stich gehalten. Man wird wohl auf allen angedeuteten Wegen zugleich vordringen müssen, um am Ende auf die Vorstellungen zu kommen, unter welchen sich jedes jugendliche, noch mehr sinnliche als geistige Volk, nach Maaßgabe der eigenthümlichen Natur, die es umgiebt, die großen, ewigen Fragen über Entstehen und Vergehen der Dinge, über Leben und Tod und was darüber hinaus der Mensch hofft oder fürchtet, zu beantworten versucht. Eine Vergleichung dieser Vorstellungen wird nachgerade auch dahin führen, daß aus den Mythologien der Völker nicht minder als aus ihren Idiomen Schlüsse gezogen werden dürfen auf ihren Zusammenhang oder Nichtzusammenhang in Zeiträumen, welche über alle sonstige Geschichte hinaufreichen.

Daß sich im Norden so viele Ueberbleibsel der Art erhalten haben, muß auch für Deutschland als ein Glück betrachtet werden. Denn was wüßte es sonst über die vorchristliche Religion seiner Bewohner, von welcher ihm aus unverwerflichen historischen Zeugnissen fast nur so viel gewiß ist, daß sie eine und dieselbe war mit der des Nordens.

„Außer den eigentlich mythischen Gesängen findet sich in der ältern Edda eine fast zusammenhängende Reihe historischer Gesänge, die ein Heldengedicht bilden, welches für den Nordländer dasselbe seyn muß, was die homerischen Gedichte für die Griechen. Will sich jemand einen Begriff von der Größe und Kraft der Vorzeit bilden, der lese diese! Sie glühen nicht wie des Südens Poesie, aber sie ergreifen; sie bestehen nicht aus gerundeten Versen, die wie Bäche in verschiedene Richtungen zwischen blumenreichen Ufern ausströmen, sondern sie stehen gleichsam zu festen Formen erstarrt da, wie hohe Eisgebirge, welche hoch hinauf in den unendlichen Raum ragen, und an deren Fuß das Unglaubliche vorgeht, und das Gräulichste, was Menschen sich vorstellen können, geschieht. Wenn man diese Gedichte in spätern Bearbeitungen von Grundtvig und La Motte-Fouqué liest, wird man eine Vorstellung von dem Erhabenen und Erschrecklichen erhalten, was in dieselben niedergelegt ist, aber noch mehr, kommt es uns vor, wird man sie in ihrer einfachen Größe kennen lernen, indem man eine treue Uebersetzung liest, welche nur darauf ausgeht, sie so wörtlich als möglich wieder zu geben, ohne die äußern Mittel der Dichtkunst zu Hülfe zu nehmen. Diese Gedichte in derselben Einfachheit, und doch mit derselben dichterischen Schönheit zu geben, welche sie in der Grundsprache haben, ist eine Aufgabe, die nur der größte Dichter zu lösen im Stande ist."

Nach den Edda'n kommen die geschichtlichen Denkmäler zu beachten.

Die dem Norweger eigene Neigung, Erzählungen zu hören, brachte er als Ansiedler auch nach Island mit. Erinnerungen an das Stammland giengen von Mund zu Mund, zuerst in Form von Gedichten, allmählich aber in Prosa aufgelöst, in welcher nur die schlagendsten Stellen mitunter die metrische Form behaupteten.

„Mit Norwegen stand Island in fortwährender Verbindung, ohne davon abhängig zu seyn; die isländischen Häuptlinge und andere angesehene Männer segelten dorthin, und Islands Küsten wur-

den wieder von Kaufleuten aus Norwegen besucht. Von Norwegen zog der Isländer als Krieger und Skalde auch nach den übrigen nordischen Ländern, Schweden und Dänemark; von da nach den wendischen und östlichen Ländern; auf den Inseln bey Schottland hatte er zum Theil seine Verwandten; in England herrschte eine der nordischen sehr ähnliche Sprache. Als Krieger und Skalde nahm er selbst Theil an den Begebenheiten, die er besang."

Auf diese Art wurde der geschichtliche Stoff, welcher aus dem ganzen Norden geholt war, allmählich auf Island gesammelt. Mit dem Christenthum wurde die eigentliche, die unbehülflichern Runen ersetzende Schreibkunst eingeführt, und nun konnte auch die längere Saga aufgeschrieben und vervielfältigt werden. Mit dem Christenthum kam auch die Verbindung mit Rom, mit dem lateinischen Europa überhaupt. Die Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur führte von den bloßen Sagas nach und nach zu förmlicher Geschichtschreibung. Are Frode ordnete die vorhandenen Erzählungen zu einem chronologischen Ganzen.

Saemund Frode that Aehnliches für die Geschichte von Norwegen. Und so kam endlich Snorre, Sturles Sohn, mit dem wichtigsten geschichtlichen Werke, welches die isländische Litteratur besitzt, mit der Sammlung norwegischer Königsagas, insgemein Heimskringla (Weltkreis) genannt nach den ersten Worten, mit denen sie beginnt.

Nicht darin besteht Snorre's Verdienst, daß er mühsam die Materialien sammelte, dieß war schon vor seiner Zeit geschehen, aber darin, daß er den historischen Stoff pragmatisch verband und entwickelte, daß er aus seinen Quellen mit Kritik, Geschmack und ohne Vorurtheil schöpfte, und Allem durch seine Darstellung Geist und Leben gab. Aber um die Schönheiten in diesem Werke recht beurtheilen und fühlen zu können, dazu gehört eine kritisch genauere Ausgabe, als wir bisher haben. Eine solche und eine ihr entsprechende Uebersetzung wird von der Gesellschaft veranstaltet werden. Ebenfalls hauptsächlich auf die Geschichte von Norwegen bezieht sich die Reihe von Sagas, welche die Gesellschaft unter den Namen Fornmanna Sögur bereits herausgegeben hat, wie denn auch die von

Rafn unter dem Titel Fornaldar Sögur Nordrlanda besorgte Sammlung wichtige Beyträge zur ältern Verfassung dieses Landes liefert.

Indessen auch für die Geschichte Dänemarks sind beyde Sammlungen von Wichtigkeit; in Verbindung mit Saxo Grammaticus bilden sie die Grundlage für unsere Kenntniß dieses Landes in den ältesten Zeiten. Hätten wir nicht Rolf Krake's Saga, Ragnar Lodbrok's Saga, die Erzählungen von Stärkodder und mehrere dergleichen geschichtliche Bruchstücke, so würden wir niemals im Stande gewesen seyn, die Erzählungen und Gesänge zu verstehen, welche Saxo aufbewahrt hat. Endlich handelt eine ganze, die Knytlinga Saga, allein von Dänemark, und umfaßt gerade die Zeit von Harald Blauzahn bis Knut den sechsten, oder den Zeitraum, welchen Saxo vorzüglich behandelt hat.

Eine andere Reihe Saga's, deren Herausgabe bevorsteht, sind die, welche von Island selbst handeln. Das Interesse und die Wichtigkeit, welche diese haben müssen, entspringt theils aus der Aufmerksamkeit, welche das Volk verdient, theils aus ihrem eigenthümlichen Inhalt und aus dessen Behandlung.

(Fortsetzung folgt).

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Schluß.)

Hr. Dübois, der dieses Land unter russischem Schutze besuchte, konnte aber von den innern Verhältnissen Tscherkessiens nicht viel und dieß nur vom Hörensagen erfahren. Tausch und Marigny hingegen, welche Tscherkessenhäuptlinge als Konak oder Gastfreunde hatten, sahen Land und Leute mit eigenen Augen. Strabo (XI. 2) und Arrian im Periplus kennen die Tscherkessen an der Nordostküste des schwarzen Meeres; sie werden von ihnen Zygien (Ζυγοί) genannt und als ein wildes vom Raube lebendes Volk geschildert. Chalcondylas, im fünfzehnten Jahrhundert ist unseres Wissens der erste Schriftsteller, der ihrer unter ihrem jetzigen Namen (Τζάρκασοι) erwähnt. Prof. Senkowski leitet das Wort von dem Persischen

Digitized by Google

Scherkesch her, welches einen Anführer und Räuber bedeutet (Eichwald Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus. Berlin 1838 II. 516). Wir haben übrigens eine in den wesentlichsten Puncten mit den neuen Berichten übereinstimmende Beschreibung der Tscherkessen unter dem Namen der Zochi von dem Genueser Giorgio Interiano a. d. 15ten Jhrhdt. Sie ist abgedruckt in der bekannten Sammlung des Ramusio II. 196. Es waren damals noch Geistliche unter den Tscherkessen, welche sich beym Gottesdienste der griechischen Sprache und Schrift bedienten; sie verstanden aber kein Wort von dem was sie sagten. Es giebt unter den Tscherkessen, sagt Interiano, Adelige, Vasallen und Sklaven; die Adeligen stehen in großem Ansehen und sind beynahe immer zu Pferde. Sie dulden nicht, daß ihre Vasallen sich der Pferde bedienen. Haben sie deren, so nimmt sie der Adel weg und gibt ihnen Ochsen dafür. Der Adel, so will es ihre Sitte, soll kein Geschäft, keinen Handel treiben, sondern bloß auf Raub ausgehen und diesen verkaufen. Die einzigen würdigen Beschäftigungen des Edlen seyen das Volk zu regieren, und es zu vertheidigen, auf die Jagd zu gehen und in den Krieg zu ziehen. Glaubt man nicht eine Schilderung der gesellschaftlichen Zustände des europäischen Mittelalters zu lesen? Eine vollständige Uebersetzung des Berichtes des Giorgio Interiano würde unter den jetzigen Verhältnissen vielfaches Interesse gewähren.

James Bird theilt den Inhalt einer in persischer Sprache geschriebenen Geschichte von dem Küstenlande Guzerate oder Surastra (Lassen, zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien. Bonn 1838. S. 231) mit. Der Verf. des Mirat-i-Ahmadi, Muhammed Ali Chan, lebte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts und gibt eine ins Einzelne gehende Darstellung aller physischen und historischen Verhältnisse dieses höchst interessanten Landes. Dieses Werk wird später auf Kosten der asiatischen Gesellschaft in einer Uebersetzung erscheinen und vier starke Octav-Bände füllen. — Aus der Analyse eines in Calcutta erschienenen Werkes über die Erbschaftsgesetze der Hindu, das von einem Eingebornen in der Catechismusform nach europäischen Mustern verfaßt wurde, erfahren wir, daß nach dem Glauben der Hindu der Zustand der verstorbenen Vorfahren von den Opfern abhängt, welche die männlichen Nachkommen auf dieser Welt ihnen darbringen. Deßhalb heißt es in einem Upanischad: Ein Brahmane übernimmt gleich nach seiner Geburt eine dreyfache Schuld; heiliges Studium schuldet er den Weisen der Vorzeit, Opfer den Göttern und Nachkommen seinen Vorfahren. Nur dieser hat seine Pflicht erfüllt, welcher Vater ist eines Sohnes, der Opfer dargebracht und die heiligen Schriften studiret hat. Deßhalb muß jeder, der selbst keine männlichen Erben hat, einen Sohn annehmen. In dem ersten Buche des Mahâbhârata wird ein Einsiedler aufgeführt, welcher in eine unterirdische Höhle kommt und daselbst seine Vorfahren gerade in dem Momente findet, in welchem sie von der himmlischen Wohnung hinabsinken in die unterirdischen dunklen Regionen. Auf seine Frage, wer sie wären, antworteten sie: Wir sind Weise ausgezeichneter Heiligkeit; da aber unser Stamm zu Ende geht, o Brahmane, so müssen wir hinab unter die Erde. — Wir finden hier einen kurzen Lebensabriß des bekannten Siebenbürgers Csoma Körösi und eine Darstellung der Umstände, unter welchen der unglückliche Professor Schultz von Darmstadt in Kurdestan im Herbste 1829 sein Leben verloren hat, wie dieß zu seiner Zeit die öffentlichen Blätter berichtet haben. Es ward die ganze Begleitung des Professors Schultz, in sieben Personen bestehend, gemordet. Unter den Kurden, welche sunnitische Mohamedaner sind, leben eine große Anzahl nestorianischer Christen, die von einem Obern aus ihrer Nation, Malik genannt, regiert werden; auch Armenier findet man hier, die sich mit dem Landbaue beschäftigen. Solche armenische Bauern erhielten den Auftrag, die Todten zu bestatten, durch welche dann einige armenische Geistliche auf persischem Gebiete den ganzen Hergang dieser für uns traurigen Begebenheit erfuhren. —

Das Merkwürdigste an der Geschichte der Dichter in Dekkan ist wohl, daß sie in englischer Sprache und wie es scheint in einem sehr reinen Style von einem Hindu geschrieben wurde. Cavelly Venkata Ramaswami hat selbst von Aristoteles und Hermogenes etwas gehört. Seine Vorrede beginnt folgendermaßen: „Da nach Aristoteles die ganze Dichtkunst bloß in der Nachahmung besteht, und wenn die Bemerkung des Hermogenes wahr ist, daß das sinnlich Angenehme das Schöne hervorbringt, so können wir keinen Strich auf Erden finden, welcher zu poetischen Erzeugnissen geeigneter wäre als die indische Halbinsel. Hier ist die Landschaft so erhaben und entzückend, daß sie die menschliche Seele zu den erhabensten und schönsten Gefühlen begeistert. Hier blüheten demnach in verschiedenen Perioden die ausgezeichnetsten Dichter.“ N.

Berichtigungen.

In Nr. 24. ist zu lesen: S. 193. Z. 8. v. unt. Concretheit st. Concetheit. S. 198 Z. 16 v. u. abspiegle st. abspiegelte. S. 200 i. d. Mitte psychologischen st. physiologischen. — In Nr. 25. S. 208 Z. 6 Gedankenscheinen st. Gedankenscheinen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nr. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, etc.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist es nicht bloß die Geschichte der nordischen Reiche, welche, ohne der Isländer Schriften fast nicht vorhanden, aus ihnen Nahrung ziehen muß; auch das östliche, westliche und südliche Europa kann in diesen Quellen wichtige Beyträge zur Geschichte, Erdbeschreibung und Alterthumskunde im Allgemeinen finden. Der Isländer wanderte mitten durch Europa nach Rom; Deutschlands und Italiens Geographie mußte daher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden, und Herfard als Sitz der Gelehrsamkeit wird, z. B. zuerst in den Schriften der Isländer erwähnt. Die genaue Verbindung, welche zwischen dem Norden und Rußland, den wendischen Ländern, England, Schottland und Irland statt fand, bringt es geradezu mit sich, daß die Geschichtschreiber dieser Länder in den wichtigsten nordischen Quellen forschen müssen, wo sie bald über Orte, bald über die Zeitrechnung Bemerkungen finden, aber auch über wichtige geschichtliche Ereignisse, deren Glaubwürdigkeit durch Vergleichung gewinnen oder verlieren muß. Ein Zeitpunct in der russischen Geschichte (um ein Beyspiel von mehrern zu nehmen) wird durch die Eymunds Saga aufgeklärt, die Geschichte der wendischen Länder durch alle Saga's, welche von Norwegen und Dänemark handeln; die Englands, Schottlands, Irland's zugleich durch die über Island; die spanische durch Hakon Jarls Saga u. s. w.

Durch die Reisen nach Miklagard (Constantinopel) und Palästina wird auch das griechische Kaiserreich und Vorderasien mit in den Kreis gezogen, und es wird immer für die Geschichte der Entdeckungen merkwürdig seyn, daß die zweifelsohne ältesten Nachrichten von Amerika, ehe dieses durch Columbus von neuem bekannt wurde, von den Isländern aufbewahrt sind. Hiedurch und durch die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß Columbus entweder in England oder unter seinem Aufenthalt auf Island selbst, indem er die Erinnerungen, die man noch in alten Erzählungen von jenem Welttheil hatte, erfuhr, in seiner Meynung von dem Daseyn westlicher Länder bestärkt wurde, reicht denn die alte nordische Geschichte der neuen Zeit die Hand.

An die eigentlich historischen Schriften über Island knüpfen sich die isländischen Gesetze. Gerade durch diese wird die Glaubwürdigkeit der Sagas in vielen Beziehungen bekräftigt, und erst durch beyde zusammengenommen läßt sich ein deutliches Bild gewinnen von dem Leben im Norden und von den nordischen Völkern. Insbesondere lehren diese Gesetze, daß der gesellige Zustand jener fernen Zeit schon ein sehr geregelter war. Da findet sich Manches was selbst in unseren gepriesenen Tagen hie und da vermißt wird, z. B. die Sorge, die Gesetze zur Kenntniß nicht bloß Einzelner, sondern der Gesammtheit, die darnach leben sollte, zu bringen, und sie so gleichsam zum geistigen Eigenthum des ganzen Volkes zu machen. Sogar in Bezug auf die Thiere spricht sich in ihnen eine Humanität aus, die wenigstens weder Rohheit, noch Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Mitgeschöpfe anzeigt. Für sich allein betrachtet, müssen sie dem Denker lehrreich seyn als die Bestrebungen eines von der übrigen Welt abgesonderten, sich selbst überlassenen Volkes, seinen geselligen Zustand zu ordnen; zusammengehalten mit der Gesetzgebung des übrigen Nordens sowohl als

Digitized by Google

des südlichern Europa, namentlich dem römischen Recht, müssen sie als ein ganz selbstständiger lebensfrischer Vergleichungspunct für den historischen Rechtsforscher einen eigenthümlichen Werth behaupten.

Endlich kommt, wo von der Wichtigkeit einer Litteratur die Rede ist, besonders auch die Sprache, in welcher sie niedergelegt ist, als solche in Betracht. Sie ist nicht weniger als das, wozu sie als bloßes Mittel dient, eine große Erscheinung, ein Zweck an sich. Das weiß jeder, dem es je darauf angekommen, eine Sprache nicht nur so, wie sie eben zum Gebrauche vorliegt, sondern in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte kennen zu lernen. Die isländische Sprache, weiland die aller drey nordischen Reiche, denn das Dänische, Schwedische, Norwegische sind nur, hauptsächlich durch Berührung mit Deutschland entartete Töchter derselben, gewährt eine, wohl in wenig andern Idiomen nachweisbare Erscheinung, die nämlich, daß sie sich auf jenem fernen Eiland durch einen fast tausendjährigen Zeitraum so gut als unverändert im Munde des Volkes lebend erhalten hat.

Daß eben auf sie der über seine Mundart nachdenkende Normann, Däne, Schwede bey jedem Schritt zurückkommen müsse, liegt am Tage. Aber nicht viel minder wichtig ist sie dem Engländer, in dessen Sächsisches aus der Zunge der frühern erobernden Normannen oder Dänen, wie sie damals hießen, ein bedeutendes Contingent geflossen ist. Daß sich aus ähnlicher Veranlassung selbst in Frankreich, ja auf Sicilien einzelne nordische Elemente finden werden, lassen wir unberührt. Welchen Werth endlich der Deutsche auf diesen alten, im Norden zu so eigenthümlicher und reicher Gestaltung erwachsener Zweig des germanischen Gesammtstammes legen müsse, weiß ohnehin jeder, der mit den neuesten Bemühungen deutscher Sprachforschung nur einigermaßen bekannt ist.

Haben wir hiemit, größten Theils in Worten des Leitfadens selbst, das Wesentlichste von dem gegeben, was er über die Wichtigkeit der altnordischen schriftlichen Ueberbleibsel lehrt, so versuchen wir nun auf dieselbe Art von dem, was im zweyten Abschnitt über nichtschriftliche Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit des Nordens gesagt ist, einen Begriff zu geben.

Stehen solche Denkmäler jenen schriftlichen in den meisten Rücksichten weit nach, so haben sie doch auch ihre eigenthümlichen Vorzüge. Sie können, insbesondere was ihr Alter betrifft, auf Zustände zurückreichen, von welchen noch kein Pergament berichtet; sie bringen uns in so zu sagen körperliche Berührung mit der grauesten Vorzeit. Ein Grabhügel, ein einsamer Steinkreis, ein steinernes Geräthe, ein metallener Schmuck, aus der verdeckten Grabkammer aufgegraben, gibt uns ein lebendigeres Bild vom Alterthum als Saxo od. Snorri, die Edda'n oder Tacitus' Germania.

Ist zwar die Sprache, in welcher solche Gegenstände, so lange sie vereinzelt daliegend betrachtet werden, zu uns reden, eine sehr einsylbige, sie kann beredter gemacht werden dadurch, daß dieselben mit einander in Verbindung gesetzt, nach Stoff und Form und Fundorten verglichen und zur Uebersicht gebracht werden. Viel kann in dieser Hinsicht mittels Herstellung von Sammelanstalten, Antiquarien, Museen, *) oder wie sie genannt werden mögen, geschehen; aber gewiß nicht weniger mittels öffentlichen Besprechens durch Schriften und Abbildungen, wie es in diesem Leitfaden auf eine sehr faßliche Weise statt hat.

Zuerst ist die Rede von den Grabhügeln und Grabstellen als Denkmälern, die im Norden, wie fast in allen Ländern unter die ältesten gehören.

Fast in allen Gegenden des Nordens findet man Hügel, die von Menschenhänden aufgeworfen sind, größere und kleinere in großer Menge, die meisten an der Seeküste, besonders an solchen Stellen, wo man Aussicht nach dem Meere, oder wenigstens nach einem Arm desselben hat, dagegen die wenigsten an Stellen, wo jetzt Moore oder Wiesgründe sind. Häufig trifft man sie auf den jetzigen Haiden, öden Plätzen, die nun zum Theil mit Haidekraut und Flugsand bedeckt sind. Allerdings konnten einige dieser Hügel andere Bestimmungen haben, z. B. die von festgesetzten Puncten, auf denen feindliche Einfälle durch angezündete Holz-

*) Die wichtigsten für den Norden befinden sich in Copenhagen, Bergen, Christiania, Stockholm, Lund und Kiel.

stösse signalisirt wurden, von Stätten, die zu religiösen und gerichtlichen Handlungen auserſehen waren. Dennoch darf man annehmen, daß die allermeisten Hügel, die sich als das Werk von Menschenhänden ausweisen, Grabstätten gewesen sind. Das Volk in Dänemark hat verschiedene Benennungen, solche Hügel nach ihrem Ansehen zu bezeichnen z. B. Aettehöie (Hügel für ein ganzes Geschlecht), Jaette-stuer (Riesenstuben), Troldestuer (Unholdenstuben), Jünovur (Hünenöfen), Steenkamre, Steenkister (Steinkammern, Kisten) Dysser (Steinhaufen). Der Leitfaden theilt sie in vier Klassen ein, in 1) runde, 2) länglichte Grabhügel, 3) in Steinhügel, 4) niedrige Grabhügel.

1) Die runden Grabhügel sind die allgemeinsten und über den ganzen Norden verbreitet. Einige der ansehnlichsten sind unten mit einem oder zuweilen mit mehreren Kreisen großer Steine umsetzt. Die meisten können im Verhältniß zu ihrem Umkreise hoch genannt werden.

2) Die länglichten Grabhügel sind gewöhnlich niedriger als die runden; sie sind am häufigsten mit einer Reihe Steine umkränzt und dienen gewöhnlich dazu, zwey oder drey Steinkisten zu decken, von welchen dann eine gegen jedes Ende hin angebracht ist. Bey mehreren haben die Steinsetzungen am Ende große Steine und bilden zuweilen länglichte Vierecke von der Art derjenigen, welche, wie man annimmt, bestimmt waren, einen Zweykampf in denselben vorzunehmen: es ist möglich, daß der Ueberwundene auf dem Kampfplatze selbst begraben worden ist.

3) Steinhügel (Dysser) sind Grabstätten, die aus einem Haufen zusammengeworfener Steine gebildet sind, ohne daß diese jetzt oder ehemals mit Erde bedeckt gewesen. Sie zeigen auswendig eine sehr regelmäßige Zusammenlegung und kommen häufiger in Schweden und Norwegen als in Dänemark vor.

4) Die niedrigen Grabhügel endlich bestehen aus ganz kleinen Erderhöhungen von oft nur einer Elle über den sie umgebenden Boden, welche Aschenkrüge und kleinere Alterthümer aus der heidnischen Zeit enthalten. Es finden sich gewöhnlich viele zusammen. Daß große von Natur gebildete Sandhügel in der heidnischen Zeit benutzt sind, um darin eine Menge Gräber anzulegen, und so denn mit Recht als heidnische Gottesäcker gelten können, diese Annahme gewinnt immer mehr an Gewicht.

Schwerer ist es, über die innere Einrichtung der Grabhügel etwas Bestimmtes anzugeben. Sie mußte natürlich verschieden seyn nach den verschiedenen Zeitaltern, in denen es Sitte war, bald, die Leichen in Grabkammern oder größern Steinkisten in Sand niederzulegen, bald, sie zu verbrennen und bloß die übrig gebliebenen Gebeine in Urnen oder kleinen Steinkisten aufzubewahren, bald, sie in sitzender Stellung zu begraben. Zuweilen hat das Grab nicht einen einzelnen Verstorbenen allein aufnehmen sollen, sondern ganze Familien, oder mehrere in einer Schlacht gefallene Krieger, zuweilen nicht bloß den Todten, sondern auch sein aufgezäumtes Roß, seinen Hund und andere Thiere, die man ihm in die andere Welt mitzugeben wünschte.

Die meisten steinernen Grabkammern hat man in den runden Hügeln gefunden, oft in einem mehrere neben einander, so daß sich der Gang (die Steinröhre), welche nach denselben hinführt, in gleicher Ebene mit dem umgebenden Lande gewöhnlich gegen Osten, zuweilen gegen Süden angelegt findet. In dieser Art Grabkammern, welche aus den ältesten Zeiträumen stammen, und in welchen oft Leichen unverbrannt entweder in Sand hingelegt oder auf Steine gesetzt sind, finden sich gewöhnlich nur Gegenstände von Stein, selten etwas von Bronce und Gold, noch weniger von Eisen und Silber.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

Der erste Aufsatz dieser Vereinsschrift ist betitelt: „Beyträge zur Geschichte der Stadt Eibelstadt (mit einer lithographirten Ansicht) vom Pfarrer und Distrikts-Schulen-Inspektor Keßler zu Rottenbauer" p. 1 — 69. Nebst 3 Beylagen p. 69 — 74, worunter 2 Urkunden, Nr. I. von 1390, Nr. II. von 1410.

Die Villa Bodolfesstat, die zum Jahre 788 in einer bey Schannat, Trad. Fuld. pag. 42, no. 83. vorkommenden Urkunde der gräflichen Brüder Manto und Megingoz an das Kloster Fulda vergabt wird, scheint Hrn. Pf. K., nach Viehbeck, Geschichtsfreund I. p. 112, das heutige Eibelstadt zu seyn. Er räumt die Möglichkeit ein, daß das Städtchen anfangs der Sitz eines reichen und angesehenen Gutsherrn, Namens Batolf, vielleicht auch wohl gar eine königliche Domaine gewesen. Durch Ansiedelung Anderer habe sich Eibelstadt allmählig zu einem ansehnlichen Dorf ausgebildet, das schon im 13ten Jahrhundert von den deutschen Königen mit Privilegien beschenkt wurde, und welches bey seinem, dem Reiche und dessen Oberhaupt erwiesenen Diensten, gewiß wohlhabend gewesen seyn muß. In Betracht dieser „willigen und getreuen Dienste" ertheilte K. Sigmund im Jahre 1434 den Einwohnern und Insassen zu Eibelstatt das Recht einer Stadt, indem er ihnen erlaubte, Mauern, Gräben und andere zur Befestigung nöthige Bauten zu führen und ein Wappen zu haben. Es dauerte indessen geraume Zeit (über 143, eigentlich 138 oder 141 Jahre), bis die Eibelstädter ihre Mauern, und zwar mit Widerstreben der Bürger selbst, und erst auf obrigkeitlichen Bescheid im Jahre 1575 vollendeten. — Gleichwohl wird Eibelstadt noch im Jahre 1438 villa Eyfelstadt und im Jahre 1480 Dorf zu Eibelstadt genannt. — Wann und wie das Städtchen vom Kloster Fulda ab, und zum Theile an Würzburg gekommen, ist unbekannt. Wir finden aber in der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts 1) Domprobst und Capitel von Würzburg (die sich bis 1802 in ihrem Theile des Städtchens behaupteten), 2) die Burggrafen, und von diesen durch Kauf die Stadt Rothenburg (diese letztere hatte im ersten Viertel des 15ten Jahrhunderts ihren Theil aufgegeben), und 3) Die Marschälle von Pappenheim (gegen Austausch kam ihr dritter Theil von Eibelstadt, welcher Reichslehen war an das Würzburger Domkapitel im Jahre 1619 als Herrn und Besitzer dieses Städtchens. Die Rechte der Bischöfe von Würzburg über dasselbe waren bloß jene, die ihnen als Herzoge in Franken zukamen. Der Bischof Johann von Brunn bezweckte zwar durch Drohungen und Gewalt das ihm nahe gelegene Eibelstadt sich geradezu zu unterwerfen, er mußte aber auf Vorstellungen des Landfriedens-Hauptmannes davon abstehen.

Es konnte bey einer solchen Dreyherrschaft in einem kleinen Städtchen an Reibungen mannichfacher Art nicht fehlen, wie genau auch einem Jeglichen die Grenze gezogen war. In solchen Fällen traten alsdann die Vögte der drey Herrschaften, wie z. B. im Jahre 1396 zusammen und schlichteten die Streitigkeiten (Siehe Urkunde Nr. I.). Vornehmlich war es der Pappenheimische Vogt, Bernard Ort, welcher ohne Zuziehung der zwey andern Vögte und durch „unziemliche und sträfliche Praktiquen" (im 16ten Jahrhundert) viel Unruhe verursachte. — Die drey Vögte standen, vor Eibelstadts Erhebung zur Stadt, nebst dem Bürgermeister, den Schöffen und den Aeltesten dem gemeinen Wesen vor. Alle 14 Tage war gemeines, öffentliches Gericht, alle Jahre einmal das sogenannte Hochgericht. So blieb es selbst bis in die zweyte Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wo alsdann ein erster und zweyter Bürgermeister, ein äußerer und ein innerer Rath nebst Stadtschreiber bestellt ward. Das Centgericht für Eibelstadt war in Ochsenfurt. — Unter den alten vom K. Sigmund verliehenen Gerechtsamen (1434, dd. Ulm) war auch das Recht, allwöchentlich, und zwar am Sonntag, einen Wochenmarkt, und jährlich 2 Jahrmärkte zu halten. Mit der Abhaltung des sonntägigen Wochenmarkts konnten die Eibelstädter jedoch in späterer Zeit (17ten Jahrhunderts) nicht durchdringen. — Hr. Pf. K. beschreibt hierauf die Pfarrkirche mit ihren Stiftungen z. B. der elenden Kerzenstiftung, dem Frühmeß-Beneficium u. s. w., die Güter, Einkünfte und Gravamina der Pfarrey, und fügt eine kurze Schilderung der sonst noch merkwürdigen Gebäude, z. B. des Rathhauses, des Zehenthofes, der Badstube rc. bey.

Sehr anziehend ist der Abschnitt „Religions-Verhältnisse" überschrieben, den man auch betiteln könnte: Kampf in Eibelstadt zwischen der alten und neuen Kirche. Er endete mit dem völligen Siege der ersteren über die letztere.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, ꝛc.

(Fortsetzung.)

In einer andern Art Hügel, in deren Innerm sich ein großer zusammengeworfener Steinhaufen zeigt, bemerkt man seltener steinerne Grabkammern, sondern eher Steinkisten, aus flachen Steinen gebildet, und nicht größer als nöthig war, einige Graburnen oder die verbrannten Gebeine zu bedecken, höchstens eine liegende oder auf dem flachen Boden sitzende Leiche. Eine dritte Einrichtung ist die, daß im Grabhügel ein Holzbau aufgeführt ist. Dieß war in der letzten Periode des heidnischen Zeitalters üblich und in einem solchen Hügel darf man in der Regel ungewöhnliche Alterthümer zu finden hoffen. Man hat in Schweden und Norwegen solche Holzbaue gefunden, die Theile von Schiffen oder Booten, oder ganze Schiffe und Boote gewesen sind, die ans Land gezogen und mit der Leiche in den Grabhügel gesetzt worden seyn müssen.

Nach den Grabhügeln kommen die Steinsetzungen, das heißt Kreise oder andere Figuren, durch große oder kleine Steine auf der Erdfläche gebildet. Auf diese dauernde Weise sind bey den alten Nordländern die zu Gerichts- und Volksversammlungen (Thingen), zu Zweykämpfen, zu Opfern und andern religiösen Handlungen bestimmten Plätze abgesteckt worden.

Die meisten der Steinsetzungen, die man für Gerichtsringe oder Thingstätten hält, sind länglicht rund. Die großen Steine, welche den Kreis ausmachen, scheinen nicht sehr bequem zum Sitzen, und haben wahrscheinlich bloß zur Abscheidung des Volkes gedient. Höchst selten findet man mehrere bedeutend große Steinsetzungen mit Eintheilungen, durch welche man etwa beabsichtigt haben mag, die das Thing Besuchenden districtsweise in besondere Einhegungen aufzunehmen.

Die Zweykämpfe, die von den nordischen Helden oft in Beyseyn ganzer Truppenabtheilungen ausgeführt wurden, haben gewöhnlich auf ganz kleinen Inseln (Holmen) stattgehabt, woher sie dann auch den Namen Holmgänge erhielten; aber wenn sie auf dem flachen Felde gehalten wurden, scheint der Kampfplatz durch Steinsetzungen in großem länglichtem Viereck bezeichnet worden zu seyn. Zuweilen sind die vier Ecksteine größer als die andern; nicht selten ist auch ein sehr großer Stein in der Mitte der einen der kürzern Endseiten aufgerichtet.

Ueber die Steinsetzungen, welche von Einigen für Opferstätten oder Altäre angesehen werden, gewöhnlich mehrere Steine, die, ein nach einer Seite offenes Viereck bildend, mit einem wagerechten belegt sind, ist man, was ihre Bestimmung betrifft, um so mehr in Ungewißheit, als man annehmen darf, daß nach Einführung des Christenthums alles, was einen so bestimmten Bezug auf den alten heidnischen Cultus hatte, eifrig werde entfernt oder doch unkenntlich gemacht worden seyn.

In Schweden, seltener in Dänemark, finden sich Steinsetzungen, welche die Form eines Schiffes darstellen, so daß auch die Ruderbänke und selbst die Masten durch Steine angedeutet sind.

Als eine eigene Art werden dreyeckige und runde Steinsetzungen aufgeführt. In einigen findet sich der eingeschlossene Bezirk mit Steinen gepflastert, in andern mit Lehm belegt. Man

Digitized by Google

hat sie für Opferstätten und zwar eines Cultus, der dem Odinischen vorhergegangen sey, erklären wollen. In Deutschland findet man ähnliche.

Bautasteine, hohe schmale Steine, entweder einzeln oder zu mehrern in einer Höhe von drey und mehreren Ellen über der Erde, zum Andenken an gefallene Helden, aufgerichtet, finden sich in Dänemark selten, allgemein aber in Schweden und Norwegen. Man hat noch keinen Bautastein mit Inschriften gefunden; doch mögen einzelne Runensteine, der Form nach zu urtheilen, einst auch als Bautasteine aufgestellt gewesen seyn.

Den Schluß machen die Wackelsteine (Rokkestene), nämlich große Steine, welche sich entweder auf eine Felsenspitze oder auf einen andern zugespitzten Stein aufgelegt finden, so, daß sie trotz ihres bedeutenden Gewichtes mit geringer Kraft, ja zum Theil durch die Hand zum Wackeln von der einen zur andern Seite gebracht werden können. Man hat auch sie mit der Religion der Vorzeit in Verbindung gebracht und angenommen, daß sie als Orakel gedient hätten. Doch es fordern alle derley Rückschlüsse große Vorsicht, damit den guten Voraltern nicht Dinge zugemuthet werden, die ihnen selbst nie in den Sinn gekommen sind. Konnten doch sogar von den bisher erwähnten Erdbauten und Steinsetzungen einige zu andern als den angegebenen, etwa zu bloß ökonomischen, Zwecken gedient haben.

Nun folgt ein Abschnitt, in welchem einzelne bewegliche Gegenstände als Reliquien aus der heidnischen Zeit der Reihe nach aufgeführt und meistens durch Holzschnitte, die dem Texte beygedruckt sind, anschaulich gemacht werden. Wir dürfen und müssen uns hier, da ein solches Verdeutlichungsmittel unanwendbar ist, kürzer fassen.

Zuerst kommen, als dem entferntesten Zeitalter angehörig, A. aus Stein geformte Geräthe, wie Schleifsteine, Keile, Meißel, Messer und Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Aexte, Axthämmer, Hämmer, Schleudersteine, Knäufe, Scheiben, Kugeln, Anker, Kornquetscher, Probiersteine. B. Urnen und andere Grabgefäße aus Stein, aus gebranntem Thon (fast alle ohne Töpferscheibe gefertigt und ohne Glasur, auch von allerley mitunter künstlichen Formen), aus Gold, Bronce, Eisen, aus Glas (zu den sehr seltenen und sicher in ihrer Zeit kostbarsten gehörend), endlich aus Holz (meistens kleine Eimer nach Böttcherart zusammengefügt, mit Metallbändern beschlagen und mit metallenen Henkeln versehen).

In einzelnen Todtenkrügen hat man besondere Substanzen gefunden, über welche vielleicht von chemischer Untersuchung Aufklärung zu erwarten steht. Neben den Skeletten und Knochen von Menschen, welche zeigen können, zu welcher Race die Nordbewohner jener Zeit gehört haben, finden sich, wie schon erwähnt, nicht bloß die von Pferden und Hunden, sondern auch von Hirschen, sogar von Vögeln.

C. Gegenstände, von denen man annimmt, daß sie zum heidnischen Cultus gehört haben: 1) Kleine Figuren, die, wenn nicht bloße Zieraten, vielleicht Idole gewesen sind. Sie sind sehr selten. Man hat sie von Bronce, von einer Mischung aus Zink und andern Metallen, von Bein, und von gebranntem Thon gefunden. Da indessen den alten Nachrichten zufolge, die Tempelgötter gewöhnlich von Holz und zum Theil bekleidet gewesen zu seyn scheinen, so ist jene Deutung wohl sehr unsicher. In Grabhügeln, besonders Norwegens, hat man auch kleine Thierfiguren als Pferde, Widder u. dgl. gefunden. 2) Ringe mitunter von Gold, von eigner Form, und, aus dieser und der Größe zu schließen, zum Tragen weder am Finger oder Handgelenke, noch um Hals oder Kopf geeignet. 3) Schwerter, Dolche im Kleinen genau den wirklichen großen Bronce-Schwertern 2c. nachgebildet, ferner Steinärte und Steinhämmer eben so in Miniatur aus Bernstein nachgeahmt. Da diese Dinge in Gräbern gefunden werden, so darf man, wenn sie nicht zum bloßen Schmuck gehörten, annehmen, daß sie die Stelle der wirklichen vertreten sollten, die man etwa zurückzubehalten wünschte. 4) Flache große Schüsseln von Bronce, die gewöhnlich einen gedrehten Fuß haben und vielleicht zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt waren. 5) Siebe von Metall in ein anderes dazu gehöriges Gefäß von Thon oder Bronce gesetzt. 6) Räucherkuchen und Räucherwerk, die ersteren rund mit einem Einstich in der Mitte.

D. Waffen und Kriegsgeräthe:

1) Aexte entweder ganz von Kupfer, oder von Kupfer mit eiserner Schneide, wohl aus der Zeit, da das Eisen theurer war als Kupfer, oder auch ganz von Eisen, welche die jüngsten sind.

2) Axthämmer von Bronce.

3—6) Schwerter, Dolche, Spieße, Pfeilspitzen aus Bronce oder aus Eisen. An den ältern Schwertern findet sich keine Parierstange, an den eisernen dagegen zeigt sich der Uebergang zu dieser. Bogen hat man bis jetzt keinen gefunden.

7) Schilde. Es sind deren ganz aus Bronce bestehende vorgekommen. Von den gewöhnlichern die aus dünnen Lagen von Holzspänen und Leder bestanden, sind in der Regel nur die metallenen Beschläge und Zierathen übrig, besonders eine große runde Scheibe mit einer inmitten des Schildes vorstehenden Spitze.

8) Helme und Brustharnische finden sich sehr selten. Doch sind Theile von broncenen mit Gold belegten Helmen vorgekommen.

9) Kriegsposaunen von Bronce aus zwey Theilen bestehend, welche in einander gesetzt werden, sehr groß, sind in Verbindung mit broncenen Schwertern in Torfmooren an verschiedenen Orten in Dänemark gefunden worden und so gut erhalten, daß man noch auf denselben blasen kann.

10) Sattelknöpfe von Bronce, Thierköpfe vorstellend.

11) Sporne von Bronce sehr klein, von Eisen größer, nicht mit Rädern, sondern bloß mit einem Stachel.

12) Gebisse sowohl von Bronce als von Eisen, gewöhnlich nur aus zwey Ringen und einer Querstange als Mundstück bestehend. Auch Steigbügel. Hufeisen werden nicht erwähnt.

E. Schmucksachen:

1) Goldbracteaten d. h. münzförmige auf der einen Seite geprägte Goldstücke mit Oehren, zum Theil als Amulette gebraucht; einzelne mit Runenschrift. Man hat sie von einem Durchmesser von fast einer Viertelelle bis zu einem halben Zolle gefunden, zuweilen mehrere an einer Stelle, in Verbindung mit Perlen, oder an Halsgeschmeide von Gold angebracht.

2) Perlen und Halsbänder. Perlen hat man von Glasmosaik und von Glasfluß gefunden (bey einigen ist der gläserne Kern mit einer dünnen Goldplatte belegt, die wieder eine Glasschale um sich hat), von Bergkrystall und andern Steinarten, von einer Art gebrannten feinen Thones verschiedener Farbe, von Gold und andern Metallen; diese letztgenannten sehr dünn und inwendig mit Thon ausgefüllt. Auch von Bernstein findet man sie häufig und dann oft gemischt mit einzelnen aus Glasmosaik. Bey Perlen zeigen sich oft Metallspirale. Halsketten findet man von verschiedenen Arten künstlicher Flechtungen aus Gold-, Silber- und Metall-Drähten; zuweilen werden sie aus hohlen, goldenen Cylindern gebildet, woran Goldbracteaten befestigt sind. Hiezu kommen Bernsteinstücke, theils ausgearbeitet, theils, besonders wenn sie größer sind, unbearbeitet und bloß durchbohrt.

3) Ohrgehänge und andrer Ohrenschmuck findet sich in nordischen Grabhügeln selten. Doch ist im Leitfaden ein sehr künstliches Gehänge der Art abgebildet.

4) Ringe von allerley Formen, die auf dem Haare, um den Hals, die Arme, Handgelenke, an den Fingern, um das Bein, auch wohl um den Leib getragen wurden, hat man von Gold, Electrum (einer Mischung von Gold und Silber), Silber, Bronce, Zinn, Kupfer oder Eisen gefunden, einige mit dünnen Goldplatten oder Bleyzierathen belegt. Entzwey gehauene Ringe wurden als Geld gebraucht.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Hr. Pf. K. hat seine Absicht, uns hier eine Erzählung des historisch Merkwürdigsten im Städtchen Eibelstadt im klaren, faßlichen Styl zu liefern, nach unserm Urtheile, vollkommen erreicht. In Bezug auf das frühere Vorkommen von Eibelstadt können wir ihm die gewiß willkommene Nachricht ertheilen, daß in einer Bestätigungs-Urkunde des Pabstes Cölestin II. V. Kal. Nov. Indict. VII. 1143 bereits vineta in Ifelstat, als dem Stifte von St. Jakob in Bamberg gehörig, vorkommen, welche in einer Urkunde in die beati Mathie apli, 1304 selbst ihrer Lage nach umständlich angegeben werden; deßgleichen in einem Diplome von 1334, feria sexta post pentecosten. Im Jahre 1411, an Sand Jacobs abend haben Dechant Nicklas und das Capitel von St. Jacob „dem bescheiden Mann Cuntzen Weidner, Katherei sein elichen wirtein zu Eiffelstat gesezzen und allen iren erben recht und redlichen gelazzen zu einer rechten „erbschaft" ihrem „hofe daselbst zu Eifelstadt gelegen hinter dem Kirchof mit Kalter, mit Stadel, mit gemewe, vnd alle -- weingarten, wie die genannt sein etc. Diese, soviel wir wissen, noch ungedruckten Urkunden (der gedruckten im VI. Bande der v. Freybergischen Regesten nicht zu gedenken) stehen dem Hrn. Pf. K. zur Einsicht beym Unterzeichneten offen.

II.

Die Schlacht von Dettingen mit ihren Vorgängen (Mit einem Schlachtplane). Vom Lyceal-Professor Dr. Fr. J. A. Schneidawind in Aschaffenburg.

Im Jahresbericht des hist. Vereines von Unterfranken für 1837/38 Nr. 9. ist auf diese Abhandlung als auf eine mit großer Umsicht und Gründlichkeit verfaßte Monographie besonders aufmerksam gemacht und Hr. Sch. selbst schließt S. 120. mit dem Ausrufe: „seine kleine Arbeit, die keine Ansprüche macht, möge nicht unfreundlich aufgenommen und billig beurtheilt werden." — Auf derselben Seite versichert Hr. Sch., er habe nur „die Schlacht von Dettingen mit ihren Vorgängen, und zwar so viel thunlich, aus deutschen Quellen darstellen" wollen.

Wir erlauben uns hier die Frage, warum H. Sch. in Beschreibung einer Schlacht, in der Krieger dreyer Nationen gekämpft, die Berichte der Deutschen allein, und nicht auch jene der Engländer und Franzosen über dasselbe kriegerische Ereigniß benutzen zu müssen geglaubt habe, da doch schon die Unpartheylichkeit des Historikers eine solche Rücksichtsnahme auf die Erzählung der beyden zuletzt genannten Völker gefordert hätte, und erst nach kritischer Beleuchtung und Vergleichung der vorhandenen Relationen der drey Völker zusammen eine vollständige und wahre Beschreibung der Dettinger Schlacht gegeben werden konnte. Daß es nicht an englischen Beschreibungen derselben fehlt, lehrt unter andern the life of kg George II. und das von Steiner citirte Leben des Grafen von Crawfort: von französischen sind aus Schlosser (Gsch. des 19. Jhrhdts. I. p. 155) die mémoires politiques et militaires composés sur les pièces originales recueillis par Mr. de Noailles etc. par Millot, Paris 1777, V. et VI. Thle. 8. bekannt, und auch die Schilderung Voltaire's in seiner histoire de la guerre de 1741 Ière partie, à la Haye, 1756 II. 8. (vergl. dessen Siècle de Louis XIV) verdient Beachtung, weil derselbe als Zeitgenosse aus dem Munde französischer und englischer Oberoffiziere (z. B. Lord Stair) über das Ereigniß gut unterrichtet gewesen ist. In Heinrichs deutscher Reichsgeschichte, Band VIII. geben die Noten so manche Nachweise, und Olenschlager, Geschichte des Interregnums ꝛc. dann Adelung, Staatsgeschichte Europens ꝛc. sind für den fraglichen Gegenstand kaum zu entbehren. (Wir bezwecken hier durchaus keine vollständige Aufzählung der hieher gehörigen Werke). —

Von den so eben angeführten Schriften hat Hr. Sch. keine zu seiner Arbeit gebraucht; wir müssen wenigstens so schließen, wenn wir die zahlreichen Noten betrachten, in denen durchaus nichts derartiges vorkommt. Was sich dem Blicke bietet, das sind für den allgemeinen Theil (S. 75 — 92, so möchten wir die „Vorgänge" heißen) die Titel der Werke von Pölitz, Zschokke, Böttiger, Ign. Schmidt und Millbiller. Für die der Schlacht unmittelbar vorhergehenden Ereignisse, die österreichisch-militärische Zeitschrift, 1830, 10. Heft, Steiner's Schlacht bey Dettingen ꝛc. — Für die Schlacht selbst (p. 101 — 115), Hyacinth Buchners, des Abts von Seligenstadt († 1753) Bericht der Schlacht in Steiners Seligenstadt S. 242 — 245, Steiners bereits citirte Schlacht, und die oben angeführte öster.-milit. Zeitschrift. Nebenbey Schmidt, Millbiller, Friedrich der Große, die histoire de la dernière guerre de Bohème und des Grafen von Lamberg Geschichte von England, 3ter Theil. (Das Sterbeprotokoll der Pfarrey Hörstein wird S. 115, not. ** aufgeführt, es ist jedoch aus Steiner, Dettingen, S. 235, not. 9 genommen).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, rc.

(Schluß.)

5) Haarzieraten, außer den erwähnten Ringen, bestehend aus einer Art hohl gearbeiteter Kronen, oder aus diademförmigen Stücken, die hinten zugebunden werden konnten, aus flachen Halbmonden von Metall, aus Kämmen, wie man sie in heidnischen Gräbern künstlich aus mehreren Stücken von Bronce, Horn und Knochen zusammengesetzt gefunden, endlich aus Haarnadeln von mannichfaltiger Gestalt und Materie, zuweilen von der Länge einer halben Elle, was auf die Vorliebe der Alten für langes großes Haar deuten mag.

6) Spangen, theils brillenförmige, theils den fibulae der Römer ähnliche, ferner ovale oder runde von durchbrochener Arbeit, auch kleeblattförmige.

7) Knöpfe von Bronce oder Knochen.

Werkzeuge aus andern Materien als Stein: Messer von Kupfer, krumme mit concaver, halbmondförmige mit convexer Schneide, vermuthlich zum Schneiden von Häuten und Leder bestimmt in einer Zeit, wo die Kleidung meist aus Fellen bestand, die mit Sehnen und Darmseiten genäht wurden, wozu auch eine Art von kleinen broncenen Zangen gedient haben mag, Scheeren, Sägen von Bronce und Eisen, Celte (ein ziemlich kleines broncenes, nach der Schneide hin breiter werdendes Werkzeug, in welches ein hölzerner Schaft gefügt werden konnte. Es wird fast in allen europäischen Ländern und im Norden in großer Menge gefunden und hat in England, als von celtischen Nationen herrührend, diesen Namen Celt erhalten, falls es nicht vielmehr das lateinische in der Vulgata und in einer Inscription bey Gruter vorkommende Celtes ist).

G. Hausgeräthe: Trinkhörner aus wirklichen Thierhörnern, auch aus Gold oder aus Glas gemacht. Von Gold und zwar gediegenem, sind im Norden bisher nur zwey oder drey gefunden. Schalen und ähnliche Gefäße von Bronce, Löffel von Bronce, Silber oder Bein, Eßgabeln von Bein, Schlüssel gewöhnlich von Bronce, Wagschalen mit Balken, Gewichte von Eisen und Bley. Stühle von Holz, die aber in den Grabkammern, wo man sie fand, sogleich in Staub zerfielen.

H. Verschiedene Gegenstände: als Schachsteine, Würfel aus Bein, Ueberbleibsel musikalischer Instrumente, z. B. von einer Harfe, sogenannte Tutuli oder Hütchen von Bronce und drgl. a. m.

Nach dieser Aufzählung der Ueberbleibsel aus dem heidnischen Alterthume giebt der Leitfaden eine Uebersicht der verschiedenen Zeitalter, welchen sie, hauptsächlich mit Hinsicht auf ihr Material, zugeschrieben werden können. Solcher Zeitalter werden drey angenommen, nämlich das Stein-, das Bronce- und das Eisen-Zeitalter.

Das erstere, in welchem Waffen und Geräthschaften noch aus Stein, Holz, Knochen u. drgl. bereitet worden und die Metalle entweder sehr wenig oder gar nicht bekannt gewesen sind, ist ohne Zweifel das älteste, in welchem wir finden, daß Menschen im Norden gelebt haben, und zwar in einem Zustand, der dem von Wilden sehr ähnlich gewesen seyn muß. Da im nördlichsten Schweden und Norwegen steinerne Alterthümer selten oder gar nicht vorkommen, darf man vielleicht schließen, daß

Digitized by Google

diese Theile in jener entferntern Zeit wenig oder gar nicht bewohnt gewesen seyen. Gegen die Periode hin, da die ersten Metalle nach und nach, und gewiß sparsam, im Norden in Gebrauch kamen, scheinen die großen Steingrabkammern gebaut zu seyn. In ihnen hat man, wie oben bemerkt, sehr oft die Leichen unverbrannt gefunden, neben diesen oft rohe Urnen, sehr selten etwas von Metall, jedenfalls nur etwas Weniges von Bronce oder Gold, niemals etwas von Silber oder Eisen, sondern fast allein nur steinerne Sachen und einzelne Zierathen von Bernstein.

Die steinernen zum Cultus gehörigen Geräthe mögen aus religiöser Observanz auch späterhin von derselben Form und Materie geblieben seyn.

Im Bronce-Zeitalter, wo die Waffen und schneidenden Geräthschaften aus Kupfer oder Bronce (Kupfer mit etwas Zinn versetzt und so gehärtet) verfertigt wurden, ist man noch entweder gar nicht oder nur sehr wenig mit Eisen und Silber bekannt gewesen.

Kupfer, in seinen Erzen als Metall leichter erkennbar, und zu seiner Herstellung einen weniger schwierigen Proceß erfordernd, als das Eisen, ist wie bekannt, auch in den Südländern früher als dieses im Gebrauch gewesen. Aber der Fortschritt zu diesem hatte wohl hier längst statt gehabt, als dort noch bloß jenes galt. Sonst müßte man das nordische Bronce-Zeitalter noch weit höher hinaufrücken, als andere Umstände zu erlauben scheinen.

In dieses Zeitalter, das in Hinsicht auf das in demselben übliche Verbrennen der Todten auch das Brennalter genannt wird, gehören die Steinkisten und die mit Steinhaufen bedeckten kleinen Grabbehälter. Die großen Grabkammern waren nicht länger nöthig. Die verbrannten Gebeine wurden in Urnen aufbewahrt oder in die Steinkisten gelegt. Oben in den Urnen dieser Zeit findet man oft eine Nadel, eine Zange (Pincette) und ein kleines Messer von Bronce, auch gehören in dieselbe die häufig vorkommenden sogenannten Celte von Bronce. Es werden Sachen von Gold und Electrum, aber niemals von Silber gefunden.

Es ist nicht bekannt, daß man auf Stücken aus diesem Zeitalter Schrift gefunden hätte, obschon die Arbeit eine Geschicklichkeit zeigt, die vermuthen läßt, daß man nicht unbekannt mit jener gewesen seyn kann.

In der letzten Periode der heidnischen Zeit zeigt sich für die schneidenden Werkzeuge insgemein das Eisen verwendet, während für andere und für Schmucksachen der Gebrauch von Bronce fortdauerte. Todte hat man noch zuweilen verbrannt, oft aber auch unverbrannt und auf Stühlen sitzend begraben, wozu andere Einrichtungen und namentlich Holzbauten in den Grabhügeln nöthig wurden. Man findet aus dieser Zeit auch Silber und Gefäße von Glas. Glasperlen indessen scheinen schon im ersten Zeitalter nach dem Norden gebracht zu seyn.

Da auch Verzierungen, die auf Stücken aus dem Alterthum vorkommen, dienen können, ohngefähr die Zeit ihres Ursprunges zu bestimmen, so werden auch diese besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Die auf Resten aus dem Steinzeitalter vorkommen, bestehen bloß aus eingehauenen Streifen oder Flammen und rohen Umrissen, ähnlich der Hieroglyphenschrift wilder Völker.

In der Broncezeit dagegen haben die Zierathen ein vollkommen entwickeltes Ansehen, wiederholen sich aber meist nur in Variationen derselben Art. Als charakteristisch für dieses Zeitalter werden Wellenzieraten, Ringzieraten, Spiral- und Doppelspiralzieraten angegeben. Im letzten oder Eisenzeitalter waren künstlich verschlungene oder Schlangen- und Drachenzierathen vorzüglich beliebt, bis der edlere gothische Geschmack sie mit feinen Blättern und Spitzen verdrängte.

Von hier an bespricht der Leitfaden noch alterthümliche Ueberbleibsel aus der christlichen Zeit des Nordens, unter welche für diesen auch Requisite des römisch-katholischen Cultus gerechnet werden, dann Waffen, Schmucksachen und andere Gegenstände, worunter im Grund auch die meisten oben unter G und H aufgeführten, namentlich die aus Wallroßzahn geschnittenen Schachfiguren gehören, ferner Gebäude, Runen und andere Inschriften, Münzen und Schildzeichen. Wir

Digitized by Google

können diesen Anhang, da er sich auf allgemeiner Bekanntes bezieht, füglich umgeben. Doch führt uns ein Umstand, nämlich der, daß unter den im Norden, und besonders auch zu Amuletten und Schmucksachen der Heidenzeit verwendet gefundenen Münzen viele der spätern römischen, und der auf sie folgenden byzantinischen Kaiser sind, auf eine Frage, die zur Bestimmung des Werthes, den die Kenntniß der nordischen Alterthümer für die richtige Beurtheilung unsrer festländischen haben kann, von einiger Bedeutung ist.

Grabhügel von allerley Formen im Aeußern und Innern, Waffen und Geräthe von allerley Form und Materie kommen in Deutschland, auch in dem früher römischen südlich der Donau und westlich des Rheines, wie im Norden vor. Wäre man nun ganz sicher, daß Alles was sich der Art im Norden findet, nur das Werk seiner Bewohner germanischen und vielleicht früherhin celtischen Stammes sey, so dürfte über den Ursprung dessen, was der Süden ganz Aehnliches bietet, wenig Zweifel übrig bleiben, und jene Meynung unter uns, die viel des letztern den Römern zuschreibt, eine gründliche Beschränkung erfahren. Wenn aber römische, byzantinische und besonders arabische Münzen aus den ersten Zeiten der Hedschra ihren Weg nach dem Norden gefunden haben, konnten nicht auch die Broncearbeiten schon des zweyten Zeitalters, ja mußten nicht die Glasperlen und obwohl seltenen Goldfabrikate des ersten aus dem Süden bloß eingeführt seyn?

Inzwischen, wenn man, mit dem Leitfaden, den Bau von Fahrzeugen, wie sie schon früh im Norden üblich waren, und die Geschicklichkeit, die er erforderte, bedenkt, darf man kaum zweifeln, daß die alten Nordländer, und so wohl auch ihre südlichern Brüder, wenigstens in gewissen Stücken nicht ohne Kunstfertigkeit gewesen seyn müssen. Nicht umsonst werden einzelne Schmide (d. i. Künstler nicht bloß in Metall, sondern auch in Holz-Arbeiten) wie z. B. der halbmythische Wieland, in den ältesten Sagen namentlich gefeyert.

Zum Schluße gibt das Programm eine ausführliche Uebersicht des Arbeitsplanes der Gesellschaft, nämlich der bereits vollendeten und der bevorstehenden Arbeiten derselben. Von den letztern ist eine, die ein vorzügliches allgemeines Interesse anspricht, unter dem Titel Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum antecolumbianarum in America in der Zwischenzeit bereits erschienen. Wir behalten uns vor, auch sie zu näherer Anzeige zu bringen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Nun ist soviel gewiß, daß alle diese hier vom Hrn. Sch. gebrauchten Werke — mit Ausnahme von Friedrichs des Großen histoire de mon temps, welche nur untergeordnet und nebenher, und auch nicht immer im Originale (sieh S. 113. XXXX.) benutzt worden ist — keine Quellen, auch keine deutschen Quellen genannt zu werden verdienen. Die vorhin genannten Gelehrten haben wohl die Quellen, und zwar nicht einseitig bloß deutsche, im Ganzen sehr gut benutzt; können aber selbst nicht für dieselben gelten und angeführt werden. Was den Abt Hyacinth von Seligenstadt angeht, der vom Convents-Gebäude aus die Bewegungen beyder Heere sehen konnte (Steiner, Seligenst. p. 244); so würde er sich allerdings als Zeitgenosse und Augenzeuge mit seinem Berichte unter die Quellenschriftsteller einreihen, aber einmal ist seine Relation zu kurz (nicht gar 3 kleine Octavseiten), dann fehlten, so scheint es, dem guten Abte die nöthigen militärischen Kenntnisse. Auch machte die General-Decharge der Alliirten einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in seinem Convente glaubte, der Himmel stürze ein. Wohl fühlte es daher Steiner, daß mit Buchners Bericht eine Schilderung der Schlacht noch lange nicht erschöpft sey, und suchte nebst den Traditionen auch noch alte Zeitungs- und andere gedruckte Nachrichten auf (p. 217. 218. p. 231. not. 2, woselbst die Aufzählung der von ihm benutzten Werke), um die möglichste Vollständigkeit zu erzielen.

Diese Beschreibung Steiners ist nun die Grundlage der Arbeit des Hrn. Sch., der dessen auch gar kein Hehl hat, wie die unten beygefügten Citate beweisen; für das Militärische hat er sich jedoch, wie wir glauben, an die österreichische militärische Zeitschrift, 1830, Heft 10 gehalten, und so aus beyden Schilderungen eine einzige gemacht, welche uns allerdings eine im Ganzen deutliche Vorstellung von diesem krie-

Digitized by Google

gerischen Vorfalle giebt; allein dieß Verdienst ist nicht auf Seite des Hrn. Sch., sondern gebührt seinen oft wortgetreu aufgeführten Vormännern und von Benutzung der eigentlichen Quellen, seyen es nun deutsche, oder französische, oder englische, durch Hrn. Sch., kann, wie gezeigt, mit einigem Rechte nicht gesprochen werden. Es ist aber bey Fertigung von Monographien immer etwas Gewagtes, sich auf andere, wenn auch noch so gründlich gehende Leute zu verlassen; und es würde dem Unterzeichneten nicht besonders schwer fallen, nachzuweisen, wie in die beyden, oben als die Basis von Hrn. Sch's. Arbeit bezeichneten Werke, trotz aller ihrer Gründlichkeit, dennoch Fehler sich eingeschlichen, die Hr. Sch. durch Zuhandnahme der eigentlichen Quellen ganz gewiß hätte vermeiden können. So konnte er z. B. aus de Cremille's Briefen an den französischen Kriegsminister d'Argenson, dd. Stockstadt, 23. und 25. Juny 1743 entnehmen, warum Noailles Miltenberg, Wöhrt, Obernburg ꝛc. besetzen ließ „afin de donner également de la jalousie aux ennemis sur le haut et sur le bas (Seligenstadt) de cette rivière“ (Mayn). Und Maillebois berichtet an d'Argenson von Miltenberg aus unterm 27. Juny, daß er bereits an 1000 Malter Getreide, für die Alliirten bestimmt, hinweggenommen habe. Der Duc de Noailles selbst äußert sich in seinem Berichte vom 20. Juny an den Kriegsminister: „Je donnai ordre en même tems à M. Maillebois, de marcher sans délai avec la brigade du Dauphin (nicht Dauphine, wie p. 97 steht, auch nicht am 19., sondern wie aus Maillebois Bericht vom 22. Juny zu ersehen ist, erst am 20. Juny „Je suis arrivé ici le 20.“) — pour aller s'emparer de Miltenberg, au moyen de quoi nous sommes assurés, que les ennemis non seulement ne peuvent nous prévenir en marchant sur le Danube — — —; mais même, qu'ils seront forcés à prendre une route difficile et presque impraticable etc. Die durch den Duc de Grammont auf Aschaffenburg gegen Lord Stair gemachte Recognoscirung geschah am 18. Juny Morgens um 6 Uhr, wie aus dem Briefe des Mr. de Cremille an d'Argenson vom 23. Juny zu ersehen, nicht aber am 19. Juny. — Hr. Sch. macht es dem französischen Marschall zum Vorwurf, daß er obige Orte besetzt und sein Heer zerstückelt habe (p. 102); aber vorher p. 98 gesteht er selbst, daß die Franzosen durch Besetzung von Miltenberg und Seligenstadt die Fahrt auf dem Mayne gesperrt! — Der ausführliche Bericht des Duc de Noailles an seinen König über die Schlacht dd. 29. Juny 1743 Seligenstadt, wäre für Hrn. Sch. von höchster Wichtigkeit gewesen, und er hätte aus demselben die kurze aber treffliche Schilderung des Terrains entnehmen können, welches unvorsichtiger Weise der Duc de Grammont in seinem Rücken ließ, eine Unbesonnenheit, welche alsdann den Fall der Franzosen verursachte. „Il regnoit depuis ce village (Dettingen) jusqu'à la montagne un marais, traversé par un petit ruisseau, qui à l'entrée du village forme un ravin, sur lequel il n'y a qu'un seul pont:“ und dann des Marschalls Urtheil über seinen Neffen: „cette démarche trop audacieuse, et qui ne partoit, que d'une trop grande volonté (allzugroßer Diensteifer) est cause, que nous n'avons pas eû le succès, que nous pouvions nous promêttre.“ — Wir führen diese Stelle als einen Beweis an, daß Noailles nicht, wie Hr. Sch. p. 107 sagt, „gleichsam außer sich gerieth,“ sondern seine Besonnenheit beybehielt, was um so nöthiger war, als die Feinde in voller Schlachtordnung schon dicht an den Franzosen waren, und unter deren Augen sogleich neue Dispositionen getroffen werden mußten. — Wir unterlassen es, noch eine ziemliche Zahl von Belegen ähnlicher Art zur Unterstützung unserer Behauptung hier anzuführen, daß nämlich Hr. Sch. mit den Quellen in der Hand seine Vorbilder hätte berichtigen können, weil wir hoffen, daß die angeführten Stellen genügen werden. Nur noch einige Worte über die Folgen und den beygegebenen Plan der Schlacht! — Zufällig fällt unser Blick auf S. 104, woselbst uns die Gefahr des Königs von England, in welche ihn sein scheu gewordenes Pferd hätte stürzen können, etwas hyperbolisch geschildert zu seyn scheint, während Steiner S. 223 die Sache viel einfacher und daher wahrer erzählt.

Die Absicht der Alliirten war, durch Vorrücken an den Neckar das französische Heer unter Broglie in Bayern vom Oberrheine abzuschneiden, und nach Bayern oder der Oberpfalz vorzudringen; — die des Duc de Noailles dagegen, den Neckar selbst so zu vertheidigen daß er die Uebergänge des Feindes auf das linke Maynufer in jeder Weise erschwerte, und daß er, sobald er sich zum Meister des linken Maynufers von Miltenberg bis Seligenstadt gemacht, (wodurch er seinen Gegnern alle Subsistenzmittel entzog) die Alliirten in die unwirthbaren Gegenden der Wetterau und des Westerwaldes zurück werfen wollte, was sie alsdann zu einem langen und beschwerlichen Marsch in die Oberpfalz oder zum Rückzuge an den Rhein genöthigt haben würde. Der Plan und die Dispositionen Noailles werden von Friedrich dem Großen als des größten Feldherrn würdig erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nr. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 21. July 1838:

1. Hr. Konservator Dr. Steinheil berichtet über die von ihm erholten Kopien des Mêtre und Kilogramme der Archive zu Paris.

Die in Frankreich als gesetzlich gültig erklärten Maaße und Gewichte sind der Mêtre défini und das Kilogramm, beyde in Platina ausgeführt. Sie werden in den Archiven des Reiches in eiserner Boîte und eisernem Schrank mit größter Sorgfalt aufbewahrt, um nur in seltnen und dringenden Fällen auf ihre Größen zurückzukommen.

Der auf den Archiven bewahrte Mêtre ist unmittelbar mit der Toise du Pérou verglichen und die bekannte Annahme ihres Verhältnisses beruht auf diesen Vergleichungen. Die sogenannten Normalmaaße und Gewichte Frankreichs, nach welchen sämmtliche an das Ausland abgetretene Copien derselben regulirt wurden, befinden sich auf der k. Sternwarte zu Paris deponirt, und sind selbst nur Copien der auf den Archiven deponirten Muttermaaße. Man hat in neuerer Zeit eingesehen, daß die ursprünglich gegebene Definition von Mêtre und Kilogramm, wenn es sich um die letzte Präcision handelt, nicht zureichend ist, weil jede neue Bestimmung des Erdquadranten wieder andere, wenn auch nur wenig verschiedene Werthe des Mêtre und also auch des Kilogramms giebt, man also kein bestimmtes Maaß hätte. Deßhalb bleibt die Conservanz der Maaße beschränkt auf die Aufbewahrung von Etalons, die etwa nahe zu den Definitionen entsprechen mögen, aber so wie sie sind, als streng richtig angenommen werden müssen, um nur eine unzweydeutige Maaß- und Gewichtseinheit zu besitzen. Dadurch wird eigentlich Mêtre und Kilogramm wieder ein willkührliches Maaß. Aber dieses mit der Definition nahe zu übereinstimmende willkührliche Maaß ist auf das schärfste mit Andern verglichen, es hat vielen Gradmessungen zur Basis gedient und überhaupt die ausgedehnteste Verbreitung gefunden, die irgend einem Maaße zu Theil geworden ist. Daher wird es von hoher Bedeutung, dieses Maaß mit möglichster Schärfe zu kennen und zu besitzen. Dieß hat mich veranlaßt, nach Copien der gesetzlichen Maaße der Archive zu trachten, was jedoch bekannter Weise nicht ohne bedeutenden Aufwand aller Art zu erlangen ist. Bevor ich jedoch auf die Vergleichungen selbst eingehe, muß ich einige Betrachtungen über die Wahl der Stoffe und Formen zweckmäßiger Etalons voranschicken.

Platina scheint für Längenmaaße à bout, die unveränderlich seyn sollen, möglichst wenig geeignet. Dieses Metall ist so weich, oder, bestimmter gesprochen, seine Elasticitätsgränze ist durch so geringe Kräfte zu überschreiten, daß die Berührung der Endflächen mit Fühlhebeln, was doch bey jeder Copie unvermeidlich ist, eine kleine Aenderung herbeyführen kann. Auch besitzt der Mêtre des Archives deutlich solche Spuren. Aber selbst die Erschütterungen, welchen ein Platimètre beym Transporte durch das Fahren ausgesetzt ist, können ihn um kleine Größen verkürzen oder strecken, ohne daß man Mittel hat, sich von solchen Aenderungen zu überzeugen. Eben so ungeeignet scheint das Platina für Gewichte. Es hat zwar den Vortheil, daß es nicht oxidirt, aber dagegen die Nachtheile,

Digitized by Google

daß es schwierig ist, es genau zu bearbeiten, auch nicht wohl in Wasser gewogen werden darf, weil Beymengungen anderer Stoffe nicht frey von Oxydation seyn können und weil öfteres Abwischen eines so weichen Metalles kleine Gewichtsverminderungen zur Folge haben wird. Es tritt dadurch der Uebelstand ein, daß das Kilogramm entweder durch Waschen leichter wird (welcher Umstand bey dem Kilogramm des Etatsrath's Schumacher eine Verminderung des Gewichtes von 0. 7. Milligrammes herbeygeführt,) oder durch allmähliges Ansetzen von Staub an Gewicht zunimmt, wie sich bey dem Kilogramm der Sternwarte in Paris gezeigt hat. Noch kann erwähnt werden, daß einer der Bestimmungsgründe für Platina beym Kilogramm offenbar unrichtig ist. Man hat nämlich als Vortheil erwähnt, daß Platina ein sehr großes specifisches Gewicht habe, folglich das Gewicht der verdrängten Luftmassen hier kleiner sey als bey Gewichten aus andern Stoffen. Man scheint aber unbeachtet gelassen zu haben, daß man überhaupt Gewichte bedarf, um andere Stoffe zu wägen. Wenn aber der Unterschied des Gewichtes der Luft zwischen Gewicht und Stoff für alle zu wägenden Substanzen möglichst klein seyn soll, (denn nur auf diese Unterschiede kömmt es überhaupt an) so muß das Gewicht selbst aus einer Substanz bestehen, welche der mittleren Dichtigkeit nahe entspricht, und nicht aus einem Stoffe, dessen Dichtigkeit nahe die eine Grenze bildet. Aber auch die Formen des Kilogramms so wie des Mètre scheinen nicht glücklich gewählt. Das Kilogramm besteht in einem Cylinder von der Höhe des Durchmessers der parallelen Endflächen. Die scharfen Kanten an den Endflächen würden natürlich bey der geringsten Berührung Schaden leiden und den Werth des Gewichtes ändern, man hat sie daher etwas abgerundet, wodurch eine Unsicherheit in der Ermittelung seiner Längendimensionen eintritt. Diese aber sind unentbehrlich, weil das Kilogramm nicht in Massen gewogen werden darf. Der Metre ist ein parallelepipetischer Stab; wenn seine Endflächen vollkommen parallel und rechtwinklicht auf die Längenaxe des Parallelepipetums orientirt wären, so würde jeder normale Abstand der Endflächen gleich seyn dem Mètre. Aber die Endflächen sind weder genau orientirt noch Ebenen. Man muß sich also über 2 Puncte der Endflächen verständigen, deren kleinster Abstand Mètre ist, wenn nicht eine Unsicherheit in dieser Einheit bleiben soll.

Allen diesen Mängeln glaube ich durch die Wahl der Stoffe und der Formen bey meinen Copien begegnet zu seyn.

Meine Copie des Kilogramms besteht aus einem reinen Bergkrystall. Des Cylinders Kanten sind durch eine unbeschriebene Sphäre so weit abgerundet, daß nur sehr stumpfe Winkel vorkommen. Die Flächen sind vollkommen genau gearbeitet und hoch polirt. Die Unveränderlichkeit des Bergkrystalles, seine große Härte, sein specifisches Gewicht, seine Unempfindlichkeit gegen Feuchtigkeit, sind sämmtlich empfehlende Eigenschaften, die dem Platina fehlen. Dieser Stoff scheint für die Conservanz der Gewichte so geeignet, daß er keine wesentliche Anforderung unbefriedigt läßt.

Den Mètre habe ich in einem Glasstabe copirt, das gewählte Glas wurde vor seiner Annahme der chemischen Prüfung in Bezug auf Unveränderlichkeit unterzogen. Es ist überhaupt ein absolut elastischer Stoff, also so lange unveränderlich in seinen Dimensionen als keine darauf wirkende Kraft die Elasticitätsgränze überschreitet. So lange also der Stab nicht zerbricht, hat man die Gewißheit, daß sich seine Längendimensionen nicht geändert haben, und gegen das Zerbrechen kann durch gehörige Dicke des Glases Vorsorge getroffen werden. Glas ist ferner einer sehr genauen Bearbeitung und hoher Politur fähig, so daß über die wahre Länge durchaus kein Zweifel besteht. Endlich ist seine Ausdehnung sehr klein und der von Platina fast völlig gleich. Es besitzt daher nicht nur die Vortheile des Platina, sondern hat viele vor diesem voraus.

Was aber die Form betrifft, so habe ich die Endflächen des Glasstabes von 10 Millimètres Dicke und 40 Millimètres Breite aus dem geometrischen Mittelpuncte des Stabes selbst sphärisch schleifen lassen, und durch Abschleifen mit einer sphärischen Schale von weit kleinerem Halbmesser die Endflächen begränzt bis auf kleine runde Flächen von 6 Millimètres im Durchmesser. So ist der Mètre ohne

alle Zweydeutigkeit ein größter Durchmesser der Sphäre oder wenn man will die Verbindung des Mittelpunctes einer der Kreis-Endflächen mit dem der andern.

Der Mètre sowohl als das Kilogramm sind in der berühmten Werkstätte von Repsold in Hamburg mit möglichster Sorgfalt ausgeführt worden. Sie lassen in Bezug auf Präcision und Eleganz wohl nichts zu wünschen. Um ihre Vergleichungen mit den Etalons der Archive vorzunehmen, war eine Reise nach Paris unerläßlich. Um jedoch auch mit den vollendetsten Hülfsmitteln zur Vergleichung ausgerüstet zu seyn, hatte Hr. Etatsrath Schuhmacher in Altona die große Gefälligkeit, seine ausgezeichnete Sammlung der vortrefflichsten Meß-Instrumente, welche überhaupt existirt, für diesen Zweck zu meiner Disposition zu stellen. Zu den Gewichtsvergleichungen wählte ich eine Repsold'sche Waage, welche sowohl in Empfindlichkeit als in Unveränderlichkeit die Waage der Archive, mit welcher Herr Professor Olufsen das Schumacher'sche Kilogramm (S. astr. Jahrbuch 1836) verglichen hatte, bey weitem übertraf. Beygegeben wurde noch ein Einsatz höchst genau verglichener kleiner Platina-Gewichte, ein sehr vollkommenes Pistor'sches Barometer, und ein nach der Bessel'schen Methode berichtigtes Thermometer. Zu den Vergleichungen des Mètre aber wurde ein Längencomparator von Repsold gewählt, der mit hoher Vollkommenheit ausgeführt ist. Der allerdings noch vollkommenere Bessel'sche Längencomparator, welchen die Schumachersche Sammlung ebenfalls besitzt, konnte deshalb nicht gewählt werden, weil er auf Vergleichungen der Maaße unter Flüssigkeiten (Weingeist) berechnet ist, und in Paris auf keinen Fall die Bewilligung zu erlangen gewesen wäre, den Mètre der Archive in irgend eine Flüssigkeit zu tauchen.

Ausgerüstet mit diesen vollendeten Hülfsmitteln und begleitet von einem jungen Freunde, Herrn Pohrt aus Dorpat, ehemaligem Schüler des berühmten Astronomen Staatsraths v. Struve, welcher an den Operationen der Vergleichungen thätigen Antheil nahm, traf ich im März 1837 in Paris ein. Nur den thätigen Verwendungen unserer Gesandtschaft durch Sr. Excellenz Grafen v. Jenisson, so wie den persönlichen Verwendungen und Gefälligkeiten des Herrn Arago habe ich es zu verdanken, daß schon nach wenig Wochen eine allerhöchste Bewilligung zur Vergleichung der Normalmaaße der Archive erfolgte, und die Operationen konnten nun in den Sälen der Archive beginnen, nachdem die Schwierigkeiten wegen Einlassung ausländischer Meßinstrumente durch die Gefälligkeit des Generaldirectors der Douanen v. Credrin beseitigt worden.

Die nähere Beschreibung der benutzten Instrumente, so wie der Anordnung der Beobachtungen muß ich jedoch einer ausführlichern Arbeit hierüber vorbehalten. Ich führe nur an, daß erstens in Bezug auf die Mètre-Vergleichung alle Vorsichten getroffen wurden. Die Copie und der Normal-Etalon wurden der ungehinderten Ausdehnung wegen auf viele kleine Kugeln aufgelegt und bewegten sich so auf einer massiven Glasplatte in jeder Richtung mit der kleinsten Kraft. Sie wurden stets abwechselnd zwischen die Fühlniveaux gebracht. Dieß, so wie die Ablesungen konnte ohne Berührung des Etalons geschehen. Auch vor den Einwirkungen der strahlenden Wärme waren sie sorglich geschützt, und besondere Thermometer an beyden Enden zeigten genau den Gang der Temperatur. Diese war übrigens wegen des sehr großen Observationssaales ungemein gleichförmig und änderte selten, während eines Tages, um mehr als einige Zehntheil Grad. Die Anzahl der Vergleichungen ist ausreichend groß, um jede erhebliche Unsicherheit zu entfernen. Es wurden aus sämmtlichen Beobachtungen 2 Reihen gebildet, welche für verschiedene mittlere Temperaturen gelten, und also zu erkennen geben, in wie ferne Glas- und Platina-Mètre dieselbe Längenausdehnung besitzen; besondere Vorsicht wurde angewandt um jedesmal die Berührungspuncte der Fühlhebel in den geometrischen Mittelpunct der Endflächen der Metres zu bringen.

Die Wägungen wurden nach dreyerley Methoden vorgenommen, wo eine Vergleichungsreihe auf der Borda'schen Methode, eine zweyte auf der Gauß'schen Wägungsmethode (directe Verwechslung der Gewichte auf den Schalen) und eine dritte

Digitized by Google

Reihe nach meiner Methode des Wägens in sehr verdünnter Luft vorgenommen wurden. Die Nonien der Waage konnten mittelst eines Fernrohres, also sehr präcis und ohne Parallaxe, abgelesen werden. Im Innern des Glaskästens befand sich ein genauer Thermometer, die Gewichte wurden natürlich nur mit Zangen berührt; der Pistor'sche Barometer ward nach jeder Wägung aufgezeichnet, die meteorologischen Instrumente mit denen des Observatoire verglichen, Lokalhöhenunterschiede berücksichtigt, die Längendimensionen des Kilogramms mittelst des Gambey'schen Comparators auf das Sorgfältigste verglichen; kurz alles beobachtet, was zur strengen Reduction der Wägungen nöthig ist und der Bestimmung den letzten Grad der Genauigkeit verschaffen kann. Wenn ich die wahrscheinlichen Fehler in der Sicherheit des Endresultats hier anführen wollte, würde es durch seine Kleinheit überraschen. Ich glaube aber nicht, daß man aus seinem Werthe einen vollgültigen Schluß auf die Güte der ganzen Operation machen darf, weil es hauptsächlich konstante Fehler sind, gegen welche die Beobachtung anzukämpfen hat. Eine specielle Einsicht in alle Theile der Untersuchung kann die Ueberzeugung über ihren absoluten Werth leiten. Ich muß also hierin auf die größere Arbeit mich beziehen, und glaube demzufolge aussprechen zu dürfen, daß meine Copien von Mètre und Kilogrammen genauer sind als irgend eine frühere Copie. Als Beleg führe ich an, daß Herr Arago die aufgestellten Vergleichungs-Apparate gemeinschaftlich mit mir und Herrn Gambay benutzte, um den Mètre und das Kilogramm der Sternwarte mit den gesetzlichen Etalons zu vergleichen, und daß wir nicht unerhebliche Unterschiede durch diese Messungsmittel noch fanden, während die früher benützten Apparate keine gaben.

Eine fernere, wie ich glaube, sehr erhebliche Werthsvermehrung scheint aber meine Copie dadurch erhalten zu haben, daß das Kilogramm auch häufig und sorgfältig mit dem des Etatsrath Schumacher, also auch indirect mit den englischen Gewichten verglichen wurde. Endlich, daß ich Gelegenheit fand meinen Mètre mit dem Bessel'schen Etalon der Toise du Pérou zu vergleichen, auf welchem Etalon bekannter Weise die berühmten Bestimmungen der Länge des einfachen Sekundenpendels für Königsberg, Berlin und Altona beruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Das Gleiche läßt sich nun wohl nicht von jenem Plane der Gegner sagen, die der Mangel an Subsistenz aus der Umgegend von Frankfurt in jene von Aschaffenburg getrieben, und die hier nur vom Regen in die Traufe gekommen waren. Im Lager bey Aschaffenburg (den Mayn vor sich, die Stadt zum Mittelpunct, die Engländer auf dem linken, Hannoveraner und Oesterreicher auf dem rechten Flügel, das Ganze einen Halbzirkel bildend — Noailles' Bericht an d'Argenson 23. Juny 1743.) litten sie bald größern Mangel, denn zuvor, und schon damals prophezeyte Noailles: „les enemis - - - seront forcés, dans peu de jours - - - à se retirer par Hanau." — Die Veränderung ihrer Position am 22. Juny Abends (Aschaffenburg auf dem linken, das Gebirge auf dem rechten Flügel) mußte ihn noch mehr in seiner Ansicht bestärken. Auf die Nachricht vom Aufbruche der Alliirten in der Nacht vom 26 auf den 27. Juny in der Richtung gegen Hanau, von welchem sich Noailles, am linken Ufer hinreitend, vollkommen überzeugt hatte, ließ er über die bey Seligenstadt geschlagenen 2 Brücken seine Infanterie-Massen, die Cavallerie durch die von ihm recognoscirten Furten zur Besetzung von Großwelsheim (nicht Kleinwelsheim, wie es irrig S. 102. und auch auf dem Schlachtplane heißt), den linken Flügel an den Wald gelehnt, (der rechte bey Großwelsheim stand am Mayn) vorrücken und bald darauf das vorliegende Dettingen besetzen, wodurch die Ebene und die Route auf Hanau sich vollkommen geschlossen befand. Eine Abtheilung sandte er zur Besetzung von Aschaffenburg, um die Feinde für ihren Rücken besorgt zu machen. Ohnehin stand der größte Theil der französischen Truppen auf dem linken Ufer, wohin der Marschall zurückeilte, um von da aus des Feindes Bewegungen zu beobachten.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

1) Die Professoren Dr. A. Wagner und Dr. J. Zuccarini erstatten der Klasse Bericht über die von Hrn. Hofrath von Schubert und seinen Begleitern, den H. Doctoren Roth und Erdl von ihrer Reise nach Aegypten und Palästina mitgebrachten Sammlungen. Der Vortrag des Herrn Professors Wagner über den zoologischen Theil derselben lautet im Wesentlichen, wie folgt:

Die Unterzeichneten, mit der Aufzeichnung und Einordnung der von dem verehrlichen Mitgliede, Herrn Hofrath von Schubert auf seiner Reise durch den Orient gesammelten naturhistorischen Gegenstände beauftragt, haben die Ehre im Nachstehenden eine kurze Uebersicht über den Inhalt und Umfang dieser Sammlungen vorzulegen. Kann es schon der Klasse nicht anders als erfreulich und ehrend seyn, daß eines ihrer thätigsten Mitglieder einen unmittelbaren Antheil an der Erforschung jenes Theiles des Orients genommen hat, welcher der ganzen Christenheit durch so vielfache und große historische Erinnerungen theuer und werth geworden ist, so wird sie sich dem hochachtbaren Reisenden zu noch ganz besonderem Danke dadurch verpflichtet erkennen, daß derselbe seine werthvollen naturhistorischen Sammlungen, wie sie im Laufe eines Jahres theils durch unmittelbares Aufnehmen an Ort und Stelle, theils als Geschenk oder im Kauf erlangt wurden, in ihrer ganzen Vollständigkeit den mit der Klasse in engster Verbindung stehenden Attributen des königlichen General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, so wie auch einen kleinern Theil den Universitäts-Instituten hat zukommen lassen.

Wir beginnen unsern Bericht mit dem zahlreichsten Theile dieser Sammlungen, nämlich mit dem zoologischen.

An Säugethieren sind im Ganzen 37 Stück übergeben worden, welche bereits sämmtlich aufgestellt sind. An der Spitze der Raubthiere steht, als ein Geschenk des Vicekönigs von Aegypten, ein großer stattlicher Löwe mit krauser, aber kurzer Mähne, dadurch einen auffallenden Contrast bildend mit dem, ihm in der Sammlung zur Seite befindlichen, außerordentlich langmähnigen Löwen, welcher unter dem Namen Nero so viele Jahre die Zierde der van Akenschen Menagerie gewesen war und vor zwey Jahren dahier sein Leben endete. Ungleich seltener, wenn auch nicht so in die Augen fallend, ist der Caracal, der ächte Lynx der Alten, welcher gleich dem vorhin erwähnten Löwen lebend acquirirt wurde. Dieser Gattung gehört auch ein großer Leopard an. Aus der Ordnung der Raubthiere wurden ferner noch in Aegypten erworben die gestreifte Hyäne und die Pharaonsratte, von welcher letztern die aus Algier kommende, wie uns ein von daher erhaltenes Exemplar belehrt hat, specifisch nicht verschieden ist. Auf dem Sinai wurden zwey Exemplare des zierlichen Canis famelicus erlangt, und in Jerusalem ein Igel, der von unserm europäischen nicht getrennt werden kann.

Aus der Ordnung der Nager sind die sonderbaren Stachelmäuse vom Sinai (Mus di-

Digitized by Google

midiatus Mus. Francof.), zwey Arten von Ratten, eben so viele von Springmäusen, zwey Hasen von Akaba und Wadi Musa, und ein Kaninchen von Pathmos. Ganz neu für die Zoologie ist ein schöner Siebenschläfer in zwey Exemplaren, welche am Sinai gefangen wurden und in der Sammlung unter dem Namen Myoxus melanurus aufgestellt sind. *)

Unter den Wiederkäuern wird Jedem beym Eintritt in die Sammlung gleich die schlanke, sonderbar gebaute Giraffe auffallen, das erste Exemplar, welches hierher gelangt ist. Wir haben die Hoffnung ein zweytes, älteres und daher auch größeres Exemplar nach seinem Ableben aus Aegypten noch zu erhalten. Ein großer ägyptischer Büffel ist absichtlich angekauft und geschlachtet worden, um sein Fell und den Schädel zu bekommen; von dieser Art hatten wir bisher nichts als die zwey Hörner aufzuweisen. Auch von dem seltenen arabischen Schafe mit kurzem gekrümmten Fettschwanze, das erst vor wenig Jahren durch Gené's Beschreibung unter dem Namen Ovis Aries recurvicauda bekannt wurde, gelang es dem Reisenden, sich ein Exemplar zu verschaffen. Aus den Umgebungen von Akaba rührt die Antilope arabica Ehrenb. her, und von den Höhen des Sinai haben Beduinen die zwey Exemplare des merkwürdigen Steinbockes herabgebracht, der in neuerer Zeit unter dem Namen Beden bekannt geworden, und von dem europäischen sehr verschieden ist. **) Von nicht minderer Erheblichkeit sind die beyden Muflons, welche der verehrliche Reisende auf seiner Rückkehr in Sardinien bestellte, ein Thier, das bekanntlich als die wilde Stammrasse von unserem Hausschafe angesehen wird. Gegebene Bestellungen auf andere wichtige Thiere in Aegypten lassen uns bald weitere Zusendungen erwarten.

Durch die eben genannten Säugthiere hat zugleich die Skeletsammlung einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen, der um so höher anzuschlagen ist, da jetzt die systematische Anordnung dieser Thiere hauptsächlich auf den Knochenbau mit begründet wird. Skelete machen gegenwärtig einen nothwendigen Bestandtheil einer jeden zoologischen Sammlung aus. Zur Vervollständigung dieser Abtheilung dienten nicht bloß die Schädel, welche aus den Fellen herausgenommen und besonders aufgestellt worden sind; sondern es sind auch die ganzen Skelete von dem Löwen, dem Caracal, der Hyäne und einem Weibchen des sinaitischen Steinbockes mitgebracht worden. Zu gleichem Behufe wurde in Cairo ein großes gefallenes Kameel angekauft, um dessen Skelet zu erlangen; überdieß wurden daselbst noch 3 Kameelschädel präparirt. Dieß Skelet ist uns um so werthvoller, als wir hiedurch Gelegenheit erhalten haben, uns durch eigene Anschauung von der merkwürdigen Annäherung desselben an das Knochengerüste des Pferdes zu überzeugen.

Indem wir jetzt in unserm Berichte zu den Vögeln übergehen, werden wir bey diesen, wie bey den nachfolgenden Klassen, wo die einzelnen Arten ein minder allgemeines Interesse haben, uns mehr an die Zahlangaben halten und nur bey den bemerkenswerthesten Species einige Notizen beyfügen. Im Ganzen sind 153 Stück eingesandt worden, wovon 125 aus Aegypten, die andern von der peträischen Halbinsel und Palästina herrühren. Besonders zahlreich darunter sind die Raubvögel mit 39 Exemplaren, 14 Reiher und Kraniche (darunter Grus Virgo), 5 Pterocles, 2 Cursorius, Sterna leucopareia; Numenius tenuirostris; *) von einem Strauß sowohl den Balg als das voll-

*) Er kann durch folgende Diagnose charakterisirt werden: Myoxus supra cano-fuscus, infra albus, auriculis amplis, cauda nigra basi sordide cana. Weitere Beschreibung und Abbildung soll im nächsten Bande unserer Denkschriften folgen.

**) Rüppell hat den Beden für identisch mit dem kaukasischen Steinbock angesehen, von dem er jedoch durch andere Form und Richtung der Hörner, so wie durch die Färbung der Gliedmassen abweicht. Auch von dem abyssinischen Steinbock ist der Beden verschieden.

*) Gould führt an, daß ihm von dieser Art keine Exemplare aus Afrika bekannt seyen. Unsere Sammlung hat Exemplare nicht bloß aus Aegypten, sondern durch Herrn Dr. Moritz Wagner auch noch aus Algier erhalten.

Digitized by Google

ständige Skelet 2c. Ueber die mitgebrachten Krähen erlauben wir uns eine kleine Bemerkung beyzufügen. Es gehören diese 3 Arten an, nämlich der Nebelkrähe, die mit der unserigen übereinkommt, dann dem Corvus affinis, der erst neuerdings von Rüppell in Abyssinien entdeckt worden ist, und einer neuen Species, welche im Museum als Corvus infumatus bezeichnet ist. *)

Amphibien in 29 Arten und 61 Exemplaren, nämlich 3 Arten Schildkröten, worunter ein großes Individuum von Trionyx aegyptiacus in Weingeist, 15 Arten Saurier, worunter ein 10 Fuß langes Nilkrokodil, 10 Arten Schlangen, worunter 3 Exemplare von Naja Aspis, der im Alterthume und insbesondere durch Kleopatra's Tod so berühmten Species, und ein Batrachier, an welcher Ordnung Aegypten und Syrien überhaupt arm ist. Von dem erwähnten Krokodil ist auch das Skelet mitgebracht und aufgestellt, so wie von einem Chamäleon und der Aspis, von welchen letztern zugleich noch die innern Theile präparirt wurden.

Fische sind aus öfterem Mangel an Weingeist nicht viel zurückgebracht worden: 20 Arten in Brantwein, 6 ausgestopft, außerdem ganze Skelete von 6 Arten (Zeus, Pleuronectes, Scorpaena, Balistes und Cyprinus) und einzelne Schädel von 7 Species.

In der Klasse der Mollusken wurde eine vorzügliche Rücksicht auf die Landconchylien genommen, von welchen, obgleich sie in den großen Wüsteneyen kein gedeihliches Fortkommen finden, doch 86 Arten gesammelt wurden. Die neuen Arten von dieser, so wie von der folgenden Abtheilung werden die Herren Dr. Erdl und Roth, die unsern Reisenden begleiteten, zum besondern Gegenstande ihrer Bearbeitung nehmen. Die Meerconchylien, meist vom rothen Meere, machen 120 Arten aus, unter ihnen eine vollständige große Schale von dem seltenen Magilus antiquus, dessen Bewohner uns erst neuerdings durch Rüppell und Carus bekannt geworden ist.

Die Gliederthiere sind im Ganzen in mehr als 2000 Exemplaren vorhanden, darunter am meisten Coleopteren, von denen der größte Theil der zoologischen Sammlung noch gefehlt hat. An die Bearbeitung der neuen Orthopteren hat sich Herr Graf Marschall gemacht.

Die Strahlthiere beschränken sich hauptsächlich auf Korallen, welche am Strande des rothen Meeres gesammelt wurden. Unter den Echiniden ist ein großes Exemplar von Cidarites auszuzeichnen, dem alle seine Stacheln noch ansitzen, so daß hiedurch seine Peripherie einen Durchmesser von fast einem Fuß erlangt.

---

2) Ueber den botanischen Theil der Sammlungen machte Hr. Professor Dr. Zuccarini nachstehende nähere Mittheilungen:

Seit einem Jahrhundert hat die botanische Kenntniß der Küstenländer des mittelländischen Meeres sich unendlich erweitert. Nicht allein Frankreich und Italien mit den zwischenliegenden Inseln, auch die dalmatischen Küsten, ein großer Theil von Griechenland sammt Creta, und der ganze nordafrikanische Küstenrand von Egypten bis zur Meerenge von Gibraltar sind von vielen und eifrigen Forschern rücksichtlich ihrer vegetabilischen Produktionen untersucht worden. Allerdings bieten Spanien, Rumelien, die Küsten des Marmora-Meeres, die von Kleinasien, die großen Inseln Cypern, Rhodus u. a. noch weite fast völlig unbekannte Landstriche dar, aber die steigende Neigung zu Reisen nach den alten Entwicklungsstätten der Menschheit wird auch diese Lücken bald ausfüllen und die noch gesonderten Glieder der mediterraneischen Flora zum organischen Körper vereinigen. Auch für die den Küsten entlegenen Binnenländer ist, abgesehen von Europa — theilweise schon Großes geleistet wor-

*) Von ihm kann folgende Diagnose gegeben werden: Corvus nigro-fuscus, dorso, alis caudaque nonnihil chalybeo-relucentibus, rostro longo, compresso, scabro, culmine curvato. In der Größe hält er das Mittel zwischen dem Raben und der Krähe, ist am nächsten mit Corvus macrorhynchus verwandt, doch ist dieser etwas kleiner, hat einen aufgeblaseneren und glatteren Schnabel und ist ganz schwarz mit schönem Stahlglanz. Eine ausführliche Beschreibung dieser neuen Krähenart soll in unsern Denkschriften gegeben werden.

Digitized by Google

den. Das am leichtesten zugängliche Egypten bildete hiezu die Basis, von welcher aus eine Menge von Expeditionen theils direkt nach Süden in den Sennaar und nach Abyssinien, theils vorzüglich östlich nach Arabien und den Küsten des rothen Meeres, neuerlich auch nach Mesopotamien bey Gelegenheit der Beschiffung des Euphrat und Tigris sich verbreiteten. Der Küstenstrich Syrien und vorzüglich Palästina blieben aber troz den früheren Hierozoicis und Hierobotanicis die unbekanntesten Distrikte der westlichen Grenze Asiens. Selbst der fleißige Sieber, der aus Aegypten 400, aus Creta 500 Pflanzenarten den Sammlern mittheilte, konnte aus uns nicht genau bekannten Gründen kaum 50 Arten aus Palästina geben. Um so erwünschter waren daher die Beyträge zur Flora dieser Gegenden, welche die Bemühungen des Hrn. Hofrath von Schubert und seiner Begleiter uns lieferten. Wir müssen, um dieselben hinreichend zu würdigen, der Reiseroute der Expedition nachgehen. Daß im angebauten Nilthale bis Kairo hinauf bey einfacher Durchreisung des Landes nach so vielen Vorgängern schwerlich Neues zu finden seyn werde, stand zu erwarten. Doch sind eine Menge interessanter Pflanzen vorzüglich aus der Umgegend von Cairo, Abusabel und den an das Nilthal gränzenden Wüsten zusammengebracht und besonders in der Auswahl der Exemplare dabey manche Familien besser als bisher bedacht worden.

Neue Arten wurden zuerst zwischen Suez und Tor und auf der gebirgigen Halbinsel des rothen Meeres gefunden. Hieher gehören z. B. eine Aristida, eine Phelipaea, einige Fagonien u. s. w. Die Algen des rothen Meeres wurden fleißig gesammelt, lieferten aber an denselben Standorten, die Schimper kurz vorher mit längerem Verweilen besucht hatte, nichts Neues. Vom Sinaigebirge kommen sehr interessante, zum Theil den zahlreichen und fleißigen Vorläufern entgangene Arten vor. Merkwürdig ist darunter besonders eine Form von Cynomorium coccineum, wenn es anderst nur als solche betrachtet werden darf, welche die Exemplare von Malta, Creta und Kleinasien an Größe um das zehnfache übertrifft.

Auch aus der Gegend von Hebron, wo sich die Reisenden etwas Musse gönnen konnten, sind neue Arten, z. B. Salvien, Orchideen, und vorzüglich schöne Allien und andere Liliaceen, deren Bestimmung zum Theile erst aus den lebend mitgebrachten Zwibeln sich ergeben wird, vorhanden. Ein neuer Loranthus auf Acacien eine Strecke von Hebron und später wieder bey Jericho gesammelt, ist wegen der ausserdem so geringen Verbreitung der Gattung in diesem Gebiete vorzüglich bemerkenswerth. Die um Jerusalem, Nazareth u. s. w. gesammelten Pflanzen enthalten weniger neue Arten, als sie höchst schätzbar sind, indem sie bisher unkannte Beyträge zu der Gesammt-Flora von Palästina liefern. Gegen 30 Arten darunter sind jetzt zuerst an diesen Standorten gefunden worden. Eine Salvia u. s. w. sind wirklich neu, die interessanteste Novität darunter aber, die wir auch lebend im hiesigen botanischen Garten als Resultat der Reise besitzen, ein riesenhaftes Allium, welches ich Allium Schubertii nannte, und dessen Schaft 4 Fuß Höhe, dessen Dolde mit mehr als 200 lichtvioletten Blumen aber gegen 1 Fuß Durchmesser erreicht, wobey, wie wenigstens die getrockneten Exemplare nachweisen, die längeren Radien unfruchtbare, viele dazwischen stehende kürzere dagegen fruchtbare Blüthen tragen. Die Pflanze ward auf der Ebene Jesreel bey Nazareth gefunden.

Die größte Zahl von neuen Arten lieferte unstreitig die Exkursion auf den Libanon bey der Rückkehr aus dem gelobten Lande. Hier hatte auf der Höhe, wo die wenigen kolossalen Trümmer des alten Cedernwaldes noch erhalten sind, so eben die Frühlingsflora begonnen, und mahnte in ihren Formen, wenn gleich specifisch verschieden, an die Vegetation unserer Voralpen. Unter den gefundenen Pflanzen sind: Anthericum, graecum eine neue Gagea, Puschkinia, Lamium, Phlomis, Moltkea, Myosotis, Vinca, Corydalis, zweifelhafte Formen aus den Gattungen Gagea, Arabis, Thlaspi, Alyssum, Geranium.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

2) Fortsetzung des Berichtes über die von Herrn Hofrath v. Schubert mitgebrachten Sammlungen.

Ueber Abies Cedrus wurden schätzbare Beobachtungen gemacht. Noch interessanter war es aber, aus den mitgebrachten Zapfen abnehmen zu können, daß Pinus bruttia, welche Tenore in den Abruzzen zuerst von Pinus halepensis unterschied, auch am Libanon vorkomme und demnach in Italien wohl nur an der Nordgränze ihrer Verbreitung stehe. Ein Viscum auf Juniperus Oxycedrus gesammelt scheint bey aller Verwandtschaft doch auch von unserm V. album verschieden. Die kleinasiatische Küste lieferte unter anderm Interessanten auch eine neue Sternbergia.

Das ganze Herbarium beläuft sich auf ungefähr 450 Arten, eine Zahl, welche im Vergleich mit der Ausbeute anderer Reisender in denselben Gegenden und der Kürze der Zeit zum Sammeln sehr beträchtlich erscheint. Ueberdieß sind schöne Knollen von Orchideen und Aroiden, Cyclamenarten u. s. w., Zwiebel von mehreren Species der Gattungen Allium, Scilla, Ornithogalum, so wie eine beträchtliche Anzahl Sämereyen von theils wild gefundenen, theils kultivirten Gewächsen lebend mitgebracht, Holzproben, mehrere Droguen (Manna, Ladanum u. s. a.) gesammelt und einige Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche gefunden worden, worunter vorzüglich Bruchstücke von den sogenannten Palmenstämmen aus der Wüste El Araba interessant sind. Sie scheinen jedenfalls monokotyledonischen Gewächsen angehört zu haben; die näheren Aufschlüsse über ihren Ursprung und Bau werden wir von Hrn. Professor Unger in Grätz, welcher sich mit einer umfassenden Arbeit über die fossilen Hölzer beschäftigt, zu geeigneter Zeit erhalten. Die neuen von der Schubertschen Reise mitgebrachten Pflanzenarten wird Referent in dem nächsten Bande der Denkschriften hiesiger Akademie, oder, wenn ein solcher zu lange nicht erscheinen sollte, in den Actis Acad. Leopoldino-Carolinae beschreiben.

3) Herr Prof. A. Wagner theilt Notizen mit über: Fossile Ueberreste von einem Affenschädel und andern Säugthieren aus Griechenland.

Noch im Jahre 1832 mußte Hr. von Meyer in seiner trefflichen Uebersicht der fossilen Wirbelthiere bey den Affen sich mit der Bemerkung begnügen, daß zur Zeit keine fossilen Ueberreste von diesen Thieren entdeckt seyen. Dieses Fehlen von fossilen Quadrumanen mußte um so befremdlicher erscheinen, als von andern Säugthieren, welche wie z. B. Elephant, Nashorn, Hyäne, Löwe u. s. w., in dem gegenwärtigen Zustande unserer Erde eine gleiche Heimath mit den Affen haben, fossile Ueberreste an vielen Orten und in großer Menge gefunden werden, so daß sie zu den gewöhnlichen Vorkommnissen in den naturhistorischen Sammlungen gehören. Es erregte daher bey den Naturforschern das höchste Interesse, als vor zwey Jahren die Nachricht eintraf, daß Baker und Durand, Lieu-

Digitized by Google

tenants beym ostindischen Geniekorps, das fossile Oberkiefer-Fragment eines Affen aus den tertiären Bildungen der Siwalik-Berge, am Fuße des Himalaya, entdeckt hätten. Ihren Vergleichungen zu Folge zeigt selbiger manche Aehnlichkeit mit der Gattung der Schlankaffen, nur muß dieser urweltliche Affe eine bedeutendere Größe erreicht haben, so daß er in dieser Beziehung nicht hinter dem Orang-Utang zurückgeblieben wäre. Bey weiteren Nachforschungen gelang es dem Kapitän Cautley und dem Dr. Falconer, die sich beyde um die Erforschung der urweltlichen Ueberreste in Ostindien die größten Verdienste erworben haben, in den genannten Lagerstätten auch noch ein fossiles Affen-Sprungbein zu entdecken, in Größe und Form dem des Semnopithecus Entellus ähnlich, doch wahrscheinlich einer andern Art angehörig.

Diese Entdeckung blieb nicht vereinzelt, sondern fast zu gleicher Zeit fand Lartet in der tertiären Formation der Gegend von Auch im Departement du Gers, einige fossile Quadrumanen-Fragmente auf, unter welchen namentlich eine Kinnlade auf einen urweltlichen Affen hinwies, der in nächster Beziehung zu unserm Siamang (Hylobates syndactylus) steht. Von einem einzelnen Zahn meynt Blainville, daß er auf einen Sapajou hindeuten könnte.

Hiemit war also der Nachweis geliefert, daß im urweltlichen Zustande unsers Planeten Affen gleichzeitig mit andern Säugthieren, mit denen sie noch gegenwärtig vergesellschaftet sind, zusammen gelebt haben, und zwar an sehr weit von einander entfernten Puncten, wie Ostindien und das südliche Frankreich. Seit dieser Zeit ist mir jedoch ein dritter Fundort für fossile Affenreste bekannt worden. Es überbrachte mir nämlich im vorigen Jahre ein Mann, der in Griechenland gedient hatte, eine Schachtel mit fossilen Knochen, welche ich für die k. Sammlung acquirirte. Seiner Angabe nach hatte er diese Fragmente am Fuße des Pentelikon, in einem von der Küste um eine Stunde entfernten Thale, aus lehmigem Erdreiche, in welchem sie fest eingebacken sind, ausgegraben. Als das werthvollste Stück unter diesen Trümmern erkannte ich sogleich das fossile Schädelfragment eines Vierhänders, zu dessen Beschreibung ich jetzt übergehe.

Es ist von demselben leider nicht mehr übrig, als der Schnautzentheil des Schädels, der jedoch schon am untern Rande der Augenhöhlen abgebrochen ist; der Zwischenkiefer und der knöcherne Gaumen ist fast vollständig, eben so die rechte Seite des Oberkiefers, die linke dagegen ist in ihrer hintern Hälfte defekt. Von Zähnen hat nur der 3te und 4te Backenzahn der rechten Seite seine Krone behalten; von den andern ist sie abgebrochen oder der Zahn ist ganz ausgefallen, in welch letzterem Falle alsdann die Zahnhöhle mit verhärteter rother Erde ausgefüllt ist.

Ich beginne die Bestimmung mit Erörterung des Zahnbaues. Die rechte Kieferhälfte giebt zu erkennen, daß in ihr fünf Backenzähne vorkommen; an den ersten schließt sich ohne Unterbrechung das tiefe Fach für den Eckzahn an. Nach einer kleinen Lücke folgen die 4 Fächer für eben so viele Schneidezähne, dann das Fach für den linken Eckzahn; das Uebrige fehlt auf dieser Seite. Schon die Zahl und Form dieser Zähne läßt mit aller Evidenz erkennen, daß wir es hier mit einer Bildung zu thun haben, wie sie dem Menschen und den Affen eigen ist. Zu jenem kann sie indeß nicht gehören, weil nicht bloß die 2 einzig erhaltenen Backenzähne vom menschlichen Typus abweichen, sondern weil auch bey unserm fossilen Fragment ein großes und tiefes Fach für einen Fangzahn, und eine Lücke zwischen diesem und dem ersten Schneidezahne sich findet, was Alles nicht beym Menschen, wohl aber bey den Affen vorkommt. Wir haben hier also einen Vierhänder vor uns, und wie die Zahl der Backenzähne ergiebt, eine Art, die wir den Gattungen der alten Welt anreihen müssen.

In dieser letzteren Zusammenstellung bestätigt uns auch die Beschaffenheit der beyden Backenzähne, welche noch, und zwar ganz vollständig und nicht abgenützt, erhalten sind. Kein Affe der neuen Welt hat eine solche Form des 3ten und 4ten Backenzahns; sie kommt nur bey denen der alten Welt vor. Diese beyden Zähne sind ziemlich groß, auf ihrer äußern Fläche etwas breiter als auf ihrer innern und der Längendurchmesser jener Außenfläche (von vorne nach hinten gerechnet) kommt fast dem Durchmesser der Breite (von außen nach innen) gleich. Sie haben 4 scharfe Zacken, wovon die vordern

Digitized by Google

etwas länger als die hintern sind, welche letztere überdieß mehr abgenützt erscheinen, so daß ihre Spitzen, zumal an dem vordern dieser Zähne, bereits abgeführt sind und an ihrer Stelle eine Vertiefung sich zeigt. Der vordere von beyden der genannten Backenzähne (der 3te der Reihenfolge nach) ist etwas kleiner, als der folgende, namentlich auf der Innenseite schmäler; seine äußere Fläche ist 3 1/3''', seine innere nur 2 2/3''' breit; der andere (der 4te) Backenzahn ist ohngefähr um 1/3''' breiter. An den Alveolen wird es ersichtlich, daß der hinterste oder 5te Backenzahn an Größe seinem Vorgänger wenig oder nichts nachgegeben hat; dagegen sind der 2te und 1te Backenzahn beträchtlich schmäler. Die Länge der ganzen Fachreihe der 5 Backenzähne auf der rechten Seite des Oberkiefers beträgt 1'' 2 1/2'''. Das Fach für den Eckzahn ist ziemlich groß; von den Schneidezähnen sind die beyden mittlern Fächer etwas größer als die seitlichen.

Vergleichen wir die Zähne unsers fossilen Fragments mit denen der altweltlichen Affen, um den Platz ausfindig zu machen, welcher nach der Struktur derselben unserem antediluvianischen Vierhänder anzuweisen seyn möchte, so sehen wir, daß der Orang-Utang durch die Größe, wie durch die mehr rundliche Contour seines 3ten und 4ten Backenzahns in keinen weitern Betracht kommen kann. Auch der Gibbon, von dem wir drey Schädel besitzen (Hylobates concolor, Lar und eine dritte unbestimmte Art), und der in der Größe genannter Zähne sich annähern würde, zeigt erhebliche Verschiedenheiten, indem die fraglichen Backenzähne bey ihm etwas kleiner, zugleich gerundeter und etwas schiefer gestellt sind; auch ist der fünfte Zahn merklich kleiner. So bleiben uns denn noch die Gattungen Semnopithecus, Cercopithecus, Inuus und Cynocephalus übrig, die im Bau dieser beyden Zähne mehr unter sich übereinstimmen, und unter welchen am nächsten den fossilen Zähnen die von Semnopithecus (S. Maurus und pruinosus) kommen möchten.

Was die übrigen Theile unsers fossilen Fragments anbelangt, so deutet Alles, was sich von der Schnautze erhalten hat, auf den Gibbon hin. Der Schnautzentheil des Gibbonschädels zeichnet sich aus durch Kürze und geringes Vorspringen, dann durch die kurze aber sehr breite Nasenöffnung, wie sie bey keiner andern Gattung altweltlicher Affen gefunden wird; endlich durch den ungemein starken Vorsprung der untern Augenhöhlenwand über den Kiefertheil. Alle diese Merkmale finden wir nun bey unserm fossilen Schädelfragmente und wir müssen es demnach der Gattung Hylobates annähern, obgleich es der verschiedenen Form der Backenzähne wegen derselben nicht eingereiht werden darf. Meiner Meynung nach möchte das urweltliche Thier, in so weit wir nach dem geringen Fragment, das uns von selbigem erhalten ist, urtheilen können, in der Mitte gestanden haben zwischen Hylobates und Semnopithecus, und deßhalb gebe ich ihm den Namen Mesopithecus, und füge von seinem Fundorte den Trivialnamen bey, so daß es einstweilen als Mesopithecus pentelicus bezeichnet werden mag.

Daß übrigens das beschriebene Schädelfragment wirklich antediluvianischen Ursprungs ist, erhellt nicht bloß daraus, daß es stark an der Zunge klebt, sondern daß seine Höhlungen mit derselben rothen eisenschüssigen verhärteten Lettenmasse ausgefüllt sind, welche breccienartig manche andere Knochenfragmente, die von demselben Fundorte stammen, zusammen gebacken hat, oder auch die Höhlungen von Röhrenknochen ausfüllt, in welchen überdieß bisweilen höchst feine Thoneisenkörner sich ausgeschieden haben, oder selbst an den Wandungen kleine Drusen von Bergkrystall sich angelegt haben. Dieß ganze Gebilde gehört daher entweder den jüngsten tertiären oder den diluvianischen Ablagerungen an, welche meiner schon früher ausgesprochenen Meynung gemäß in eine Formationsreihe zu rechnen sind.

Ueber die übrigen fossilen Fragmente, die mir zugleich mit dem Affenschädel zugekommen und in dieselbe Masse eingebacken sind, will ich vor der Hand nur so viel bemerken, daß der größte Theil vom Pferde herrührt, und zwar von der Art, welche Herr von Meyer als Equus primigenius bezeichnet und dem tertiären Gebiete angehört, so daß es höchst wahrscheinlich hiedurch wird, daß alle unsere fossilen Ueberreste aus demselben abstammen. Auch einige Ueberreste von Wiederkäuern sind da-

Digitized by Google

runter. Am meisten dürften nächst dem Affenschädel einige Backenzähne interessiren, welche zwar eine nahe Uebereinstimmung mit denen von Viverra und Herpestes zeigen, gleichwohl aber von ihnen sich unterscheiden, indem sie nochmals so groß sind als von irgend einer lebenden Art dieser Thiere und zugleich einige Verschiedenheiten in ihrer Construction darbieten. *)

---

4. Herr Akademiker und Konservator Dr. Vogel liest sein Gutachten, die chemische Untersuchung des Wassers einer im Kempterwalde bey Unterbuch entdeckten Mineralquelle betreffend.

Es wurden dem Unterzeichneten vom königl. Staatsministerium des Innern durch die königl. Akademie der Wissenschaften vier versiegelte Flaschen des bezeichneten Wassers zur Untersuchung übergeben.

Das Wasser, womit die Prüfung vorgenommen wurde, ist farblos, vollkommen klar, und ohne allen Bodensatz; nur nach Verlauf von mehreren Monaten setzten sich beym Zutritt der Luft einige gelbliche Flocken ab, welche außer kohlensaurem Kalke eine Spur von Eisen enthalten.

Der Geruch des Wassers kommt auf entfernte Weise dem eines in Fäulniß übergehenden Wassers gleich, und der Geschmack desselben ist etwas salzig.

Specifisches Gewicht bey 15° R. = 1002.

Die Lakmustinktur wird von dem Wasser nicht geröthet; hingegen nimmt sie davon eine etwas mehr tief blaue Farbe an.

Chlorbarium bringt in dem Wasser keine Trübung hervor.

*) Da ohne Vorlage von Abbildungen der Beschreibung nicht die nothwendige Deutlichkeit und Anschaulichkeit gegeben werden kann, so werde ich den nächsten Band unserer akademischen Abhandlungen dazu benützen, bildliche Darstellungen von den genannten fossilen Ueberresten zu liefern.

Essigsaures Bleyoxyd (Bleyzucker-Auflösung) hingegen einen weißen Niederschlag, welcher sich in wenig Salpetersäure vollkommen wieder auflöste. Aus diesen beyden Resultaten geht hervor, daß in dem Wasser kein schwefelsaures Salz enthalten ist.

Salpetersaures Silberoxyd bewirkt einen gelblich weißen Niederschlag, welcher sich in einem Ueberschusse von Ammoniak nicht vollkommen wieder auflöste.

Oxalas ammoniae giebt einen weißen Niederschlag in nicht unbedeutender Menge.

In der etwas abgedampften und filtrirten Flüssigkeit wird durch phosphorsaures mit Ammoniak versetztes Natron ein weißer Niederschlag von phosphorsaurem Magnesia-Ammoniak hervorgebracht.

Mit schwefelsaurem Kupferoxyd entsteht in dem Wasser ein blaßgrüner Niederschlag, welcher sich als kohlensaures Kupferoxyd verhält.

Wenn man in dem Wasser eine geringe Menge Kleister vertheilt, so nimmt es bey Zusetzung von Salpetersäure eine purpurrothe und dann blaue Farbe an; noch deutlicher wird das Phänomen, und die Verbindung erscheint nun tief indigoblau, wenn man einen frisch bereiteten Kleister in schwacher Salpetersäure vertheilt, und dann demselben das Wasser hinzusetzt.

Mit Gallustinktur wird das Wasser kaum anders als durch ein gewöhnliches kohlensauren Kalk enthaltendes Wasser verändert, es nimmt davon nach einigen Tagen eine grünliche Farbe an.

Die Platinauflösung wird von dem Wasser etwas tiefer gelb gefärbt, und nach einigen Tagen setzt sich ein brauner Niederschlag zu Boden, welcher gewaschen und getrocknet in einer kleinen Glasröhre an der Weingeistlampe erhitzt, violette Dämpfe entwickelt, wovon ein mit Stärkeauflösung benetztes Papier blau gefärbt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nr. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

4) Fortsetzung des Berichtes über die chemische Untersuchung der Mineralquelle bey Unterbuch ꝛc.

Ein Pfund von 16 Unzen wurde in einem mit gekrümmter Röhre versehenen Kolben erwärmt; nur dann, als das Wasser zu kochen anfieng, entwickelte sich etwas kohlensaures Gas, und das Wasser im Kolben erlitt beym Kochen eine schwache Trübung. Bey gelinder Wärme gänzlich bis zur Trockne abgeraucht, blieb ein grauer Rückstand, welcher 13,25 Gran wog.

Dieser staubig trockene Rückstand wurde der Luft ausgesetzt, und zog nach einigen Tagen so viel Feuchtigkeit aus derselben an, daß er nun 15,25 Gran wog.

Als die 13,25 Gran mit kaltem Wasser erschöpft wurden, blieb ein in Wasser unlöslicher Rückstand, welcher trocken gewogen 0,87 Gran betrug.

Der im Wasser unauflösliche Rückstand in einem Platintiegel mit reiner Salpetersäure übergossen, und mit einer Glasplatte bedeckt, löste sich mit Aufbrausen auf. Mit Hülfe der Wärme wurde die Glasplatte nicht corrodirt, was auf die gänzliche Abwesenheit von Flußspath hindeutet, und die im Tiegel abgedampfte Flüssigkeit löste sich in Wasser nicht ganz vollkommen wieder auf, sondern ließ eine Spur von Kieselerde zurück.

Absoluter Alkohol löst aus dem getrockneten Salze nicht allein Chlormagnesium sondern auch Chlorcalcium nebst einer geringen Menge von Brommagnesium und einer schwach gelblichen organischen Substanz auf.

In die Mutterlauge des abgerauchten Wassers, aus welcher sich die größte Menge des Kochsalzes abgesetzt hatte, ließ man einen schwachen Strom von Chlorgas streichen, wovon die Flüssigkeit eine goldgelbe Farbe annahm; der damit geschüttelte Aether wurde braun und zeigte bey einer damit vorgenommenen Untersuchung außer dem Jod unverkennbare Spuren von Brom.

Aus den vorläufig angestellten Versuchen ergiebt sich, daß in dem Wasser folgende Substanzen enthalten sind:

Chlormagnesium, Chlorcalcium, Jodnatrium, kohlensaurer Kalk, Chlornatrium und eine Bromverbindung. *)

Um die Bestandtheile des Wassers in ihren quantitativen Verhältnissen kennen zu lernen, wurden 8 Pfd. = 128 Unzen bis auf ein Sechstel ihres Volumens abgedampft, und die von dem Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit mit Salmiak und dann mit kleesaurem Ammoniak versetzt.

*) Einem unserer ausgezeichnetsten Apotheker im Kreise Schwaben und Neuburg, dem Herrn Hof-Apotheker Fuchs in Kempten, verdanken wir eine vorläufige qualitative Prüfung des Wassers. Er hatte darin gefunden: Salzsauren Kalk, Kochsalz, kohlensauren Kalk, hydriodsaures Natron und harzartige Substanz; seine Versuche waren aber nicht so weit vorgerückt, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Quantität jener Bestandtheile mit Bestimmtheit angeben zu können.

Digitized by Google

Der dadurch entstandene Niederschlag von kleesaurem Kalke hinterließ, nachdem er hinreichend gewaschen und schwach geglüht war, 4,59 Gran kohlensauren Kalk, welche 5,070 Gran Chlorcalcium entsprechen.

Die von obigem Niederschlage des kleesauren Kalkes abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit Ammoniak und phosphorsaurem Natron versetzt; der dadurch entstandene weiße Niederschlag stellte nach gelindem Glühen 4,60 Gran phosphorsaure Magnesia dar, welche 3,914 Gran Chlormagnesium entsprechen.

Da sich in dem Wasser neben der großen Menge Chlornatrium nur eine geringe Quantität von Jodnatrium befindet, so war es mit Schwierigkeiten verbunden, das Jod vom Chlor in den Silberverbindungen mit Ammoniak auf eine genaue Weise abzuscheiden, weil doch das Jodsilber in Ammoniak nicht vollkommen unauflöslich ist, deßhalb wurde zur Trennung des Jods vom Chlor das Kupfer-Chlorür angewendet.

Zu dem Ende wurden 7 Pfd. = 112 Unzen Wasser bis auf 1/6 ihres Gewichts abgedampft, und in die filtrirte Flüssigkeit eine farblose, frisch bereitete Auflösung von Kupferchlorür in Salzsäure gebracht.

Der dadurch entstandene hinreichend gewaschene und getrocknete Niederschlag von Kupferjodür wog 1,18 Gran, welche 0,928 Gran Jodnatrium entsprechen.

Das Chlor wurde auf die gewöhnliche Weise mittelst des durch Silbersalz erhaltenen Chlorsilbers bestimmt; nach Abzug des Jodnatriums, des Chlorcalciums und Chlormagnesiums blieben auf ein Pfund Wasser berechnet noch 6,7144 Gran Chlor übrig, wodurch 11,132 Gran Chlornatrium repräsentirt werden.

Aus den angeführten Versuchen geht folgendes Ergebniß hervor:

	in einem Pfunde Wasser von 16 Unzen sind enthalten:	in 10,000 Gran.
Chlormagnesium	0,489 Gran	0,6367 „
Chlorcalcium .	0,634 „	0,8255 „
Jodnatrium .	0,132 Gran	0,1718 „
doppelt kohlensaurer Kalk .	1,238 „	1,6120 „
Chlornatrium	11,132 „	14,4949 „
Kieselerde . / Brommagnesium / Eisenoxyd . / Organische Substanz . .	Spuren	— —
	=13,625 „	=17,7409 „

Man sieht aus dieser Zusammenstellung der Bestandtheile, daß das oben erwähnte Wasser weit davon entfernt ist, so reichhaltig an Jod zu seyn, als dasjenige aus der Adelheids-Quelle zu Heilbrunn; das Kempter-Wasser soll aber mit großer Mächtigkeit zu Tag kommen, und deßhalb könnte es als ein schwaches Jod-haltiges Wasser nicht nur zum Trinken, sondern auch, da die Quelle sehr ergiebig ist, zu Bädern angewendet werden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. December. 1838.

1. Herr Konservator Dr. Martius berichtet über die Beobachtungen, welche von A. van Beck und C. A. Bergsma über die Temperatur am Blüthenkolben von Colocasia odora angestellt und in der folgenden Schrift beschrieben worden sind: Observations thermo-electriques sur l'Elévation de température des Fleurs de Colocasia odora par A. van Beck, membre de l'Institut des Pays-Bas et C. A. Bergsma Prof. de Botanique et d'Economie rurale a l'Université et Directeur du Jardin bot. à Utrecht. Utrecht, chez Rob. Natan 1838. 4. avec 1 planche.

Die Lehre von der selbstständigen Wärme der Pflanzen und von der Temperatur-Erhöhung, welche

Digitized by Google

an gewissen lebenden Pflanzen Statt findet und durch sie in der zunächst umgebenden Atmosphäre hervorgebracht wird, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil sie mit mehreren praktischen Fragen der Landwirthschaft zusammenhängt und interessante Vergleichungen mit der thierischen Wärme-Entwickelung gestattet. Es muß daher mit Dank erkannt werden, daß unsere Kenntniß von der Wärme-Entbindung aus den Blüthenkolben der Aroideen durch die vorliegende Arbeit wesentlich bereichert worden ist. Bekanntlich wurde zuerst von Lamark angegeben, daß die Atmosphäre zunächst um den itanienischen Aron (Arum italicum) eine höhere Temperatur als die übrige benachbarte Luft zeige. Senebier hat ein ähnliches Phänomen an unserm gemeinen Aron (A. maculatum) beobachtet, und später haben Göppert, Ad. Brongniart, Treviranus, Vrolik und Vriese in unsern Klimaten an diesen beyden Aron-Arten sowie an Caladium viviparum, Arum Dracunculus, Pothos umbraculifera und andern Aroideen ähnliche Resultate einer Wärmeerhöhung bis zur Differenz von 14° R., — Hubert aber in Isle de France hat an Arum cordifolium sogar eine Differenz von 26° bemerkt. Die Verfasser der oben genannten Schrift constatiren die im Allgemeinen bereits von den meisten Pflanzenphysiologen ohne weitern Zweifel angenommenen Thatsachen und bestimmen sie genauer, indem sie von der einfachen Beobachtungsmethode mittelst des Thermometers zu einer andern thermoelektrischen, mittelst der Bequerel'schen Nadeln und eines Galvanometers übergehn. Die von ihnen angewendeten Nadeln sind von Gourjon in Paris ausgeführt, gleich denen, welcher sich Becquerel und Breschet bedient haben, um die relativen Temperaturen des venösen und arteriellen Blutes zu ermitteln. Sie bestehen aus einem feinen Platin- und Stahldrath, welche an einer äußerst feinen Spitze verbunden sind, sich sonst aber nirgends berühren und in der Nachbarschaft jenes Berührungspunktes durch ein Stückchen Elfenbein von einander getrennt sind, so daß das Elfenbein, als schlechter Wärmeleiter, zugleich dient, die Nadel zu dirigiren. Die beyden Enden dieser Nadel wurden mittelst zwey, mit Seide umwickelter Kupferfäden mit dem Galvanometer in Verbindung gesetzt, während der Vereinigungspunct in irgend einen Theil des Blüthenkolbens der Colocasia odora gesteckt wurde. Es ergaben sich sehr beträchtliche Abweichungen am Galvanometer. Um den correspondirenden Wärmegrad für diese Deviationen zu bestimmen, bedienten sich die Verfasser eines mit heißem Sand gefüllten Cylinders von Pappe, der mit einem Thermometer versehen war, und in welchen der Vereinigungspunkt der Nadel in ähnlicher Weise eingebracht wurde. Mehrere Tabellen mit den unmittelbaren Beobachtungen und den Resultaten der Berechnung gestatten eine genaue Einsicht in den Gang der Wärme-Entwickelung. Die Temperatur des Spadix, welche auf diese Weise ausgemittelt wurde, steigt bis auf 42° C. und eine Differenz von 22° C. über die Temperatur der umgebenden Luft.

Folgende Schlüsse werden von den Beobachtern als Resultate ihrer Arbeiten abgeleitet:

1. Die Wärme-Entwicklung in den Blüthen der Colocasia odora findet an der ganzen sichtbaren Oberfläche der Kolben statt, jedoch mit verschiedener Intensität an verschiedenen Stellen.

2. Nach der Eröffnung der Scheide, welche den Kolben anfänglich einhüllt, tritt eine beträchtliche Wärme-Entbindung in den männlichen Blüthen ein. Diese Blüthen erhalten dann eine viel höhere Temperatur, als die gleichzeitige in den übrigen oberen Theilen des Kolben ist.

3. Gegen die Periode des Pollen-Austritts stellt sich eine plötzliche, bedeutend hohe Wärme in den abortirten Blüthen ein, welche den drüsigen Kegel an der Spitze des Kolben bilden. Zu gleicher Zeit nimmt die Temperatur der männlichen Blüthen regelmäßig ab, und nähert sich mehr und mehr der der Atmosphäre. Die Wärme-Entbindung in diesem Theil der Blüthe bildet eine einzige Periode von mehreren Tagen, während die in den männlichen abortirten Blüthen im Gegentheil mehrere verschiedene und tägliche Perioden darstellt, bis die Theile absterben.

Digitized by Google

4. Die Wärme-Entbindung in jeder dieser verschiedenen Perioden ist gleichförmig und dieselbe auf der Oberfläche der vollständig entwickelten, wie auf der der verkümmerten männlichen Blüthen.

Die Meynung, welche Raspail aufgestellt hat, daß diese Erhöhung der Wärme lediglich durch das von den Wänden der umgebenden Scheide zurückgeworfene Licht herrühre, wird durch das Experiment entkräftet, die Oeffnung der Scheide mit einem Schirm von schwarzem feinem Papier zu bedecken. Ueberdieß hatten schon die früheren Beobachtungen von Vrolik und Friese gelehrt, daß, selbst wenn die Scheide ganz weggeschnitten worden, die Wärme-Entbindung dennoch eintritt.

Was die Ursachen dieser Wärme-Entbindung betrifft, so haben Senebier, Saussure und De Candolle die Meynung aufgestellt, daß sie durch eine schnell eintretende Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff des Blüthenkolben veranlaßt werde, während Link der Ansicht ist, daß sie einer Verbrennung von ätherischem Oele oder von Kohlenwasserstoffgas zuzuschreiben sey, welche aus dem Kolben entwickelt würden.

Eine ähnliche Erklärung des Phänomens glauben auch die erwähnten letzten Beobachter geben zu müssen. Sie bringen nämlich das von Theod. Saussure beobachtete Factum, daß der Kolben von Arum italicum eine beträchtliche Quantität Sauerstoff absorbirte, in Verbindung mit den Versuchen Dunals über die relative Menge von Fecula, welche sich in den drüsigen Anhängen des Arum italicum vor und nach der Emission des Blüthenstaubes befindet und halten es für wahrscheinlich, daß die Absorbtion des Sauerstoffes vorzugsweise sogleich bey Eröffnung der Scheide und vor dem Austreten des Pollen aus den Antheren, also zu dem Behufe eintrete, um die Säfte zur Ausbildung des Pollen vollends geschickt zu machen.

Auf diese Weise finden sie es auch erklärlich, daß nach der Befruchtung die weitere Wärme-Entbindung in den männlichen Organen mehr und mehr abnimmt, während sie in den abortirten männlichen Organen, wo sie vorher schwach war, nun mit beträchtlich erhöhter Energie eintritt und längere Zeit hindurch anhält. — Lud. Chr. Treviranus, welcher diese Arbeit noch nicht kennen konnte, als er den letzten Theil seiner Pflanzen-Physiologie drucken ließ, äußert sich (II. S. 694) über die Ursache des Phänomens in dem Sinne, als sey dasselbe keineswegs der thierischen Wärme, einem Producte individueller Lebenswirkungen vergleichbar. „Wenn man bey der Wärmebildung der Aroideen die große Verschiedenheit erwägt, welche sich in dem Grade derselben nach den Individuen, nach der Tages- und Jahreszeit, so wie nach andern uns noch unbekannten Umständen zeigt, so wird man sich mehr dafür entscheiden müssen, daß sie ihrem Ursprunge nach mit der Wärme-Entwickelung bey der Malzbildung, bey der Gährung und Fäulniß in Eine Klasse, und also in die der allgemeinen Lebenswirkungen, zu setzen sey." — Ich gestehe, daß ich mich mehr mit jener Ansicht befreunden muß, welche diese Wärme-Entbindung als das Resultat der letzten chemischen Veränderung in den Geschlechtsorganen, vor der Befruchtung, betrachtet. Die außerordentlich große Menge von Blüthenstaub innerhalb einer einzigen Scheide bey den Aroideen läßt vieleicht nur deutlicher hervortreten, was in geringerem Verhältniß bey allen Blüthen eintreten dürfte. An den Palmen habe ich öfter die Beobachtung gemacht, daß die Luft in der Scheide unmittelbar vor dem Eröffnen derselben beträchtlich wärmer, als die der umgebenden Atmospäre war, und wenn ich den Finger zwischen die männlichen Blüthenzweige einer Bactris brachte, welche so eben erst an das Licht hervortraten und nun die Emission des Pollens beginnen sollte, so nahm ich eine bedeutend erhöhte Temperatur wahr. Das Phänomen dürfte hier auf dieselbe Weise wie bey den Aroideen durch eine chemische Veränderung in der großen Masse des Blüthenstaubes am ersten seine Erklärung finden. Die HH. van Beck und Bergsma haben übrigens an den andern Theilen von Colocasia odora, den Blüthen und Blattstielen, wo sie ihren Apparat ebenfalls anwendeten, nicht die leichteste Spur von Wärme-Entwicklung wahrnehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nr. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. December. 1838.

2) Herr Professor Dr. von Kobell trägt vor: Ueber den Chlorit und Ripidolith, eine neue Mineralspecies.

Ich habe bereits im Jahre 1827 einige Untersuchungen über Glimmer, Chlorit und Talk angestellt und gefunden, daß der Chlorit durch einen Wassergehalt von circa 12 Proc. vorzüglich charakterisirt sey, und dadurch, so wie durch die Eigenschaft, durch concentrirte Schwefelsäure leicht und vollkommen zersetzt zu werden, von allen ähnlichen Mineralien leicht unterschieden werden könne. Ich analysirte damals den bekannten Chlorit vom Greiner im Zillerthale, in welchem Magneteisenerzkrystalle eingewachsen vorkommen und eine krystallisirte Varietät von Achmatof in Siberien.

Die Resultate beyder Analysen waren folgende:

	Chlorit vom Zillerthal.	Chlorit von Achmatof.
Kieselerde . .	25,51	31,25
Thonerde . .	21,81	18,72
Talkerde . .	22,83	32,08
Eisenoxydul .	15,00	5,10
Wasser . .	12,00	12,63
	98,15	99,78

Seit einigen Jahren ist auf dem Schwarzenstein im Zillerthale ein dem Chlorit von Achmatof sehr ähnliches Mineral vorgekommen. *) Die Analyse dieses Minerals schien mir um so interessanter, als der Chlorit von Achmatof eine merkliche Mischungs-Differenz von dem Chlorit aus dem Zillerthale zeigt und die Formeln für beyde nur dann annähernd übereinstimmen, wenn man die Thonerde als mit der Kieselerde vicarirend betrachtet, was aber nicht wohl angeht.

Da erst durch die Entdeckung von Fuchs, daß die kohlensauern Verbindungen der Erden aus sauern Auflösungen die Basen von 1 1/2 Mischg. Sauerstoff präcipitiren, die von einer Mischg. Sauerstoff aber nicht, ein einfaches Mittel gegeben wurde, die Thonerde von der Talkerde vollkommen genau zu scheiden, so habe ich mit Anwendung dieser Methode die Analysen des Chlorits von Schwarzenstein und einer bisher nicht untersuchten Varietät von Rauris im Salzburgischen angestellt und zur Erzielung genauerer Resultate die Analyse der Chlorite vom Zillerthal und von Achmatof wiederholt.

Der Gang war im Allgemeinen folgender:

Die ungeglühte Probe (35 — 40 Gran) wurde in dünne Blättchen getheilt in einem Platintiegel mit concentrirter Schwefelsäure mehrere Stunden lang in der Wärme digerirt, die überschüssige Schwefelsäure durch stärkeres Erhitzen verjagt und die Masse zuletzt bis zum Rothglühen erhitzt. Hierauf wurde sie mit verdünnter Salzsäure gekocht und dann die

*) Von einem andern ähnlichen Mineral, welches großblättrige Massen im kleinschuppigen Chlorit bildet und auf dem Greiner im Zillerthale vorkommt, habe ich gezeigt, daß es einaxiger Glimmer ist. Er zeigt die Bilder im polarisirten Lichte schöner als irgend eine andere der bekannten Varietäten.

Digitized by Google

Kieselerde aufs Filtrum gebracht. Ich habe mich bey dieser Gelegenheit überzeugt, wie leicht Einmengungen übersehen werden können, denn beym Auflösen der Kieselerde in verdünnter Kalilauge blieb beym Chlorit von Rauris 1 Gran Sand als Rückstand, welcher aus Quarz, Feldspath und weißem Glimmer bestand. Beym Aufschließen mit Kali wäre er nicht gefunden worden.

Die Auflösung nach Abscheidung der Kieselerde wurde mit Aetzammoniak versetzt und der Niederschlag a aufs Filtrum gebracht. Die abfiltrirte Flüssigkeit wurde zur Trockne abgedampft, die Salzmasse vorsichtig geglüht und das zurückbleibende Bittersalz gewogen. Kalk enthalten diese Mineralien nicht. Bey den Chloriten von Schwarzenstein, vom Greiner und von Achmatof untersuchte ich dieses Bittersalz auf einen Alkaligehalt, es waren aber nur in den ersten beyden geringe Spuren von Kali zu finden, der von Achmatof zeigte keine Spur davon.

Der Niederschlag a wurde in Salzsäure aufgelöst und Thonerde und Eisenoxyd in einem Glaskolben mit kohlensaurem Baryt in der Wärme gefällt b, filtrirt, der aufgelöste Baryt mit Schwefelsäure gefällt, filtrirt, abgedampft und das erhaltene Bittersalz geglüht und gewogen. Zur Untersuchung auf einen Mangangehalt wurde es in Wasser aufgelöst, mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak versetzt, das Präcipitat wieder in Salzsäure aufgelöst, nach Zusatz von Chlorkalkauflösung mit Ammoniak gefällt, der Niederschlag mit verdünnter Salpetersäure übergossen und filtrirt. Der Niederschlag b. wurde mit Kalilauge zur Auflösung der Thonerde behandelt und aus dem Rückstande das Eisenoxyd mit Schwefelsäure aufgelöst und mit Aetzammoniak gefällt. Die Thonerde wurde wie gewöhnlich weiter bestimmt und auf einen Gehalt an Kieselerde untersucht. *)

Mit einer besondern Portion wurde durch scharfes Ausglühen im Windofen der Wassergehalt bestimmt. Flußsäure konnte ich nicht finden; das in einer Glasröhre vor dem Löthrohre erhaltene Wasser reagirte zwar bey einigen Proben schwach sauer, das Glas wurde aber nicht im geringsten davon angegriffen.

*) In einem der bleibenden Rückstände bemerkte ich v. d. L. eine Spur von Bleyoxyd. Die Schwefelsäure war frey davon.

Die auf diese Weise erhaltenen Resultate waren:

	1. Chlorit von Schwarzenstein.	Sauerstoff.	2. Chlorit von Achmatof.	Sauerstoff.
Kieselerde .	32,68	16,97	31,14	16,15
Thonerde .	14,57	6,80	17,14	7,98
Talkerde .	33,11	12,81	34,40	13,31
Eisenoxydul	5,97	1,36	3,85	0,87
Manganoxydul	0,28	0,05	0,53	0,11
Wasser .	12,10	10,75	12,20	10,84
Unzersetzter Rückstand .	1,02		0,85	
	99,73		100,11	

	3. Chlorit vom Zillerthal.	Sauerstoff.	4. Chlorit von Rauris.	Sauerstoff.
Kieselerde .	27,32	14,19	26,06	13,53
Thonerde .	20,69	9,66	18,47	8,62
Talkerde .	24,89	9,63	14,69	5,68
Eisenoxydul	15,23	3,46	26,87	6,12
Manganoxydul	0,47	0,10	0,62	0,13
Wasser .	12,00	10,66	10,45	9,28
Unzersetzter Rückstand .	—		2,24	
	100,60		99,40	

Man ersieht deutlich, daß, wenn man im Chlorit von Schwarzenstein einen Theil des Eisens als Oxyd zur Thonerde rechnet, die Mischung mit der des Chlorits von Achmatof stöchiometrisch völlig übereinstimmt und eben so ergiebt sich eine Uebereinstimmung der Mischungen der Chlorite vom Zillerthal und Rauris unter sich, wo die Differenz nur darin liegt, daß im Chlorit von Rauris mehr Eisenoxydul für die Talkerde vicarirt, als im Chlorit vom Zillerthal. Dagegen zeigen sich die Mischungen der ersten beyden Chlorite von denen der letzten beyden merklich verschieden.

Digitized by Google

Es verhalten sich nämlich die Sauerstoffmengen der Chlorite 1 und 2 und der Chlorite 3 und 4 nahezu wie folgende Zahlen:

	$\dddot{Al}$	$\dddot{Si}$	$\dot{Mg}\,\dot{Fe}$	$\dot{H}$
Chlorite 1 und 2	6	12	10	8
Chlorite 3 und 4	6	9	8	6

Man kan daher für die Chlorite 1 und 2 folgende Formel schreiben: $Mg\,Si^3 + 3\,\underset{F}{ASi} + 4\,Mg\,Aq$;

für die Chlorite 3 und 4 aber die Formel

$$Mg\,A^3 + 3\left.\begin{matrix}Mg\\f\end{matrix}\right\}Si^{1\frac{1}{2}} + 3\,Aq = 2\,\dot{Mg}\,\dddot{Al} + 3\,\dot{Mg}^2\,\dddot{Si} + 6\,\dot{H};$$

für den Chlorit aus dem Zillerthale läßt sie sich genauer so ausdrücken: $fA^3 + 3\,Mg\,Si^{1\frac{1}{2}} + 3\,Aq$ woraus sich folgende Mischung berechnet:

Kieselerde . .	28,30
Thonerde . .	20,99
Talkerde . .	25,33
Eisenoxydul . .	14,35
Wasser . . .	11,03
	100,00

Man kann nicht sagen, ob diese Formeln die richtigen seyen oder nicht, eben so wenig, als in vielen ähnlichen Fällen, aber so viel geht aus ihnen deutlich hervor und das begründet schon den von Vielen verkannten Werth der Formeln überhaupt, daß die gefundenen Mischungen zweyerley sind und daß die von 1 und 2 nicht vereinbar sind mit denen von 3 und 4. Wir möchten übrigens darauf aufmerksam machen, daß man wohl mit Unrecht in Thon- und Talkerdehaltigen Silicaten die Thonerde immer als Basis angesehen hat, da sie so gerne Verbindung mit der Talkerde eingeht, und daß sich vielleicht die Gesetze mancher Mischungen, die bey der gewöhnlichen Ansicht nicht zu Tage kommen, mit Rücksicht hierauf offenbaren werden.

Nach dem Gesagten scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß die Mineralien von Schwarzenstein und Achmatof als eine besondere Species angesehen und von dem Chlorit getrennt werden müssen. Ich schlage dafür den Namen Ripidolith vor, von ῥιπὶς Fächer und λίϑος, erinnernd theils an die fächerartige Zeichnung, die die Blätter zeigen, theils an ihre fächerartige Gruppirung, die freylich auch dem Chlorit, Lithionglimmer und anderen Mineralien zukommt.

Was die Chlorite vom Zillerthal und Rauris betrifft, so sind sie offenbar Mischungen zweyer bis jetzt nicht rein vorgekommener Species, nämlich eines Eisen- und eines Talkerde-Chlorits und verhalten sich zu diesen, wie die verschiedenen Bitterkalke zu Kalkspath und Magnesit. Der Chlorit von Rauris steht übrigens dem Eisenchlorit näher, der vom Zillerthal dem Talkchlorit. Es ist deßhalb auch ihr Verhalten vor dem Löthrohre verschieden.

Die Schmelzbarkeit des Chlorits von Rauris steht nicht über 4 (Strahlstein). Er bläht sich dabey etwas auf und giebt eine schwarze auf die Magnetnadel wirkende Masse.

Der Chlorit vom Zillerthal ist viel strengflüssiger, nämlich 5,5 (über Orthoklas). Er wird ebenfalls schwarz und irritirt, doch nur schwach, die Magnetnadel. Der Ripidolith ist ebenfalls von der Schmelzbarkeit 5,5 und von den bekannten Chloriten leicht dadurch zu unterscheiden, daß er sich weiß und trübe brennt und zu einem graulichgelben Email schmilzt. Von den Glimmern unterscheidet er sich durch den Mangel der Elasticität der Blätter, vom Talk dadurch, daß er von Schwefelsäure vollkommen zersetzt wird. — Die Krystallisation scheint, so weit ich sie früher aus tafelartigen Krystallen von Achmatof bestimmen konnte, hexagonal zu seyn, übrigens war es mir wegen der Kleinheit oder Gestreiftheit der Blätter nicht möglich, im polarisirten Lichte dieses vollkommen nachzuweisen. Der Ripidolith von Schwarzenstein erscheint in he-

Digitized by Google

xagonalen Tafeln mit aufliegenden dreyseitigen Blättchen, kommt mit Amianth vor und hat eine graulichgrüne, beym Durchsehen fast smaragdgrüne Farbe; der von Achmatof zeigt, wie ich früher schon angegeben habe, deutlichen Dichroismus, nämlich parallel der Axe smaragdgrüne, rechtwinklich darauf lichte spargelgrüne Farbe. Er kommt mit derbem Granat vor.

Der Chlorit von Rauris ist von schwärzlichgrüner Farbe, kommt in wulstförmig aggregirten Tafeln vor und ist auf Glimmerschiefer aufgewachsen.

---

3. Herr Akademiker und Konservator Dr. Vogel berichtet: Ueber das Verhalten einiger Metalle zu den alcalischen Flüssigkeiten.

Nachdem der Hr. Verf. die von Payen gemachten Beobachtungen über das Aufbewahren von Eisen und Stahl in Erinnerung gebracht und bestätigt hatte, theilt er seine eigenen über diesen Gegenstand angestellten Versuche mit, woraus folgende Ergebnisse hervorgehen:

1) Daß Eisen und Stahl in einer schwachen Auflösung von kaustischem Kali oder Natron ihren metallischen Glanz auf unbeschränkte Zeit beybehalten.

2) Daß die Stahlstangen auch miteinander in Berührung seyn können, ohne daß dabey die Gefahr des Rostens zu befürchten ist.

3) Daß die Abwesenheit der Luft in einer alkalischen Flüssigkeit nicht die ausschließliche Ursache seyn könne, warum Stahl oder Eisen sich in jenen Auflösungen mit ihrem Glanz conserviren.

4) Daß Antimon und Nickel ihren metallischen Glanz gleich dem Stahl in den alkalischen Flüssigkeiten nicht verlieren, obgleich sich in der Auflösung eine Spur von Antimon aber kein Nickel befindet.

5) Daß das Wismuth in der alkalischen Flüssigkeit erst messinggelb dann purpurfarbig wird, ohne daß sich dabey Wismuthoxyd in der Flüssigkeit auflöst.

6) Daß Zink und Kadmium in der alkalischen Flüssigkeit ihren Glanz verlieren, wobey das Zink grau, das Kadmium aber schwarz wird.

7) Daß Bley und Zinn von der alkalischen Flüssigkeit angegriffen werden, und daß sich im ersten Falle kohlensaures Bley bildet, im letzteren Zinnoxyd, aber kein Zinnoxydul sich in der Flüssigkeit aufgelöst befindet.

8) Daß Kupfer schneller von der schwachen alkalischen Flüssigkeit angegriffen wird als jedes andere Metall, und daß dessen Oxydation in einer concentrirten Kali-Auflösung noch mehr beschleunigt wird, wiewohl es in Kalkwasser und in basischem kohlensaurem Kali seinen Glanz nicht verliert.

9) Daß von Legirungen das Messing in der alkalischen Flüssigkeit schwarz wird, wo hingegen Argentan keine Veränderung in derselben erleidet.

10) Daß Kali und Natron in ihren verdünnten Auflösungen bey der Oxydation des Kupfers einen katalytischen Einfluß auszuüben scheinen und

11) endlich, daß, so wie Eisen oder Stahl durch die kaustischen Alkalien gegen Rost geschützt, das Kupfer hingegen durch dieselben broncirt oder patinirt werden kann.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.
Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Description d'une collection de Minéraux formée par M. Henri Heuland, et appartenant à M. Ch. Hampden Turner, de Rooksnest; par A. Lévy. Trois Volumes avec un Atlas de 83 Planches. Londres, Adolph Richter et Comp. 1837.

Die Heuland'sche Mineraliensammlung hat seit vielen Jahren den Ruf als eine der ausgezeichnetsten, welche gegenwärtig in Europa existiren. Ein räsonnirender Catalog einer solchen Sammlung ist daher gewiß eine willkommene Erscheinung und muß um so mehr mit Anerkennung aufgenommen werden, als er nur mit großen Opfern an Mühe, Zeit und Geld (nach einer Bemerkung im Vorwort betragen die Unkosten über 2000 Pfund Sterling) hergestellt werden konnte. Der größte Theil dieses Cataloges und der Tafeln wurde von Amand Lévy bearbeitet; da dieser aber ohne Rücksicht auf seine Engagements die unvollendete Arbeit plötzlich im Stiche ließ, so wurde der Rest von M. E. Brookes vollendet. Das Werk besteht in drey Bänden Text und einem Atlas in Folio von 83 auf Stein, zum Theil wie es scheint auch auf Kupfer gravirten Tafeln. Wenn man bedenkt, welch' ein wissenschaftliches Werk sich mit den Hülfsmitteln, die hier den Bearbeitern zu Gebote standen, hätte herstellen lassen, so muß man bey aufmerksamer Durchsicht des vorliegenden lebhaft bedauern, daß es in vieler Hinsicht mangelhaft ist und den Anforderungen nicht entspricht, die man nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft machen kann. — Die Anlage ist von der Art, daß mit dem Catalog zugleich eine Charakteristik und Physiographie gegeben seyn soll. In der Charakteristik nun sind nicht selten noch Analysen angeführt, welche seit mehreren Jahren als unvollkommen erkannt und berichtigt sind. Dergleichen stehen theils allein da, theils sind sie ganz überflüßig mit den richtigen zugleich angegeben; zuweilen ist für zwey Species, die sich durch vicarirende Mischungstheile sehr merklich unterscheiden, nur eine Analyse angegeben u. s. w. Es ist klar, daß bey einem solchen Mangel an Critik in der Beurtheilung der Analysen gar oft Mineralien in eine Species vereinigt sind, die allgemein als gesonderte Species betrachtet werden, und daß umgekehrt manche, die nur Varietäten, als eigene Species aufgestellt sind. Die beygefügten chemischen Formeln sind mit den vor 10 Jahren schon nicht mehr gebräuchlichen Zeichen geschrieben, Salzsäure und Flußsäure als Sauerstoffsäuren bezeichnet rc. Die Angaben über das Verhalten vor dem Löthrohre, zu Säuren rc. sind häufig ungenau oder unvollständig. Auch die physikalische Charakteristik ist theilweise vernachläßigt, z. B. das optische Verhalten bey Mineralien, wo es wesentlich unterscheidend, wie z. B. bey den Glimmern, nur als ein verschiedenes erwähnt rc.

Die Hauptsache sind die Krystall-Abbildungen und ihre Berechnungen, wobey aber die nicht mehr gebräuchliche Hauy'sche Bezeichnungsmethode angewendet ist und, was das Werk so allgemein brauchbar machen würde, ein Tableau der gemessenen oder berechneten Winkel fehlt, da diese nur für die Stammformen angegeben sind. Unter diesen finden sich übrigens auch häufig prismatische Formen, wo nur die Dimensionen angeführt werden.

Das Werk leistet daher nicht, was es so gut leisten könnte, und gewiß nach dem Willen der Herausgeber leisten sollte und es wäre sehr zu wünschen, daß wenigstens die Tafeln mit den Winkelangaben als Supplement nachfolgten, wodurch es

Digitized by Google

an Werth bedeutend gewinnen würde. Ohngeachtet dieser Mängel ist aber darin so viel Neues und Interessantes enthalten, daß es einen wesentlichen Beytrag für die Wissenschaft liefert. Freylich hätte sich dieses in einem kleinen Bande zusammenfassen lassen, es ist indessen auch von Werth, über manche neue Fundorte, Farbenabänderungen ꝛc. bekannter Varietäten hier Notizen zu erhalten. Das System ist dem Hauy'schen ähnlich. —

Wir wollen im Folgenden theils zur Rechtfertigung des oben Gesagten, theils um auf das Wichtigere des Inhaltes aufmerksam zu machen, Einiges hervorheben.

Kalkspath. Es wird eine Var. mit der primitiven Form in verwendeter Stellung, das Gegenrhomboeder des primitiven, angeführt. Der Fundort ist Montecchio Maggiore im Vicentinischen. Combinationen dieses Rhomboeders kommen mehrere vor von Andreasberg, Derbyshire und Guanaruato in Mexiko. Eine Var. vom letztern Fundorte ist eine Comb. dieses Rhomboeders mit dem primitiven in gleicher Flächenausdehnung, mit einem Skalenoeder und noch einigen unbestimmten Flächen. 158 Var. sind abgebildet, unter andern auch eine 13zählige Combination von Derbyshire. Die Zahl der aufgeführten krystallisirten und nicht krystallisirten Var. beträgt 513. —

Bitterspath. Es wird unter andern eine Varietät abgebildet, welche aus einer Comb. des primitiven Rhomboeders mit den beyden Prismen, der basischen Fläche und den Flächen von zwey nur halb erscheinenden Skalenoedern besteht, welche an den Randecken auftreten. Der Verf. sagt, daß diese Varietät sehr gewöhnlich sey; der Fundort ist gelegenheitlich beym Baryt angegeben, welcher zuweilen damit vorkommt, nämlich Pesey in Savoyen. Ref. hat eine ähnliche Beobachtung an Bitterspathkrystallen aus dem Pinzgau gemacht, wo das hemiedrische Skalenoeder an den Scheitelkanten eines spitzen Rhomboeders erscheint. *) Dieser tetartoedrische Charakter der Krystallisation des Bitterspathes ist um so auffallender, als man in der höchst zahlreichen Krystallreihe des isomorphen Kalkspaths eben so wenig etwas ähnliches gefunden hat, als bey den übrigen Carbonaten von derselben Krystallisation.

*) Erdmann's und Schweigger-Seidels Journal Bd. V. 1835. S. 214.

Apatit. Der Verf. bemerkt, daß sehr schöne Krystalle in der Gegend von Petersburg vorkommen. Einer der schönsten bekannten im brittischen Museum hat 78 Pfund Sterling gekostet, einer in Heulands Sammlung 15 Louisdor.

Flußspath. Die gewöhnlichen zweyfarbigen Krystalle sind violett bey reflectirtem, und grün bey transmittirtem Lichte, die Sammlung enthält auch Var. von Weardale und Durham, welche violett bey auffallendem und gelblich oder rosenroth bey durchfallendem Lichte erscheinen.

Datolith. Der Verf. bemerkt, daß er die Annahme von Mohs, als seyen die Krystalle klinorhombisch, nach den untersuchten Exemplaren von Rodebroe und Arendal in Norwegen nicht richtig gefunden habe und nimmt dafür das rhombische System an; dagegen führt er den Humboldtit als besondere Species mit klinorhombischer Krystallisation auf.

Baryt. (Schwefelsaurer Baryt). Es sind 42 Var. abgebildet. In der Charakteristik heißt es, daß die salpetersaure Auflösung mit einem Sulphat einen weißen Niederschlag gebe. —

Magnesit. Von der kohlensauren Magnesia wird außer dem gewöhnlichen Magnesit noch eine Magnésie carbonatée silicieuse als besondere Species aufgestellt, welche zu Baldissero im Piemontesischen vorkommt und nach Berthier 9,4 Procent Kieselerde auf 44 Talkerde und 41,18 Kohlensäure enthalten soll. Den Magnesit von Hall sieht der Verf. für eine eigene Species an und nennt ihn Hallit. In der Charakteristik wird angegeben, daß er ohne Aufbrausen in Salpetersäure auflöslich sey. Stromeyers Analyse ist dem Verf. nicht bekannt.

Brucit (Talkhydrat). Man kannte bis jetzt keine Krystalle. Der Verf. führt hexagonale, basisch sehr leicht spaltbare Prismen an. Von Hoboken in Neu-Jersey.

Korund. Es wird unter andern eine Pyramide von 124° Scheitelkantenwinkel und 145° Randkantenwinkel angegeben. Diese Winkel stim-

Digitized by Google

men zwar unter sich nicht genau, wenn man aber die Ableitungszahlen sucht, so wird die Angabe für den Randkantenwinkel sehr wahrscheinlich. Nach Naumann würde die Pyramide mit $\frac{7}{3}$ P 2 zu bezeichnen seyn. Die bekannten Reihen sind: $\frac{4}{3}$ P2, $\frac{14}{9}$ P2, $\frac{8}{3}$ P2, 4 P2 und $\frac{16}{3}$ P 2. Die neue Pyramide paßt gut zu der etwas fremdartig erscheinenden $\frac{14}{9}$ P 2 in der Reihe. Die Var. ist von Ceylan. Die Sammlung enthält gegen 300 Krystalle von allen Farben nebst einer großen Anzahl an Geschieben, derben und geschliffenen Stücken. Der Verf. bemerkt, daß man die schönsten Sammlungen von Korund in England finde. Er citirt unter andern die des Herrn Abraham Hume besonders für die Varietäten aus China. Der größte bekannte Krystall von Sapphir gehört dem Herrn James Mac-Gregor, er hat 3 Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Herr Hope in London besitzt in seiner Edelsteinsammlung einen Sapphir, welcher vormals dem Cabinet des Jardin des plantes in Paris gehörte, und welchen er um 3000 Pfund Sterling kaufte. —

Topas. Es sind 82 Varietäten abgebildet, darunter 15- und 16zählige Combinationen mit mehreren neuen Pyramiden der Zwischenreihe. Die schönsten Combinationen aus Brasilien. Unter andern merkwürdigen Exemplaren der Sammlung wird eine große Platte von weißem Topas aus Brasilien erwähnt, ziemlich dick und durchsichtig, welche sich nach dem vollkommnen Blätterdurchgang in zwey Theile theilt und einen gelben Topaskrystall einschließt, welcher mit der Basis in die eine Hälfte der Platte eingewachsen ist und mit dem Ende in einer correspondirenden Höhlung der andern Hälfte steckt. Es befindet sich auch ein sehr großer Krystall von demselben Fundort in der Sammlung, im Gewicht von 6 Unzen und von der schönsten Farbe und vollkommensten Durchsichtigkeit. Er wurde von Hrn. Heuland für 5000 Franken gekauft.

Spinell. Es sind die ältern Analysen von Klaproth, Laugier und Berzelius angegeben, welche bereits seit 1831 durch Abich berichtigt sind. Eben so ist beym Gahnit die Analyse von Eckeberg angegeben und mit Beziehung auf den Franklinit die Meynung ausgesprochen, daß des Isomorphismus wegen auch das Magneteisenerz die analoge Formel $\ddot{R}\dddot{R}^4$ haben müsse, was der Erfahrung widerspreche. Es wäre sonderbar, wenn in England die Analysen Abichs nicht bekannt geworden wären, welche zeigen, daß den fraglichen Mineralien die gemeinschaftliche Formel $\dot{R}\ddot{\bar{R}}$ zukommt.

Quarz. Eine der interessantesten abgebildeten Formen ist die Combination eines Skalenoeders mit dem primitiven Rhomboeder und dem Prisma. Von Faroë. Ist vielleicht durch das Zusammenvorkommen zweyer trigonaler Trapezoeder zu erklären. Es ist auch ein merkwürdiger Zwilling dieser Combination abgebildet, dessen Fundort Brasilien. Ferner mehrere Krystalle mit der trigonalen Pyramide, wo das Vorkommen der übrigen Gestalten schließen läßt, daß diese nicht durch hemitropische Bildung entstanden ist; Combinationen mit linken und rechten trigonalen Trapezoedern, auch ein Krystall mit den seltenen Flächen eines Rhomboeders von abnormer Stellung ꝛc. Uebrigens ist auch ein Krystall, welcher der Zeichnung nach sehr interessant wäre, abgebildet, wo aber im Text die Bemerkung gemacht wird, daß er nur an einem Ende ausgebildet sey. Bekanntlich kann man aber bey Quarzkrystallen von einem Ende nicht sicher auf das andere schließen, was die Flächen der hemiedrischen und tetartoedrischen Formen betrifft, es ist also eine solche Ergänzung ohne Werth. Es sind sehr viele Krystalle beschrieben mit Einschlüssen von andern Quarzkrystallen, von Asbest, Talk, Pistazit, Rutil, Glimmer, Eisenglanz, schwefelsauerm Baryt und Granat in Dodecaedern. Das letztere Exemplar ist aus China, die Granaten haben eine orangerothe Farbe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Wie die herrlich placirte (durch den besten Artillerie-Oberofficier von ganz Frankreich Mr. de Valière) französische Artillerie vom linken Maynufer aus den Marsch der Alliirten molestirte, hat auch Hr. Sch. S. 105 gesagt. Alles schien den Franzosen in Folge so trefflicher Dispositionen den Sieg sichern zu müssen, und die Lage der Alliirten war die mißlichste von der Welt. Da rettete die Unbesonnenheit des Duc de Grammont die Verbündeten. — Noailles sah sich durch diesen Unfall genöthigt, die Passage seinen Gegnern frey zu geben, und stand beobachtend am linken Ufer, wohin ihm zu folgen die Alliirten, welche sehr große Eile hatten, sich wohl hüteten. Noailles war fortwährend Meister des ganzen linken Maynufers von Aschaffenburg bis Seligenstadt geblieben und besetzte selbst Steinheim. In seinem Hauptplane, Vertheidigung des linken Maynufers und Abwehr der Alliirten, damit diese sich nicht zwischen Broglie und den Oberrhein drängten, war nicht die mindeste Aenderung durch die Dettinger Schlacht erfolgt. Vielmehr war es ihm gelungen, durch Abschneiden der Lebensmittel die Alliirten zum Rückzug näher an den Rhein zu zwingen. — Mißlungen dagegen ist ihm jenes Zurückwerfen der Feinde auf den Westerwald ꝛc. — Was ist aber den Alliirten gelungen? — Aus ihrem Vordringen zwischen Donau und Neckar ward Nichts, und der Versuch zum Zuge Maynaufwärts hätte bey der Trefflichkeit von Noailles Anstalten ihr gänzliches Verderben zur Folge gehabt. Aus diesen Gefahren rettete sie Grammonts übergroßer Diensteifer. „Ihr Franzosen," sagte Lord Stair, einer der Befehlshaber der Alliirten, zu Voltaire im Haag, „habt einen, wir dagegen zwey Fehler gemacht; la vôtre a été, de passer le ravin, et de ne savoir pas attendre: les deux nôtres ont été de nous mettre d'abord en risque d'être perdus, et ensuite de n'avoir pas profité de la victoire. Das Letztere aber stand bey ihrer Lage und bey Noailles Vorkehrungen schwerlich in ihrer Macht. — Ohne das Vordringen des Prinzen Carl von Lothringen durch Schwaben an den Rhein möchte sich die pragmatische Armee noch ziemlich lange durch Noailles Maßnahmen zur Unthätigkeit verdammt gesehen haben.

Aus dem ebengesagten ist klar, daß für Carl VII. und für Oesterreich nicht die Dettinger Schlacht, wohl aber die den Franzosen und Bayern unglückliche Wendung des Krieges an der Donau von Folgen gewesen sey. Daher hat Schlosser vollkommen Recht, wenn er S. 158 behauptet: „der Verlust der Schlacht bey Dettingen hatte für die Franzosen keinen oder doch einen sehr geringen Nachtheil" u. s. w. Daß dieß kriegerische Ereigniß eine Schlacht und kein Treffen heissen müsse, wird vom Hrn. Sch. auf Steiner (S. 230, not. 1.) gestützt, behauptet. Noailles, freylich hier Parthey, sagt im Bericht an den König: „Cette action, qui est plutôt un combat de nôtre part, qu'une bataille, a été très vive" etc.

Am sauber lithographirten Plan vermissen wir 1. die erste Aufstellung der pragmatischen Armee um Aschaffenburg, dem Centrum der Stellung, 2. das französische Lager zwischen Großostheim und Stockstadt; dann ist 3. die Anhöhe beym Sternberg, woselbst König Georg II. hielt, nicht bezeichnet und endlich 4. bemerken wir die schon oben berührte Verwechslung der beyden Orte Groß- und Kleinwelsheim, indem das erstere, welches auf dem rechten Ufer gelegen ist, auf das linke, und Kleinwelsheim dagegen auf das rechte Ufer versetzt worden ist.

III.

Auch einige Notizen über die Pfarrey Hendungen. Von Joh. G. Frz. Weikard, Pfarrer zu Ettleben, im Anhange der Stiftungsbrief der alten Kapelle zu Hendungen vom Jahre 1406.

Da sich dieser Aufsatz auf eine andere, im III. Bande, 1. Hefte dieser Zeitschrift S. 137 — 141 enthaltene bezieht, den wir aber nicht zur Hand haben, so können wir denselben hier übergehen. Nur wollen wir hinsichtlich des ersten Vorkommens der villa Hentingi im Jahre 800 aufmerksam machen, daß bereits Eckhart in seinen animadversionibus in schannat p. 89, 90. dieß Diplom Emhilden's vom Febr. 800 für suspect erklärt, und demselben das Jahr 784, 25. März vindicirt habe. — Von großem Interesse ist auch die Schilderung, wie die neue Lehre zu Hendungen Platz gegriffen, wie aber auch seit dem Vergleiche von Schleusingen zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Hause Sachsen (9. 19. July 1587) Bischof Julius seine Maßregeln zur Wiedereinführung des Katholicismus so energisch ergriff, daß vom Jahre 1589 an (in welchem bloß der Schullehrer und seine Frau, sonst Niemand, zu Ostern communicirten) bis 1592 sämmtliche Einwohner Hendungens zum alten Glauben sich wieder bekannten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nr. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Description d'une collection de Minéraux formée par M. Henri Heuland, etc.

(Schluß.)

Granat. Es sind zwey seltene Combinationen aus Ala abgebildet, die eine mit den Flächen des Rhombendodecaeders, Trapezoeders, eines Pyramidenwürfels und des Würfels, die andere mit den Flächen eines Herakisoktaeders, eines Pyramidenwürfels, des gewöhnlichen Trapezoeders und Rhombendodecaeders. Den Hessonit stellt der Verf. als eigene Species auf, ohne aber den Granat von Ala dahin zu rechnen, welcher doch bekanntlich von ihm nicht wesentlich verschieden ist.

Smaragd und Berill. Der Verf. bezeichnet als den Fundort der schönsten Smaragde die Grube von Muso oder Muzo bey Santa Fé de Bogota. Die kostbarsten Berille sind die von Cangayum im Distrikt von Coimbatoor in Ostindien, wo sie in Cleavelandit (Albit) vorkommen. Sie sind oft in der Art verändert, daß sie aus Büscheln von parallelen Fasern zu bestehen scheinen. Der schönste bekannte geschnittene Berill, von 6 Unzen, befindet sich in der Sammlung des Hrn. Hope, er kostete 500 Pfund Sterling. Merkwürdig ist die hier mitgetheilte Beobachtung von Patrin und Wagner, daß sich unter den siberischen Berillen Krystalle (?) finden, welche anfangs weich und teigartig sind und allmählig an der Luft erhärten. — Vielleicht ein Uebergang vom amorphen zum krystallisirten Zustande. —

Turmalin. Von einem grünen Turmalin aus Brasilien ist eine Comb. abgebildet, welche zwey Skalenoeder enthält, ohne die basische oder eine Rhomboederfläche.

Glimmer. Der Verf. nimmt als Stammform ein schiefes rhombisches Prisma an, dessen stumpfer Seitenkantenwinkel = 120°, und an welchem die Neigung der Endfläche zu den Seitenflächen = 98° 40'. Die abgebildeten Krystalle sind 1) die Stammform mit der klinodiagonalen Fläche. Aus Mähren, vom St. Gotthard, vom Vesuv (?), vom Baikalsee und von Narkseilsiak in Grönland. 2) Dieselbe Form mit einem vorderen Klinodoma, silbergrau von Miask. 3) Dieselbe Form wie 1 mit einem hintern Klinodoma, schwärzlichbraun vom Baikalsee. 4) Die Form 1. mit einem vorderen Klinodoma, durch Abstumpfung der Seitenecken entstanden. Grünlichgrau von Miask. Diese Angaben sind leider nicht ganz verläßig, da der optische Charakter dieser Glimmer nicht bestimmt wurde. Der Verf. führt ein- und zweyarigen Glimmer mit einander an, da doch die Unterschiede zwischen beyden längst festgestellt sind. —

Brewsterit. Es ist eine Analyse von Retzius mit folgenden Resultaten angegeben: Kieselerde 56,08, Thonerde 17,22, Kalkerde 6,95, Natrum 2,17, Wasser 18,35 (100,77). Diese Mischung kann dem Brewsterit nicht angehören, da die Analysen von Connel und Thomson übereinstimmend gegen 6 Procent Baryterde und 8 Strontianerde angeben. Die Anal. von Connel ist vom Jahre 1831. —

Chabasit. Es sind schöne Combinationen in Zwillingen, unter andern auch mit den seltnen Flächen des herag. Prisma's abgebildet, von Oberstein, Ippik und Disco in Grönland. — Es wird angeführt, daß der Chabasit mit Säuren gelatinirt, was nicht der Fall ist. —

Analcim. Es ist eine sehr seltene Combination zweyer Trapezoeder abgebildet. Von Castanea in Sizilien.

Digitized by Google

Humit. Es ist unter andern eine schöne Comb. von 7 Pyramiden, 5 Domen, dem Prisma der Stammform, der makro- und brachydiagonalen und der basischen Fläche abgebildet. Vom Vesuv. Der Verf. hält den Humit für isomorph mit dem Chrysolith.

Glaserz. Es ist eine Comb. des Oktaeders mit zwey Tetrakisheraedern und eine des Trapezoeders mit einem Tetrakisheraeder abgebildet. Vom Himmelsfürst bey Freyberg.

Rothgiltigerz. Der Verf. begreift unter dem Namen Argent rouge sowohl die Antimon- als die Arsensilberblende. Die chemische Differenz dieser beyden scheint ihm nicht bekannt zu seyn, wenigstens geschieht keine Erwähnung davon und es wird nur die Analyse der Antimonsilberblende von Thenard angeführt. Es werden 55 Krystallvarietäten beschrieben, wovon 39 abgebildet sind.

Chlorsilber. Es ist eine seltene Comb. abgebildet mit den Flächen des Würfels, Rhombendodecaeders, Trapezoeders, Oktaeders und eines Triakisoktaeders. Von Veta negra in Chili.

Amalgam. Es ist eine Combination abgebildet, wie die so eben beschriebene von Chlorsilber, ferner noch eine ähnliche mit den Flächen eines Tetrakisheraeders. Von Moschel-Landsberg.

Chlorquecksilber. Es ist eine sehr seltene Combination abgebildet, bestehend aus 2 Pyramiden in paralleler und einer in diagonaler Stellung mit den beyden Prismen, der basischen Fläche und den Flächen eines Dioktaeders. Von Almaden. Die Mischung ist als salzsaures Quecksilberoryd angegeben; ähnlich beym Chlorsilber.

Vom Chromsauren Bleyoryd sind 20, vom rhomb. kohlensauern 28 z. Thl. sehr vielzählige Combinationen abgebildet.

Das Chlorbley von Mendiphills nennt der Verf. Berzelit.

Vom Leadhillit (Plomb sulfato-tricarbonaté) wird die Krystallisation als rhomboedrisch angegeben. Nach Brewsters und Haidingers Beobachtungen ist sie klinorhombisch. Der Verf. bemerkt, daß man darüber noch nicht im Reinen sey, da Brooke wie Andere wohl Krystalle mit zwey Brechungsaren, aber auch welche mit einer Brechungsare beobachtet habe.

Vom molybdänsauern Bleyoryd sind 22 Krystallvarietäten abgebildet.

Vom Buntkupfererz sind Combinationen abgebildet vom Heraeder, Oktaeder und einem Tetrakisheraeder; ferner von den erstgenannten Formen und einem Trapezoeder. Als Fundort ist Cook's Kitchen in Cornwallis angegeben. — Beym Fahlerz eine interessante Combination des Rhombendodecaeders, Tetraeders und Trigondodecaeders. Von Kogel in Tyrol. — Es sind 2 Analysen von Klaproth und eine von Berthier angegeben.

Beym Kupferglanz nimmt der Verf. gegen die Meynung der deutschen Krystallographen das heragonale System an; indem er angiebt, daß die Spaltung auf eine spitze heragonale Pyramide führe. Es sind mehrere Combinationen mit einer und zwey heragonalen Pyramiden, eine mit drey, worunter eine diagonale, abgebildet. Von Cook's Kitchen in Cornwallis.

Als Fundorte von krystallisirtem Malachit (die bekannten Hemitropieen) sind Teruel und Aragon in Spanien angegeben. Von Kupferlasur sind 34 Formen abgebildet.

Vom Kupferglimmer wird der Schtlktw. des primitiven Rhomboeders zu 69° 48′ angegeben. — Vom Dioptas wird einer sehr schönen Druse in dieser Sammlung erwähnt, welche 2000 Franken gekostet hat.

Gediegen Eisen. Die Fundorte, von welchen die Sammlung Exemplare enthält, sind folgende: Omoa in Guatimala; Bahia in Brasilien und Tucuman (10 Unzen); Elnbogen, Brianza im Mailändischen, Bascatta in Columbien, Aachen, Siberien. Meteorsteine enthält die Sammlung von Juvenas, Stannern, Aigle, Ensisheim, Chantonay, Sales bey Lyon, Benarès in Bengalen, Smolensk, Tipperari in Irland, Agram.

Rotheisenerz. Es sind 25 Formen abgebildet. Unter andern eine zehnzählige Combination von Caravatti mit den Flächen der beyden heragonalen und eines diheragonalen Prisma's.

Digitized by Google

Thesseraler Eisenkies. Es sind 19 Combinationen abgebildet. Darunter die Combination des Oktaeders (vorherrschend) mit einem Pentagondodecaeder, Diakisdodecaeder und dem Würfel, aus Cornwallis; eine Combination von 3 Diakisdodecaedern, 2 Dodecaedern, dem Oktaeder und Würfel von Traversella im Piemontesischen u. s. w.

Zinkblende. Es ist unter andern eine Hemitropie abgebildet, nach dem gewöhnlichen Gesetz für das Oktaeder, welche eine Combination des Rhombendodecaeders, Oktaeders, Hexaeders mit einem Trapezoeder und Tetrakisheraeder ist. Von Kapnik.

Der Reichthum dieser Sammlung geht auch aus der bedeutenden Anzahl von Diamanten hervor, welche sie enthält. Es werden über 100 ausgebildete Krystalle angeführt.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sehr schön.

v. Kobell.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Schluß.)

IV.

Beschwerden, Klagen und Wünsche der Stadt Würzburg im Jahre 1519. Vom Hrn. Legationsrath Dr. C. G. Scharold.

V.

Das sogenannte Termineihäuslein in Mellrichstadt, von demselben. Mit 3 urkundlichen Beylagen.

Beydes, Nr. IV. und V., sehr schätzbar! Ersteres ein Beytrag zur Geschichte des Gerichts- und Gemeindewesen im 16. Jahrhundert, Uebergriffe der Büttel und des Schultheißen in die Rechte des Rathes und der Bürger, dann Vorschlag zu einer, erst 1528 eingeführten Feuerordnung ic. enthaltend. Letzteres dient zum Beweise, daß bey dem Umsichgreifen der Reformation geistliche Güter, wenn auch noch so unbedeutend (das Terminirhäuslein betrug im Werthe circa 60 — 70 fl.) ein Gegenstand der Speculation gewesen.

VI.

Ueber würzburgisch-fränkische Numismatik. Eine Festrede zur achten Stiftungsfeyer des hist. Vereins in Würzburg von Dr. Jos. Gutenäcker, Gymnas. Professor zu Münnerstadt.

Den Gegenstand dieser Festrede spricht H. G. — der im Jahre 1835 eine sehr gediegene Geschichte des Gymnasiums in Münnerstadt, nach Quellen bearbeitet, herausgegeben — in folgenden zwey Fragen aus: 1) Was ist für Würzburgische Numismatik schon geleistet worden, und 2) was muß in dieser Hinsicht noch geleistet werden?" Was Hr. G. über des Jesuiten Thomas Grebner's beabsichtigte Münzgeschichte aus Bönike II. S. 206 — 207 anführt, regt neuerdings den Schmerz über den Verlust eines solchen bis zur Herausgabe bereits vollendeten Werkes recht lebhaft in uns an, aber auch den Wunsch, dem histor. Vereine von Unterfranken in Würzburg (welche Stadt eine Menge von Verehrern der edlen Numismatik in ihren Mauern zählt) möge ein Unternehmen gelingen, von welchem der Tod den kenntnißreichen Grebner hinweggerissen, und das H. G. mit Recht S. 175 als eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben dieses Vereines bezeichnet! — Sehr anziehend waren uns die Nachrichten von den beyden Handschriften Nivard Schlimbachs, und Heffners, welche die Karl Friedr. v. Erthalische Münzsammlung in 770 (769) Nummern beschrieben; auch erfahren wir, wie über die sehr reiche Münzsammlung des großen Münzkenners Nivard Schlimbach, des Abtes von Bildhausen, welche Sammlung der Großherzog Ferdinand käuflich an sich brachte, und nach Florenz mit nahm, vom Archivar Seidner auf allerhöchsten Befehl ein Catalog 1813 angefertigt wurde; wie ferner Hr. Landrichter Rost zu Münnerstadt die Abt Nivard'sche Münzbeschreibung umgearbeitet, mit der Sammlung des Hrn. Canonicus Hubner in Würzburg, und der in München befindlichen Erthalischen verglichen

Digitized by Google

und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt. Durch die Meiningische Hofbuchhandlung, die den Verlag dieser Münzbeschreibung übernommen, waren schon 6 Druckbogen abgezogen, der 7te befand sich unter der Presse, als mit dem Tode des Hofkammerrathes Hartmann (May 1832), des Besitzers der Hofbuchhandlung, auch dieses Unternehmen scheiterte; obwohl unvollendet enthält es doch 235 Nummern von den frühesten Zeiten bis 1631—1642. Im Ganzen, meynt Hr. G. S. 174, habe über die Sammlungen und Beschreibungen der Würzburger Münzen ein ziemlich ungünstiges Geschick gewaltet. —

In Beantwortung der 2ten Frage, wendet sich H. G, nachdem er einige Worte über die Wichtigkeit der Würzburgischen Numismatik gesprochen, zu den Abtheilungen derselben 1) in die Münzgeschichte, (deren Inhalt aus Grebner nach Bönike S. 168, 169 dargelegt wurde) und 2) in die Münzbeschreibung (S. 176 — auch die Zeichnungen, welche Oberthür von Gedächtnißmünzen hatte anfertigen lassen, sind nicht mehr vorhanden! —), welche letztere A) die Kursmünzen, B) die Gedächtnißmünzen zum Objecte haben müßte. H. G. giebt alsdann die Abtheilungen der einen, wie der andern sammt ihrer nöthigen Anordnung, zählt hierauf die Erfordernisse einer ordentlichen Münzbeschreibung auf (181. 182), und spricht von den Eigenschaften des nach vollendeter Beschreibung nothwendigen 5fachen Inhalts-Verzeichnisses. — Den Einwürfen und Schwierigkeiten, die sich der Vollführung eines Werkes, wie es H. G. beabsichtigt und darlegt, entgegenstellen, begegnet H. G. mit Hinzeigen auf das Unternehmen des Bamberger Vereins, der Hugo von Trimbergs Renner auf seine Kosten herausgegeben, und schlägt die Rostische Beschreibung als Basis vor, welche nach zugefügten Erinnerungen der Vereinsglieder auf Kosten des Vereins und gedeckt durch die Theilnahme der Glieder zur Herausgabe gebracht werden dürfte. (Auch der Bamberger Verein ist, wie wir hören, nach dieser Richtung hin sehr thätig gewesen und vermag schöne Vorarbeiten hierüber aufzuweisen.) Schlüßlich wünschen wir nochmals dem historischen Vereine zu einem so schönen und fruchtbringenden Unternehmen alles erdenkliche Gedeihen.

VII.

Unter der Aufschrift: „Mannigfaltiges" a) vom Legationsrathe Dr. Scharold, b) Vom Privatdocenten Dr. Reuß finden sich S. 188 — 192 einige historische und literarische Curiosa, z. B. K. Rudolph II. Begehren an den Bischof Julius um Uebersendung einiger Kriegsverständiger Räthe bey seinem Kriege wider den Erbvheindt. — Einige §§. aus dem Weisthum von Unter- und Oberschippach, Ldg. Klingenberg vom J. 1594. — Aus dem Dorf- und Rügegerichts-Protokoll von Schippach, 8. Januar 1698; der Schäfer von Megenhart muß, weil er sein Weib geschlagen und einen Commiß-Nickel geheißen, solches mit 2 fl. 10 Albus verbüßen; in der Anmerkung wird das Strafgeld so repartirt, daß die 2 fl. auf die Schläge, die 10 Albus (20 kr.) auf das Schimpfwort kommen. Hr. Dr. Reuß theilt eine merkwürdige Endschrift von Herborts von Fritslar liet von troye, Heidelberger Hdschrft. mit, (1333 zu Wirtzeburch, im selben Jahr als Bischof Wolfram von Grumbach starb), die ein Deutsch-Ordens-Herr, Wilhelm von Kijerwilre (in der Pfalz zwischen Speyer und Neustadt a/H. liegt ein Kirweiler) schreiben ließ. — Ferner das 1te Pflanzen-Verzeichniß des botanischen Gartens zu Würzburg, welches im Herbste des Jahres 1722, 6 Blätter in Folio stark erschien.

An diese Abhandlungen schließt sich der Jahres-Bericht über die Resultate der Geschäftsführung des Ausschußes des historischen Vereines im 8ten Vereins-Jahre 1837/38 (eigens paginirt) an, dem hierauf das Verzeichniß der Geschenke und Ankäufe p. I—XXI, folgt.

Dr. G. Th. Rudhart.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Jura-Formationen des Breisgaues geognostisch beschrieben von Karl Fromherz, Prof. der Chemie und Mineralogie an der Universität zu Freyburg. Karlsruhe, 1838. 51 S. gr. 4. mit 2 geognostischen Karten.

Das Breisgau, welches sich einerseits von der Nähe Basels an bis an den Bleichbach, oder nach einer spätern Begränzung bis in die Umgebungen von Ettenheim unweit Lahr in einer Länge von 10 Meilen, und andererseits zwischen dem Rheine und dem Urgebirge des Schwarzwaldes in einer Breite von 2 — 3 Meilen ausdehnt, hat einen ziemlich großen Wechsel von Uebergangs-, Flötz- und jüngeren Formationen aufzuweisen. Diese beginnen mit Grauwacke, Grauwackenschiefer und Thonschiefer. Das Steinkohlengebirge zeigt sich nirgends; eine kleine Ablagerung desselben kömmt indeß nicht weit von der Nordgränze vor. An einigen Puncten trifft man Gesteine an, die dem Todtliegenden angehören könnten; die Zechstein-Formation fehlt gänzlich. Bunter Sandstein und Muschelkalk treten mächtig auf, während dieß mit dem Keuper minder der Fall ist; dann folgen die Oolithgebilde. Die Kreide mangelt; dagegen sind tertiäre Ablagerungen mächtig entwickelt. Unter den Diluvialgebilden kommt der bekannte Löß des Rheinthals vor. Die Formationen, älter als die Jura-Gebilde, sind durch Merian und Andere bereits ausführlich beschrieben worden; minder ist dieß der Fall mit den letztgenannten gewesen und der Verf. hat deßhalb durch Ergänzung dieser Lücke ein großes Verdienst um die geognostische Kenntniß dieser Provinz sich erworben.

Der Verfasser führt seine Beschreibung unter beständiger Vergleichung seiner Jura-Formationen mit denen der englischen Oolithgebilde, und in der That herrscht zwischen beyden in vielen Fällen mehr Uebereinstimmung, als dieß zwischen letzteren und der schwäbischen Alb und ihrer nördlichen Fortsetzung, dem fränkischen Juragebirge, der Fall ist. Gleichwohl kommen ebenfalls erhebliche Differenzen zwischen den verglichenen Gebilden vor, gemäß dem eigenthümlichen Charakter, den in der Regel jede Gebirgsgruppe selbstständig ausgeprägt hat, und wodurch sie sich als ein besonderes Gebirgsganzes zu erkennen giebt.

Das Hauptgebiet der Jura-Formationen im Breisgau ist die Gegend zwischen Kandern und Mühlheim. Dort treten sie am vollständigsten und in zusammenhängenden Gebirgszügen auf, während sich im übrigen Breisgau nur isolirte Ablagerungen bald des einen, bald des andern Oolithgebildes, oder höchstens 2 — 3 Formationen über oder neben einander finden, mit Ausnahme des Schönbergs, wo die ganze Juragruppe zu Tage tritt. Der Verf. unterscheidet 6 Hauptgebilde, über die wir kürzlich das Hauptsächlichste mittheilen werden.

1) Lias, in 3 Gruppen zerfallend: a) Gryphitenkalk, b) Belemnitenmergel und Posidonienschiefer. Das ganze Gebilde ist wenig entwickelt und zeigt die gewöhnlichen petrographischen und petrefaktologischen Merkmale; fossile Reste von Wirbelthieren sind indeß noch nicht gefunden.

2) Unterer Rogenstein (inferior oolite), ebenfalls in 3 Gruppen geschieden: a) Mergelsandstein, b) Eisenrogenstein und c) Walkerde, welche sämmtlich mehr durch ihre petrographischen Merkmale als durch ihre Versteinerungen gesondert sind, indem mehrere der letzteren allen 3 Gruppen zukommen. Der Mergelsandstein und die Walkerde sind mehr auf einzelne Lokalitäten beschränkt, während der Eisenrogenstein eine ansehnliche Verbrei-

Digitized by Google

tung und Mächtigkeit erlangt. — Der Mergelsandstein (marly sandstone) ist hellgelb bis gelbbraun, feinkörnig, mit kleinen weißen Glimmerblättchen, von braunen eisenschüssigen Streifen durchzogen, in 1 — 2' mächtige Schichten abgetheilt und hat ein mergeliges, mit Säuren brausendes Bindemittel. Als Versteinerungen sind angegeben: Terebratula ornithocephala, Ostracites crista galli und eduliformis, Lima proboscidea, Pecten personatus, demissus und ambiguus. Ref. ist der Meynung, daß dieser Mergelsandstein das Analogon des fränkischen Liassandsteins ist; dieß giebt sein petrographischer Charakter, so wie das Vorkommen von Pecten personatus, der unsern Liassandstein hauptsächlich bezeichnet, zu erkennen. Auch Terebratula ornithocephala ist wenigstens den Lias-, wie den Juragebilden gemein, während freylich die übrigen Versteinerungen auf den untern Oolith hinweisen. Noch auffallender ist diese Vermengung der Petrefakten des Lias mit denen des Jurakalkes in des Verf. Eisenrogenstein, einem eisenschüssigen roth- oder gelbbraunen Sandstein, der bisweilen Rogenstein-Struktur annimmt. Hier finden sich mit Pentacrinites scalaris, Gryphaea Cymbium Lam., Pecten personatus und priscus, Avicula elegans, Monotis substriata, Ammonites Murchisonae etc., welche in Franken die Liaskalke und Liassandsteine auszeichnen, zugleich auch Terebratula senticosa, Ostrea crista galli und eduliformis, Lima proboscidea, Trigonia costata, Ammonites discus Sow. etc., welche bey uns den Jurakalk und zwar zunächst dessen unterste Abtheilung charakterisiren. In diesem Falle sind also zoologische Merkmale zur Bestimmung der Formation völlig unzureichend; petrographische und Lagerungs-Verhältnisse müssen hier den Ausschlag geben.

3) Hauptrogenstein (great oolite) ist in großer Verbreitung und Mächtigkeit zu finden, hellfarbig, gelblich oder weißlich, von ausgezeichneter Rogenstein-Struktur, regelmäßig geschichtet. So wie er sich durch seine eigenthümliche Struktur an das englische Oolithgebilde anschließt, entfernt er sich hiedurch ganz von unserm fränkischen und schwäbischen Jura, in welchem der Rogenstein völlig fehlt.

4) Bradford-Thon, vom Verf. in Bradford-Oolith und Bradford-Kalk und Mergel getheilt. Ersterer ist ein grauer und graubrauner harter Kalkstein mit vielen Rogenkörnern; letzterer ein Thonmergel mit grauem Kalkstein von dichter Struktur, die Mächtigkeit an manchen Puncten beträgt 200 — 250'. An Petrefacten ist dieses Gebilde sehr zahlreich; als besonders bezeichnend können gelten: Ostrea costata Sow., Belemnites canaliculatus Ziet., Serpula quadrilatera und Terebratula varians. Gesteine, welche als Repräsentanten des Forest marble und cornbrash gelten könnten, hat der Verf. nicht ausfindig gemacht.

5) Oxford-Thon, in mächtiger Verbreitung, und wird von dem Verf. mit dem hellen, sogenannten Oxfordkalk der rauhen Alb parallelisirt. Das Gebilde besteht theils aus grauen Mergeln, theils aus Kalksteinen, theils aus Schiefern. Als bezeichnend für dasselbe werden Rhodocrinites echinatus, Terebratula Thurmanni und impressa, Gryphaea dilatata Sow. Var. gigantea, dann Belemnites semisulcatus angegeben.

6) Korallenkalk. (Coral rag.) 250 — 300' mächtig, zum Theil schroffe Felsen bildend, besteht wie im schwäbischen Jura aus weißen Kalksteinen von dichter, nicht selten körniger Struktur, aber ohne Rogensteine. Gewöhnlich ist er reiner kohlensaurer Kalk, bisweilen zeigt er einen Gehalt an Kieselerde, seltener nimmt er kohlensaure Bittererde auf, ohne gerade zu wahren Dolomiten zu werden, doch erhält er dadurch Charaktere, wodurch er sich wirklichen Dolomiten nähert, eine größere Härte, drusige Beschaffenheit und ein specifisches Gewicht von 2,71. Er ist entweder nicht geschichtet, massig, oder in sehr dicke Bänke abgetheilt. Nur an einem Puncte sah der Verf. über dem gewöhnlich massigen Gesteine deutlich geschichtete Kalksteine mit Nerineen. An Petrefacten ist diese Abtheilung arm; Polypen kommen nur an einzelnen Stellen vor. Der Verf. führt auf: Lithodendron, Anthophyllum, Cidarites Blumenbachii, Terebratula perovalis, Pecten, Nerinea. Dieser Korallenkalk unterscheidet sich von der obern Gruppe im fränkischen Juragebirg sehr wesentlich durch die Armuth an Petrefacten, ferner durch sparsames Vorkommen der kohlensauren Bittererde, während

bey uns die Dolomite wo nicht die rein kohlensauren Kalksteine an Mächtigkeit übertreffen, doch wenigstens ihnen in keiner Weise nachstehen.

Die oberste Jura-Formation in England, den Portlandkalk, hat der Verf. zur Zeit im Breisgau noch nicht ausfindig zu machen gewußt, doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, da auch „im Schweizer Jura der Portlandkalk dem Korallenkalk in den mineralogischen Merkmalen oft täuschend ähnlich ist.“

Ref. bleibt bey seiner früher geäußerten Meynung (Gel. Anzeig. II. S. 751), daß die Aufstellung einer besondern Formation, wenn anders keine petrographischen Merkmale hinzutreten, auf das Vorkommen von zwey Muscheln, wie Mytilus amplus und Pholadomya donacia, nicht begründet werden könne, zumal wenn diese in andern Abtheilungen ebenfalls sich einstellen. So führt Dechen den Mytilus amplus auch unter den Versteinerungen des Haupt-Ooliths auf, und Bronn giebt für die Pholadomya donacina, die ohnedieß leicht verwechselt werden kann, auch den Unter-Oolith an. — Noch erwähnt der Verf. der großen Ablagerungen von Eisenerzen, die über den Oolithgebilden vorkommen und Gegenstand eines bedeutenden Bergbaues sind.

Am Schluße sucht der Verf. aus dem Umstande, daß die geschichteten Formationen ein starkes Abfallen vom Urgebirge weg zeigen, den Beweis für statt gefundene Hebungen zu führen; aus demselben Grunde suchte Werner die entgegengesetzte Meynung von später eingetretenen Senkungen zu rechtfertigen. Ueber den Werth dieser Hypothesen haben wir uns in diesen Blättern schon öfters ausgesprochen, daß es nicht Noth thut, nochmals darauf zurück zu kommen.

Beygegeben sind zwey geognostische Karten, wovon die erste den Schönberg bey Freyburg mit seinen Umgebungen, und außerdem einen Durchschnitt zur Erläuterung der Lagerungs-Verhältnisse der Juraformationen mit Angabe ihrer charakteristischen Petrefakten enthält, während die andere Karte das Hauptgebiet der Juraformationen im Breisgau darstellt.

Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; eine Quartalschrift in freyen Heften. I — III. Jahrgang und IV. 1. Regensburg 1832 — 1838. 8.

Das bedeutendste Stück des ersten Jahrganges ist wohl (S. 277) die Chronik des Marktes und Badeortes Abach von G. M. Gandershover, der schon durch mehrere andere ähnliche Monographien seinen Beruf zu solchen Arbeiten aufs Rühmlichste an den Tag gelegt hat. Man kann daraus ersehen, wie ergiebig die noch ungedruckten Quellen, zumeist nämlich die Urkunden, für die Ortsgeschichten sind. Ist auch zweifelhaft, daß das Schloß Abach, wie der Verf. vermuthet, zum Schutze gegen die räuberischen Ungarn erbaut worden, so ist doch gewiß, daß daselbe jedenfalls sehr alt; Herzog Heinrich IV., der nachherige Kaiser Heinrich II., ist daselbst geboren. Dieser fügte im Jahre 1007 Abach den Gütern bey, mit denen er das Bisthum Bamberg dotirte, dessen Bischof Otto, der Heilige, ein Jahrhundert später das Kloster Prüfening mit Abach und anderen Gütern fundirte, das Schloß aber wurde zerstört, damit es die bayerischen Herzoge nicht etwa in Besitz nehmen möchten. Diese Vorsicht half indessen nichts, denn ums Jahr 1220 baute sich Ludwig I. gegen den Willen der Klosterherren zu Prüfening auf der nämlichen Stelle ein neues Schloß, wo die Herzoge von nun an sich gar oft aufgehalten haben. Des nicht unwichtigen Baues daselbst geschieht ausdrückliche Erwähnung in einem Documente vom Jahre 1333, so jedoch, daß man sieht, daß er schon lange vorher bestanden habe. Im Anhange findet sich das Freyheits-Libell angeblich vom Jahre 1333; die Reihe der landesherrlichen Pfleger, Pfarrer ꝛc. zu Abach. Zu wünschen ist, daß die Verfasser solcher Monographien aus den pfarrlichen Büchern, so weit diese hinauf gehen, Bevölkerungslisten anfertigen, wie z. B. Träper in seiner Geschichte von Rotthalmünster gethan, und auf den historischen Gang der Gewerbe ꝛc. besondere Rücksicht nehmen möchten. Es kommen im ersten Jahrgang noch einige andere Ortsgeschichten und Beschreibungen vor; allein keine derselben kann für das historisch-topographische Lexicon genügen. Das darf aber ihren Verfassern um so weniger zum Nachtheil ausgelegt werden, da sie, fern von größeren Bibliotheken nicht einmal die gedruckten Quellen vollständig benützen konnten. Einige gute Ortsgeschichten liefert der zweyte Jahrgang z. B. annales Pfaeringenses vom Pfarrer Jäger, worin alles geleistet ist, was der Verf. bey seinen beschränk-

Digitized by Google

ten Hülfsmitteln möglicher Weise leisten konnte. Unter die Unrichtigkeiten darin gehört die Angabe, daß Karl der Große im Jahre 781 bey Pförring sich lagerte, dann hier über die Donau gieng, und den Herzog Tassilo besiegte. Dieß Ereigniß fällt in das Jahr 787; und Karl stellte sich mit seinem Heerbann nicht bey Pförring auf, sondern am Lech; denn dahin, nach Pförring, hatte er die Austrasier entboten. Besiegt wurde Tassilo nicht; denn er ließ sich in keinen Kampf ein, sondern unterwarf sich freywillig. Annal. Einh. ad a. 787. Rühmliche Erwähnung verdient außerdem noch: Versuch einer Geschichte von Stauf an der Donau von Schuegraf (S. 359). Es sind hier nicht bloß gedruckte, sondern auch ungedruckte Quellen fleißig benützt worden. Urkundliche Beyträge werden immer willkommen seyn. Nicht uninteressante Zusätze lieferte Gander-hofer, und es dürften sich deren noch mehrere machen lassen. Man sollte den Gedanken, sogleich eine Monographie anzufertigen, wenn auch nur weniges, ungenügendes Material zu Gebote steht, nicht aufkommen lassen, sondern hauptsächlich sich darauf beschränken, Urkunden und andere glaubwürdige Papiere, die sich hie und da wohl finden, sey es in Original oder in getreuen Abschriften, dem Verein zuzustellen.

Ferner sollten alle hieher gehörigen gedruckten Werke, ehe man an Bearbeitung einer Monographie Hand anlegt, durchgesucht und alles, was sich zunächst auf die in Frage stehende Provinz bezieht, daraus notiert, und ebenfalls dem Vereine, resp. dessen Ausschusse übergeben werden, der dann die Aufgabe hätte, diese Papiere sorgfältig zu rubriciren. Diese Arbeit ist für einen Verein nicht zu riesenmäßig, wenn nämlich seine Mitglieder, was wohl leicht bewerkstelliget werden könnte, sich in dieselbe theilen würden. Ist auf diese Weise die Sammlung des Materials geschlossen, dann wäre es, nach einzelnen Gegenständen zerlegt, den Mitgliedern zur Verarbeitung zurückzugeben. Auch könnte man wohl selbst den ihnen beliebigen Gegenstand wählen lassen. Auf diese Weise würde man in zwey Jahren weiter kommen, als bey dem herkömmlichen Verfahren in zwanzig und noch mehr Jahren. Denn die Kräfte zersplittern sich, indem die Mitglieder sich in ihren Arbeiten durchkreuzen, da oft mehrere dem nämlichen Gegenstand zu gleicher Zeit nachforschen, wobey doch ein genügendes Resultat nicht in Aussicht gestellt ist, weil Nachträge, Zusätze und Berichtigungen nie zu Ende gehen, und der Uebelstand eintritt, daß der Verständlichkeit wegen vieles wiederholt, das nämliche also doppelt und dreyfach gesagt werden muß, was in diesen Verhandlungen öfter der Fall ist.

Auch die sehr dankenswerthen Miscellaneen zu einer Chronik vom Schloße und der Herrschaft Kürn vom Beneficiaten M. Mayer (II S. 1) haben gleich unmittelbar wieder von einem andern, der darüber ebenfalls Forschungen angestellt, Zusätze ins Schlepptau genommen; und wie viele ließen sich nicht noch machen, wenn auch nur die gedruckten Quellen hiezu vollständig benützt würden? Was z. B. die Paulstorfer, die zweyten Besitzer der Herrschaft Kürn betrifft, so finden sich drey sehr interessante Urkunden-Extracte in Chmels Regesten des Kaisers Friedrich IV.; auch in Datt de pace publica kommt ein Paulstorfer vor; dieß bloß zum Beweise dafür, wie sehr die Nachrichten zerstreut sind, die der Einzelne, besonders wenn ihm die nöthigen Hülfsmittel fehlen, nicht zu sammeln im Stande ist. Angaben, wie folgende, welche in den Zusätzen (S. 104) sich findet: „im Jahre 936 erscheint schon Herrn Friedrichs von Paulsdorf auf Tennerberg Wittwe, Margareth, eine geborne Frau von Freyen Seyboldsdorf im ersten Turnier zu Magdeburg," solche Angaben sollten in unserer Zeit ferner nicht mehr in eine Vereinsschrift übergehen, wenn sie auch in Hunds Stammbuch stehen. Einen schönen Beytrag für die Geschichte der Paulstorfer enthält (IV. S. 130) die Beschreibung der Paulstorfischen Kapelle ꝛc. vom Regierungs-Assessor v. Resch; und noch einmal finden sich Zusätze in den gleich nachher zur Sprache kommenden Beyträgen zur Geschichte des Landgerichtes Burglengenfeld. Das Beste in den bemerkten Miscellaneen ist die Geschichte der Herren von Stingelheim, der vorletzten Besitzer der Herrschaft Kürn. Sie gieng größtentheils hervor aus Documenten, welche der Verf. im herrschaftlichen Archive gefunden, und ist um so schätzbarer, weil dasselbe, nachdem er seine Arbeit vollendet, ein Raub der Flammen geworden. Von den Monographien dieser Art im zweyten Jahrgange verdient noch bemerkt zu werden die Chronik des Schloßes und der Herrschaft Hexenagger an der Schambach von Pangkofer (S. 322).

Die vorzüglichsten Artikel aber sämmtlicher Verhandlungen scheinen Ref. neben der oben angezeigten Chronik von Abach folgende zwey von Hrn. Ministerialrath von Fink zu seyn: Beyträge zur Geschichte des Landgerichtes Burglengenfeld (III. S. 1); und dann Beyträge zur Geschichte der ehemaligen Landgerichte Hirschberg, Sulzbach und Amberg ꝛc. (IV. S. 3). Diese Beyträge, die zumeist aus den Monum. B. geschöpft worden, sind besonders werthvoll in germanistischer Beziehung, da hierin, besonders was die Oberpfalz betrifft, bisher fast so viel als gar nichts geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia). Exécuté dans le cours des années 1826—1833, par M. Alcide D. D'Orbigny. Vol. II. Livrais. 21—29.

Den ersten Theil von d'Orbignys Reisebericht haben wir bereits früher in diesen Blättern (Band IV. S. 819 u. f.) angezeigt, und fahren nun fort auch den Inhalt des zweyten, soweit er uns in der 21 — 29. Lieferung vorliegt, in der Kürze mitzutheilen. Wir haben mit dem Schluß des ersten Theiles den Reisenden in Buenos-Ayres verlassen, als er eben im Begriff war, sich zur Abreise nach Patagonien zu rüsten. Er brannte vor Begierde, die seit Magellans Zeiten famos gewordenen Enaksföhne dieses Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und durch Bekanntwerdung mit den Sprachen der Nationen, welche den südlichsten Theil des amerikanischen Kontinents bewohnen, die wahre Demarkationslinie ausfindig zu machen zwischen all diesen kühnen Eingebornen, welche Spanien weder durch die Bemühungen der Jesuiten, noch durch Waffengewalt bestimmen konnte, sich im gesellschaftlichen Verbande zu vereinigen. Ein anderer Grund noch, und zwar der hauptsächlichste seiner Mission, zog den Reisenden nach diesem wilden Lande hin: er hoffte daselbst eine Menge neuer Thiere, von welchen er in der argentinischen Republik sprechen gehört hatte, zu finden, die botanischen Excursionen versprachen ebenfalls manch Neues zu liefern und die Geographie und Geognosie durften davon wichtige Aufschlüsse erwarten.

Am 8. November 1828 verließ unser Reisender Buenos-Ayres, um sich an Bord eines nordamerikanischen Schiffs zu begeben, das nach Carmen bestimmt war, einer Niederlassung, welche die argentinische Republik am Rio Negro in dem nördlichsten Theile von Patagonien begründet hatte. Der Anfang der Reise gewährte keine günstige Vorbedeutung für einen glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Schon gleich auf der Ueberfahrt zum Schiffe erhob sich plötzlich ein so furchtbares Gewitter mit Regengüssen, daß d'Orbigny froh seyn konnte, noch glücklich ein in der Nähe stationirtes Fahrzeug zu erreichen, das ihn aufnahm, bis der Sturm vorüber war. Auf seinem Schiffe endlich angelangt, sollte er auf demselben auch nicht zum Ziele kommen, indem es schon in der nächsten Nacht auf eine Sandbank auflief und hier fest sitzen blieb, so daß der Reisende Mühe hatte sich und seine Effecten zu retten, und mit diesen nun sich genöthigt sah, die Rückreise nach Buenos Ayres zu Lande anzutreten. Hier befand sich durch blutigen Bürgerkrieg Alles in der größten Anarchie, so daß d'Orbigny sich glücklich pries, als er am 29. December auf einem der Republik angehörigen Schiffe, das nach Carmen bestimmt war, zum zweyten Male die Stadt verlassen konnte. Dießmal gieng die Fahrt ohne Unfall vor sich, und so gelangte er am 7ten Januar an den Ort seiner Bestimmung.

Durch Empfehlungen, die ihm theils vorausgegangen, theils mitgegeben waren, fand der Reisende hier eine sehr wohlwollende Aufnahme. Die Niederlassung hat noch keinen großen Umfang und wird durch ein Fort beschützt, das auf einer der höchsten Dünen liegt, und dadurch die Umgebung beherrscht. Es ist von einer Mauer umgeben und enthält die Kirche, das Pulvermagazin und die Wohnungen des Gouverneurs, des Zolleinnehmers,

Digitized by Google

der den Titel Minister führte und der Offiziere. Alle diese Gebäude haben nur ein Erdgeschoß und sind in schlechtem Zustande. Carmen war damals sehr belebt, und selbst von einigen angesehenen Handelsleuten besucht, indem der Krieg aus diesem Orte eine allgemeine Niederlage aller dem Feinde durch die Korsaren abgenommenen Waaren gemacht hatte, und aus dem Rio Negro einen Hafen, wo eben diese Korsaren, die wegen der Blokade in den la Plata nicht einlaufen konnten, ein sicheres Asyl und Proviant vorfanden. Aus diesem Grunde war Carmen, das schon seit einigen Jahren von Landwirthen, Pächtern und deportirten Verbrechern bevölkert wurde, zur selbigen Zeit auch von zwey großen Kaufleuten aus Buenos Ayres und einem Haufen kleiner Krämer aus den verschiedensten Nationen, ferner von einigen Korsaren-Kapitänen und vielen Matrosen und Soldaten besucht. Hiezu kamen noch die Grundbesitzer, die ersten Gründer der Niederlassung, und die Behörden und Offiziere. Hatte nun gleich die Kolonie durch einige Personen gewonnen, die sich neuerdings daselbst etablirt hatten, so hatte sie doch in viel andern Rücksichten verloren. Man fand nicht mehr diese Gutherzigkeit der Landwirthe; und der Zusammenfluß von Deportirten und Korsaren-Matrosen, welche an Mord und Plünderungen gewöhnt waren, verursachte daselbst beständige Streitigkeiten, so daß die friedlichen Einwohner fortdauernd auf ihrer Hut seyn mußten.

Die Wohnung, welche der Reisende angewiesen erhielt, war zwar nicht sonderlich splendid, doch immer noch eine der besten, die zu bekommen war. Sie bestand aus zwey kleinen Zimmern, davon das eine ohne Fenster, das andere wenigstens nicht mit Glasscheiben, doch aber mit Läden versehen war; den Fußboden bildete nur der lockere, allenthalben von Ratten durchwühlte Dünensand; ein Bettgestell, ein wurmstichiger, halbzerbrochener Tisch und zwey Stühle machten das Hausgeräthe aus. Der Naturforscher war hiemit vollkommen befriedigt, überglücklich durch das Bewußtseyn in einem Lande zu seyn, dessen Erzeugnisse bisher einen wissenschaftlichen Sammler und Beobachter vergeblich erwartet hatten, und das ihm demnach eine reiche Ausbeute an neuen, früher unbekannten Naturgegenständen versprach. Uebrigens hatte er beym Commandanten, dem Minister und dem Kaufmann Alvarez, deren Tafel die seinige war, die freundlichste Aufnahme.

Vor der Hand machte d'Orbigny nur eine eilige Excursion in der nächsten Umgebung des Forts, und überzeugte sich bald von der öden Beschaffenheit derselben, die nur an dem Gestade des Flußes mit einer reichen Vegetation europäischer Nutzgewächse, die von den Kolonisten angebaut waren, bedeckt wurde. Er beschloß zuerst auf einige Zeit nach der Bay von San-Blas sich zu begeben, und traff hiezu die nöthigen Vorbereitungen. Obschon der Landweg dahin nur 25 Stunden betrug, so mußte er doch für einen Wagen zum Transport seiner Effecten nicht weniger als 60 Piaster (300 Francs) bezahlen. Unser Reisender, der wie schon früher erwähnt, von der französischen Regierung keineswegs glänzend ausgestattet worden war, und dem daher die Bezahlung einer solchen Summe sehr empfindlich seyn mußte, macht bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß man sich es bey uns nicht leicht vorstellen könne, wie kostspielig die Reisen selbst in den ärmsten Gegenden von Amerika seyen. Ein Piaster sey allenthalben als nichts geachtet, und in der That gälte er nicht mehr als einen Frank, so daß ein Reisender, der für alle seine Ausgaben jährlich 7 — 8000 Franken zu verwenden hätte und daher in den Augen der Franzosen für reich ausgestattet gelten würde, in seinen Nachforschungen aus Mangel an Hülfsquellen beständig in Verlegenheit gerathen müßte. In dieser Lage, klagt unser Reisender, hätte er sich fortwährend befunden, und aus ihr hätte er sich während seiner langen Pilgerfahrt nie herausziehen können, indem er sich immer des Nothwendigen hätte berauben müssen, um die dadurch gewonnenen Ersparnisse zum Vortheil seiner Mission zu verwenden. Im gegenwärtigen Falle war es mit dem Wagen noch nicht abgethan; d'Orbigny brauchte auch einen Mann, der die Pferde besorgen und als Wegweiser und Jäger dienen konnte; dieser erhielt monatlich 20 Piaster (100 Frcs.) und dieselbe Bezahlung bekam ein französischer Diener, den er von Buenos-Ayres mitgenommen hatte.

Der Weg nach der Bai von San Blas führt durch eine vollkommne wasserleere Wüste, und um

Digitized by Google

den Thieren die Strapazen zu erleichtern, bricht man deßhalb schon mit Sonnenuntergang auf, um die ganze Nacht hindurch zu marschiren. Nur selten gewahrt man einzelnes Strauchwerk in der ungeheuern Ebene. Mit Tagesanbruch zeigten sich eine Menge Maras (Cavia patagonica Schreb.), die im schnellen Laufe dahin eilten, und die gleichwohl der Führer auf seinem gewandten Pferde bey den Ohren zu fangen wußte. Die Gürtelthiere kamen aus ihren Höhlen herausgekrochen und waren bey ihrer Langsamkeit leicht zu erhaschen; sie gaben einen köstlichen Braten, wobey ihr Gürtelpanzer als Bratpfanne diente.

Gegen den zweyten Abend legte man endlich auf der Estancia de la bahia de-San Blas an, wo d'Orbigny für einige Zeit zu bleiben gesonnen war. Da das öde Land wenig Ausbeute versprach, so durchsuchte der Naturforscher fleißig den Strand. Seine wichtigste Acquisition, die ihm auch von dem pariser Museum aus besonders anempfohlen war, erlangte er durch die Erlegung eines 18 Fuß langen männlichen Seelöwen (Phoca leonina), nebst einigen Weibchen und Jungen. Der Verfasser giebt bey dieser Gelegenheit ausführliche Nachrichten über die Lebensweise und den Fang dieser Thiere. Ehemals waren diese sehr häufig an den benachbarten Gestaden, und die Spanier suchten sorgfältig die Ausländer vom Fange abzuhalten und betrieben diesen mit der nöthigen Schonung. Als aber seit der Revolution von 1810 die Südamerikaner ihre Küsten nicht mehr bewachen konnten, kamen bald Engländer und Nordamerikaner, und seit 1815 auch Franzosen in solcher Menge herbey, daß man die jährliche Menge der an diesen Küsten erschlagenen Robben auf mehr als 40,000 Stück schätzen durfte. Die nothwendige Folge war die reißende Verminderung dieser Thiere; vergebens suchte später die Regierung von Buenos-Ayres derselben durch Beschränkung des Fanges entgegen zu wirken, und d'Orbigny spricht die Meynung aus, daß nach wenig Jahren die Robben gänzlich von der nördlichen patagonischen Küste verschwunden seyn werden.

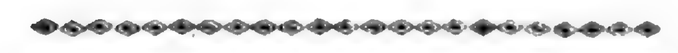
Die friedlichen Beschäftigungen unsers Naturforschers an den Gestaden der Bai von San-Blas giengen schneller zu Ende, als er es im Sinne gehabt hatte. Es wurde ihm nämlich durch einen Boten aus Carmen zu wissen gethan, daß die Indianer allenthalben im Aufstand gegen die Colonisten seyen, daß sie durch Verrätherey den Commandanten von Bahi-Blanca mit einem großen Theile seiner Truppen meuchlings niedergemetzelt hätten, und daß man in Carmen selbst mit dem Eintritte des Vollmonds, zu welchem Zeitpunct die wilden Horden während der Nacht ihre Streifzüge machen, das Anrücken dieser Barbaren befürchtete. Es galt nun eilige Rückkehr nach Carmen, um dort die weitern Ereignisse abzuwarten.

Vor der Hand traf er dort noch Alles ruhig an, und diese Zeit wollte er benützen, um sich mit den Indianern bekannt zu machen, die sich in der Nähe des Forts in friedlichem Verkehr niedergelassen hatten. Es hatten damals drey Horden ihre Zelte aufgeschlagen und drey sogenannte Tolderias (Zeltlager) gebildet; die eine bestund aus Puelchen und Patagonen, die andere aus Aucas oder Araucanas, und eine dritte stärkere aus Patagonen oder Tehuelchen. Diese Horden hatten sich wahrscheinlich in Folge von Streitigkeiten von den übrigen getrennt, oder auch deßhalb, weil sie einen leichtern Unterhalt auf Kosten der Spanier fanden. Von den Christen hatten sie sich indeß nichts als einige Laster angeeignet, ohne ihre Religion oder Civilisation anzunehmen; in ihrer ganzen Lebensweise verhielten sie sich übrigens wie die nomadisirenden Stämme. Hinsichtlich der Leibesgröße der Patagonen gab der Augenschein und die genaueren Maaßabnahmen dieselben Resultate, welche schon Wallis, Bougainville und King, dessen sorgfältige Angaben d'Orbigny nicht mit aufgeführt, gefunden haben. Der größte Patagone, den unser Reisender maß, hatte 5 Fuß 11 Zoll Höhe; die Mittelgröße war 5 Fuß 4 Zoll; nur wenige waren unter 5 Fuß 2 Zoll. Die Frauen sind fast eben so groß und namentlich eben so stark. Was die Patagonen besonders vor den andern Eingebornen und den Europäern auszeichnet, sind ihre breiten und eingezogenen Schultern, ein robuster Körper, gut genährte Glieder und herkulische Formen. Ihr Kopf ist dick und hinten etwas abgeplattet; ihr Gesicht breit und viereckig mit vorspringenden Backenknochen; ihre Augen sind horizontal und klein und nicht schief, wie bey den Botokuden. Ihr Profil

Digitized by Google

hat das Eigenthümliche für Amerikaner, daß Stirne und Augenbraunen, so wie die dicken Lippen des großen Mundes sehr vorspringend sind, dagegen ist die Nase ganz verflacht mit offenen Nasenlöchern.

(Fortsetzung folgt.)



Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; rc.

(Fortsetzung.)

Den Jüngern der Geschichte besonders möchte Referent eine aufmerksame Lectüre dieser übrigens in sehr klarer Sprache abgefaßten Beyträge empfehlen, da sie aus der Behandlung der Urkunden ersehen können, wie diese fruchtbringend benützt werden können und sollen. Dieß ist nicht so leicht, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt; es setzt ein scharfes Auge und eine gediegene historische Vorbildung voraus. Die zuerst genannten Beyträge zerfallen in vier Abtheilungen. Die erste enthält Aufschlüsse zur Geschichte des öffentlichen Lebens, zumeist des üblichen Gerichtsverfahrens in dem genannten Gebietstheile; die zweyte die Gerichtsverfassung „nach der Ordnung und Proceß des Lengfeldischen Landgerichts ao. 1559;“ die dritte eine gedrängte Geschichte dieses Gerichtsbezirkes, die vierte endlich eine Geschichte des gesammten in diesem Gebietstheile ansäßigen Adels. In ähnlicher Weise sind auch die in der zweyten Stelle genannten Beyträge gehalten. Hier findet sich noch ein Anhang unter dem Titel: „zur Geschichte der Einführung des summarischen Gerichtsverfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der oberen Pfalz,“ der von besonderer Erheblichkeit ist, jedoch eines Auszuges nicht fähig ist.

Nicht unverdienstlich ist: „das Schloß Leuchtenberg von Pfarrer Dorfmüller“ (III S. 418), worin neben einer Beschreibung desselben eine kurze Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg enthalten ist. Diese verdienen eine ausführliche Geschichte; Stoff hiezu wäre in Menge vorhanden, doch ist auch nicht wenig lüderlicher Weise verschleppt worden. Brenners Behauptung in seiner Schrift: „die Landgrafen von Leuchtenberg 1834“, daß der Stammvater der Leuchtenberge einer der Söhne des Herzogs Tassilo II. sey, entbehrt nicht bloß aller Beweise, sondern selbst aller Wahrscheinlichkeit. Nicht selten ist es auch unaufmerksamen Historikern begegnet, daß sie Lichtenberg im Elsaß und Lichtenburg in Thüringen mit Leuchtenberg vermengt haben.

Man hat diesen Namen lächerlich genug abgeleitet von der Leuchte auf dem Lehenthurm, „die durch ihre Strahlen den Schloßbewohnern zur sicheren Heimkehr diente.“

Der Verf. leitet ihn ohne Zweifel richtig von Lugen ab. Merkwürdig ist die, in der jüngsten Zeit zur Aufbewahrung des Holzes rc. verwendete, übrigens noch ziemlich gut erhaltene Schloß-Kapelle, höchst wahrscheinlich die nämliche, welche Bischof Otto von Bamberg, als er auf seiner Wanderung nach Pommern, dahin kam, im J. 1124 eingeweiht hat. Oesterreichers Denkwürdigk. II. S. 50.

Sie verdiente demnach wohl ein besseres Loos, zumal da man vielen anderen, minder wichtigen Steinmassen eine große Aufmerksamkeit zuwendet. Der: Ursprung des Marktes Geiselhering (II. S. 224) enthält fast nur Curiosa, von denen Ref. einige zur Aufheiterung des Lesers hier mittheilt: Geiselhering sey schon lange vor Christi Geburt vorhanden, und der Sitz des Königs Labar gewesen; der Fluß Laber habe von diesem Könige seinen Namen erhalten; Pfatter wird von extera castra hergeleitet; die Linzkirche in Geiselhering soll der Tempel einer heidnischen Gottheit gewesen, und unter Linz Luna, welches (Wort) später in Linz verwandelt worden, zu verstehen seyn; und demnach sey dort der Mond angebetet worden. Als Herzog Theodo im J. 508 die Römer aus Bayern vertrieb, habe ein Wendischer Hauptmann Namens Gaisal Geiselhering eingenommen; die natürliche Folge ist, daß dieses von jenem seinen Namen erhalten habe; die Ortschaften Geisenhausen, Geisenfeld rc. haben ihren Namen von dem wilden Volke Geisen, deren Feldoberster eben jener Gaisal gewesen; die Herrschaft Geiselhering habe im Jahre 1226 Otto der Größere (major) geerbt, u. s. w. Es ist wohl doch zu hoffen, daß Aehnliches keinen Platz mehr in einer Vereinsschrift finden wird, stünde dieses Alles auch in Aventin; ja eben deßwegen; denn was seine ältere Geschichte Bayerns betrifft, so ist und bleibt er ein „Fabelhans.“ Es ist noch immer nicht überflüßig, darauf aufmerksam zu machen, da er auch in seinen ersteren Geschichtsbüchern noch bis auf diesen Tag von vielen als untrügliche Quelle angesehen wird.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nr. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, etc.

(Fortsetzung.)

Die Gesammtheit der Züge zeigt ein unförmliches und ungemessen breites Gesicht; gleichwohl sind manche Gesichter nicht unangenehm; die Frauen haben kleine Füsse und Hände. Im Vergleich mit den Araucanen und Puelchen, ihren Nachbarn, können die Patagonen für ungewöhnliche Menschen gelten; wenn man aber allmählig von Süd nach Nord vorschreitet, wird man alle Uebergänge finden. Die Puelchen, die sich ihnen am meisten nähern, sind noch groß und robust, und theilen dieselben Gesichtszüge; ihr Kopf ist noch etwas viereckig, die Backenknochen vorspringender, die Augen horizontal. Geht man weiter nördlich, so wird man auf der einen Seite den Uebergang zu den Peruanern durch die Araucanen finden, und auf der andern zu den Guaranis durch die Steppenbewohner von Groß-Chako, die Charruas, Mokobis und Tobas. Bey den Guaranis sind die Augen schon etwas geneigt, was bey den Botokuden, welche Chinesen gleichen, den höchsten Grad erreicht. So sieht man deutliche Uebergänge, während man bey Nebeneinanderstellung der Extreme eine solche Verschiedenheit gewahr wird, daß man sich weit entfernt von dem Lande, das durch die amerikanische, als Typus angenommene Nation bewohnt ist, glauben sollte. Die Farbe der Patagonen ist viel dunkler als die der Guaranis, nicht kupfer-, sondern mehr bister- oder mulattenartig.

Der Verf. geht nun auf eine sehr ausführliche Schilderung des Charakters, der Lebens- und Denkweise der Patagonen ein, wozu er eine Menge Notizen von ihnen einsammelte, die, obschon nur von einer einzelnen Horde entnommen, doch auf einen hohen Grad von Zuverlässigkeit und allgemeiner Geltung Anspruch haben, da dieser Stamm im fortwährenden Verkehr mit seinen übrigen Landsleuten war, die beständig ab- und zugiengen, wodurch d'Orbigny selbst mit solchen zusammentraf, die bis an die Magellansstraße gewandert waren. Er wohnte unter andern einer feyerlichen Beschwörung des Achekenat-kanet (bey den Puelchen Gualichu und bey den Araucanen Quecubu genannt) bey, der von all diesen südlichen Nationen als guter, wie als böser Geist geachtet ist, und dem sie alle ihre Begebnisse zuschreiben. Da der natürliche Mensch Gott mehr fürchtet als liebt, so gehen alle Beschwörungen der Patagonen dahin, den schädlichen Einfluß dieses Geistes zu verhindern. Für dießmal wollte man von ihm erfahren, ob die feindlichen Indianer Carmen angreifen und ob man eine ergiebige Ernte haben würde. Am Abend versammelte sich die ganze Horde und eine alte Indianerin, welche den Dienst eines Dollmetschers der Gottheit wie den eines Arztes versah, begann die Beschwörung. Sie machte zuerst viele Verzuckungen, hernach verstellte sie ihre Stimme, machte sie schreiend, und redete heftig mit Achekenat-kanet, indem sie die Sprüche skandirte und die Betonung, zumal gegen das Ende jeder Beschwörung änderte. So sprach sie fast anderthalb Stunden fort, ohne einen Augenblick inne zuhalten; dann hörte sie, in Schweiß gebadet, plötzlich auf und sammelte sich. In tiefster Stille, Aller Augen auf sie gerichtet, erwartete die Versammlung ihre Antwort; nach einer langen Pause erklärte sie, daß der Gott erst morgen früh dieselbe ertheilen werde, worauf die Indianer aus einander giengen. Gegen frühe stellte

Digitized by Google

sich d'Orbigny wieder ein, um Zeuge der Beendigung dieser Ceremonie zu seyn. Die Zauberin hatte jetzt ihre Rolle geändert; sie stellte nicht mehr Fragen, richtete die Augen gen Himmel, ihr Gesicht veränderte sich, die Glieder verdrehten sich, ihr ganzer Körper schien in der höchsten Exaltation, als wie von der Epilepsie befallen. Bald hörten diese Convulsionen auf, sie schien wie von einem übernatürlichen Geiste besessen, allmählig nahm sie ihre gewöhnliche Gestalt wieder an, dann, nach einer neuen Sammlung von einigen Minuten, giengen aus ihrem Munde flötende, fast unartikulirte, als Orakel geltende Töne. Es war den Anwesenden günstig, die nun vergnügt ihre angefangenen Libationen fortsetzten. Ref. erinnert an die merkwürdige Uebereinstimmung dieser Beschwörungen mit denen des Schamanismus unter den nordasiatischen Völkern.

Alle Uebel rühren nach der Meynung der Patagonen, wie der Puelchen und Araucanos, von bösen Geistern her, deren Einfluß durch Zauberer abgehalten werden muß. Fühlt sich ein Indianer vom Marsche ermüdet, so schreibt er dieß dem bösen Geiste zu, und er macht sich Wunden, damit mit dem Blute das Uebel zugleich ausfließe. Trifft er auf seinen Reisen in einem Fluße einen schwimmenden Holzblock, so sieht er in ihm einen bösen Geist, der feyerlich beschworen wird. Geschieht es nun, daß der Block, indem er aus der größern Strömung in ruhigeres Wasser zufällig kommt, langsamer schwimmt und sich umdreht, so glaubt der Indianer, daß er anhalte, um ihn anzuhören. Alsdann macht er große Versprechungen, die er später aufs gewissenhafteste hält. Idole und Tempel haben diese Indianer nicht; aber wohl besteht der Glaube an ein anderes Leben, wo sie Alles wieder finden, was sie in diesem besessen haben, daher werden auf dem Grabe eines Todten alle seine Thiere geschlachtet und mit seinen Geräthschaften begraben.

Die Patagonen machen zwey Stämme aus: den nördlichen, welcher von den Spaniern die Tehuelchen genannt wird, und den südlichen, der den Namen der Inaken führt. Sie wohnen vom Rio Negro unter 41° Breite, oder selbst noch nördlicher vom Rio Colorado an bis hinab zur Magellansstraße und von den Andes bis zur Meeresküste. Als Völker, die von der Jagd und noch dazu in einem unfruchtbaren Lande leben, sind sie gezwungen, eine umherschweifende Lebensweise zu führen. Fast jedes Jahr machen sie eine Reise zu den Quellen des Rio Negro, um sich die Früchte der Araucaria und Aepfel zu verschaffen, welche letztere jetzt in ungeheuerer Menge auf den östlichen Vorbergen der Andes wachsen und ursprünglich von den Spaniern eingeführt sind. Diese Zeit der Ernte ist zugleich eine Veranlassung, welche die Patagonen des Südens mit ihren Pelzwaaren herbeyführt, um in Handel zu treten mit den Auca's der Kordilleren und der Pampas und mit den Puelchen, welche sich von den Ufern des Colorado dahin begeben. Der gewöhnliche Sammelplatz für diese jährlichen Zusammenkünfte ist eine vom Rio Negro gebildete und 60 — 80 Stunden von seiner Mündung entfernte Insel Chole-hechel. Gegen ihre Pelzwaaren erhalten dann die Patagonen von ihren nördlichen Nachbarn Gewebe und die den Christen gestohlenen Waaren. Auf diesem Wege kamen ihnen auch die Pferde zu, und europäische Fabrikate wurden schon frühzeitig bis zur Magellanstraße gebracht.

Die Patagonen bilden eine große Anzahl kleiner Stämme, von denen jeder höchstens aus 30 — 40 Familien besteht, wovon jede ihr Zelt hat. Bey der Unwirthbarkeit des Bodens können auch größere Gesellschaften nicht zusammen wohnen, und selbst diese kleinen Horden bleiben nicht beständig auf einem Flecke. Ein großer Theil des Landes ist wegen völligen Wassermangels gar nicht bewohnbar und muß ewig eine Wüste bleiben. Nach den Mittheilungen mehrerer Kaziken beträgt die gegenwärtige Anzahl sämmtlicher Patagonen, nachdem die Blatternseuche von 1809 — 1812 die Hälfte dahin raffte, nicht mehr als 8 — 10,000 Seelen, so daß auf ohngefähr 3 Quadratstunden nur ein Bewohner kommt. Unter sich leben sie einträchtiglich, und die andern Indianer sagen von ihnen: sie sind Brüder. Sie haben ein gemeinschaftliches Oberhaupt, das sie den großen Kaziken oder Karasken nennen, und dem nur eine sehr beschränkte Herrschaft zukommt. Jede Horde hat ihren besondern Häuptling, deren Vereinigung den Rath bildet.

Digitized by Google

Der Charakter der Patagonen, wie ihrer Nachbarn, zeigt sich verschieden, je nachdem sie es mit ihren Landsleuten oder mit den Spaniern zu thun haben. Unter sich respektiren sie das gegebene Wort und das Eigenthum; von den Europäern dagegen werden sie als falsch, wortbrüchig, undankbar und diebisch angesehen. Dieß Letztere rührt von ihrem Haße gegen die fremden Eindringlinge her, die überdieß nichts zur Besänftigung der Eingebornen gethan, sondern in der Ueberzeugung, daß dieß keine Menschen seyen, kein gegebenes Versprechen halten und sich eine Freude daraus machen, sie zu betrügen. „Ihr Charakter," sagt unser Reisender, „ist ein Gemisch von Seelengröße, wildem Stolze, trotzigem Muthe, vereint mit der Arglist der civilisirtesten Länder, und von einer Gewandtheit, deren man noch im Kindesstande befindliche Nomadenvölker nicht fähig halten sollte." Polygamie ist bey ihnen nicht zuläßig, und sie lieben ihre Frauen und Kinder, welchen letzteren übrigens jede Freyheit verstattet wird. Sie sind eifersüchtig und bestrafen strenge die Untreue, obschon die Mädchen vor der Verheirathung nicht gebunden sind. Ihre Sprache ist rauh und guttural, doch minder als die der Puelchen, aber viel mehr als die der Araucanen.

Im Ganzen dürfen wir mit d'Orbigny unter den Eingebornen südlich vom la Plata, im Osten wie im Westen der Kordilleren, nicht mehr als 4 verschiedene Nationen unterscheiden: 1) die Araucanos (Aucas), welche sich vom la Plata bis zum Rio Negro, in den Pampas, auf dem östlichen Abhang der Andes und zumal auf dem westlichen, von Coquimbo bis zum Archipel von Chonos ausbreiten; diese sind unter dem Namen Ranquelen, Pehuenchen, Pampas und Chilenos bekannt. 2) die Puelchen, welche den Raum zwischen den Araucanos und den Patagonen auf den Pampas-Flächen und insbesondere zwischen dem Rio Negro und Colorado einnehmen. 3) die Patagonen (Tehuelchen), deren Heimath sich vom Rio Negro bis zur Magellansstraße erstreckt. 4) Die Feuerländer, die einzigen unter diesen Nationen, welche Kähne bauen, das Meer befahren und Fischfang betreiben. Am Schluße dieser Schilderung kann Ref. es nicht unterlassen, auf die große Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, die im Charakter, der Lebensweise, den politischen Einrichtungen und selbst in der Leibesgröße zwischen Patagonen und Kaffern besteht, obwohl beyde zu ganz verschiedenen Rassen gehören. Auch diese, obwohl zum Theil weit mehr Küstenbewohner, theilen doch mit ihnen die Scheu vor dem Meere und dem Fischfange.

Die Ruhe, welcher sich zur Zeit die Kolonie erfreute, bestimmte den Naturforscher, die natürliche Saline von Andres Paz zu besuchen; eine Salz-Ablagerung, die bey einer Mächtigkeit von 4 Zoll wenigstens eine halbe Stunde im Durchmesser betrug. Indem er an den Rändern dieser Saline herumgieng, bemerkte er in der Ferne, in ihrer Mitte, eine kleine wenig über den Boden erhöhte Landinsel und auf sein Befragen erfuhr er von den Arbeitern, daß dieß ein Nestplatz der Flamingos sey. Sogleich wanderte er über die Salzkruste auf selbigen zu und erreichte ihn nach einer Viertelstunde. Es mochten hier wohl mehr als 2000 Nester beysammen stehen, deren schwärzliche Farbe einen auffallenden Contrast mit dem blendenden Weiß der Umgebung machte. Wie bey unserm europäischen Flamingo bildet auch das Nest dieses amerikanischen (Phoenicopterus ignipalliatus) einen fußhohen Kegel, der an der Spitze zur Aufnahme der Eyer etwas ausgehöhlt ist, und von denen einer von dem andern auf einen Fuß ringsum entfernt liegt. Ein solcher Nestplatz mit seinen gleichmäßigen Kegeln gewährt einen seltsamen Anblick und stellt einigermassen eine Stadt mit geschlängelten Gassen dar. Noch einen andern wichtigen Fund machte unser Naturforscher, indem er an den Rändern der Saline eine solche Menge todter, aber durchs Salz wohlbehaltener Insekten antraf, daß während er früher in zwey Monaten nur 40 Arten zusammen gebracht hatte, er hier auf einmal mehr als 200 Arten bekam.

Eine Exkursion nach dem Seestrande verschaffte dem unermüdlichen Reisenden ein großes Männchen von der Phoca leonina und einen Condur. Auf einem andern Ausfluge besichtigte er den merkwürdigen heiligen Baum, der dem Gualichu geweiht ist. In der großen öden Ebene, die sich vom Rio Negro nach dem Colorado hinzieht, auf dem Wege, der von Carmen nach Bahia-Blanca

Digitized

führt, steht ungefähr 13 Stunden von jenem Orte entfernt ein vereinzelter Baum, der in der unermeßlichen Einöde schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er ist ungefähr 20 — 30 Fuß hoch, vor Alter wurmstichig und hohl, und gehört zu den zahlreichen Arten der stacheligen Akazien. Die Aeste des heiligen Baumes sind bedeckt mit den Geschenken der Wilden; man sieht hier aufgehangen Decken, Ponchos, Bänder, farbige Fäden und Kleidungsstücke. Kein Indianer geht vorüber, ohne etwas zurück zu lassen. Die Höhlung des Baumes dient als Niederlage für die Geschenke der Männer und Frauen: Tabak, Papier zu Cigarren, Glaswaaren und bisweilen auch Geldstücke. Um den Baum herum liegen eine Menge Skelete von Pferden, die dem Gualichu zu Ehren geschlachtet wurden.

Eine glückliche Straußenjagd war eines der letzten Unternehmen unsers Naturforschers in diesen Gegenden. Denn nun waren mit unerhörter Schnelle die vereinigten Indianer-Stämme herangerückt, hatten in einer Nacht und einem Tage einen Weg von mehr als 32 Stunden zurückgelegt, das ganze Land südlich vom Rio Negro überschwemmt, die Pflanzungen verwüstet, die Bewohner, die sich nicht eilig geflüchtet hatten, ermordet, alles Vieh mit sich fortgetrieben, und so auf einmal die Kolonie ruinirt. In Carmen herrschte die größte Bestürzung; die ganze männliche Bevölkerung mußte die Waffen ergreifen und auch unser Naturforscher war auf einmal zum Soldaten umgewandelt. Man fürchtete, daß die Indianer auch das Fort und Dorf angreifen würden; indeß für dießmal zogen sie mit ihrer Beute ab. Allein bald kehrten sie wieder; an naturhistorische Expeditionen war nun nicht mehr zu denken und d'Orbigny war deßhalb herzlich froh, als am 5. August ein Regierungsschiff mit einem neuen Kommandanten und mehreren Offizieren in den Hafen einlief, auf welchem er seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen konnte.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; rc.

(Schluß.)

Seine Biographie hat mehrere nicht unwichtige Beyträge (I. S. 48. 53. III. S. 94. 210) gefunden; die meisten Notizen von ihm finden sich in seinem eigenen, in lateinischer Sprache abgefaßten Haus- und Handkalender (III. S. 5), der überhaupt mehrere interessante Daten enthält. Er ist nach einer noch von Westenrieder besorgten Copie abgedruckt. Das Original ist seit dem Jahre 1803, wo es für die königliche Hof- und Staatsbibliothek acquirirt wurde, wie vieles andere, in unbekannte Hände gekommen. Dieser Kalender beginnt mit dem Jahre 1495, wo Aventin an der Universität Ingolstadt studirte, und endet mit dem Jahre 1531. Zum J. 1517 bemerkt Aventin: „Boiariae angulos omnes perreptavi jussu et mandato principum; zum Jahre 1518: Boiariae fines peragravi, monasteria, urbes castella jusu etc.; zum Jahre 1519: Abensperg fui, scripsi historiam Boiorum; letzteres auch zum J. 1520. Zum J. 1528 sagt er: presentatus scriptus liber ab Erasmo Primbs - vielleicht die vita St. Erhardi. Als mehrere Jahre nachher ein Geistlicher die Aebtissin von Niedermünster zu Regensburg bat, jene vita einsehen zu dürfen, notificirte sie ihm, daß Primbs, „der dem Aventin zu seinem Werke geholfen," dasselbe „gestohlen" habe.

Antiquarische Aufsätze finden sich viele, unter denen einige Verdienstliches haben; die meisten davon sind von dem Pfarrer F. X. Mayer in Ponndorf, der überhaupt eines der thätigsten Vereinsmitglieder ist. Ihm wäre sehr eine größere Bibliothek zu wünschen, indem er bey seinem Eifer und Forschungs-Geiste manche Irrthümer vermeiden würde. Eine seiner Lieblings-Ansichten, auf die er öfter zurückkommt, ist die, daß die Bayern von den Varren (Varisken) und Bojern (Ager Boiouarii) abstammen, eine Ansicht, die er wohl wird aufgeben müssen. Das bekannte sacramentum regum (der Könige Ludwig und Karl) ist schon zu sehr zugänglich gemacht, als daß ein neuer Abdruck in einer Vereinsschrift, die nur Neues liefern soll, gerechtfertiget werden könnte; und wenn — so hätte er dasselbe aus den monumenta Germaniae historica mit den Anmerkungen von Grimm abdrucken lassen sollen. Möge sich übrigens der Herr Pfarrer durch die Anfeindungen seiner Amtsgenossen, welche er sich durch seine literarischen Arbeiten, wie er sagt, zuzieht, in seinem Streben nicht irren lassen. Ob dieselben ihre Mussestunden wohl besser verwenden?!

Noch auf mehrere Aufsätze, die sich in den Verhandlungen finden, sollte vielleicht aufmerksam gemacht worden seyn; die besprochenen jedoch werden hinreichen, zu bestätigen, das der Verein alles leistet, was man billiger Weise von ihm fordern kann. Von Heft zu Heft werden zudem die Verhandlungen gediegener.

Dr. W.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, etc.

(Schluß.)

Als Ergebnisse seines Aufenthalts in Patagonien giebt der Verf. zum Schluße noch eine Beschreibung der Aucas und Puelchen, eine historische Schilderung der spanischen Niederlassungen in Patagonien und eine Beschreibung von Carmen und seinen Umgebungen, woraus wir das Wichtigste hervorheben wollen.

Die Araucanos (Aucas), jene muthigen Krieger, welche im ewigen Kampfe mit den Spaniern von diesen niemals gänzlich überwunden werden konnten, haben bis auf diese Stunde ihre alten Sitten und Gebräuche beybehalten. Nur die Araucanen von Chili in den Thälern des Westabhanges der Kordilleren haben feste Wohnsitze genommen und bebauen das Land; die Araucanen der Pampas dagegen, welche sich auf der Ostseite jener Gebirgskette ausbreiten, haben mit ihren westlichen Landsleuten nichts als Sprache und religiösen Glauben gemein, im Uebrigen sind diese wahre Beduinen der Wüste. Die Araucanen der Pampas sind unter verschiedenen Namen bekannt; so z. B. heißen alle Araucanen, welche die chilischen Kordilleren von Antuco bis Mendoza bewohnen, Pehuenchen; Ranquelen, welche östlich der Anden, im Norden von diesen, ihre Heimath haben. Die andern theilen sich nach ihren Kaziken in verschiedene Stämme, welche die Spanier Aucas und Pampas, ohne Unterschied, nennen. Mit Ausnahme der Pehuenchen und chilischen Araucanen führen alle andern Horden, gleich den Patagonen, ein Nomadenleben und streifen zwischen dem 41 — 34° s. Breite und zwischen den Andes nnd dem atlantischen Ozean umher.

Im physischen Bau weichen die Araucanen merklich von den Patagonen ab; sie sind klein, so daß sie kaum 5 Fuß im mittlern Durchschnitt erreichen. Indeß ist zu bemerken, daß die Bewohner der Ebenen größer und robuster, als die der Gebirge sind, wie man denn unter den Ranquelen Männer von 5′ 5 — 7″ antrifft. Alle sind breitschultrig und von abgerundeten Formen, indem die Muskeln nicht vorspringen. Ihre Züge sind sehr verschieden von denen der Patagonen; man trifft nicht mehr diese breiten viereckigen Gesichter und die kleinen Augen. Das Gesicht ist runder, die Wangen vorspringender, die Lippen etwas weniger dick, die Nase etwas länger, obschon immer noch sehr kurz und eingedrückt; die Augen horizontal und ordentlich geöffnet. Der Teint ist bisterfarben und nicht röthlich, ähnlich dem der Patagonen, welche man selbst nur dunkel schwarzbraun (basané) nennen könnte. Hohes Alter mit vollem Gebrauch der physischen Kräfte und des Gedächtnisses sind etwas Gewöhnliches.

In ihrer Lebensweise, politischen Verfassung und religiösen Denkweise kommen die Aucas im Wesentlichen mit den Patagonen überein, so daß es genügt, auf die wichtigsten Differenzen aufmerksam zu machen. Sie kleiden sich nicht mehr wie diese in Thierfelle, sondern in Wollstoffe, welche ihre Weiber fertigen und die sie mit silbernen Zierrathen schmücken. Die Felle, welche sie von den Patagonen erhandeln, brauchen sie nur Nachts als Decke und bey großer Kälte. Die Weiber schminken sich mit rother Farbe, wie bey den benachbarten Stämmen; die Männer raufen sich, wie bey

diesen, sorgfältig den Bart aus. Sie wissen roh in Silber und Kupfer zu arbeiten, was die Patagonen noch nicht verstehen. Ackerbau wird nicht getrieben; Alle leben von der Jagd; nur Wenige besitzen kleine Heerden; beritten sind Alle. Während die Patagonen geistige Getränke verabscheuen, sind sie dagegen bey den Aucas sehr beliebt, und ihr höchstes Glück ist, sich toll und voll trinken zu können. In Carmen konnte man es täglich mit ansehen, wie Weiber und Mädchen sich preis gaben, um den Schandlohn nachher mit ihren Männern oder Vätern in Branntwein zu vertrinken. Zu solcher sittlichen Herabwürdigung sind sie indeß nur in der Nähe der spanischen Niederlassungen gekommen, wo sie absichtlich von den Christen zum Trunke verleitet werden, um die berauschten Wilden im Handel leichter betrügen zu können. Den Aucas ist Polygamie gestattet; da indeß die Mädchen um hohen Preis von den Aeltern erkauft werden müssen, so können nur Wenige mehrere Frauen zugleich halten; dafür treten Konkubinen ein, die meist aus gefangenen Weibern von feindlichen Stämmen genommen werden. Zauberbeschwörungen und Opfergaben kommen wie bey den Patagonen vor; eben so die Mitgabe für die Verstorbenen, doch beschränken sich die Aucas darauf nicht Alles, wie bey diesen, sondern nur das Nothwendige und Liebste dem Todten mitzugeben. Erklärt bey Krankheiten oder Todesfällen die Machi oder Hexenmeisterin, daß solche durch den bösen Einfluß dieser oder jener Person veranlaßt worden sey, so wird diese ergriffen und lebendig verbrannt. Dadurch entstehen tödtliche Feindschaften, die nur deßhalb nicht immer zum blutigen Ausbruch kommen, weil das Hexenweib meistentheils eine Person aus einem feindlichen Stamme anschuldigt. Sie erzählen von einer allgemeinen Sündfluth, welche sie genöthigt habe, sich auf die Andes zu ihrer Rettung zu flüchten. Wenn d'Orbigny hiebey meynt, daß eine solche Sage bey ihnen aus der Wahrnehmung versteinerter Seethiere auf großen Höhen entstanden sey, so muß er erstlich die Aucas für Anhänger der neptunischen und nicht der plutonischen Hebungstheorie erklären, nach welcher letzteren das Vorkommen von Seethieren auf den Bergen nicht erweist, daß sie durch das Wasser, sondern im Gegentheil ganz im Trocknen durch die aufsteigenden Gebirgsketten in die Höhe geführt worden seyen. Dann aber auch kümmert sich der gemeine Mann bey uns wie bey den Wilden wenig um die Petrefacten, noch weniger um ihre Ablagerungsweise; höchstens wenn er recht große Knochenstücke findet, rechnet er sie Riesen der frühern oder selbst der historischen Zeit zu. Endlich findet sich die Sage von einer allgemeinen Wasserbedeckung der Erde auch bey Völkern, bey denen es gar keine Versteinerungen giebt. Der Grund zu dieser Sage liegt nicht so oberflächlich, als es unser Reisender meynt; sie ist eine der wenigen Erinnerungen, welche fast alle Völker von ihrer gemeinschaftlichen Urgeschichte bis zu dem Zeitpunct hin, wo sie von Einem Puncte aus in alle Welt zerstreuet wurden, übrig behalten haben.

Unter den südamerikanischen Indianern sind die Aucas die besten Taktiker und zeigen am meisten Bravour. Gegen die Spanier hegen sie die heftigste Feindschaft und Verachtung. Ihre politische Verfassung ist die der Patagonen, doch haben die einzelnen Stämme kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Im Gegentheil leben sie unter sich in ewigem Kriege und schwächen dadurch die Macht, welche sie den Spaniern gegenüber entwickeln könnten. D'Orbigny konnte von ihren Kaziken keine sichere Nachricht über die Zahl der Bevölkerung erheben, doch ist er der Meynung, daß sie für die Aucas östlich von den Andes, mit Einschluß der Pehuenchen, nicht über 20,000 steigen, eher darunter sich halten werde. Die Sprache ist weich und wohlklingend, und sie haben eigne Barden, welche die Thaten ihrer Kriegshelden besingen.

Ueber die Puelchen bleibt nur Weniges zu sagen übrig. Sie wohnen zwischen dem Rio Negro und Colorado und kommen in ihrem physischen Bau sehr mit ihren südlicheren Nachbarn überein, daß man von ihnen sagen könnte: sie seyen Patagonen mit einer andern Sprache. Ihre Kleidung ist bald nach der Weise der letzteren, bald nach der der Aucas. Charakter, politische und religiöse Verfassung haben sie mit ihren Nachbarn gemein, denen sie jedoch an Anzahl weit nachstehen. Blattern und Kriege haben sie so herunter gebracht, daß die ganze Nation gegenwärtig aus nicht mehr als 5 — 600 Köpfen besteht.

Digitized by Google

Um zuletzt auf die Beschreibung des nördlichen Patagoniens zu kommen, so ist hier vor Allem zu bemerken, daß es ein dürres ödes Land ist, das seiner Breite nach vom Rio Negro und Colorado durchströmt wird, in deren Thälern allein eine üppige Vegetation gedeiht. Der Boden der Ebenen ist ganz geschwängert mit Salztheilen und große natürliche Salinen giebt es in Menge. Die Temperatur ist in Carmen, das unter 41° Breite, also mit Neapel und Madrid in gleicher Entfernung vom Aequator liegt, nicht ungünstig. D'Orbigny sah während des Winters, den er daselbst zubrachte, nur zweymal etwas Eis; Schnee haben die Einwohner nie fallen sehen; das Gemüse erfriert nicht. Der hunderttheilige Thermometer hat nie mehr als 2 — 3° Kälte gezeigt, dagegen erhob er sich im Januar mehrmals zu Mittag auf 30° Wärme. Die Nächte sind, selbst im Sommer, sehr kalt. Die Atmosphäre ist sehr unruhig und stürmisch; Regen sind selten und nur bey Ostwind.

Die Thierwelt des nördlichen Patagoniens ist ganz verschieden von der von Corrientes. Man sieht nicht mehr diese Vermengung der Thiere der heißen Zone mit denen der gemäßigten; es ist dieß eine Thiergruppe, wie sie einem trockenen dürren Boden zusteht und im Winter durch die der Polargegenden vermehrt wird. Will man sie mit einer andern amerikanischen Fauna vergleichen, so weiß d'Orbigny mit Keiner Aehnlichkeit zu finden, als mit der der Gebirge von Chili und des großen Plateau's der tropischen Alpen in Bolivia, in einer Höhe des letzteren von 10 — 14,000 Fuß überm Meere. Da finden sich nicht allein fast alle dieselben Gattungen, sondern man erstaunt daselbst oft den nämlichen Arten zu begegnen. Um mit den Säugthieren zu beginnen, so sind die Affen um Carmen zugleich mit den Waldungen, die ihnen Aufenthalt gewähren, verschwunden; alle Quadrumanen sind nordwärts vom 30° Breite zurückgeblieben. Von Fledermäusen giebt es noch einige kleine Arten, die um die Ufer des Rio Negro herumfliegen. Der Grison (Viverra vittata Linn.) stellt sich ebenfalls ein und mit ihm die Stinkthiere. Der rothe Wolf (Canis jubatus) durchstreift die Wüsten und weiß immer ein furchtsames Huhn zu ergreifen, während der krause Fuchs (Canis Azarae) gern in der Nähe bewohnter Gegenden ist, um dem Menschen zu schaden, oder kleine Säugethiere und Vögel zu erhaschen. Der Jaguar kommt nicht mehr vor, desto häufiger ist der Cuguar mit zwey kleinern Katzen, Pajeros und Mbaracaya von Azara genannt. An den Küsten stellen sich die großen Robben ein: Phoca leonina und jubata, deren Männchen heftige Kämpfe miteinander führen. Unter den Nagern ersetzen die grabenden Ctenomen unsere Maulwürfe, indem sie wie diese den Boden durchwühlen. Zu den einheimischen Mäusen ist noch unsere Ratte und Hausmaus von den Europäern gebracht worden. Einige Familien von Myopotamus Coypus haben sich am Rio Negro angesiedelt und sind von Norden gekommen. Die furchtsame Viscache (Callomys Bisacia Js. Geoffr.), der Mara (Dasyprocta patagonica) und eine neue Art Meerschweinchen (Cavia patagonica) sind diesen Gegenden besonders eigenthümlich und nähern sich nicht den Tropen. Von Zahnlückern kommen nur 2 Gürtelthiere (Dasypus minimus und villosus) vor. Von Hufthieren hat das geringelte Nabelschwein seine Wanderungen bis an den Rio Negro ausgedehnt. Unter den 4 Hirscharten, die in Corrientes vorkommen, ist bloß der Guazup (Cervus campestris) bis nach Patagonien gewandert und ist daselbst nicht weniger gemein als an den Ufern des Parana. Von den Gebirgen herab kommt der Guanaco und macht einen häufigen Gegenstand der Jagd bey den Patagonen aus. Zu ursprünglich dem Lande angehörigen Thieren sind nun noch in spätern Zeiten das Pferd und Rind hinzugetreten und haben sich daselbst naturalisirt. Die Küsten sind besucht durch eine Menge Wallfische, Delphine, Pottfische und andere Walle, auf welche ausländische Seefahrer ihre Jagden anstellen.

Unter den patagonischen Vögeln sieht man nicht mehr jene herrlichen Farben, welche das Auge in den heißen und waldigen Gegenden entzücken. Keine Kolibris, keine Tanagras, keine Cotingas und Manakins, keine geschwätzigen Elstern und industriöse Cassiken mit buntem Gefieder: alle sind in der heißen Zone geblieben und Patagonien hat nur Vögel von einem eben so trüben Aussehen als seine Steppen sind. Unter den vielen Raubvögeln macht sich besonders bemerklich der Condur, der von den

Digitized by Google

Andes herabkömmt; die Sumpf-Ohreule (Strix brachyotus) ist einer der Vögel, der über die ganze Welt verbreitet ist: man hat sie allenthalben in Europa, in Sibirien, in Egypten, am Kap und von Grönland bis nach Patagonien gefunden. Die Passerinen haben viele Arten aufzuweisen. Die Wald-Klettervögel können in einem baumlosen Lande nicht zahlreich seyn; als Anomalien kommen hier der patagonische Papagey und der Goldspecht (Picus auratus) vor, die indeß beyde offene felsige Plätze den beschatteten Gegenden vorziehen. Die Hühnervögel beschränken sich auf 5 Arten. Einige Turteltäubchen girren im Sommer in den Baumgärten; diese kommen aber nicht in Vergleich mit den Myriaden von Tauben, welche der Winter aus den südlichen Regionen herbeyführt. Die Nandus kommen in zahlreichen Familien auf den Ebenen vor und werden des Fleisches und der Federn wegen gejagt; eine zweyte kleinere Art (Rhea pennata) ist in Patagonien erst von d'Orbigny aufgefunden worden. Besonders häufig sind Sumpf- und Wasservögel; unter ersteren unser großer Silberreiher, der amerikanische Storch und Flamingo, und der Scheidenvogel (Chionis alba); unter letzteren zwey große Schwäne, (Cygnus nigricollis und hyperboreus) und vor Allen die Polarente (Anas antarctica), die im Winter in ungeheuren Schaaren aus den Südgegenden herbeykommt.

Die Amphibien sind spärlich: eine Schildkröte (Testudo sulcata Mill.), die auch am Kap vorkömmt, 4 Eidechsen, die Amphisbaena alba, 3 andere Schlangen und eine Kröte. —

Fische giebt es im Süßwasser höchstens 2 — 3 Arten; zahlreicher sind dagegen die Seefische.

Mollusken sind am Strande in großer Menge und zum Theil von schönen und seltenen Arten. In den Flüssen giebt es einige Anodonten, Unionen, Lymneen, Paludinen und Planorben; Landconchylien können dagegen in diesen trockenen Ebenen nicht erwartet werden.

Unter den Gliederthieren stellen sich häufig die Krustaceen ein; Spinnen sieht man wenige und noch weniger Myriapoden. An Zahl herrschen die Koleopteren vor, von denen der Reisende 178 Arten in Patagonien aufgefunden hat, die sich übrigens weder durch Farbe, noch Glanz auszeichnen. Eben so fehlen die buntfarbigen Schmetterlinge der heißen Zone gänzlich; nur ein oder zwey Arten Nachtfalter erinnern an die Existenz dieser Ordnung.

Die Vegetation der Ebenen ist im höchsten Grade unansehnlich und monoton. Keine Bäume; der einzige, der sich findet, ist daher bey den Wilden auch ein Gegenstand abgöttischer Verehrung. Keine hochschüssigen Pflanzen; an ihrer Stelle stachliches verkrüppeltes Buschwerk, fast ganz ohne Blätter oder nur mit sehr kleinen, und dessen schwarze und gewundene Stämme und wenigen Blüthen die Anstrengung beurkunden, welche die Natur zu seiner Erhaltung in diesen Sandsteppen, die so selten vom Regen angefeuchtet werden, thun muß. Kaum zeigen sich im Frühling einige Gräser, oder kleine Syngenesisten, die schnell verdorren.

D'Orbigny bemerkt, daß er diese steile Gegenden noch sehr gut im Gedächtniß gehabt hätte, als er die weiten, 12,000 Fuß überm Meere gelegenen Flächen der bolivischen Anden erstieg und auf diesen dieselbe Sterilität wie in Patagonien erblickte, ja zur Erhöhung der Illusion sogar zum Theil dieselben Thierarten, oder doch wenigstens sehr nahe verwandte auffand. Ganz anders verhält sich aber die Vegetation an den Gestaden des Rio Negro; hier ist alles mit Gräsern und grünen Pflanzen bedeckt, und die vielen Inseln sind von schlanken Weiden beschattet; hier gedeihen alle unsere europäischen Nutzgewächse aufs Trefflichste.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nr. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit Franciscus Ritter Westfalus. Coloniae impensis librarii J. E. Renard. MDCCCXXXIX. Vendunt Londonii Black et Armstrong. Parisiis Brockhaus et Avenarius. Roterodami A. Baedecker. XXX. 300.

Während Aristoteles Schriften anfangs mehr als zwey Jahrhunderte nur Eigenthum seiner Schule, wie es scheint, gewesen sind, und ihrer so selten Erwähnung geschieht, daß man selbst zweifelte, ob sie auch nur seinen Nachfolgern bekannt waren, und durch mühvolles Aufsuchen einzelner Andeutungen und Hinweisungen anderer Autoren in jenem Zeitraume den Gegenbeweis zu führen genöthigt war, treten sie zur Sulla's und Cicero's Zeit seit der angeblichen Auffindung der Bibliothek des Philosophen aus dem engen Kreise der Schule heraus, werden, vielfach erklärt und erläutert, mehr Gemeingut, und herrschen das ganze Mittelalter hindurch, man weiß mit welchem Erfolge, sowohl im Oriente als im Occidente. Zu den am wenigsten beachteten Schriften gehört die Poetik; ihr Inhalt lag außer dem was Richtung des Zeitgeistes war und eine lateinische translatio vetusta, welche Madius in seiner Ausgabe erwähnt, hat weder Victorius oder ein anderer Bearbeiter, noch Jourdain gesehen.

Die Araber, wenn gleich dramatischer Poesie fremd, zog doch die Liebe zur Dichtkunst auch zu diesem Buche und außer Averroes nichts sagendem Commentar besitzt nach Angabe eines gelehrten Freundes die Bibliothek in Paris ein arabisches Exemplar aus der Zeit Harun al Raschids, in welchem unter andern Werken des Aristoteles, auch dessen Poetik enthalten ist.

Erst als die dramatische Poesie in Italien und Frankreich ins Leben trat, wurde die Aufmerksamkeit auf diese kleine Schrift des Philosophen gerichtet; seit dieser Zeit arbeiten Dichter und Philologen an deren Verständnisse und Erklärung. Was erstere, außer Lessing, den wir auch hier als die Krone unserer Litteratur rühmen dürfen, gegeben haben, sind der Dichter eigene Erklärungen, welche die griechische Sprache gewöhnlich mit Entschiedenheit zurückweist; von den Arbeiten der Philologen heben wir des Victorius und Tyrwhitt Ausgabe als bedeutend hervor, die des Italieners, weil er mehr als andere mit Gedanken und Ausdruck des Aristoteles vertraut war, die des Engländers, weil er durch seinen Scharfsinn und seine Belesenheit manches unauflöslich scheinende Problem glücklich gelöst hat. Gleichwohl bleiben noch immer in hinreichender Anzahl theils einzelne Stellen, deren bis jetzt gegebene Erklärung wenig befriedigt, theils und dieß vorzüglich, ist es Aufeinanderfolge und Zusammenhang der Gedanken, was man vergebens in diesem Buche zu suchen scheint. Darin also wird vorzüglich die Thätigkeit eines neuen Herausgebers bestehen, wenn es ihm gelingen soll, seine Vorgänger zu übertreffen und neues Licht zu verbreiten; was in dieser Beziehung von Castelvetro und Dan. Heinsius an bis auf Hermann geleistet worden, kann außer einzelnem verdienstlichen im Ganzen nicht befriedigen. Damit beschäftigt sich auch vor allem andern die neue Ausgabe. Herr Ritter nämlich hat in der Poetik eine wichtige Entdeckung gemacht — keine geringere, als daß fast der dritte Theil dieses Werkes interpolirt und nicht von Aristoteles sey; er ist mit der Beweisführung

Digitized by Google

dieser seiner Entdeckung viel zu sehr beschäftigt, als daß er die verschiedenen nicht selten verunglückten, Versuche anderer berücksichtigte. Man hat demnach in dieser Ausgabe nicht eine Zusammenstellung dessen, was frühere geleistet haben, wie bey Gräfenhan, zu erwarten, sondern in dem reichhaltigen Commentare p. 75 — 294 durch und durch die selbstständige Arbeit des Hrn. Ritter, der um andere wenig bekümmert, seinen eigenen Weg tritt und schon deßwegen Beachtung verdient.

Was die Anmerkungen im einzelnen nachweisen, stellt die Vorrede, die in zwey Kapitel zerfällt, im ganzen zusammen, und da Hr. R. diese als vorzüglich betrachtet und wiederholt in den Anmerkungen auf sie verweist, wird es nothwendig, den Inhalt, woraus man zugleich das ganze Verfahren hinreichend kennen lernt, im wesentlichen anzugeben. Das erste Capitel trägt die Aufschrift: Poeticae Aristoteliae pristina forma et fata.

An zwey Stellen sagt Hr. Ritter, deutet Aristoteles an, daß er eine Poetik schreiben werde, de interpret. cap. 4. *) u. Polit. VIII. 7; in der Rhetorik hingegen redet er an fünf Stellen als von einem bereits vollendeten Werke; die Poetik falle demnach zwischen beyde Schriften und da man in dieser von dem, worauf die Politik und Rhetorik hinweist, einiges gar nicht, anderes nur kurz und flüchtig angedeutet finde, so folge nothwendig, daß unsere Poetik entweder unvollständig, oder ein ganz anderes Werk sey als das von Aristoteles in jenen Schriften bezeichnete; letzteres sey zwar nicht der Fall, wohl aber fehle vieles, sie sey auffallend interpolirt und corrumpirt. Ueberhaupt müsse man sich wundern, wie von diesem ausgezeichneten Buche bey den Alten so allgemeines Stillschweigen sey und weder Dionysius noch Quintilianus die Poetik des Ar., wenigstens nicht unsere, gekannt haben; erst im Anfange des dritten Jahrhunderts erwähnen sie Diogenes in seinem Cataloge und Alexander Aphrodisiensis. Nach einigen Bemerkungen über den Unterschied der Bücher περὶ ποιητῶν und περὶ ποιητικῆς erklärt sich Hr. R. dahin, daß er das vorhandene, da Aristoteles selbst immer ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς sagt, für einen Theil der von Diogenes aufgeführten: πραγματεία τέχνης ποιητικῆς ά. β' betrachtet haben will. Aus Polit. VIII, 7 wird geschlossen — die Anmerkungen, in welchen man eigentlich dieses sucht, enthalten davon noch nicht die geringste Andeutung, ein Beweis, daß der Verf. erst am Ende seiner Arbeit zu dieser Einsicht gelangt ist — daß die Erklärung der Definition der Tragödie cap. 6. unvollständig sey; sie wäre jedoch nicht zufällig ausgefallen, sondern absichtlich herausgerissen worden. Capitel 21 u. 22. über poetische Diction enthalte, wie im Commentare bewiesen, nur einen Auszug, was er jetzt mit einem neuen Beweise belegen wolle. Simplicius (im sechsten Jahrh.) sagt, Aristoteles habe ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς die Erklärung von συνώνυμα gegeben, die wir in dem vorhandenen nicht mehr lesen. Boethius bedient sich des Ausdrucks in libris quos de arte poetica scripsit; man dürfe aber nicht glauben, daß Simplicius oder Boethius (Hr. R. schreibt wiederholt a Boetho und Boethus und verwandelt dadurch den Zeitgenossen des Symmachus in den griechischen Erklärer, den Schüler des Andronikos Rhodius, Βοηθός) die Poetik vollständig gelesen hätten, vielmehr habe jener nur aus ältern Erklärern, dieser aber aus dem Cataloge der Aristotelischen Schriften (!) geschöpft. Daß Simplicius nur ein Buch der Poetik gekannt habe, zeugen die Worte ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς, eben so schreibt David im fünften Jahrh., ja, noch mehr, schon im dritten Jahrh. war die Poetik nur unvollständig und interpolirt wie wir sie haben. Alexander Aphrodisiensis nämlich in seinem Commentare zu den Sophistici Elenchi cap. 4.

*) Diese Stelle gehört nicht hieher, indem sie nichts verspricht oder andeutet. Arist. sagt, in der Lehre vom Satze sey nur das einfache Urtheil, der indicative Satz, zu betrachten, die anderen Formen, z. B. Infinitiv, Imperativ, Conjunctiv, lägen außer dem Gegenstande: οἱ μὲν οὖν ἄλλοι ἀφείσθωσαν· ῥητορικῆς γὰρ ἢ ποιητικῆς οἰκειοτέρα ἡ σκέψις. Wer wird außer Hrn. R. daraus folgern, Arist. habe damit zu verstehen gegeben, er wolle eine Poetik schreiben? Uebrigens enthält die Rhetorik davon nichts, die Poetik erwähnt es zwar cap. 19, weist aber die Untersuchung darüber als für die Poetik nicht geeignet in ein anderes Gebiet: διὸ παρείσθω ὡς ἄλλης καὶ οὐ τῆς ποιητικῆς ὂν θεώρημα, darüber hätte Hr. R. einigen Aufschluß geben sollen.

schreibt ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς mit Beziehung auf Capitel 25, das, wie in den Anmerkungen bewiesen, nicht von Aristoteles, sondern vom Interpolator herrühre; sonach folge von selbst, daß bereits im dritten Jahrh. nicht mehr und nichts anderes als was wir besitzen, vorhanden war.

Liest man diese mit allem Ernste geschriebenen Bemerkungen, so entsteht sogleich das Bedenken, ob H. R. sich auch wirklich, wie man von jedem Herausgeber mit Recht fordern kann, in seinem Autor umgesehen, d. h. ob seine aristotelischen Studien nicht erst von heute oder gestern sind und über die Poetik hinausgehen; ein Bedenken, das der Commentar leider zur Gewißheit erhebt.

Die Scholien zu den sophistici Elenchi tragen zwar den Namen des Alexander Aphrod., stehen aber dem innern Gehalte nach tief unter dem Werthe jenes Erklärers, alles ist fast nur aus dem Buche selbst genommen, nirgends eine Spur der dem Alexander eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit; der Verfasser spricht von den Ἕλληνες als wie von einem untergegangenen Volke und zeigt schon dadurch, daß er der spätern christlich-byzantinischen Zeit zufalle. Wenn das Hr. Ritter nicht wußte, so hätte Victorius ihn aufmerksam machen sollen, der an jener Stelle der Poetik p. 284 von einem Pseudoalexander interpres ille Elenchorum spricht.

Damit verschwindet die Hypothese, daß das dritte Jahrhundert die Poetik nur in der jetzigen unvollständigen Gestalt kannte, und woher weiß Hr. R., daß Simplicius, oder selbst Philoponus, was sie aus der Poetik erwähnen, nur aus frühern Schriftstellern abgeschrieben, nicht aus eigener Einsicht niedergeschrieben haben? Wenn H. R. den Commentar des Simplicius zur Physik näherer Ansicht würdigt, wird er anders von diesem Manne urtheilen; er hatte vielleicht alle Aristotelischen Schriften vollständig, und nicht bloß die des Aristoteles, sondern auch seiner Schule und viel Früherer, wie wir denn das meiste von den alten griechischen Philosophen ihm verdanken; auch war seine Zeit der aristotelischen Philosophie noch immer günstig. Ich sehe demnach nicht, was uns zu der Annahme bewegen könnte, jenen Tagen die Vollständigkeit des Werkes abzusprechen; vielmehr sollte man glauben, jene in den Schriften des Aristoteles so belesenen Männer hätten, wenn sie aus der Poetik etwas anführten, was in ihren Exemplaren nicht gestanden, dieses zu bemerken nicht unterlassen.

Nicht mehr begründet ist, was über den Unterschied von ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς und ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς bemerkt ist; Aristoteles sagt immer ἐν τοῖς περὶ — und bezeichnet damit den Inhalt ohne Rücksicht auf Abtheilung: in dem was darüber geschrieben ist, gleichviel ob in einem Buche oder mehreren enthalten. Wenn also die späteren sagen ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς, so widerspricht dieses nicht der Angabe des Aristoteles; denn was hindert anzunehmen, daß das ganze nur ein Buch bildete? Diogenes Aussage ist damit nicht zu vereinigen, aber lautet dort nicht die ganze Aufschrift anders? und wer wird erklären was πραγματεία τέχνης ποιητικῆς ist? Wer nicht weiß, welche Verwirrung dieser Catalog gebracht hat und noch immer bringt, daß es fast besser wäre wir wüßten weniger von ihm, lese Titzes Abhandlung; übrigens ist dort noch ein anderes Buch angeführt, ποιητικόν, welches der Herausgeber übergangen hat.

Mit Unrecht wundert sich Hr. Ritter, daß Dionysius und Quintilianus die Poetik des Aristoteles nicht erwähnen. Quintilianus ist mit der griechischen Literatur weit weniger vertraut als man gewöhnlich glaubt, wie er denn, um das nächst liegende Beyspiel anzuführen, über die Rhetorik des Aristoteles spricht, daß man meynen möchte, sie sey ihm mehr vom Hörensagen, als von eigener Einsicht und Lectüre bekannt. Wenn er nun in seinem Fache das Hauptwerk des Philosophen so schlecht kennt, wie kann man fordern, daß er dessen Poetik gelesen haben soll? Poesie lag den rhetorischen Studien ganz ferne und so kann es selbst von dem weit besser unterrichteten Dionysius, welchem Quintilianus gewöhnlich ohne weiteres folgt, nicht befremden, daß er die Poetik des Aristoteles nicht erwähnt, könnte man doch, wäre nicht der Brief an Ammäus, selbst zweifeln ob ihm dessen Rhetorik bekannt gewesen, da er in seinen übrigen Abhandlungen auf diese Bücher, wozu er genug Gelegenheit hatte, sich nicht beruft.

Digitized by Google

So bleibt von allen chronologischen Bestimmungen H. Ritters nichts sicher, als was bekannt ist, daß in der Politik die Poetik als künftig zu bearbeitendes Werk angekündigt, in der Rhetorik aber auf diese als bereits vollendetes verwiesen wird; wir fügen hinzu, die Poetik selbst deutet auf die Rhetorik als noch zu erwartendes hin; eine Stelle, die der Herausgeber nach seiner Art übel erklärt hat, cap. 19. περὶ μὲν οὖν τῶν ἄλλων ἤδη εἴρηται, λοιπὸν δὲ περὶ λέξεως καὶ διανοίας εἰπεῖν· τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν διάνοιαν ἐν τοῖς περὶ ῥητορικῆς κείσθω· τοῦτο γὰρ ἴδιον μᾶλλον ἐκείνης τῆς μεθόδου. Aristoteles sagt, wenn er sich auf frühere Werke beruft, εἴρηται, wenn auf künftig zu bearbeitende εἰρήσεται, oder im Imperativ εἰρήσθω, κείσθω und so deuten auch jene Worte auf noch nicht vollendetes oder ausgegebenes. Gleichwohl versteht H. R. nicht die ersten zwey Bücher der Rhetorik, die diesen Gegenstand behandeln, sondern andere früher geschriebene rhetorische Werke mit Verweisung auf Titze p. 34 wo man nichts als Irrthümer findet. Wie wird er den Imperativ erklären?

(Fortsetzung folgt).

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 2. und 3. Heft (zugleich als Fortsetzung der Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis, IV. Bandes, 2. und 3. Heft). Regensburg, 1838. kl. 8. Vorwort XIV. S., 220 S. Text. 212 S. Mayers Monographie (von 181 — 392). 13 S. Literatur, d. h. fortgesetzte Anzeige neuer Schriften und anderer Gegenstände, die der Verein erhalten hat.

Dem vorliegenden Hefte, welches sich mit den Seitenzahlen seines Textes an jene des vorhergehenden Heftes anschließt, ist eine lithographirte Abbildung des Marktfleckens Riedenburg vorgesetzt. Im Vorworte wird zuerst die Verordnung vom 3. März 1838 angeführt, sodann werden die mit dem Ausschusse und den verschiedenen Vereinsgliedern vorgegangenen Veränderungen rc. aufgezählt, und den Schluß macht die Namensumwandlung des Vereins und der Vereinsschrift.

Die topographisch-historische Ortsbeschreibung des Landgerichts-Bezirkes Ritenburg in der Oberpfalz von Hrn. Franz Xaver Mayer, Pfarrer in Pondorf, nimmt das ganze Heft ein, und 51 Ortschaften dieses Landgerichtes sind nach dem Alphabete in der Weise vorgetragen, daß zuerst das Lokale und Statistische, hierauf aber das Geschichtliche unter der Aufschrift „historische Notizen“ mitgetheilt wird. — Hr. Pf. M. hat bey seiner mühesamen Arbeit aus den bekannten und gedruckten generellen Quellen z. B. aus den Mon. Boic., den Regesten, aus Hund metrop. und Stammbuch, Falkenstein Cod. dipl. Nordg., — Oefele, Landtagshandlungen von Krenner, Ried, Cod. dipl. ep. Ratisb., Pez thes. Anecdot., Aventin u. a. m.; aber auch aus solchen geschöpft, die nur durch das Forschen an Ort und Stelle zugänglich werden, z. B. Urkunden in der Stadtrepositur zu Dietfurt, zu Riedenburg, alte Saalbücher, Diöcesan- und Pfarrmatrikel, Pfarrbücher und Todten-Register, Regensburger und Eichstätter Visitations-Akten, Verhörs-Protokolle, Gerichts-Protokolle überhaupt, gleichzeitige Berichte geistlicher und weltlicher Beamten, dann unter der Benennung „ex domesticis“ manche Notiz aus dem Löwler- und Schmalkaldischen, aus dem Schweden- und spanischen Erbfolge-Krieg. Auch Grab-Monumente und aufgefundene Runensteine sind benutzt. Deßgleichen die handschriftliche Geschichte Dietfurts vom letzten Abte des alten Klosters Weltenburg, Bened. Werner, der ein geborner Dietfurter am 20. October 1830, 82 Jahre alt, zu München gestorben ist rc.

Dieses gelehrten Abtes Klostergeschichte von Weltenburg, die sich, so wie seine „Musikgeschichte“ im Manuskripte auf der königl. Hofbibliothek zu München befinden, sollten doch ja dem Publikum bekannt gemacht werden.

Zu einigen dieser Ortsbeschreibungen lieferte Hr. Pf. M. noch Beylagen. Z. B. zu Altmanstein deren 2, erstens den Pfahlranken, und zweytens die Geschichte des Grafen Babo von Abensberg mit seinen 30 Söhnen und 8 — oder nach dem Necrolog. Weltenburgense p. 389, nur 7 — Töchter. Es war uns nicht möglich, die gewiß gründliche Arbeit Zirngibls, welche als Widerlegung jener des Ritters von Lang (1813) im Jahre 1814 erschienen ist, bis jetzt zu erhalten, und die, uns sehr wichtige Reihe der Regensburger Burggrafen, welche sich dort dem Vernehmen nach befindet, mit den Urkunden bey Ried zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

④elehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit Franciscus Ritter Westfalus etc.

(Fortsetzung.)

Im folgenden p. XVI. wird der Inhalt des Buches durchgegangen, worüber H. R. sich also äußert: nach der allgemeinen Einleitung untersuche Aristoteles die tragische und epische Poesie; von ersterer sey nur der μῦθος sorgfältiger erklärt, unterbrochen jedoch durch eine nicht hieher gehörige Parthie cap. 11, 6 — cap. 12; die ἤθη tragen ganz den Charakter eines Auszugs; hierauf folge cap. 16. frembartiges. Die λέξις enthalte mit Ausnahme von cap. 20 wo nur aliena et inepta, einige gute Bemerkungen, die sicher von Aristoteles stammen, bilde jedoch kein vollständiges Ganzes; von der μελοποιΐα und ὄψις dagegen werde nichts gesagt. Nach dieser unvollständigen Auseinandersetzung der tragischen Poesie werde die epische in zwey Capiteln, cap. 23 — 4 kurz und ungenügend behandelt; der Schluß cap. 25 — 6 enthalte ganz ungeeignetes, eben so unwürdig des Aristoteles, als unangemessen der Tendenz des ganzen Buches. Nicht bloß dem Umfange, auch der Ausführung nach unterscheide sich die Darstellung des Epos von der der Tragödie; von dem bedeutendsten was besondere Erklärung verdiene, sage der Verf. gewöhnlich, es sey klar; nirgends finde sich eine Angabe, welchen Zweck Aristoteles der epischen Poesie zutheile, wie dieser sich vom tragischen unterscheide, wie daraus die Theile entstehen und die epische Einheit mit der tragischen theils übereinstimme, theils davon abweiche; alles das werde nicht nur nicht gezeigt, sondern der Verf. sage zugleich, es sey klar, was er doch nicht erklärt habe, und halte sich ganz an Homer, als wäre dieser der einzige epische Dichter, und alles vorgetragene nur seinetwegen da; nirgends finde man etwas von den Veränderungen der epischen Poesie, von dem Werthe oder Unwerthe der nachhomerischen Dichter. Wollte man dagegen bemerken, Aristoteles habe den Homer als den vorzüglichsten vor Augen gehabt, die übrigen als unbedeutend übergangen, so sey zu bedenken, auch das minder bedeutende fordere seine Erklärung, gerade das falsche zeige die Natur des wahren und richtigen deutlicher; so habe Aristoteles im μῦθος oft den Euripides angeführt, obwohl er ihn tief unter Aeschylus und Sophokles stelle. Diese Kürze und die eigene Art der Untersuchung der epischen Poesie verrathe den Epitomator der die Lehren und Vorschriften auffallend verkürzt und nur die Beyspiele noch erhalten habe.

Aber außerdem gebe es noch eine bedeutende Zahl größerer oder kleinerer Stellen, die man für nicht aristotelische halten müsse und worüber der Commentar nöthigen Aufschluß ertheile; dahin gehören im Ganzen c. 3, 3. c. 6, 15 — 19. c. 11, 6. c. 12. c. 16. c. 18, 1 — 3. c. 20. c. 21, 12. c. 22, 8. c. 23, 4. c. 25 und 26. Wenn man zu diesen Theilen, sagt H. R., seinen Commentar ohne Vorurtheil zu Rathe ziehe, so müsse man ihm zugeben, daß ihr Verfasser 1) ein Mann inepti judicii gewesen, der nicht poetische Lehren, sondern nur Beyspiele aufsuche, wie besonders c. 16 und 25 zeigen; 2) nach grammatischen und literarhistorischen Notizen, die nicht zur Sache gehören, jage; 3) seine Zusätze aus Aristoteles nehme, aber nicht ohne offenbaren Verstoß; 4) sich selbst wiederhole; 5) ohne alle Methode und Folge erkläre und nur äusseres und zufälliges hervorhebe; 6) die ächte Ord-

nung des Aristoteles so verwirrt habe, daß man den eigentlichen Plan des Philosophen kaum mehr zu erkennen vermöge; 7) viele ganz obscure Personen (viros perobscuros) lobe, wie den Ariphrades, Glauko, Sosistratus, Mnasitheus, Dikäogenes; 8) die größten Dichter, einen Sophokles und Aeschylus *) einfältig tadle; 9) den tragischen und epischen Dichtern lächerliche Regeln vorschreibe, wie c. 18, 3. c. 24, 3; 10) nicht griechisch zu schreiben verstehe: stilus in his locis ubique summam infantiam prodit. Endlich weise der ganze Character dieser Zusätze auf einen spätern Grammatiker, und eine Stelle c. 24, 9 sey zuverläßig erst nach der Zeit des Aristarchus, eine andere c. 20, 1 nach der des Stoikers Zeno geschrieben. So folge demnach als Resultat des ganzen, daß — doch H. R. versteht besser die Sache lateinisch, als wir deutsch vorzutragen — quae modo paucis verbis complexi sed in commentario suis locis singillatim et accurate persecuti sumus, hominem produnt sterili ingenio, judicio inepto, varia sed incondita lectione, doctrina vix mediocri, fastu non modico, stili et orationis ignarum, quem qui Aristotelem esse contendunt, ejus ingenio et honori turpissimam maculam adspergere sustinent, iidem statuere hoc coguntur, illum in majore quidem operis parte summi philosophi et doctissimi hominis provinciam egregie administravisse, sed eundem in locis non paucis adeo sibi defuisse, ut ineptissimum grammaticum et misellum ludi magistrum egerit.

Dieß ist die Entdeckung, die H. R. in der Poetik gemacht hat; fragt man, wie solches möglich wurde, so weiß des Herausgebers Phantasie auch darüber unerwarteten Aufschluß zu geben; diese Erklärung, die sich zugleich über den Inhalt der ganzen Poetik verbreitet, soll als Probe wie weit es die neueste Hypothesen-Combination in Kritik und Exegese gebracht hat, der Zukunft zum abschreckenden Beyspiele, vollständig mitgetheilt werden:

Scilicet scholae Peripateticae alumnus quidam ingenii dotibus parum ornatus, in litteris multum sed prave versatus, grammaticis vix imbutus, diu post Aristotelem sed certe ante tertium a Christo nato saeculum (h. e. ante Alexandri Aphrodisiensis aevum) cernere sibi videbatur Aristotelis de Poetica libros duos non aptos esse studiis suorum aequalium: inesse quibus et ipse et alii libenter carerent, sed deesse quae abesse aegre ferrent, denique desiderari de arte poetica libellum et breviorem et commodiorem. ei incommodo medendi cupidus et rem magnopere desideratam praestiturus grave et doctum Aristotelis opus in exiguum compendium ita redigere ausus est, ut excerpendo, contrahendo, resecando, sua pluribus locis interponendo librum pulcherrimum misere truncaret et corrumperet. itaque ex veri auctoris opere primum in libellum suum recepit eam partem (c. 1 — 5) qua poesis naturam et species et Graecae poesis primordia et incrementa Aristoteles universe exposuerat, cui disputationi sane praeclarae semel tantum (adeo sibi temperavit) adnotationem grammaticam et historicam paulo longiorem ipse adjecit c. 5, 3. Aristotelem suum ad tragicae poesis naturam et vim explicandam progredientem secutus tragoediae definitionem ponit c. 6, 2, sed quae Aristoteles ad eam definitionem illustrandam monuerat, ex iis adoptavit (6, 3) tantummodo quae ad externam tragoediae formam pertinebant, cetera internam ejus vim declarantia omisit, festinans nimirum ad res externas, dico partes tragoediae deinceps ab Aristotele descriptas (c. 6, 4 — 7). eas cum posuisset et Aristotele duce ostendisset fabulam (τὸν μῦθον) gravissimam esse tragoediae partem, inutilia quaedam de ceteris partibus admiscuit (c. 6, 15 — 10), quo facto partem illam ceteris graviorem et egregie ab Aristotele explicatam integram exhibuit (c. 7 — 14), nisi quod ex suis opibus jejunas quasdam observationes verae disputationis ordinem violenter interpellantes de tribus partibus fabulae (c. 11, 6) et de quattuor tragoediae secundum quantitatem partibus (c. 12) adspersit. ad alteram tragoediae partem, ad mores, provectus genuinae disputationis de moribus tragicarum personarum a poeta recte depingendis epitomam dedit (c. 15), nomina quaedam technica retinens et exempla ex tragoediis prolata, cetera exceptis quibusdam bonis observationibus relinquens et omittens omnia. jam sequitur (c. 16) disputatio agnitionum in tragoediis et epopoeiis species percensens, quae tamquam insula ab omni commercio remota in medio mari

*) Die Stelle über Aeschylus c. 18, 5. hält indeß H. R. nicht vom alten Interpolator, sondern von einem neuern Glossator beygefügt.

natat, rarum et insigne putidae diligentiae et inconditae ac rudis lectionis specimen, prolixe ex vastis doctrinae thesauris ab interpolatore expromtum. quae c. 17 et 18 proponuntur, apte post disputationem de fabula (c. 7 — 14) et moribus (c. 15) succedunt: quippe praecepta continent iis destinata qui scribere tragoedias volunt, et quidem ejusmodi praecepta quae ex antecedente fabulae morumque tragoediae explicatione sponte consequuntur. haec Aristotelis disputatio (nonnulla tamen in brevius ab interpolatore contracta videntur esse) divellitur interiectis nugis quibusdam de duabus tragoediae partibus, λύσει et δέσει, de quattuor tragoediae generibus, et ridiculo consilio poetis et auditoribus sive lectoribus tragoediarum benigne suppeditato. progreditur (c. 19) ad tertiam quartamque tragoediae partem tertio quartoque loco (c. 6, 7) ante positam. ad λέξιν et διάνοιαν, et duce Aristotele dicit cur unam λέξιν, h. e. poeticam dictionem, pertractare velit. jam de suis propinat grammaticae doctrinae prima elementa (c. 20), tum Aristoteliae de dictione poetica partem (c. 21 et 22) servavit. quintam et sextam partem, ὄψιν et μελοποιΐαν, non explicuit, paucis quibusdam de illis obiter observatis contentus. c. 23 et 24. epopoeiam vel potius Homeri virtutes declarare adgressus est genuinam disputationem in epitomam redigendo, quibus absolutis rem gravem et maxime desideratam, quamquam ad artem poeticam re vera nihil pertinentem, restare opinabatur, doctrinam istam ἀποριῶν καὶ λύσεων a grammaticis Alexandrinis tanto studio cultam. itaque primum (c. 25) istius aridae et inutilis disciplinae lineamenta quaedam descripsit et multis exemplis desultoria opera congestis illustravit, deinde (c. 26) unam aliquam ἀπορίαν, utrum epica poesis melior sit quam tragica necne, solvere tentavit. ceteras genuinae Poeticae partes similiter retractare omisit, sive casu quodam detentus est sive suis aequalibus comoediam et lyricam poesin minus curantibus haec de tragoedia et epopoeia dicta sufficere putavit. hoc compendium et breve et facile ad describendum et multorum desideriis accommodatum veri auctoris operi perniciem creavit.

Aber wie verhält es sich mit diesem Ritter'schen Interpolator? Hat die Poetik wirklich so viel falsches und unächtes, das Niemand erkannt, und der Herausgeber zuerst durchblickt hat? Lessing gestand, daß er sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind; ihre Grundsätze seyen eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt, als alles was diese enthalten. Diese Chikane nun hat Aristoteles im höchsten Grade durch Hrn. Ritter erfahren; denn es ist nicht schwer, zu beweisen, daß alle die herrlichen Lobsprüche, die unter dem Namen des vermeintlichen Interpolator dem Aristoteles in so reichlichem Maaße gespendet werden, auf Rechnung des Beurtheilenden, nicht des Beurtheilten zu setzen sind.

Solcherley Auswege, wie der hier gegebene, die in sich alle Unwahrscheinlichkeit tragen, kann nur Leichtsinn oder Verzweiflung eingeben; letztere ist noch immer achtungswerth, sie hat wenigstens die möglichen Mittel sich durchzuhelfen versucht, und tritt erst dann ein, wenn alles mißlungen ist. Aber wer wird erstere entschuldigen? Wäre Hr. R. auf philosophischem Wege zu seinem Resultate gelangt, so würde Schweigen das beste seyn. Vor mehreren Jahren hat Jemand, ein jetzt nicht unbekannter Name, mit streng philosophischen Gründen bewiesen, daß das fünfte Buch der Ilias, in welchem Götter gegen einander kämpfen, nicht von Homer seyn könne und der Verf. hat nicht vergessen, auf jeder Seite wiederholt Hegels Autorität anzurufen; ebendaselbst wird eben so strenge bewiesen, daß ein großer Theil der Pindarischen Gesänge untergeschoben sey. Niemand hat ihn, meines Wissens, in den phantasiereichen Träumen gestört und ihm die Freude seiner Entdeckung genommen. Aber Herr Ritter ist Philolog, und wenn Philologen aus Einbildung und Unwissenheit ihre Literatur so schmählich behandeln, wie hier geschehen, wenn sie einen Aristoteles meistern wollen, den zu verstehen sie sich nicht die Mühe nehmen und darum auch ihn zu verstehen unfähig sind, dann wird es Pflicht jedes redlichen Mannes, der seine Alten kennen und schätzen gelernt hat, offen dagegen aufzutreten, das Falsche zu enthüllen und vor diesem Unwesen zu warnen, um so mehr, als solche geistreich nichtige Hypothesen auch in andern Theilen des Alterthums auftauchen, das Uebel weiter sich verbreitet und der Philologie selbst gefährlich zu werden droht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg ic.

(Fortsetzung.)

Uebrigens bleibt es uns hinsichtlich des Pabo und seiner zahlreichen Kinder immer etwas bedenklich, daß derselbe zum Gaugrafen im Donaugau gemacht wird, da doch aus den uns vorliegenden Urkunden nur so viel zu entnehmen ist, daß ein Pabo zum 5. Juny 983 zwar in dieser Eigenschaft vorkommt, dann aber nicht ferner mehr getroffen wird, es sey denn, man nehme diesen Pabo und den Burggrafen Papo für eine und dieselbe Person. Vor Pabo erscheinen 974 April, Sär-ilo, im selben Jahre und Datum mit Pabo (also 5. Juny 983) Liutpold, dann Ruotpert (1007 — 1010), hierauf Adalpert und Ruotpert in den Jahren 1019 — 1021, sodann Ruotbert allein bis 1029. Im Jahre 1036 ist Otto Graf im Donaugau, und 1051 Adalbert; das Jahr darauf aber Heinrich. Es läßt sich nach diesem wohl bezweifeln, ob obiger Pabo wirklich so lange die gaugräfliche Würde im Donaugaue besessen, als Hr. Pf. M. p. 208 annimmt.

S. 252 — 254 wird zum Orte Forchheim eine archäologische Digression über die Römer- oder Trajans-Straße mitgetheilt. Auch zum Orte Prun an der Altmühl sind in einer Beylage einige als Literaten ausgezeichnete Pfarrer von Essing aufgeführt; und zum Markte Riedenburg ist, gleichfalls in einer Beylage, eine Herleitung des Flußnamens Altmühl gegeben. (Wo die Epistel des hl. Willibald an den Pabst wohl stehen mag, deren hier Hr. Pf. M. gedenkt?) — Daß die Familie der Freyherrn von Bassus, (von welchen Max von Bassus, Besitzer der Sanderstorfischen Güter ist, dessen Voraltern aber im 17ten Jahrhundert aus Graubündten nach Bayern gezogen sind) von dem berühmten römischen Patricier-Geschlechte der Unicier, 88 Jahre vor Chr. vorkommend, abstammen sollen, ist jedenfalls ein genealogisches Curiosum, erinnert übrigens an Herleitungen ganz ähnlicher Art, z. B. der Welser von Belisarius (siehe Arnoldi vita etc. M. Welseri p. 5), wie sie zu Ende des 15., im 16. und noch im 17. Jahrhundert bey den Gelehrten so häufig vorkommen.

Es kann nicht fehlen, daß bey solchen speciellen Ortsbeschreibungen manche anziehende Particularität zum Vorschein kommt. Dahin ist zu rechnen, wie Argula von Grumbach, die Tochter Bernardins von Stauf im J. 1523 zu Dietfurt vor der Gemeine die neue Lehre gepredigt und Anhänger gefunden, ein solcher war Peter Pehrl, erster evangelischer Prediger zu Sulzkirchen, ein geborner Dietfurter. Auf welche furchtbare Weise der Schwedenkrieg in diesen Gegenden von Riedenburg, zu Eggersberg gewüthet, ist aus einer Stelle des Pfarrbuches von Eggersberg zum J. 1635 zu ersehen, wo es heißt: „zu der jährlich nach St. Salvator zu opfernden Kerze konnte keine Sammlung veranstaltet werden, weil sich in der Pfarrey nur drey Familien, im Ganzen nur 10 Personen befinden.“ — Den Pfarrer von Dietfurt, Gordianus Thurn, stürzten die schwedischen Soldaten, wahrscheinlich in einem Anfalle grausamen Witzes, im J. 1633 vom Thurm herab. — Wigul. Hund entdeckte 1575 zu Prunn an der Altmühl das Niebelungenlied in einer Pergament-Handschrift, jetzt zu München befindlich (S. 314). — S. 317 wird von einem Interdicte berichtet, mit welchem noch im J. 1764 die Kirche von Prunn belegt wurde; demzufolge vollzog ein bischöflicher Commissarius dasselbe am Sonntag Septuagesimä nach geendetem Gottesdienst mit Entfernung des hl. Sakraments, Auslöschung des ewigen Lichts, und Verschließung der Kirche. — Die kleinen Kinder von Tettenwang (ein edles Geschlecht nannte sich in der 2ten Hälfte des XI. Ihrdts. sehr wahrscheinlich nach diesem Orte, und ein Tiemar Comes de tettnwanc kommt im Stiftungsbriefe von Banz 1071 vor, siehe Sprenger S. 293, und Oesterreicher Banz II. Bd. p. XI.) wurden im 17. Jhrhd. oft erst nach 2 — 3 Jahren, auf einen Wagen gepackt, zur Taufe nach Schambach gefahren, und als Tettenwang im J. 1667 einen eigenen Pfarrer bekam, hatte dieser sowohl, als sein Nachfolger dergestalt mit Mangel und Entbehrung zu kämpfen, daß er kaum Brod genug zur Nahrung hatte. Seine Kleider und Kirchenparamente waren so zerissen, daß man ihm beym Altare auf die bloße Haut sah, und doch hielt dieser Mann, Ignaz Berger, 11 Jahre lang aus! Der Pfarrprovisor Lösch, der den ganzen Türkenkrieg als Feldprediger mitgemacht, muß allerdings noch Vieles aus seinem militärischen Leben in seine neue Laufbahn mit herüber gebracht haben, einmal die Thätigkeit, mit der er Wohnung und Felder in Ordnung brachte, sodann, daß er seine Zuhörer während der Predigt in die Kirche einsperrte und einen Hirtenjungen seines Scheltens wegen über das Feuer hielt, um ihm einen Begriff vom höllischen Feuer zu geben. (S. 368) u. s. w.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit **Franciscus Ritter** Westfalus etc.

(Fortsetzung.)

Der Grundirrthum woran diese Ausgabe leidet und wovon alle Schwäche ausgeht, ist Hrn. R. Unbekanntschaft mit Aristoteles Geiste und Sprache; er hat sich aus einzelnen Stellen der Poetik ein Ideal geschaffen und was diesem widerspricht, für nicht aristotelisch gehalten. Hätte sich nun nur die Poetik erhalten und alles andere wäre untergegangen, dann würde Hr. R. bey vielen Lesern Zustimmung finden, er könnte nicht leicht widerlegt werden; ein Beyspiel, welche Vorsicht nothwendig wird, wenn nur ein Buch eines Autors auf uns gekommen ist. Nun aber — dem Himmel sey Dank — besitzen wir noch eine reichhaltige Menge seiner Schriften, und können durch deren Studium Aristoteles Methode im großen wie im kleinen erforschen. Keiner wage es, Herausgeber einer einzelnen Schrift zu werden, ohne die sämmtlichen Werke aufmerksam gelesen und geprüft zu haben; die Nemesis bleibt nicht aus, aber selten wohl übt sie so grausame Rache, als sie hier an Hr. R. ausgeübt hat. Er mochte glauben, weil in den übrigen Schriften des Philosophen nichts von Poesie und Poetik zu finden sey, könne er sie ganz entbehren; aber gerade daraus konnte er den Charakter des Aristoteles am Besten kennen lernen und die vielen Irrthümer vermeiden. **Etwas Aristotelische Sonne und dieser dichte Ritter'sche Nebel verschwindet in sein Nichts zurück.**

Der Schluß des Buches cap. 26. enthält die Frage, ob die tragische oder die epische Poesie den Vorzug verdiene. Hr. R. sagt von diesem und dem vorhergehenden Kapitel p. XVII. quae tam ab Aristotelis gravitate quam ab operis suscepti consilio planissime abhorrent; er meynt nämlich, p. 263, solche Discussionen, wenn sie ächt wären, müßten den Problemen, die wir noch haben, gleich seyn und erst die Gelehrten des Alexandrinischen Museums hätten ihre Freude an solchen ἀπορίαι und λύσεις gehabt. Und doch ist Frage und Beantwortung so ganz im Geiste des Aristoteles, daß wenn man einem, der dessen Schriften gelesen hätte, die Poetik aber nicht kennen würde, dieses Kapitel zeigte, er es dem Aristoteles zusprechen würde und zusprechen müßte; gäbe es nur ein hundert Aporien, in dieser Art ausgeführt, es sollte mir nicht so schwer werden, ihre Aechtheit etwas besser und gründlicher nachzuweisen, als es Hrn. Ritter geworden, die Unächtheit dieses Kapitels darzuthun. Hr. R. muß gar nichts von Ar. gelesen haben, wenn er Untersuchungen der Art für ihm fremd und ungeeignet halten kann. Ein flüchtiges Durchlesen der Politik allein konnte ihn eines bessern belehren. Diese Aporien bilden ein Lebensprincip seiner gesammten Philosophie und sind von ihm ausgegangen. Hier bey dieser Frage, die, wenn einmal von Vorgängern aufgeworfen — und daß sie es war, zeigen die Worte der ἀπορία deutlich genug — füglich nicht übergangen werden konnte, trat noch der besondere Nebengrund hinzu, daß Plato in seinen Gesetzen sich für die epische Poesie gegen die tragische entschieden hatte. War das nicht allein schon Grund und Veranlassung genug, die Frage zu untersuchen, besonders für Aristoteles, der die Ansichten seines großen Lehrers so gerne ohne ihn zu nennen, zu bestreiten gewohnt ist?

Aber Herr Ritter beweist aus einzelnem, wie

Digitized by Google

aus dem ganzen die Unächtheit dieses Kapitels? Es ist das Eigene dieses Herausgebers, eine Menge sprachlicher und sachlicher Gründe gegen das, was er für unächt hält, vorzubringen, und damit den Leser gleichsam zu überschütten; aber alles ist genauer betrachtet, entweder ganz falsch, oder beruht auf argen Mißverständnissen; ein Duzend schlechter Gründe bildet noch keinen einzigen triftigen, diese Erfahrung macht man schwerlich anderswo öfter, als hier. Dabey tritt Hr. R. mit einer Entschiedenheit und Zuversicht auf, die einen bescheidenen Leser leicht täuschen und irre führen kann. Unter den Gründen, die im Allgemeinen gegen die Aechtheit dieses Kapitels vorgebracht sind, ist der letzte: voces aliquot insunt a dictione Aristotelis alienae. Aber nur ein einziges Wort der Art, ist im Commentar aufgezeichnet, die Form κυλιόμενοι für κυλίνδεσθαι, sie finde sich nur bey den Alexandrinischen Dichtern, Theocritus, Callimachus, sed in prosa oratione illa forma nunquam invaluit. Sollte man nicht denken, so wage nur zu sprechen, wer den Aristoteles gelesen hat? Hr. R. mag wohl im Vertrauen auf die Thesauri, (die den Aristoteles selten beachten) diesen kühnen Ausspruch gethan haben; ich finde in der Politik VI, 4, p. 1319. διὰ τὸ περὶ τὴν ἀγορὰν καὶ τὸ ἄστυ κυλίεσθαι: in der Naturgeschichte V, 19, p. 552 κυλίουσι κόπρον, in der Mechanik 8 p. 851 κυλίεται, und wäre das auch nur vom geringsten Gewichte, wenn sich selbst diese Form nirgends fände? Nicht viel besser ist alles andere, was sonst dagegen vorgebracht ist. Aristoteles z. B. betrachtet auch Folgendes als einen Vorzug der tragischen Poesie: εἶτα καὶ τὸ ἐναργὲς ἔχει καὶ ἐν τῇ ἀναγνωρίσει καὶ ἐπὶ τῶν ἔργων, wozu wir die Bemerkung lesen: agnitio non bene memoratur quia non omnibus tragoediis inest aut inesse debet. conf. c. 10, 2. ἐπὶ τῶν ἔργων obscure dictum est de rebus ante oculos spectantium exhibendis. alio intellectu ἐπὶ τῶν ἔργων a vero Aristotele positum est c. 4, 3. Das Wahre an der Sache ist, daß ἐπὶ τῶν ἔργων hier dasselbe bedeutet, was oben, Hr. R. aber dort wie überhaupt, den Ausdruck nicht verstanden, und folglich falsch erklärt hat. Wenn Aristoteles einen neuen, ungewöhnlichen Gedanken (λόγος) anführt, so pflegt er ihn durch die Erscheinung und Wirklichkeit zu begründen; er sagt, es findet sich in der That, in der Wirklichkeit, und das ist ihm ἐπὶ τῶν ἔργων, dieß ist auch der Sprachgebrauch der spätern, eines Polybius, und anderer. An ersterer Stelle sagt Aristoteles: daß die Menschen gerne nachahmen und alle an der Nachahmung sich erfreuen, sey in der Natur begründet, σύμφυτον τοῖς ἀνθρώποις: ein Beweis sey, was in der Wirklichkeit sich zeige, σημεῖον δὲ τούτου τὸ συμβαῖνον ἐπὶ τῶν ἔργων· denn was wir an sich nicht ohne Schmerzen zu empfinden, anschauen, das sehen wir gerne in schönen Bildern dargestellt. Hr. R. versteht unter den ἔργα eben diese nachgeahmten Bilder, und findet nun natürlich diese Stelle mit der untern im Widerspruche. Zell hat zur Nik. Ethik p. 172 den Sprachgebrauch bereits erläutert und selbst auf unsere Worte der Poetik aufmerksam gemacht; daß Hr. R. dieß nicht wußte, kann und darf nach dem bereits bemerkten nicht auffallen. Die ἀναγνώρισις ferner kann dort überhaupt nicht gemeynt seyn; man sieht aus dem Zusammenhange, und aus dem Gegensatze, daß der Gedanke ist: die Tragödie, man mag sie bloß lesen oder auf der Bühne dargestellt sehen, hat vor dem Epos das ἐναργές, das lebendige und deutliche voraus; also nicht ἀναγνωρίσει sondern ἀναγνώσει.

Es würde zu weit führen, wollte man hier alle die Mißgriffe und Verkehrtheiten im einzelnen beleuchten und widerlegen; nur im allgemeinen mögen die wichtigeren Bedenken berührt seyn. Was in den Capiteln 23 — 25 über das Epos vermißt wird, ist nichts als mit moderner Forderung dem Arist. vorschreiben, wie er seine Sache gemacht haben sollte. Aber wenn dieser sich in jener Ausführung kurz faßte und mehreres nur andeutete, oder richtiger auf das Gesagte hindeutete, so war das nicht ohne Grund. Arist. selbst erklärte sich darüber im voraus und sagt cap. 5, 5 an einer Stelle, die auch Hr. R. als aristotelisch gelten zu lassen die Gnade hat: die Theorie der tragischen Poesie involvirt zugleich die der epischen; wer daher weiß, was eine Tragödie gut und schlecht macht, weiß es auch vom Epos, aber nicht umgekehrt; denn was das Epos hat, hat auch die Tragödie, aber nicht alles was diese, auch jenes. μέρη δ' ἐστὶ τὰ μὲν ταὐτά, τὰ δ' ἴδια τῆς τραγῳδίας. διόπερ ὅστις περὶ τραγῳδίας οἶδε σπουδαίας καὶ φαύ-

Digitized by Google

λης, οἶδε καὶ περὶ ἐπων· ἃ μὲν γὰρ ἐποποιῒα ἔχει, ὑπάρχει τῇ τραγῳδίᾳ, ἃ δὲ αὐτῇ, οὐ πάντα ἐν τῇ ἐποποιῒα. Scheint das nicht absichtlich gesprochen, daß man nicht mit ähnlichen Anforderungen, wie Hr. R. sie macht, gegen ihn auftrete? deutlicher kann man sich nicht erklären.

Um vom Ende zum Anfange zurückzukehren, die erste Interpolation größerer Art, die Hr. R. gefunden hat, ist III. 3. ein Artikel, der zur Sache nicht gerade nothwendig, sondern nur nebenbey an das Gesagte sich anknüpft, aber über das Wort δρᾶμα belehrend und keineswegs unpassend ist. Hören wir Hrn. R. darüber sprechen: quae media inferuntur, ea ab argumento adhuc explicato alienissima, per se levissima, ex parte absurda simul et falsa, damnanda et Aristoteli abjudicanda existimavi, was dann weiter ausgeführt ist. Hr. R. hat jedoch nicht bedacht, daß man jetzt erst seinen beschnittenen Aristoteles mit Recht tadeln kann. Dieser nämlich bedient sich dem Sprachgebrauche gemäß, um die Handlung der Tragödie auszudrücken, stets des Wortes πράττειν, nie δρᾶν; an dieser Stelle allein sagt er πράττοντας γὰρ μιμοῦνται καὶ δρῶντας ἄμφω. Ich frage, warum setzt hier, und nur hier, Ar. zu dem gewöhnlichen πράττοντας, noch das seltne ungebräuchliche δρῶντας? Offenbar um seiner Sitte nach die folgende Exposition und Nominalerklärung von δρᾶμα einzuleiten. Hr. R. mußte also auch diese Worte καὶ δρῶντας streichen; wenn nicht, so ist der Inhalt dessen, was kommt, im ganzen vollkommen gerechtfertigt. Der einzelnen Mängel und Fehler sind hier viele und mit mehr Schein als anderswo vorgetragen, doch ohne zu überzeugen. Der Gedanke ist: von diesem Handeln, δρᾶν, ist der Name δρᾶμα; darum vindiciren sich die Dorier gegen die Athenienser die Tragödie, und nicht bloß diese, sondern aus gleich etymologischem Grunde auch die Komödie; die tragischen Stücke heißen δράματα von δρᾶν einem dorischen Worte, wofür die Attiker πράττειν sagen; die komischen κωμῳδίαι von κώμη, einem den Athenern ungebräuchlichen Worte, wofür sie δῆμοι sagen. Dieß beruht, wie man sieht, auf einem Factum; dorische Schriftsteller müssen diesen Grund gegen die Athener geltend gemacht haben; ein späterer konnte dieses nicht erfinden. Der eingeschaltete Satz ἐπειδὴ — Μάγνητος gehört natürlich nicht dem Urtheile und der Beweisführung der Dorier, sondern ist Zusatz des Referirenden, der aus chronologischem Grunde rücksichtlich der Komödie für die sicilischen Dorier gegen die Athener spricht; die näheren Zeitbestimmungen sind unsicher und können gegen unsere Stelle nichts entscheiden, man vergl. Bentlei. Uebrigens sieht man, daß der Verfasser, als er dieses geschrieben, in Griechenland lebte, Ton und Haltung des ganzen weisen nicht undeutlich, wie mir scheint, auf Athen. Auch an der Sprache wird vieles getadelt, aber gerade was auffallend ist und zu tadeln war, übergangen; wie denn H. R. nicht selten an die sichersten Stellen schlägt und die wirklichen Blößen nicht sieht. Aristoteles sagt, daß die Dorier sich die Komödie aus folgendem Grunde zueignen: ποιούμενοι τὰ ὀνόματα σημεῖον· οὗτοι μὲν γὰρ κώμας τὰς περιοικίδας καλεῖν φασίν, Ἀθηναῖοι δὲ δήμους· aber Aristoteles muß sagen wenn er richtig griechisch schreiben will: αὐτοὶ μὲν γὰρ κώμας τὰς περιοικίδας καλεῖν φασίν, Ἀθηναίους δὲ δήμους, wie es gleich nachher von der Tragödie heißt καὶ τὸ ποιεῖν αὐτοὶ μὲν δρᾶν, Ἀθηναίους δὲ πράττειν προσαγορεύειν. Auch für die Sprache ἀντιποιοῦνται, τῆς τε τραγῳδίας καὶ κωμῳδίας οἱ Δωριεῖς, τῆς μὲν κωμῳδίας οἱ Μεγαρεῖς .. καὶ τῆς τραγῳδίας ἔνιοι τῶν ἐν Πελοποννήσῳ statt τῆς δὲ τραγῳδίας ist mir kein Beyspiel bekannt.

Eine andere Interpolation hat der Herausgeber VI. 15 — 19 aufgespürt; wie sehr er von der Richtigkeit überzeugt ist, beweisen seine Worte: quae a §. 15. usque ad §. 19 ad hunc locum tractavi, ea non esse Aristotelis in posterum omnes credituros esse spero und er läßt es nicht an Gründen fehlen die das beweisen sollen: ut haec pro insiticiis habeam, quinque mihi suadent argumenta. 1. ordo singulis sententiis et nexus deest. 2. quae iam dicta sunt, inepte repetuntur. 3. definitiones partim falsae partim inanes proponuntur. 4. nonnulla prioribus repugnant. 5. exposita fabulae prae ceteris partibus praestantia, post §. 14 apte pergere Aristoteles potest ut pergit capitis 7. initio. mores autem post fabulam gravissimam tragoediae partem esse, hoc

sibi a legentibus concedi sperare ille poterat. Wer wird bey solchen Anschuldigungen nicht staunen und gerne auf die Seite des H. R. treten wenn sie wahr sind; aber alles ist so ächt als irgend etwas, und nichts mit Recht und Fug zu tadeln.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg ꝛc.

(Schluß.)

Wir fügen diesen im Ganzen wohlgelungenen Ortsbeschreibungen noch wenige Bemerkungen bey. Gleich zu Seite 195 (vergl. auch S. 313) erinnern wir, den Tod des Niklas von Abensberg anbelangend, daß die Ermordung dieses letzten Abensbergers 28. Februar 1485 ganz in der Nähe von Freysingen statt gefunden: noch zeigt ein Denkmal mit folgender Aufschrift den Ort, wo ihm Seiz der Fraunberger im Gefechte den Todesstoß beygebracht. „Der edle Niclas von Abensperg, der lezt diss Namens, ist allhier niedergelegen und tods abgangen den 18. Februarii 1485. Gott genad!“ (Meichlbeck II. 270. 271. — Hund Stammenb. I. p. 20. — Oefele II. 517. 572. — Krenner VIII. 415 u. a. m.) — Ob das Dörfchen Sollern von der in der Nähe gestandenen römischen Sonnenuhr, Solarium, seinen Namen geschöpft, (S. 200), dürfte wohl bezweifelt werden. — Ein Dieterikus de Hassinakker kommt bereits 1161. 1162 bey Ried I. p. 235. 237 vor. (S. 267). — Der Ort Pondorf bey Ried I. 304 zum J. 1212. 16. Febr. scheint uns nicht das im Landgerichte Riedenburg (S. 307), sondern jenes zwischen Sinzendorf und Zeidlarn an der Donau belegene Pondorf zu seyn. (Siehe die XI. Landtafel Apians), wie aus den übrigen Orten der angeführten Urkunde sich ergiebt (Pfäter, Hochdorf, ꝛc.) — Auf der Apian. Tafel, Bl. X. heißt die Schloßruine bey Riedenburg Rabenfels nicht Rabenstein, wie Hr. Pf. M. S. 320 sagt. Die S. 321 — 323 aufgeführte Reihe der Ritenburger Grafen, deren Glieder auch die sehr wichtige Würde als Burggrafen zu Regensburg bekleideten, hat, wie es scheint, Hr. Pf. M. nach Zirngibl angegeben, dessen Werk wir erwähntermaßen nicht benutzen konnten. Wir meynen aber, daß sich aus den Urkunden, bey Ried I. diese Reihe etwas vollständiger geben ließe, und würden keinen Anstand nehmen, eine nach diesen Urkunden gefertigte genealogische Tabelle dieser Burggrafen von Babo urbis praefectus 990. 996, 1000, 11 Juny — 1194, 22. März hier beyzufügen, wenn es der Raum gestatten wollte.

Zum Schluß noch eine Erinnerung zu Schambach. H. Pf. M. (S. 334) sagt von dem bey Riedenburg gelegenen Orte Schambach, er habe so äusserst wenig geschichtliches darüber erfahren können, nennt aber doch Schambach eine sehr alte und ansehnliche Pfarrey. Schon 1007. 1. Nov. wird ein locus Siambach an das Bisthum Bamberg vergabt, welcher in den Jahren 1114 14. Sept. und 1127. 28. August gleichfalls noch Bamberg zuständig ist. Allein da es im Nordgau drey Orte gleichen Namens giebt, nämlich: Schambach bey Kipfenberg, Eichstätter Diöcese, Schambach bey Riedenburg, und (Hohen) Schambach bey Hemau beyde im Bisthum Regensburg gelegen, so entsteht die Frage, ob Schambach bey Riedenburg, oder das bey Hemau jenes in den Urkunden von 1007, 1114 u. 1127 vorkommende sey? — v. Lang Reg. I. 58. ist für das Riedenburgische, Ried I. 184 für das bey Hemau. Es sprechen aber die Urkunden von 1007. 1114. 1127 immer von einem und demselben Orte. Die Orte, die im Regensburger Bisthum den Zehnten an Bamberg reichen, scheinen eher das Hemauer Schambach, als das Riedenburger zu begünstigen, (Ried I. 173). Dagegen deutet eine Urkunde von 1177, 31. May (Mon. Boic. 29. 1. p. 425) mit den Orten Lobesingen, Harlant, Steinesdorf, Vesingen ꝛc. aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Riedenberger Schambach hin, welches also, vorausgesetzt, daß Ref. hier recht gesehen, das bis jetzt bekannte älteste Vorkommen Schambachs in der Nähe der Altmühl im Landgerichte Riedenburg wäre. Schambach bey Kipfenberg kann aber deßhalb hier nicht aufgeführt werden, weil es im Eichstätter Sprengel gelegen, das in Frage stehende Schambach dagegen der Regensburger Diöcese angehört. Eben so wenig können die beyden Orte: Ober- und Unterschambach südlich der Donau im Langerichte Kelheim hier in Betracht kommen (Oesterreicher, geöffn. Archive III. Jahrg. p. 408), denn sie liegen zwar in der Diöcese von Regensburg, aber nicht im Kelsgaue, sondern im angrenzenden Donaugau; auch gehörte jener Theil des Kelsgaues, der sich auf dem Süduser der Donau erstreckte, nie zum Nordgau, in welchem doch der locus Scambach der Urkunde von 1007. 1. Nov. in comitatu Berangeri belegen war.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März

Nr. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit **Franciscus Ritter** Westfalus etc.

(Schluß.)

Aristoteles hat die der tragischen Poesie nothwendigen Theile genetisch entwickelt und betrachtet sie jetzt in ihrem innern Werthe und ihrem Verhältnisse zu einander; dieser letztern Anordnung folgt wie billig, die Ausführung selbst. Wenn nun nach Hrn. Rs. Texte nur von *μῦθος* gesprochen und dieser mit fünf Beweisen als das wichtigste gesetzt wird, dann aber ohne nähern Zusatz und Erklärung folgt: *δεύτερον δὲ τὰ ἤθη·* so sieht niemand wozu diese letztern angeführt sind, wenn nicht zugleich auch die übrigen vier Theile erwähnt werden; eben so wenig warum gerade diese Ordnung der Durchführung eintritt, oder warum das letzte, *ὄψις*, fehlt. Nach dem gewöhnlichen Texte ist alles klar. Dem *μῦθος* folgen die *ἤθη*, sie dürfen nicht ganz von einem Grunde entblößt werden und sind es nicht: *δεύτερον δὲ τὰ ἤθη· παραπλήσιον γάρ ἐστι καὶ ἐπὶ τῆς γραφικῆς· εἰ γάρ τις ἐναλείψειε τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις χύδην, οὐκ ἂν ὁμοίως εὐφράνειεν καὶ λευκογραφήσας εἰκόνα.* Sitten und Charaktere werden einem Tragiker leicht gelingen, Plan und Handlung aber nur selten und nicht ohne genaues Studium; und doch ist dieß das wichtigere, etwa wie eine einfache gute Contour besser gefällt, als ein Bild in welchem die schönsten Farben falsch aufgetragen und unter einander geworfen sind. Wem fällt hier nicht des Horatius mulier formosa ein! und was sagt H. R. zu dieser ganz richtigen Vergleichung? er witzelt, hem hominem acutum, ruft er aus! Aber auch die Sprache ist ihm nicht recht; praeterea *ἐναλείφειν τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις* est illinere pulcherrimis coloribus, ubi deest quid coloribus inducatur; quippe debuit *ἐναλείφειν τὰ κάλλιστα φάρμακα·* er hat also nicht gesehen, daß *εἰκόνα* gleichfalls dazu gehört; Beyspiele von *ἐναλείφειν φαρμάκοις* giebt ihm Stephanus, ich erbitte mir eines von H. R. wo *ἐναλείφειν φάρμακα* gesagt ist. Als drittes wird *διάνοια* gesetzt, die Fähigkeit Gedanken vorzubringen; der Dichter muß seine Personen reden lassen; was in der Rhetorik die inventio, Auffindung von Gedanken und Beweisen, das ist hier unter *διάνοια* gemeynt. H. R. hat alles mißverstanden und schwätzt von Widersprüchen die nirgends als in seinem Kopfe existiren. Das vierte ist *λέξις*, jene Gedanken in Sprache und Worte zu kleiden, die elocutio der Rhetorik, woraus beyde auf die Poesie übergetragen sind. Die Aufführung der Tragödie, heißt es ferner, geht den Dichter nicht an, und daher übergeht sie Arist. in der Ausführung, wiewohl von ihr viel abhängt, und die Tragödie eigentlich da ist, um aufgeführt zu werden; in diesem wahren und einfachen Gedanken findet H. R. einen Widerspruch!

Diese Proben mögen abschrecken, noch mehreres darüber zu sagen und es ist unglaublich wie frevelhaft hier mit einem der schönsten und in seiner Art einzigem Produkte des Alterthums verfahren wird. Das ganze 16. Kapitel, das die nähere Nachweisung der Wiedererkennung, *ἀναγνώρισις*, giebt, wird für unächt gehalten, weil hier mehr Beyspiele als Lehren, *τὰ καθόλου*, vorkommen! Dort wird der Tydeus des Theodektes erwähnt; cap. 18 dessen Lynkeus, gleichfalls eine Stelle, die dem H. R. falsch ist. Theodektes Schriften müssen sehr frühe untergegangen seyn; Athenäus kennt nur einige

Verse von ihm aus Hermippus, und das wenige bey Stobäus sind allgemeine Gedanken, die als Excerpte überliefert worden seyn mögen; dagegen liebt es Aristoteles bey jeder Gelegenheit sich seines frühe gestorbenen Schülers und Freundes zu erinnern, ihm verdanken wir die häufigsten Erwähnungen; einen minder beherzten Mann als H. R. ist, würde dieser Gedanke allein schon zur größeren Vorsicht geführt haben.

Zu erwähnen bleiben noch zwey Entdeckungen, in welchen die spätere Abfassung einzelner Stellen historisch nachgewiesen ist. H. R. fand in Classens Schrift über den Ursprung der griechischen Grammatik, daß nach Dionysius und Quintilianus Aristoteles nur drey Redetheile, ὄνομα, ῥῆμα, σύνδεσμος angenommen habe, die Spätern aber und zuerst die Stoiker noch einen vierten, ἄρθρον, hinzusetzten. Da nun cap. 20 geschrieben steht: τῆς δὲ λέξεως ἁπάσης τάδ' ἐστὶ τὰ μέρη, στοιχεῖον, συλλαβή, σύνδεσμος, ἄρθρον, ὄνομα, ῥῆμα, πτῶσις, λόγος. hier also weit mehr und auch der von den Stoikern aufgenommene vierte Theil sich finde, so müsse diese Stelle viel später interpolirt und die ächten Worte der Poetik, aus welcher Dionysius und Quintilianus geschöpft (!?), getilgt worden seyn. Dem Dionysius setzen wir eine andere nicht geringere Autorität entgegen, die Classen nicht beachtet hat und darum auch bey H. R. nicht zu lesen ist, wornach Arist. nur zwey Redetheile ὄνομα und ῥῆμα anerkannte, Varro de lingua latina p. 399. Uebrigens ist alles was H. R. sagt, ein Mißverständniß; nach Dionysius sind es die πρῶτα μέρη λέξεως d. h. die wesentlichen Haupttheile, um welche man sich stritt; hier dagegen erklärt Arist. wie und wodurch aus dem einfachsten Elemente, dem Buchstaben, στοιχεῖον, allmählig ein einen Gedanken enthaltender Satz, λόγος, entstehe; daher die allmählige Gradation und die Unentbehrlichkeit der Flexion, πτῶσις — oder meynt H. R., Ar. habe nicht gewußt, daß es einen Artikel, ἄρθρον, in der Sprache gäbe und erst die Stoiker hätten diese Erfindung gemacht? Schon die Rhetorik an Alexander hebt wie bereits Classen bemerkt hat, die Wichtigkeit des ἄρθρον hervor. — Die zweyte Entdeckung wornach cap. 24, 9 erst nach Aristarch geschrieben seyn soll, ist nicht glücklicher. Ar. sagt, Homerus habe am besten gelehrt, wie man falsches als glaubwürdig darstellen müsse; wenn nämlich, falls das eine (A) ist, auch das andere (B) ist, so meynt man, wenn das letztere (B) ist, sey auch das erstere (A). Dieß aber ist ein falscher Schluß und zwar παρὰ τὸ ἑπόμενον. Es wird ein homerisches Beyspiel angedeutet: παράδειγμα δὲ τοῦτο ἐκ τῶν Νίπτρων. (so die besten Handschriften, woraus Hermann und Bekker τούτου gemacht haben, ich schreibe τὸ oder τοῦτον τὸ ἐκ τῶν νίπτρων.) Gemeynt ist Odyssee XIX. 203. 215 — 19 und was damit zusammenhängt. H. R. nun behauptet, da die Reden des Odysseus und der Penelope v. 1 — 334 zu den νίπτρα nicht gehören, so müßten sie erst, nachdem Aristarchus die Odyssee in 24 Bücher getheilt habe, jenen einverleibt worden seyn. Dieß ist ganz falsch und man weiß nicht, was man zu solchen Behauptungen denken soll. Erst durch diese Reden des Odysseus wird Penelope bewogen, ihm die Ehren eines ξένος, wozu die νίπτρα gehören, zu gewähren; nicht v. 334 beginnen diese, schon 315 redet Penelope davon; man lasse alles vorangehende weg, und niemand weiß, wie und warum die νίπτρα erscheinen. Seitdem die ganze Erzählung diesen Namen erhalten, mußten jene Reden mit ihr verbunden seyn. Die Form ἐκ τῶν νίπτρων erklärte Hermann unrichtig durch die Annahme, das Beyspiel sey von Ar. nur vorläufig notirt, um einst genauer ausgeführt zu werden, und H. R., der überall die Sprache des Aristoteles zu meistern und besser griechisch versteht, sagt: sed jam non ἐκ τῶν νίπτρων, sed ἐν τοῖς νίπτροις scribi oportuit, quam scribendi licentiam Hermannus coniectura admodum incerta excusare conatus est. Ich lege H. R. folgende zwey Beyspiele, aus der Rhetorik gewählt, zur nähern Betrachtung ans Herz; II. 23 ἄλλος ἐκ τῶν μερῶν ὥσπερ ἐν τοῖς τοπικοῖς ποία κίνησις ἡ ψυχή· ἥδε γὰρ ἢ ἥδε. παράδειγμα ἐκ τοῦ Σωκράτους τοῦ Θεοδέκτου: εἰς ποῖον ἱερὸν ἠσέβηκεν; τίνας θεῶν οὐ τετίμηκεν ὧν ἡ πόλις νομίζει; III. 16 ἂν δ' ἄπιστον ᾖ, τότε τὴν αἰτίαν ἐπιλέγειν ὥσπερ Σοφοκλῆς ποιεῖ. παράδειγμα τὸ ἐκ τῆς Ἀντιγόνης, ὅτι μᾶλλον τοῦ ἀδελφοῦ ἐκήδετο ἢ ἀνδρὸς ἢ τέκνων.

Digitized by Google

Da nun der Versuch, Interpolationen aufzufinden, als völlig verunglückt zu betrachten und abzuweisen ist, so bleiben alle Schwierigkeiten, welche die Poetik im großen darbietet, dieselben und es ist zur Aufhellung dieser nicht das mindeste geleistet worden. Vielleicht aber hat der Herausgeber die Wortkritik weiter befördert und im kleinern wieder gut gemacht, was im großen gefehlt ist? auch die Erklärung und richtige Herstellung geringerer Stellen ist mit Dank anzuerkennen. Im zweyten Kapitel der Einleitung: Poeticae recognoscendae recteque adornandae subsidia, hat H. R. die richtige Bemerkung gemacht, daß aus der Editio princeps des Aldus viele Lesarten bis auf Bekker herunter sich im Texte erhalten, die durch keine Handschriften beglaubigt sind; es sey demnach sehr wahrscheinlich, daß diese nur Vermuthungen des Aldus und anderer Italiener seyen. Wir rechnen es H. R. gerne zum Verdienste an, darauf aufmerksam gemacht zu haben; der erste Herausgeber war Demetrius Dukas, ein Kretenser; die aristotelische Schrift mochte wohl in den Händen mancher damaligen gelehrten Griechen herumgewandert und nicht ohne Bemerkungen zurückgekehrt seyn, obschon die Vorrede an Markus Musurus davon keine Erwähnung macht. Gleichwohl können wir aus leicht begreiflichem Grunde was H. R. für die Exegese und Kritik dieser Art gethan hat, nicht rühmen; ihm ist die Sprache wie die Denkweise des Philosophen zu fremd, um nicht häufig auf Abwege zu gerathen und so erinnern wir uns keiner einzigen Stelle, die vordem zweifelhaft und unentschieden, in der neuen Ausgabe erklärt oder hergestellt worden wäre, wohl aber vieler, die von frühern bereits richtig erläutert, jetzt jämmerlich verzerrt sind. Z. B. IX. 11 wo Ar. nachdem er von den ἁπλοῖ μῦθοι gesprochen hat, beweist daß die πεπλεγμένοι den Vorzug verdienen und schöner, καλλίους, sind. Ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν, ταῦτα δὲ γίγνεται καὶ μάλιστα, καὶ μᾶλλον ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν, δι' ἄλληλα· τὸ γὰρ θαυμαστὸν οὕτως ἕξει μᾶλλον ἢ εἰ ἀπὸ τοῦ αὐτομάτου καὶ τῆς τύχης, ἐπεὶ καὶ τῶν ἀπὸ τύχης ταῦτα θαυμασιώτατα δοκεῖ ὅσα ὥσπερ ἐπίτηδες φαίνεται γεγονέναι, οἷον ὡς ὁ ἀνδριὰς ὁ τοῦ Μίτυος ἐν Ἄργει ἀπέκτεινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Μίτυϊ θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικε γὰρ τὰ τοιαῦτα οὐκ εἰκῇ γενέσθαι, ὥστε ἀνάγκη τοὺς τοιούτους εἶναι καλλίους μύθους. wir haben die Worte nach Bekker gegeben. Außer καὶ μάλιστα und καὶ μᾶλλον was nur als eine Variante zu betrachten ist, ist die ganze Stelle wenn man παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλληλα, denn dieß fordert der Zusammenhang des Gedankens, verbindet, untadelhaft und die Beweisführung streng logisch; nur beginnt der Nachsatz mit ὥστε ἀνάγκη, dieß ist aber gerade dem Aristoteles und meines Wissens nur ihm eigen, daß nach mehreren und längeren Vorder- und Zwischensätzen, die Apodosis in Form einer Conclusion mit ὥστε eingeführt wird; ein zweytes Beyspiel giebt selbst unsere Poetik cap. 7, wo man gleichfalls an dieser Partikel Anstoß genommen und sie sogar gestrichen hat; aus andern Büchern können viele aufgezählt werden; auch hat an unserer Stelle Victorius p. 162 und schon vor ihm Madius p. 139 das richtige erkannt; H. R. aber, der weder selbst richtig zu urtheilen, noch was andere richtiges aufgefunden haben, zu benutzen versteht, behauptet der Nachsatz sey ausgefallen und streicht Worte die zum Gedanken nothwendig sind: ταῦτα δὲ γίνεται [καὶ μάλιστα καὶ μᾶλλον, ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν] * * * τὸ γὰρ θαυμαστόν.

Doch wir schließen, man müßte ein Buch schreiben, wollte man alles aufdecken und widerlegen; ein nachfolgender Bearbeiter der Poetik wird, wenn er Gedanken und Zusammenhang jeder Stelle nachweiset, am besten von H. R. Umgang nehmen, zumal nirgends weder umfassende noch tiefe Kenntniße hervortreten und das von andern zusammengetragene Material nur nach eigenem Geiste — wir haben diesen Geist kennen gelernt — verarbeitet ist. Ein Fremder, der die deutsche Philologie nach dieser Ausgabe beurtheilte, müßte uns geradezu alle Fähigkeit und alles Recht, über Aristoteles ein Wort zu reden, absprechen. Wenn H. R. sich die Mühe nimmt, die Schriften des Philosophen sorgfältig zu studieren, dann wird jedes Buch ihm einige Zweifel entfernen und noch ehe er zur Hälfte des ganzen gekommen, werden alle seine

Digitized by Google

Bedenken an Interpolation verschwunden seyn, so daß wenn ihm vielleicht neue entstehen sollten, noch Stoff genug übrig bleibt, solche niederzuschlagen; aber dann wird er auch einsehen, welche Todsünde gegen den Geist des alten Heiden er gesündigt und wird durch besseres sie zu ersetzen suchen; ist ihm aber dieser Weg zu beschwerlich und langweilig, dann hoffen wir, werde Christ. Aug. Brandis — ihm ist das Buch zur glücklichen Rückkehr aus Griechenland nach Bonn gewidmet, und wir vereinigen für den Trefflichen unsere innigsten Wünsche mit denen des Herausgebers — im Interesse des Aristoteles wie des H. R. sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seinen jüngern Freund zu belehren, und wenn er, mit der Tiefe der aristotelischen Philosophie so innig vertraut, vielleicht weniger im Gebiete der Poesie und Poetik verweilt haben sollte, so wird sein Urtheil dessen was aristotelisch und nicht aristotelisch ist, um so unbefangener seyn und H. R. sich dessen Ausspruche in letzter Instanz um so williger fügen.

Spengel.

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1838. gr. 4.

Seitdem der historische Verein für den Rezatkreis — nun für Mittelfranken, der früheste im Königreiche — durch die Thätigkeit des Ritters von Lang zu Ansbach ins Daseyn gerufen worden ist, blieb er stets in Bezug auf die Schrift, welche er seine Wirksamkeit beurkundend an das Licht treten ließ, der anfänglich angenommenen Form getreu. Schon der Titel derselben besagt, was man eigentlich hier zu erwarten habe, nämlich einen Bericht über die Ergebnisse und Leistungen des Vereins während Jahresfrist; welchem Berichte als Beylagen verschiedene Abhandlungen von größerem oder geringerem Umfang zugegeben sind. So ist es nun auch wiederum hier beym achten Jahresbericht, der auf 29 Quart-Seiten alles im Jahre 1837 für den Verein Merkwürdige mit kurzen Bemerkungen begleitet aufzählt, und in den Beylagen von I — VI. p. 30 — 83 zuerst Abhandlungen, und am Schluße als VI. Beylage p. 80 — 83 das Verzeichniß seiner Mitglieder mittheilt.

Zuerst vom eigentlichen Jahresbericht, sodann von den Abhandlungen von I — V.

Der §. 1. handelt unter andern von den verschiedenen Aufgaben, die dieser Verein theils gelöst, theils zu lösen im Begriffe steht; unter die letztern zählt, wie allerwärts bey den Vereinen unsres Königreiches, die Herstellung eines topographischen Lexicons nach den vom königl. Staatsministerium erlassenen Normen (p. 3), und zur Förderung dieses Zweckes die Fortsetzung und Vollendung der im VI. Jahresberichte begonnenen Regesten für den Rezatkreis (vom Jahre 750 — 1290), dann den Zugang und die Benutzung des früher lange verwaisten Archivs zu Nürnberg (p. 4. 5).

§. 2. liefert das Verzeichniß derjenigen Schriften, welche im Jahre 1837 über geschichtliche Gegenstände des Rezatkreises erschienen sind. Diesen Schriften sind kurze Auszüge und Bemerkungen, z. B. über Christoph Scheurl II. und sein Wohnhaus vom Major von Soden, Nürnberg 1837 (p. 5. 6), das Ries, wie es war und ist, von Weng und Guth, Nördlingen 1837 (p. 6. 7) u. a. m. beygefügt. — Die Note p. 8 zur Einleitung von G. W. K. Lochners Zeugnissen über das deutsche Mittelalter ıc. giebt als die älteste Urkunde in deutscher Sprache nach der Augsburger vom Jahre 1070 (Wackernagel Lesebuch p. 101, 102) und nach dem Erfurter Judeneid zwischen 1160 — 1200, eine Urkunde von 1235 an, und läßt hierauf die von 1240 25. July (Regest. II. 302), sodann Cöllner Diplome von 1248 und 1251 folgen. Es scheint uns aber in dieser Aufzählung jenes Diplom ausgelassen zu seyn, welches bey Herrgott Genealog. diplom. gentis Habsbg. Vol. II. p. 224, Cod. Probat. Vienne 1737 fol. zum 12. Juny 1217 vorkommt. Zum Augsburger Diplom von 1070 bey Wackernagel a. ang. Orte (welches gleichwohl keine vollständige Urkunde ist) sey bemerkt, daß man schon in den Urkunden der Carolinger Zeit ganze Stellen in deutscher Sprache antreffen kann. Siehe Eckhart Comm. Fr. Or. I. p. 674. 675, verglichen mit Schmellers Wörterbuch I. p. XV. col. 1. und p. 614, dann Band III. p. 295 und p. 187. — Ferner Schannat, Buch. vet. p. 425 no. X. eine Urkunde vom 3. Regierungsjahr Carls des Gr. (770); Schannat Trad. Fuld. p. 72 no. 146. ao. 801. u. a. m.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nr. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Poëmes islandais (Voluspa, Vafthrudnismal, Lokasenna) tirés de l'Edda de Saemund publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par F. G. Bergmann membre de la Société asiatique de Paris. Paris imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale 1838. 474 u. XVI. S. 8.

Werke über Litteratur, zumal die ältere, des Nordens sind wir gewohnt, eben von daher, oder allenfalls aus England und Deutschland zu erwarten. Hier wird uns ein solches, und zwar ein achtbares, aus dem Herzen von Frankreich geboten. Daß der Verf. einen deutschen Namen trägt, thut wohl nichts zur Sache; er zeigt und sagt sogar, daß die Sprache, die er in ihrer ganzen Reinheit und Klarheit zu handhaben versteht, die seinige sey. Jedenfalls kann das Verdienst eines Buches gewissermaßen auch denen, auf die es berechnet werden durfte, zu gute geschrieben werden.

Es ist lange, seit Mallet durch das Buch „Edda ou Monuments de la Mythologie et de la poësie des anciens peuples du Nord" seine Landsleute leichthin auf diese andere als griechische oder römische Mythologie und Poesie aufmerksam gemacht hat. Unser Verf. durfte endlich wagen, sie ihnen noch näher, ja in ihrem eigenen nordischen Gewande vorzuführen.

Doch geht er vorsichtig zu Werke und giebt vor der Hand und gleichsam zur Probe nur die drey auf dem Titel genannten mit Einsicht ausgewählten Stücke.

Sie sind aus dem ersten Theile der metrischen, dem Sämund zugeschriebenen oder Saemundar Edda genommen.

1. Völuspâ oder der Seherin (Vala) Spruch. Dieses Lied oder Gedicht, das an der Spitze der Sämundischen Sammlung steht und für das älteste der Gattung gehalten wird, wie es denn überhaupt das berühmteste ist, glaubt B. im neunten Jahrhundert auf Island und zwar von einem der edlen Normänner verfaßt, die um diese Zeit das Festland Norwegens verlassen und sich mit Ingolf auf jener Insel eine neue Heimat gegründet haben, während andere sich mit Göngu-Rolf nach Frankreich wandten.

Damals lebte im Volke Odins Lehre noch unerschüttert, aber zu den höher Stehenden mochte von dem neuen über den Süden verbreiteten Glauben schon mannichfaltige, wenn auch dunkle Kunde gelangt seyn.

Nahe lag der Gedanke, daß von daher auch der Götterwelt des Nordens ihr Untergang bevorstehe, und daß auf das Reich der Gewaltthätigkeit und List ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe folgen könne. Einen solchen Gedanken hat, nach des Verf. Ansicht, der isländische Dichter durch die Worte, die er der Vala in den Mund legt, auszudrücken gesucht. Die Seherin beginnt damit, daß sie von dem Ursprung aller Dinge und dem Glück der Götter erzählt, das sie genossen, bis sie anfiengen Gewaltthat und Ungerechtigkeit zu üben. Dann folgt Krieg und Verwirrung und die ganze Götterwelt geht zu Grunde. Endlich entsteht eine neue Welt und nur die Götter kehren wieder, die den Frieden lieben, und der höchste ist der Gerechtigkeit.

Wahrscheinlich ist das Lied noch lange nach seiner Entstehung nur von Mund zu Munde überliefert worden. Kein Wunder, daß es erst, nachdem es in seinen Strophen und Versen schon viel-

Digitized by Google

fältig verschoben war, zur schriftlichen Aufzeichnung gelangte. Die älteste, die wir, seit 1643, kennen, ist die in dem aus Island nach Kopenhagen gekommenen sogenannten Codex Regius der Sämundischen Edda, der nicht vor dem XIV. Jahrhundert geschrieben scheint, enthalten.

Es hat darum, was das Verständniß und die Erklärung desselben betrifft, immer unter die schwierigsten Stücke der Edda gehört; und sehr natürlich war, daß man es an mehr als einer Stelle, wo aller logische Zusammenhang vermißt wurde, für verfälscht oder verstümmelt erklärte. Da nun schon in den bisherigen Ausgaben der Völuspá, die Reihefolge der Strophen und Verse nicht überall genau dieselbe war, konnte sich unser Verf. wohl berechtigt glauben, eine solche neue Anordnung zu versuchen, bey welcher alle, den natürlichen Gang der Gedanken aufhebende oder störende Mißstände entfernt würden. Daß ihm dieß gelungen sey, macht er durch eine Uebersicht, welche er S. 170 — 174 über die Hauptheile und über die Einzelheiten des Gedichtes giebt, ziemlich wahrscheinlich.

Die Veränderungen, die sich der Verf. sowohl in der Folge der Strophen und Verse als in einzelnen Ausdrücken erlaubt hat, sucht er in den kritischen und philologischen Anmerkungen, welche dem Texte und der demselben gegenüber stehenden Uebersetzung folgen, zu rechtfertigen. (of-ypta Vers 13 scheint Druckfehler für of-yptho). Außerdem wird noch eine besondere Reihe erklärender Anmerkungen über mythologische Namen und Sachen gegeben, wodurch für jene Leser, die sich mehr an die französische Uebersetzung halten, gesorgt ist.

2. Vafthrúdnismál (Vafthrudni's, des Riesen, Gespräch mit Odin).

Dieses Stück glaubt der Verf. viel später als das vorige und zu einer Zeit gedichtet, wo der Odinsglaube schon anfieng ein Gegenstand der Gelehrsamkeit zu werden, etwa gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Es ist, was poetisches Verdienst betrifft, keines der schönern der Edda, giebt aber dafür mannichfaltige Aufschlüsse über Einzelheiten der alten nordischen Mythologie. Ueber diese nämlich läßt der Dichter die beyden Interlocutoren sich gegenseitig ausfragen in einem förmlichen Wettstreit des Wissens, zu welchem der Riese den Gott, der als unbekannter Wanderer zu ihm eingetreten ist, herausfordert, so daß es dem, der eine Antwort schuldig bleibt, ans Leben gehen soll. Zuletzt frägt der Wandrer: Was sagte Odin dem Sohne (Balder) ins Ohr, ehe dieser auf den flammenden Holzstoß stieg? Der Riese bekennt sich überwunden; er hat sich selbst sein Todesurtheil gesprochen.

3. Lokasenna, auch Lokaglepsa (Loki's bissige Rede) und Oegisdrekka (Oegi's Gelage) betitelt.

Diese ganz dramatisch gehaltene Dichtung setzt der Verf. in die Zeit, wo das Heidenthum an sein Ende neigte, und unter seinen heller sehenden Bekennern selbst schon ein Gegenstand des Spottes wurde, also kurz vor das Jahr 1000, wo das Christenthum auch auf Island Eingang fand. Der Dichter, ein nordischer Lucian, läßt die Götter (Asen) bey einem Schmause versammelt seyn, den Oegi gibt, wozu aber Loki nicht geladen ist. Dieser, der hinterlistigste der Götter, drängt sich dennoch ein, und nimmt Gelegenheit seinen beißenden Spott über alle Mitglieder der hohen Gesellschaft auszugießen, bis endlich Thor erscheint mit seinem gefürchteten Hammer, und der Spötter unter Verwünschungen abzieht.

An den Texten dieser letztern beyden Stücke waren nicht so bedeutende Aenderungen vorzunehmen, wie an dem jenes ersten. Doch sind auch sie mit kritischem Fleiße behandelt. Jedem geht eine Einleitung voran, die den Leser über Zweck, Form, Bau und Zeit derselben belehrt. Die dem Text gegenüberstehende französische Uebersetzung ist treu und klar, und die sowohl philologischen als sacherklärenden Anmerkungen beweisen, daß der Verf. mit der Sprache und der Litteratur des alten Nordens in seltenem Grade vertraut ist.

Dieses geht übrigens schon aus der allgemeinen Einleitung hervor, die als erste Abtheilung des Buches 145 Seiten einnimmt und vom Ursprung der scandinavischen Sprachen überhaupt, von der alten isländischen Litteratur, von der nordischen Mythologie und von der Art, wie sie ins Auge zu fassen sey, handelt, wozu noch eine phi-

logische Prüfung des isländischen Laut- und Buchstaben-Systems, so wie der Versification kommt. Keine der neuesten Forschungen über diese Gegenstände ist dem Verf. entgangen, und alle weiß der, wie es scheint auch mit den bekanntern Sprachen Asiens und selbst Africa's vertraute Linguist, stets unter Wahrung seines eigenen Urtheils, zum Vortheil des Lesers in Nutzanwendung zu bringen.

Neu war, uns wenigstens, was er über das gegenseitige Alter der beyden Sammlungen behauptet, von welchen die eine unter dem Namen Sämunds, die andere unter dem Snorri's bekannt ist. Man hatte immer jene, die bloß metrische Stücke enthält, für die ältere gehalten. Unser Verf. dagegen ist der Ansicht, daß sie weder, was schon früher bestritten war, von Sämund (Saemundr inn fróda gestorben 1133) herrühre, noch überhaupt vor Snorri Sturlason, der im J. 1241 starb, existirt habe, da ihrer nirgends, auch selbst nicht bey Snorri, Erwähnung geschehe. Nun sey aber ihrerseits auch die diesem Snorri zugeschriebene Sammlung erst lange nach dessen Tode, d. h. gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts, von einem ungenannten isländischen Grammatiker, der dabey einen Curs der Rhetorik, Metrik und Poetik im Auge gehabt habe, angelegt worden. Er habe ihr den Namen Edda (Ahnfrau) gegeben, darauf anspielend, daß sie mythologische Ueberlieferungen enthält, die die liebste Unterhaltung alter Personen in den langen Winterabenden ausmachten. Gewiß nur in Beziehung auf den willkührlich gewählten Titel dieses Buches finde man, zuerst von Eystein Arngrimsson 1360, dann von Arnas Jonsson 1370, die Regeln der Poetik Eddu-reglur, die Dichtkunst Eddu-list genannt. Seit der Ausdruck Edda einmal als Benennung eines Buches in Umlauf gekommen, habe er auch auf ein ganz ähnliches anderes angewendet werden können, nämlich auf die metrische Sammlung, die, wie der Verf. hauptsächlich aus den prosaischen Vorreden zu den einzelnen Dichtungen derselben zu beweisen sucht, wenn auch nicht lange, doch jedenfalls nach der prosaischen entstanden sey. So habe es denn in kurzem zwey Edda's gegeben, wovon die eine, nicht ganz ohne Grund, da sie viele von ihm herrührende Stücke enthält, nach Snorri, die andere, um sie an einen nicht minder berühmten Namen zu knüpfen, nach Sämund benannt worden sey.

Wir müssen es, wie der Verf. selbst es thut, Gelehrten des Nordens überlassen, über die Haltbarkeit dieser Ansicht zu entscheiden.

Das angehängte, nach Wurzeln (Themen) geordnete Glossar mit seinen Zusammenstellungen aus dem Sanskrit, und selbst aus semitischen Sprachen finden wir, obschon wir gern sein Verdienst anerkennen, nicht ganz stimmend zu dem klaren praktischen Sinn, in welchem das Buch im übrigen bearbeitet ist, und durch den es uns hauptsächlich angesprochen hat.

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

In den §§. 3 und 4. werden die Bücherankäufe und Büchergeschenke (p. 9 — 12) aufgeführt, so wie der 5. §. die Erwerbungen an Abhandlungen, Handschriften und Urkunden aufzählt (p. 12 — 18). — Unter den Abhandlungen befindet sich sub Nr. 3. eine vom Hrn. Landgerichtsassessor Haas zu Hersbruck, welche Ditmar's Hatheresburgili (ed. Wagner p. 127 c. not. 28, woselbst, freylich ein arger geographischer Verstoß! dieß Hatheresburg zur Hartsburg im Wolfenbüttelischen gemacht wird), bisher allgemein für Haderichesbrucca = Hersbruck gehalten, nach dem etwas über eine halbe Stunde davon entfernten Happurg, und zwar in die große ringförmige Verschanzung auf dem Berge bey Happurg, versetzt. Obwohl wir nun die näheren Beweisgründe hiefür nicht kennen, so scheint uns doch weder die Etymologie (Hatheresburg = Happurg?), noch auch die Stelle bey Ditmar eine solche Verlegung zu begünstigen. Auf der großen Heerstraße mit seinen Kriegern vorrückend, welche von Regensburg an die Regnitz und den Mayn führte, und die von Vorchheim über Haderichesbrucca seit der Karolinger Zeit zog (siehe das Capitulare vom Jahre 805 bey Pertz III. p. 133), ward des Königs Schatz, den er unvorsichtiger Weise vorausgesandt — ein Beweis, daß er hier noch keinen Feind vermuthete — von Magauus, einem der Ritter Hezilos hinweggenommen, der, vergnügt über die gemachte Beute, nach Amardela (Amerthal) zurückwich (revertitur), wohin ihm auch der König unverweilt folgte. Wozu bedurfte es nun, um des Königs Schatz

Digitized by Google

zu überfallen, einer grossen auf dem Happurger Berge gelegenen ringförmigen Verschanzung? Das konnte ja Alles in der Nähe der Brücke über die Pegniz, also beym heutigen Hersbruck vorgefallen seyn. Ueberdieß liest der Annalista Saxo nicht wie Ditmar Hatheresburgili, sondern Hatheresbrugge, und unter dieser Benennung erscheint das heutige Hersbruck auch urkundlich in den Jahren 1010, 2. July, und 1057 (Mon. Boic. 28. 1. p. 429, und 29. 1. p. 140). — Ebenso möchten wir bezweifeln, ob das enge Thal, von welchem aus Hezilo die vor Crusni (Creusen) gelagerten Königlichen überfiel, in der Nähe von Velden zu suchen seyn dürfte. Der Markgraf mußte wohl ganz in der Nähe von Creusen postirt seyn, wie aus Adelbold und Ditmars Schilderungen hervorgeht; auch paßt das von Adelbold beschriebene Thal nicht auf das Ungathal bey Velden, sondern es war ein wenig betretenes Waldthal — kein Flußthal, — in welches nur ein einziger Fußpfad führte.

Ueber das nun zum Kreise Oberpfalz und Regensburg gehörige Städtchen Hiltpoltstein könnten vielleicht im Bamberger Filial Archive weitere Nachrichten und Aufschlüsse erholt werden, indem der Unterzeichnete daselbst vor 6 — 7 Jahren ein „Saalbuch über das Amt Hiltpoltstein“ gesehen, welches zur Zeit Herzog Ludwigs im Bart um das Jahr 1415 gefertigt worden, und das fol. 1. a u. b und fol. 2, a die p. 17 angeführten Freyheitsbriefe Herzog Stephans enthält; der erste ist d. d. Ingolstat am Suntag vor sand Vrbanstag anno dni Millesimo CCC^mo Lxxxxij, der andere, gleichfalls d. d. Ingolstat, an Montag nach sand Michelstag 1394. In Beyden kommt die Stelle vor: „das wir angesehen haben, solich getrew, willig Dienst, die vns vnsre lib' getrew, der Rät vnd gemainkleich die burger Reich vnd arm in vnsrer Stat zu dem Stain lang zeit bisher getan haben“ ꝛc., und im andern: „das wir angesehn habn solich willig vnd getrew Dienst, die vns der Rat vnd gemainklich die burger vnserer stat, zu dem Stain lang Zeit willigkleich getan heben“ ꝛc. — In dieser letzten Urkunde geschieht Eines von Stain als eines Verstorbenen, Erwähnung („wie bey dem vom Stain saligen Scharwerck von alter ꝛc. — — — vnd anders dann bey dem vom stain vnd vorher komen ist.“)

Der §. 6. p. 19 — 25. hat die eingesendeten Alterthümer, Münzen und Abbildungen, der §. 7. (p. 25 — 26.) die Mittheilungen von andern historischen Vereinen in Bayern, der §. 8. (p. 26 — 29) jene von auswärtigen historischen Vereinen zum Gegenstande.

S. 30 — 36 folgt dann als Beylage I. „Berichtigung eines wahrscheinlichen Irrthums im 4ten Jahresberichte des historischen Vereins des Rezatkreises, S. 69. von Dr. K. W. Böttiger, Hofr. und ordentl. Professor der Universität zu Erlangen.“

Es wird dem Leser dieser Darstellung nicht ganz klar, welcher von den vielen hier aufgeführten Ernsten eigentlich zu Roßstall begraben liege. Hr. B. neigt sich zu jenem Ernst, der, der Schwiegervater Carlomanns (Pertz I. 455), von 829 — 865 (letzteres Jahr sein Todesjahr) erscheint, und welcher nach seiner Bestrafung auf seinen Gütern zurückgezogen lebte; unter diesen Gütern müßte sich denn auch Roßstall befunden haben (p. 32). So vollständig auch hier die Ernste aufgeführt sind, nämlich deren 7; so scheinen mir doch noch wenigstens ein paar Ernste, dem 10. Jahrhundert angehörig, in der von H. B. angegebenen Liste zu fehlen. Ich meyne die dem Rangaue und der Veste Horseval benachbarten Sualefeldischen Gaugrafen, von denen der eine schon 889 (bey Falkenstein Cod. dipl. p. 14), 899. 1. May, 914. 23. May, der andere dagegen im Jahre 959, 12. Juny (Mon. Boic. 28. 1. p. 187) vorkommt. Dieser letztere hatte sein Erbe in der villa ahuse (die sonach im Jahre 959 noch kein Kloster war, und auch im Jahre 996, 18. Februar noch nicht (M. B. 28. 1. p. 264), wiewohl die Stiftung von Anhausen gewöhnlich nach Angabe einer sicherlich späteren Grabschrift in das Jahr 958 gesetzt wird (siehe Stieber, Nachricht ꝛc. p. 238, woselbst diese Grabschrift) und in der villa uuestheim (bey Hohentrüdingen) durch richterlichen Spruch im öffentlichen Gerichte verloren und zwar, „quia nobis maxime contrarius extitit.“ — Gewiß wäre es die größte Tollkühnheit gewesen, wenn ein einzelner Graf, wie Ernst, und hätte er auch 2 Gauen vorgestanden, (wie dieß mit dem im Jahre 996 18. Febr. und 997 15. July vorkommenden Grafen Adalhard der Fall gewesen seyn mag, der im Rangau und im Sualefeld diese Würde bekleidet) im Jahre 958 oder 959 gegen den König Otto I. mit Macht sich aufgelehnt hätte, wie die Urkunde besagt. Es kann daher diese große Feindschaft eines Gaugrafen gegen den König nur in eine Zeit gesetzt werden, wo mehrere der mächtigsten Großen des deutschen Reiches sich demselben offen widersetzten, also in jenen großen Magnaten Krieg, in welchem Maynz von Otto I. vergeblich belagert wurde, und unter den Mauern von Horsedal (Roßstall), nach vergeblich gepflogener Unterredung zwischen Vater und Sohn zu Cinna (Langenzenn), ein äußerst heißer Kampf Statt gefunden. Da, wie Strebel p. 35 richtig bemerkt, Ludolf auf seinem Wege von Mainz nach Regensburg alle fränkische Herrn auf seine Seite gezogen, so wird wohl unter diesen gewiß auch der Gaugraf Ernst gezählt werden dürfen. Dafür traf ihn alsdann die obige Strafe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte von Bayern, aus archivalischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet, von Dr. Andreas Buchner, ord. Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität und ord. frequent. Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. — Sechstes Buch. Bayern getheilt in mehrere Herzogthümer, vom Tode des Kaisers Ludwig IV. 1347 bis zur Wiedervereinigung derselben und Einführung des Rechtes der Erstgeburt, 1506. — Erste Abtheilung, enthält die Geschichte vom Jahre 1347 — 1447. München, 1838 in Commission bey Georg Franz. 320 S. in 8.

Unstreitig ist die Geschichte von Bayern für sich zu wichtig, und sie greift zu mannigfach in die allgemeine teutsche, ja öfter in die europäische Geschichte ein (wovon wir auch aus dem vorliegenden Bande wieder ein paar Beyspiele zu liefern gedenken), als daß sie nicht, wie in den ältern Zeiten, so auch in den neuern, in- und auswärtige Bearbeiter, und darunter Männer von gründlichem Wissen, anerkannter Wahrheitsliebe und höherer Autorität, gefunden hätte. Mehrere Forscher der neuern Zeit haben sich um einzelne Partien der bayerischen Geschichte vorzügliche Verdienste erworben; sey es nun mittels Zutageförderung bisher noch nicht gekannter Quellen und Thatsachen; sey es durch jenen historischen Scharfsinn und Ueberblick, der, wenn auch mit vorwaltendem Talente und Witz, doch nur bey der innern Lauterkeit und Gesinnung, und auf dem beharrlichen Wege der lebendigen Anschauung des Lebens, des Landes und Volkes gewonnen wird. Aber nicht von solchen schätzbaren Monographien und Depositorien der bayerischen Geschichte, nach ihren verschiedenen Epochen und Territorien zufällig herausgegriffen und angelegt, sey hier die Rede; noch viel weniger von jenen federleichten Marktartikeln, womit die Oberflächlichkeit der Zeit und das überall um den Zehrpfennig sich zudrängende Handwerk der Schriftstellerey das allzugenügsame Publikum in Anspruch und Lehre nehmen; — sondern zunächst von historischen Handbüchern, in welchen die vaterländische Geschichte, nach faßlichen Zeitabschnitten, im Zusammenhange, gründlich, bündig und wahrhaft, mit Hinweisung auf die Quellen, gewissenhaft, den Glauben wie andere angestammte Bürgschaften des Volkes in Ehren — vorgetragen wird; kurz von jener Gattung historischer Handbücher sey hier die Rede, nach welchen der Laie, wie der Priester, der Geschäftsmann, wie der einsame Forscher, der Lehrer, wie der reifere Schüler, der gebildete Bürger, wie der intelligente Militär greift und sie jedenfalls zur Hand haben muß.

Aus allen zu dem Behufe bisher ausgearbeiteten und erschienenen Handbüchern der bayerischen Geschichte können wir mit bestem Wissen und Gewissen, und nach vieljährigem Gebrauche, das vorliegende des Hrn. Prof. A. Buchner zunächst empfehlen; und der eben erschienene erste Theil des sechsten Bandes dieses Handbuches ist es, welcher, als ein Preisstück der vaterländischen Literatur und seines höchst wichtigen Zeitraumes wegen, hier etwas umfassender angezeigt werden soll.

Bereits vor sieben Jahren, als der fünfte Band dieses Werkes erschienen war, hatten wir zeitgemäßen Anlaß, in einem auswärtigen Blatte, (in der katholischen Literaturzeitung des Hrn. von

Digitized by Google

Kerz, Mainz, Jahrg. 1831 Bd. II.) davon umständlicher, und überhaupt in einer Gegenstellung der bayerischen und österreichischen, sich fort und fort wechselseitig so nahe berührenden Geschichtschreibung zu sprechen: unsere Ansichten hatten bey den Sach- und Fachkundigen Anerkennung gefunden, und diese bedauerten seither mit uns die lange Unterbrechung dieses Werkes, woran jedoch nicht der Verf., sondern die dem Bessern allenthalben entgegenwirkende Ungunst der Zeit Schuld war. Inzwischen hatte aber Hr. Prof. Buchner durch die Nachlieferung der zwey Documentenbände, München, 1832 und 1834 (sie waren schon zu den vier ersten Büchern seines Werkes versprochen, und wurden Behufs derselben, darum dessen weitere Verbreitung hindernd, nur zu lange vermißt; während das fünfte Buch, wie nun das sechste, die Noten sogleich unter dem Texte enthält;) dem Werke eine Vervollständigung und pragmatische Brauchbarkeit gegeben, deren sich kein anderes inländisches Handbuch der Geschichte, und kaum ein ähnliches der Nachbarländer rühmen kann.

Der vorliegende erste Theil des sechsten Bandes begreift, in zwey Abschnitten, jeder zu mehreren Hauptstücken, und diese wieder in §§. nach der Wesenheit der historischen Daten, untergetheilt, gerade ein Jahrhundert; den Zeitraum von 1347 bis 1447. Die Rubriken dieser Abtheilungen sind kurz folgende:

I. Gemeinschaftliche Regierung der sechs Söhne des Kaisers Ludwig IV. 1347 — 1349;

II. weitere Theilungen der bayerischen Länder; Verlust der Grafschaft Tyrol und der Mark Brandenburg; 1349 — 1375;

III. gemeinschaftliche Regierung der Brüder Stephan II., Friedrich und Johann; 1375 — 1392;

IV. das Herzogthum Bayern getheilt in vier Provinzen; vom Anfang der Theilung bis zur Erlöschung der Linie von Straubing-Holland; und Vertheilung dieses Landestheils unter die andern drey Linien; 1393 — 1439;

V. Bayern getheilt in drey Herzogthümer vom Jahre 1430, bis zum Außsterben der Ingolstädter Linie, 1447.

Jedem der zwey Abschnitte ist eine statistische Uebersicht, aus dem gegebenen Zeitraume, vorangestellt. Diese Uebersicht des damaligen Personal- und Realstatus begreift nicht nur die bayerischen Länder in Bayern und Tyrol, sondern auch die später dazu gekommenen Territorien in Schwaben, in Franken und am Rhein; die dortigen Bisthümer, Standschaften, Reichsstädte u. s. w.

Was insbesondere Ober- und Niederbayern, Tyrol und Oberpfalz anbelangt, so enthält diese Statistik, nebst den genealogischen Tabellen der verschiedenen Zweige der Häuser Wittelsbach und Habsburg, für jeden Abschnitt, auch das lebendige Bild des ganzen damaligen Verfassungs- und Verwaltungs-Organismus; sofort die Namen aller Hofämter, Landesstellen, Bezirks- und Ortsbehörden, und nebenbey die Familiennamen aller Würdeträger, aller Hof-, Kriegs- und Landes-Beamten; der Landstände, der Vizthume, Burggrafen, Pfleger, Landrichter, der Kastner, Gerichtschreiber u. s. w. wie denn diese mit großer Mühe zusammengetragenen Verzeichnisse noch in keinem historischen Handbuche erschienen sind. Auch die Standschaft der kleineren landsässigen Städte und Flecken, der Inbegriff ihrer Autonomie und Repräsentation, ist, da sie damals in einem ungleich höhern Wohlstande lebend, auf den Landtagen ein gewichtiges Wort zu sagen und gar manche Notabilität und Capacität in ihrer Mitte hatten, in dieser Statistik gewahrt. — Indessen — wozu die Hunderte von Familiennamen, wozu die weitläufige Aufzählung dieser nun größtentheils längst abgestorbenen oder verschollenen Geschlechter und ihrer Burgflecken? — so möchten dennoch einige Leser dem Verfasser entgegnen. — Seine Rechtfertigung wäre dann so einfach, als statthaft. Damals beruhten Herrschaft und Wirthschaft — bey Fürsten und Unterthanen — auf dem Heimath- und Familienleben; heute beruhen sie auf dem Welt- und Staatsleben. Den Commentar zu beyden Lebens- und Regierungsweisen liefert die Geschichte, und der denkende Leser hat den Schlüssel dazu selbst zur Hand. Damals war ein großer Theil der öffentlichen Verwaltung ein Familien-Haushalt, und so dem angestammten Sinn und Besitz entsprechend, erblich; viel galten die ehrenhaften Namen der Geschlechter in allen

Digitized by Google

Standesclassen, und Fürsten und Volk pflegten mehr den Individuen und Körperschaften dieser Realbürgschaft, als Aemtern und Behörden zu vertrauen. Im Zweck und Wesen der heutigen Instrumentalmacht üben zunächst die Formen die Herrschaft; wenig gilt der Name, noch weniger das Erbe; denn die Dauer der Geschlechter zählt nur mehr nach Jahren, und der Calcül des Weltlebens entscheidet heute, trotz allen Annuitäten, über die Principien der Moral und der materiellen Interessen, ungleich mehr nach dem Moment.

Wenn im Leben und Wirken des ersten Systems gar oft die rohe Gewalt, und die frevelhafte Willkühr der großen und kleinen Machthaber die betrübendsten Begebenheiten und Verhältnisse herbeyführten, so lagen doch in den Autonomien der Standesclassen und Behörden selbst wieder die Mittel und Wege zur schnellern Abhülfe und Entschädigung, während das erlittene Unrecht, den langwierigen und kostspieligen Verstrickungen der Rechtsformen gegenüber, doppelt schmerzt und verletzt. Darüber belehrt uns die Geschichte des Mittelalters auf jedem Blatt, wie hätten sonst hunderte von gräulich verheerten Flecken und Dörfern so schnell und frisch wieder erstehen können? Im organischen, im großen Familienleben, sind die legitimen Autonomien die befruchtenden Staubfäden der Gesellschaft, ohne sie, in der Mechanik, mag auch der Stamm und Stengel des Volkes noch so nähr- und wehrhaft seyn, — nur Siechthum und Abart. Darum ist im Reiche der Humanität jede Institution zu einem Maaße von Autonomie berechtigt und geeignet; nur allein der Staat für sich und in seinen Abstractionen nicht. Jedenfalls standen all die Familien, welche auf irgend eine Weise an der öffentlichen Verwaltung Theil nahmen, auf ihren eigenen Füßen; d. h. sie hatten durchaus Erbeigenthum, ehe sie ein Amt antraten, und gaben jenes um des letztern willen in keinem Falle auf; und so kam der Staat mit den Familien, und die Familien kamen mit dem Staat nie in Verlegenheit, und gegenseitige Bürgschaft und Controle ergaben sich von selbst. Aber das reichte gegen die admassirte Saatskunst nicht aus.

Nach allem dem hat auch im heutigen Bayern gar manches Bürger- und Edelgeschlecht zu Stadt und Land aus jenen fernen Tagen die Verhängnisse der Zeit bestanden; und es kann edlen Gemüthern nur zur Ermunterung und Nacheiferung dienen, einem Handbuche der vaterländischen Geschichte die Namen der Vorältern, unter so merkwürdigen Ergebnissen, bewahrt zu sehen.

Faßt man die Signatur dieses inhaltschweren sechsten Buches in wenige Worte zusammen, so ist es, wie schon die Rubriken zu verstehen geben, jene große Tragödie des bayerischen Mittelalters, deren vorliegende eine Hälfte, im Gefolge unversöhnlichen innern Zwiespalts und äusserer, alles überbietender List und Arglist, dem raschen Zerfall des von Kaiser Ludwig IV. mit unsäglicher Mühe und Beharrlichkeit für sein Haus geschaffenen föderativen Erbstaates, der von jenseits der Alpen bis zum baltischen Meer, und von Böhmen bis zum brittischen Kanal reichte, darstellt; während der Tragödie demnächst erscheinende andere Hälfte, vom Fortwähren des blutigen Familienkriegs, vom vergeblichen Ringen, das Verlorne wieder zu gewinnen, und von den abermaligen namenlosen Verwüstungen Ober- und Niederbayerns Zeugniß geben wird.

Treten wir aber der Schaubühne näher; näher der Menge von handelnden Personen, von unabweislichen Begebenheiten, Thatsachen und Wechselfällen, bald im Lande, bald außer demselben, so muß uns bange werden ob der Ueberfülle des Stoffes, und ob der Wirren, die ihn nach allen Richtungen durchkreutzen; und wir müssen sofort ernster und beharrlicher das Buch durchlesen, um mit Fug aussagen zu können, ob und wie der Verf. des Stoffes Meister geworden sey?

Und das haben wir gethan; wohl wissend, daß es ungleich schwerer ist, eine Specialgeschichte, als eine Universalgeschichte zu schreiben; und daß der Eingeborne, je besser unterrichtet, desto härter daran kömmt, die Geschichte seines Vaterlandes lebenskräftig wieder zu geben; während der indifferente Ausländer Behufs derselben nur mit seiner Gelehrsamkeit und — einigem Mutterwitz, zu Rathe zu gehen sich verpflichtet achten kann.

Wir wenden uns ab von dem landesverderblichen, trostlosen, Hader im Innern des Stammhauses, von der unbesiegbaren Mißgunst der Bluts-

Verwandten unter einander; — unnatürlicher und unpolitischer war wohl nie ein Krieg als der zwischen der Kaiserin-Mutter und ihrem Sohne Wilhelm, in den Niederlanden; und glühendern Haß hegten zeitlebens, nie und nirgend, die nächsten Stammesvettern, wie, trotz allen kaiserlichen und päbstlichen und Schiedsrichter-Sprüchen, gegenseitigen Niederlagen und Erschöpfungen, Ludwig der Gebartete von Ingolstadt und Heinrich der Reiche von Landshut; dieser Heinrich, an dessen eigenen meuchlerischen Händen seit dem Concilium zu Constanz das Blut des ritterlichen Ludwigs, und seit jener (des erstern) Junkerherrschaft zu Landshut das Blut von einem halben Hundert der ersten dortigen Bürger klebte; jenes Heinrichs, den der knappe Rittersold des Teutschordens in Preußen wohl sparsamer, aber im Innern nicht menschlicher machte; wie es die spätern Begebenheiten in den Erblanden, und die höchst unedle, einem unnatürlichen Sohne, Ludwig dem Höckerigen, abgeborgte Gefangenschaft seines im Kerker zu Burghausen dahin sterbenden Vaters beweisen; — während dieser zwar auch rachekochenden Gemüths, aber offen, und Gott und Menschen durch viele großherzige Gaben und Stiftungen versöhnend, an Geist und Körper eine fast unverwüstliche Natur zeigte. Es ist der Böhmen-König Carl, der Luxenburger, der alsbald, als Kaiser Ludwig IV. die Augen schloß, mit seinem bereiten Heere in Bayern einrückte. Wohl ist es derselbe Carl IV., von dem sein Zeitgenosse und Client, Petrarca sang:

Real natura, angelico intelletto,
Chiar' alma, pronta vista, ochio cerviero;
Providencia veloce, alto pensero,
Everamente degno di quel peto etc.
Sonnet. CC.

Es ist derselbe Carl, allerdings an Körper und Geist mit außerordentlichen Gaben ausgestattet, dem Böhmen und zunächst Prag an Wohlstand, in Kunst und Wissenschaft, an Macht, Ansehen und Reichthümern, den Glanzpunct ihres Daseyns, und das h. r. Reich die goldene Bulle verdanken. — Dennoch ist dieser K. Carl IV. als Mensch und Regent eine der Weltgeschichte peinlich verfallene Celebrität. Carl hetzte alsobald den Müller Rehbock als wiedererstandenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, gegen den bayerischen Ludwig V., und trieb mit jenem das Possenspiel einer feyerlichen Investitur. Carl entledigte sich ohne Bedenken seines Nebenbuhlers um die teutsche Krone, des Günthers von Schwarzburg, durch Gift; Carl, mit Eidschwüren und den bündigsten Handvesten spielend, hatte alle mit ihm in Berührung kommende Fürsten zum Besten; blutscheu für sich, schonte er zu seinen Zwecken das Blut anderer nicht; verkuppelte, bey einer wirklich außerordentlichen Zeugungskraft: seine vierte und letzte Gemahlin Elisabeth, Tochter des Herzogs Boleslaw von Stettin war von unglaublicher Leibesstärke: sogar seine noch ungebornen Prinzen und Prinzessinnen der Reihe nach in die erlauchten Häuser um Land und Leute, und wies auf dem Reichstage zu Nürnberg die teutschen Fürsten, welche seinen 15jährigen Sohn Wenzel, der Jugend wegen, nicht zum König wählen wollten, dahin zu recht: daß Gott den Prinzen-Seelen verleihe, welche ihrer hohen Geburt angemessen und aufgeklärter als die Seelen anderer Menschen wären (S. 100). Die Gränzen Böhmens durch die Oberpfalz und über Donaulauf, in Bayern, und bis an die Donau vorzurücken, blieb zeitlebens eine Lieblingsidee Carls; die Städte Nürnberg und Sulzbach waren ihm darum sehr angenehm und wohl gelegen, um den bayerischen Prinzen abzuzwacken, was er konnte, und den Vertrag von Pavia, unter die Gewähr des jedesmaligen Reichsoberhauptes gestellt, verletzte Carl zu Gunsten der Rudolfinischen Linie in der Rheinpfalz zuerst. Ihm folgte, auch auf dem teutschen Thron, sein mit Sophia von Bayern-München vermählter Sohn, Wenzel, später blutdürstig, und endlich wildscheu vor den freundlichen teutschen Gauen, und nach dessen Entsetzung wieder ein Wittelsbacher, Ruprecht von der Pfalz; dann Sigmund der Vielschlichtende, manches Unrecht seines Vaters und Bruders, (Carl und Wenzel) wieder beschwichtigend rc.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte von Bayern, aus archivalischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet, von Dr. Andreas Buchner, ꝛc.

(Schluß.)

Das Concilium zu Constanz, auf dem Ludwig der Gebartete als französischer Gesandter erschien, und das zu Basel, dieses unter der von K. Sigmund angeordneten und rühmlichen Protektorschaft des Herzogs Wilhelm von Bayern, hatten in dieser Periode statt. Zu Basel sollte nachgeholt werden, „was man auf dem Concilium zu Constanz vergessen hatte,“ die Reformation des heillos entarteten Secular- und Regular-Clerus, von dem der Cardinal Julian aus Basel an den Pabst Eugen schrieb: „wenn das Concil nicht hilft, so werden die Völker aufstehen, und die Geistlichen todtschlagen, und Gott dadurch einen Dienst zu erweisen glauben“. (S. 271.) Die vom Verf. aus dem Leben geschilderte Sittenlosigkeit der damaligen Zeit und aller Stände übersteigt allen Glauben.

Gleichzeitig brachen die Hussiten über Bayern herein, es mit Feuer und Schwert verheerend, und dennoch war es endlich ein kleiner bayerischer Heerhausen, der zuerst (bey Hilkersreut) die Allgewalt dieser Fanatiker zu brechen lehrte. — Was sehen wir aber heute an der Stelle jener gewaltigen Burg Rittersweerd an der Ilm, die in jenen Tagen das letzte Unterpfand von Tyrol, Herzog Mainhart, Ludwigs und Margarethens Sohn, auf der Flucht vor der Gegenparthey aufnahm? Nichts als eine nackte namenlose Heuscheune; die Mauern sind verschwunden, die Wälle niedergeworfen, die Gräben ausgefüllt. Dennoch sollte einst auch die Topographie dieser und der Hunderte von andern Ortschaften, die in jenem Zeitraume in Bayern von Bayern zerstört wurden, und zum Theile wieder erstanden, der Verf. hat sie fleissig aufgezählt, in Ehren gedenken.

Herzog Ludwig der Brandenburger, und zu Tyrol, sah zu Meran den gefeyerten Bocaccio, als Abgesandten von Florenz und anderer Städte Italiens vor sich, um Hülfe gegen die übermächtigen Visconti zu Mailand; auch jener Petrarka, der lieblichste ihrer Dichter, hatte an diesen Ludwig V. geschrieben, auf daß er in Italien das Reich der alten Cäsaren herstellen möchte; die Dichter aller Zeiten maßten sich solche Dinge an. Aber einige Jahre darauf (1366) verbinden sich die Häuser Wittelsbach und Visconti durch Wechselheirathen, jede mit 40,000 Goldgulden zur Ausstattung.

Die Mittel und Wege zur Herbeyschaffung dieser ungeheuern Summe hatten die bayerischen Herzoge — (so erzählt das chronicon salisburgense bey Pez,) von dem Grafen Ulrich v. Schaumburg, dem renommirtesten Finanzkünstler damaliger Zeit, erlernt; von einem Manne, welcher Gott und Menschen nicht geachtet, erstern für die allgemeine Weltseele, letztere für nicht viel mehr, als Pferde und Esel gehalten, worauf die Gewalthaber ritten, so lange sie konnten und wollten (S. 78). „Dem Verluste Tyrols folgte der Verlust der Mark Brandenburg. (S. 87.) Habsburg und Luxemburg gründeten die Größe ihrer Häuser über den Spolien Kaisers Ludwig IV.“

Schon Carl IV. hatte den Plan, die Donau mit der Moldau zu verbinden, und Prag zum Emporium des europäischen Handels zwischen Venedig und Lübeck zu machen.

Der 72 jährige Herzog Stephan sprang an

Digitized by Google

der Hand seiner jungen zweyten Gemahlin, Elisabeth von Cleve, zu München auf dem Markte mit andern Bürgern und Bürgersfrauen noch rüstig über das Johannisfeuer (1401), während seine Tochter Elisabeth (Isabeau 1383), Gemahlin Carls VI. von Frankreich, den glänzendsten Thron der Welt einnahm, und sein Sohn, Ludwig der Gebartete von Ingolstadt, bald in Bayern, bald zu Paris auf den Erwerb von Geld und Gut bedacht, i. J. 1402 in jener Hauptstadt sich mit Anna, der jungen Wittwe des Don Peter von Montpensier, Bruders des K. Carls von Navarra, Tochter des Herzogs Johann von Bourbon vermählte; die ihm an Erbschaft aus dem Hause Montpensier, und was der König selbst als Brautschatz zulegte, die Summe von 95000 Touronen zugebracht hat. Damit handelte Ludwig in der Heimath von geldbürftigen Edelleuten wieder Burgen und Dörfer ein. Dagegen hatte später jene schöne Baderstochter von Augsburg, die Agnes Bernauerin dem feurigen Herzog Albrecht nur ihre Liebe und Treue und einige Kinder ins Ehebett gebracht, wofür sie auf Befehl des Herzogs Ernst, ihres Schwiegervaters, auf der einsamen Vohburg überfallen und jämmerlich zu Straubing in der Donau ersäuft wurde. Zunächst gegen den hartherzigen Heinrich von Landshut war jener mächtige Ritterverein gerichtet, den Caspar der Törringer, unbekümmert um seine auflodernde Stammburg, in Bayern hervorrief, an den sich Ludwig von Ingolstadt und mehrere Städte anschlossen, und dessen blitzschnelle Schlachthaufen, gleich den heutigen Guerillas Spaniens, Schrecken und Plünderung nach allen Richtungen verbreiteten. Da des Kaisers und der Fürsten offene Mahnungen nichts dagegen vermochten, so sehen wir die furchtbare geheime Vehme, von den westphälischen Stühlen her bis an die südlichen Gränzen Bayerns ihr blutiges Amt üben.

Noch einmal wollen wir dem Verf. ins ferne Ausland folgen, und ihn dort vom Geschicke des bayerischen Hauses in seiner Weise erzählen hören. S. 222.

„In Paris selbst spielte Ludwig dießmal eine große Rolle. König Carl VI. war wahnsinnig geworden, sein Sohn, der Dauphin Ludwig, erst sieben Jahre alt. Carls Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, und einer seiner Oheime, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, stritten um die Regentschaft, und die Königin machte gleichfalls darauf Ansprüche und ward durch die burgundische Parthey unterstützt. Am 23. Nov. 1407 wurde der Herzog von Orleans von Johann, Philipps Sohn, auf offener Strasse ermordet; ganz Paris kam in Bewegung. Einem Lit de Justice über diese Angelegenheiten am zweyten Weihnachtstage wohnte auch der Herzog bey, und am 24. März 1408 verband er sich mit Herzog Wilhelm von Straubing Holland, seinem Stammverwandten eidlich, die Königin in der Regierung des Reichs und in der Bewahrung des Dauphin zu schützen. Am 15. May erschien unter dem Namen Carls VI. eine Ordonnanz, worin für den Dauphin ein Hofstaat gebildet, und der Königin Bruder, Ludwig, zum Haupt desselben ernannt wird. Als solcher wurde er in die Reihe eines Prinzen vom Haus versetzt, und bekam in Paris einen eigenen prächtigen Palast, Hofcavaliere, Kammerdiener, Ritter, Knappen, Kapläne, einen großen Hofstaat."

„Während diese Veränderung mit Ludwig zu Paris vorgieng, erfolgte am 24. April der Spruch eines in Freysing unter Vorsitz des Bischofs Berthold und des Burggrafen Friedrichs versammelten Schiedsgerichts des Inhalts: Die Appellation Ludwigs an den König Ruprecht sey abgelehnt, und der Spruch des Schiedsgerichts vom 4. May 1407 bleibe in Kraft. Zugleich verbanden sich die Herzoge in Bayern zu Erhaltung des Landfriedens, demnach dieser Sache wegen keinen Krieg zu führen. Als der Graf Ludwig von Oettingen mit diesem Spruch nach Paris kam, fand er in Ludwig einen großen, mächtigen Herrn, bey dem es schwer war, Audienz zu erhalten, und als er sie nach mehreren Gängen endlich erhalten hatte, wies Ludwig Alles in Bayern Geschehene kurz und fest zurück. Dasselbe geschah auch mit einem Schreiben der Regierung und seines Vaters Stephan, welches Hans Gumpenberger einige Monat später nach Paris brachte. Er hätte sein Siegel, sagte voll Zorn der Herzog Ludwig, ihm, dem Gumpenberger und Dompfarrer Warnhofer von Ingolstadt wohl gegeben, aber nicht um es dem Freysingerspruch anzuhängen, sondern blos zu dem Ende, um eine Summe von 5000 fl. bey dem Holnsteiner aufzunehmen. Wehmüthig kam mit dieser Aeußerung der Gumpenberger nach Bayern zurück, und bekannte, daß er unbefugt, aber auf erschreckliches Drohen des Herzogs Stephan und des Grafen Ludwig von Oettingen das Siegel aus der Hand und dadurch Anlaß zum Mißbrauch desselben ge-

Digitized by Google

geben habe; zugleich theilte er die Nachricht mit, daß Ludwig, weil die Schiedsrichter seine Appellation an den Kaiser für unzulässig erklärten, an den Papst Gregor XII. appellirt, und dieser die Appellation angenommen, und die vorläufige Untersuchung dem Bischof von Augsburg übertragen habe. Im Jahre 1409 verheirathete sich Ludwig, nach dem Tode seiner Gemahlin Anna (v. Bourbon), die ihm im J. 1404 einen Sohn, Ludwig den Buckelichten geboren hatte, zum zweyten Male, mit Catharina von Alençon, einer Tochter des Grafen von Montague, und wurde durch sie der Besitzer der Grafschaft dieses Namens, Graf von Montagne. Dazu bekam er von dem Dauphin, zu dessen Gouverneur ihn Carl VI. in diesem Jahre für immer ernannt hatte, noch die Herrschaften Marcaussis, St. Pan, Chatomüllet, Gommer, und einen Theil von Montleberg, als Lehen des französischen Reichs, und wurde zugleich Mitglied des königlichen Raths mit einem Jahresgehalt von 12,000 Franken!" S. 228. „Als Ludwig zu Paris solches vernahm (im Krieg gegen Oesterreich den mißlungenen Angriff der bayerischen Herzoge auf Tyrol 1412, den bald darauf erfolgten Tod des Herzogs Stephan, Lichtmessen 1413 rc.); ergriff er diese Gelegenheit, eine Stadt für immer zu verlassen, wo seit zwey Jahren der Aufenthalt für ihn mit der größten Gefahr verbunden war. Es war nämlich zwischen der Orleanischen und Burgundischen Partey ein förmlicher Krieg ausgebrochen, an welchem die Bürger von Paris Antheil nahmen, sich für Burgund erklärten und die Orleanischen todtschlugen, die Königin aber, und den Dauphin, und mit diesen auch den Herzog Ludwig gefangen nahmen. Wie lange diese Gefangenschaft gedauert, ist nicht bekannt. Eine alte Chronik erzählt, daß Ludwig Freyheit, Leben und seine Schätze einem Pariser Bürger verdankte, der ihn durch eine Rede aus den Händen des aufgeregten Pöbels rettete."

Ludwig gieng zuerst nach Valenciennes, einer Stadt des Herzogs Wilhelm von Srauding Holland, im Hennegau. Die viel besprochenen Schätze hatten dem Ludwig seine Schwester Isabella, ihr Gemahl, K. Carl, und deren Sohn, der Dauphin, vermehrt. Für die damalige Zeit mochten sie allerdings von großem Werth gewesen seyn; denn sie bestanden meistens aus Kleinodien, und aus von Gold gefertigtem Geschmeide; eine Krone, Statuen und Bilder, wie die Verzeichnisse weisen; um das ersparte baare Geld hatte Ludwig, wie bemerkt, Herrschaften in Teutschland gegen Schwaben hin ankaufen lassen, aber jene Schätze giengen durch allzuviele Hände, und wurden bald da, bald dort niedergelegt, und theilweise in Versatz gegeben: er hatte sie zunächst zur Vollendung der Kirchenbauten und Stiftungen in Ingolstadt bestimmt. Für ein von außerordentlichem Werthe gehaltenes Marienbild ward in der Münze zu München zu Anfang des XIX. Jahrh., nicht mehr als 8600 fl. bezahlt. Freylich erfuhren die Kirchenschätze damals, wie heute in Spanien, in den Münzen überhaupt eine gar geringe Währung; und es offenbart sich auch bey ihnen eine jener selten begriffenen Paradoxien der Finanzkunst, daß nämlich eine gewisse Art von Hausschatz, wohl bewahrt, der Gesellschaft in der Opinion durch Credit und Autorität mehr, als durch den materiellen Verkehr nützt. Ludwig zu Ingolstadt wollte aber, als Stifter und Wohlthäter seines Volkes, hinter den Herzogen von München, nicht zurückbleiben, und nur auf seinem ingrimmigen Kerkermeister, Heinrich von Landshut, lastet die Schmach, daß der Grabstein, den sich Ludwig selbst in der Frauenkirche zu Ingolstadt einmauern ließ, bis zum heutigen Tage ohne Inschrift ist. Arnpeck schließt seine Geschichte Ludwigs mit den Worten: hic dux Ludovicus multa praetiosa castra construere coepit, sed pauca perfecit.

Auch die Stammutter der heutigen Könige von Preußen lernen wir in dieser Zeit kennen; es ist eine der Töchter des Herzogs Friedrich von Bayern Landshut, die schöne Elisabeth, vermählt 1390 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ersten Markgrafen von Brandenburg. Arnpeck hat das höchst rühmliche Andenken dieses Herzogs Friedrich von Landshut bewahrt.

Bereits oben im Beginn dieser Hindeutungen auf den reichen Stoff, haben wir vernommen, daß in der Mitte des XIV. Jahrhunderts Mutter und Sohn, aus dem Hause Wittelsbach, im Erbbesitze der Niederlande dort einander bekriegten, und sich blutige Seetreffen lieferten, nämlich die Kaiserin Wittwe auf der einen, und ihr Sohn, Herzog Wilhelm, auf der andern Seite. (der Verf. hat diese Ereignisse oben im I. Abschnitte 2. Hauptstücke §. 4. erzählt.) Aber gleiches Interesse möchte heute noch im II. Abschnitte 1. Hauptstück der §. 11.

haben, welcher von dem Verluste der Niederlande für Bayern Bericht giebt.

„Auf solche Weise, schließt diese Erzählung, kamen die Niederlande von dem Hause Wittelsbach ab, und an das Haus Burgund. Man macht den bayerischen Prinzen den Vorwurf, daß sie die Prinzessin Jacobäa, ihre Nichte, weder mit Rath noch That unterstützt, und fahrläßig diese so schöne Erwerbung ihres großen Ahnherrn aus dem Hause gelassen haben, besonders wird dieser Vorwurf dem Herzog Ludwig gemacht, dem Bruder der Königin von Frankreich, welcher an diesem Hofe einst eine so große Rolle gespielt hat. Wir sind der Meynung, daß die Herzoge von Bayern, wenn sie auch vereinigt mit aller ihrer Macht nach den Niederlanden gezogen wären, über den Herzog von Burgund, den mächtigsten und reichsten Herrn damaliger Zeit, um dessen Gunst Engländer und Franzosen buhlten, nie die Oberhand hätten erhalten können. Von der Königin Isabella aber war ganz und gar nichts mehr zu hoffen. Diese Frau war während des Krieges, welchen damals die Engländer gegen die Franzosen führten, aller ihrer Schätze beraubt und in Tour lange Zeit eingesperrt worden. Um frey zu werden, verband sie sich mit Burgund und den Engländern wider ihren Sohn, den Dauphin Carl, welchem der größte Theil der Franzosen anhieng, und beredete ihren Gemahl, Carl VI., ihn von der Thronfolge auszuschließen, und die Krone Frankreichs an ihre Tochter Catharina, Gemahlin Heinrichs V. König von England und deren Nachkömmlinge zu übertragen. Die Folge war ein Bürgerkrieg und ein allgemeiner Haß der Franzosen gegen diese Königin. Nach dem Tode ihres Gemahls, Carls VI., gerieth sie in sehr dürftige Umstände, und wurde selbst von den Engländern verachtet, welche ihr ins Gesicht sagten, daß Carl VII. nicht der Sohn ihres Gemahls sey. (Hier beruft sich der Verf. auf Mezerai Abrégé d'hist. III. 253, und fügt bey: wahrscheinlich war dieses das Geheimniß, welches die Jungfrau von Orleans Carl VII. gesagt, das außer ihm bisher in der Welt kein Mensch gewußt hat, und welches seinen Glauben an sie bestärkte.) Sie starb den 30. Sept. 1435. Sie hatte nach den Tagen ihres Glückes öfter an ihren Bruder Ludwig, und auch an den Kaiser Sigmund geschrieben und sie ersucht, aus den Bezirken Gundelfingen, Höchstätt, Lauingen, Donauwört und den Weinzehent von Heilbronn, Orte, welche ihr Bruder mit ihrem Gelde eingelöst und erworben hatte, eine Herrschaft zu errichten und sie ihr zuzuschreiben. Sie schickte dieser Sache wegen im Jahre 1423 ihren vertrauten Rath Granser nach Bayern; 1424 schickte sie dem König Sigmund ein goldenes Kreuz mit Edelgesteinen und Perlen, und einen Beutel mit Heiligthümern, welchen sie selbst gestickt. Ihrem Bruder schrieb sie 1425, und machte ihm Vorwürfe, daß er die mit ihrem Gelde erkauften Güter bisher für sich benutzt habe. Eine in der Macht so weit herabgekommene Frau war gewiß nicht mehr geeignet, die bayerischen Prinzen in ihren Ansprüchen auf die Niederlande thätig zu unterstützen."

Soviel möchte genügen, um auch des Verf. lebendigen und wohl in einander greifenden Vortrag kennen zu lernen, und um sich zu überzeugen, daß auch dieser Abschnitt der bayerischen Geschichte von den auswärtigen Schriftstellern ohne Abbruch für ihre historischen Werke nicht ignorirt werden könne.

Der geistige Verkehr, Behufs der historischen Wahrheit, kennt keine Gränzpfähle.

Wenn auch ausser dem bewährten Materiale, was über diesen Zeitraum die ältern Geschichtschreiber und Chronisten, die Scriptores in Oefele, ein Arnpeck, Aeneas Silvius ꝛc. liefern, manche einzelne Partien und mancher Lebenslauf von den neuern und neuesten Forschern, z. B. durch von Westenrieder, von Krenner, Feßmayer, v. Lang, v. Freyberg, Schmeller, Staudenraus ꝛc. theils mittels Herausgabe von Urkunden und Verhandlungen, theils mittels besonderer, vervollständigender und kritischer Erörterungen trefflich aufgeklärt, und herausgestellt worden sind; — so gebührt dem Hrn. Prof. Buchner als Verf. dieses Handbuches dennoch für alle Fälle das Verdienst, die hierbey obwaltenden Verpflichtungen treu und rühmlich erfüllt, nämlich den Stoff wohl geordnet, die Quellen, ohne Eigendünkel und Vorurtheil, geprüft und benützt, den Charakter der Zeit und der Personen nach dem Leben aufgefaßt, und überhaupt seine Geschichte mit Klarheit, Wahrheit und im bündigen Zusammenhang fortgesetzt zu haben. Allenthalben bewährt es sich, daß der Verf. in der Literatur, im Lande und Volke, einheimisch ist: — oder möchte ihm dieses einen Eintrag thun?

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nr. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Philosophie. Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen, zur Beantwortung der Fragen: Wie gelangt der Mensch zu Wahrheit? Wie gelangt er zu Tugend? Wie sollen wir einst zu Weisheit gelangen? Von Ph. W. van Heusde, Ritter des niederländischen Löwenordens, Professor der Philosophie und Philologie an der Universität zu Utrecht. Utrecht, 1838. 8. 207 S.

Herr van Heusde ist den Philologen, zumal denen, die sich mit Plato beschäftigen, schon seit mehreren Jahrzehenden sehr wohlbekannt und mit Ruhm genannt; seit dem Jahre 1827, da der erste Theil seiner Initia Philosophiae Platonicae herauskam, hat er sich auch auf dem Gebiete der Philosophie gezeigt, und sich da so bewährt, wie es einem Philologen wohl ansteht. Er schließt nämlich seine philosophischen Untersuchungen an die Alten an, an die Klassiker dieses Faches bey Griechen und Römern, und an deren Sprachen, so viel es nur thunlich ist; er verweilt vorzugsweise auf jenen Gebieten der Philosophie, die für alle Menschen, die zur Besinnung und zum Ernst des Lebens gekommen sind, ein hohes Interesse haben; er entwickelt hauptsächlich jene philosophischen Fragen und Lehren, welche die Bildung des Charakters zu Humanität und Religiosität zu fördern im Stande sind. Diese Richtung zeigt sich schon in den vorhin genannten Initiis, die in klassischer Rhetorik geschrieben sind, und alle Zweige der Künste und Wissenschaften entfalten, über die Plato sich in seinen Schriften erklärt hat. Aber die Puncte, auf welche dermalen in Deutschland von Philosophen und Philologen das Studium des Plato beynahe ausschließlich gerichtet ist, berührt jenes Werk kaum obenhin, die Fragen nämlich, was Plato für Principien hatte, wie er sich das ἕν und die δυάς und in dieser das μέγα καὶ μικρὸν dachte, was er darunter verstand? wie sich dazu das ἀμέριστον und die περὶ τὰ σώματα μεριστὴ γινομένη φύσις, wie das πέρας, ἄπειρον, und πεπερασμένον u. dgl. m. verhalte? Hr. v. Heusde hat diese Untersuchungen gewiß aus dem triftigen Grunde beyseite liegen lassen, weil Plato in seinen Schriften darüber sich nicht weiter erklärt; in der Schule allerdings entwickelte er diese Puncte, so viel möglich war, wissenschaftlich, wie uns Aristoteles und die Nachrichten über Speusippus, Xenokrates u. a. bezeugen. Auf die Initia Phil. Plat. ließ Hr. van Heusde im Jahre 1831 folgen: „Die Sokratische Schule, oder Philosophie für das 19te Jahrhundert," davon sind die beyden ersten Theile, die Encyklopädie der Künste und Wissenschaften enthaltend, durch die Uebersetzung des Herrn Dr. Leutbecher auch unter uns bekannt. Darin finden wir eine gelungene Uebersicht des ganzen philosophischen Gebietes; Hr. v. Heusde schließt sich da überall so nahe als möglich an die Platonischen Principien, Ansichten und Gefühle an, und verschmilzt damit, was die Philosophie bis auf unsere Tage zu seinem Zwecke Dienliches erhellet und zu Tage gefördert hat. Sein Zweck ist aber nicht, weder ein abgeschlossenes System für alle Zeiten aufzustellen, noch in die Tiefen abstruser Metaphysik hineinzuführen; nicht Philosophen von Profession, sondern besonnene und geschmackvolle Liebhaber der Forschung und Weisheit zu bilden; er liefert seinen Schülern und Lesern, deren er gewiß viele hat, ein Handbuch fürs Leben, woran sie ihre weitern Untersuchungen anknüpfen mögen. Denn das genannte und das eben speciell

Digitized by Google

vorliegende Werk sind gleichsam eine Einladungsschrift für Jünglinge jedes Standes und Berufes, über sich selbst, über die Welt und über ihren Beruf zum Nachdenken, zur Besinnung und in die Richte zu kommen. Daher verdienen beyde Werke auch Abiturienten von Gymnasien, und die die Universität beziehen, sehr empfohlen zu werden, zumal wenn sie zur Erkenntniß kommen wollen, wie viel sie durch das Studium der alten Sprache bis hierher schon gewonnen haben, wie viel sie noch weiter gewinnen können; wie unentbehrlich dessen Fortsetzung und lebenslängliche Pflege ihnen für das gründliche Studium aller Künste und Wissenschaften bleibe, sie mögen sich welche derselben immer zum unmittelbaren Beruf wählen. Zu der Fortsetzung der sprachlichen klassischen Studien ladet diese Schrift ein durch die schöne, einfache aber lebendige Darstellung und klare Entwickelung der Begriffe, durch den feinen in der Schule der Alten gebildeten Geschmack, durch den überall durchscheinenden liebenswürdigen Charakter des Verfassers, in dem ächte Humanität und eine mildheitere und sittlichreligiöse Stimmung und Wohlordnung der Seele vereinigt sich zeigen.

Dieser Charakter spricht sich aus auch in der andringlichen Liebe und wohlwollenden Theilnahme an den Jünglingen, zu denen Hr. van Heusde auf jedem Blatte als zu seinen Freunden spricht; ohne in die Gesprächsform einzukleiden, haben seine Werke etwas vom Platonischen Dialog, eben die Anlockung zum Mit- und Selbstdenken. Sie laden zur Fortsetzung der klassischen Studien außerdem noch insbesondere dadurch ein, daß sich die Entwicklung der Gedanken überall eben auf die bald offenbarern bald geheimeren Fingerzeige der Sprachen, der Wörter derselben stützet. Denn was ist φιλοσοφία? Das Wort sagt es schon, es ist wijsgeerte, Weetlust, Wissenstrieb, amor sapientiae; Liebe, Trieb, — ist die erste Anforderung — aber Liebe, Trieb — wozu? zur Sapientia, σοφία, Weisheit. Weisheit weiset auf Wissen, wie sapientia auf sapere, Geschmack finden an etwas; — cor sapit sagt der praktische rüstige Römer als vir fortis; und sapere aude du sollst Geschmack finden am Guten, Schönen und Wahren. Was ist wahr? τὸ ὄν, das was ist, τὸ ἀληθὲς καὶ τὸ ὄν gelten im Griechischen gleich; was ist, das ist wahr, und das Wahre ist das Unverborgene, das zu klarer Einsicht gewordene. Der φιλόσοφος ist φιλομαθής in Folge der Weetlust, der Leergierigkeid, dorst naar kennis en Wetenschap — des Durstes nach Kenntniß und Wissenschaft. Wie gelangt er zu Kenntniß und Wissenschaft? Zunächst durch die αἰσθήσεις, Zintuigen, Sinneswerkzeuge, vornämlich aber durch den λόγος, Rede; — dieses Wort vereinigt im Holländischen, wie im Altdeutschen, gleich dem Griechischen, noch die beyden Bedeutungen ratio et oratio. Die Vernunft vernimmt, nimmt auf und faßt, hält fest und merket dadurch, daß sie Marken setzet, abscheidet und ausscheidet, und auf diesen und andern Wegen endlich dahin gelangt, daß sie begreift, καταλαμβάνει, comprehendit; — auf Entbinden und Verbinden, Auseinanderlegen, Entwickeln und Zusammenfassen, auf Zersetzen und Zusammensetzen, διακρίνειν καὶ συγκρίνειν u. dgl. m. beruhet alles Thun der Natur und des denkenden Geistes; es beruhet auf Urtheilen, Folgerungen, Schlüssen, Beweisen u. s. w.

Genug der Beyspiele, um sehen zu lassen, wie die Sprachen dem Verf. und überhaupt jedem nachdenkenden zu Hülfe kommen, um die Gedanken zur Klarheit und Anschaulichkeit zu entwickeln. Einen Auszug leidet das Büchelchen nicht, auch hat der Verf. selbst am Schluß S. 199 — 207 eine Uebersicht dieser philosophischen Forschungen in den Sprachen gegeben; auch ist schon vorhin gesagt worden, daß sie im Geiste Platonischer Methode und Gesinnung durchgeführt sind. Statt weitläuftiger über den Inhalt zu referiren, hält es Rec. für angemessener, einige Bemerkungen zu dieser Methode zu machen. Es leuchtet ein, daß diese Methode, aus den Sprachen und aus der Etymologie zu philosophiren, nicht eigentlich beweiset, und nicht erweisen kann; denn die Sprache ist jedenfalls das zweyte, wenn auch in unmittelbarer und nächster Folge mit der menschlichen Vernunft zusammenhängende, so eng zusammenhängend wie Sonnenaufgang und Tageslicht an der Erde. Auch will der

Verf. durch die von verschiedenen Zungen hergenommenen sprachlichen Belege nicht eigentlich beweisen, sondern dadurch nur erläutern, insbesondere auf die Naturnothwendigkeit und den consensus generis humani in dieserley Ausdrücken und Metaphern hinweisen. Einige dieser Metaphern tragen den Stempel der Naturnothwendigkeit, andere dagegen sind mehr willkührlich und beliebig nach Ort und Zeit und den sie begleitenden Umständen ausgeprägt; denn keine Sprache der Welt trägt die sinnlichen Begriffe des Hellen, Lautern u. dgl. über z. B. auf das Laster, auf die Unwissenheit; sie alle ohne Ausnahme charakterisiren die Tugend, wenn sie von ihr reden und sie charakterisiren, als etwas Lauteres, Reines, Weisses rc.; sie alle ohne Ausnahme reden vom Laster als von Schwärze und Schmutz, von der Unwissenheit als von einem Zustand der Umnebelung und Finsterniß; Zunahme der Erkenntniß und deren distincte Gewißheit wird in keiner Sprache der Erde mit Verdunkelung, Chaos und Verwirrung verglichen; jede Sprache nimmt deßfalls ihre Bilder vom Lichte, redet von Aufklärung, Erhellung, Erleuchtung, von clara notio u. s. w.; jede vergleicht die Leidenschaft — nicht mit dem ruhigen stillen Licht, sondern — mit Gluth und Flammen, und benennt die Affecte nicht als Tugenden, Tüchtigkeiten zum Leben, sondern als Leiden, πάθη, affectus, perturbationes et morbos animi, u. s. w. Hieraus folgt, daß einige Metaphern in der Natur und Verwandtschaft des Sinnlichen und Unsinnlichen begründet sind; andere Gleichnisse und Analogien dagegen sind mehr in die Willkühr des Menschen gestellt, wie jedes Blatt jedes Dichters und Redners alter oder neuer Zeit beweiset. Noch sind die Sprachen von diesem Gesichtspunct aus nicht angesehen und deßfalls unter einander verglichen worden; wir haben noch keine comparative Tropen- und Figurenlehre der Sprachen in ihrem frühesten Bestande.

Man müßte da Metaphern, Metonymien, Synekdochen und andere Tropen und Figuren, die das Volk selbst gefunden und entdeckt hat, ausscheiden von denen, die im Laufe des litterarischen Gebrauches einer Sprache von den Gelehrten und Schriftstellern, welcher Art immer diese waren, eingeführt und geläufig geworden sind. Aber wie selten würde eine solche Nachspürung möglich seyn, wie viel seltener noch zu einem Resultate führen, das der Mühe und des Zeitaufwandes lohnte! Denn auch der Dichter, Philosophen und Redner entwickeln und bereichern ja die Sprache unter Handleitung der Natur; sie bilden die Sprache nur fort nach schon gegebenen Elementen und Bedürfnissen; zu diesen aber gehört insbesondere, daß sie leicht und allgemein verstanden werden sollen.

Wenn aber eine Sprache litterarisch gebraucht wird, wenn das Volk sich gar mit fremden und mehreren Litteraturen vertraut macht: so gehen auch die Gleichnisse, Metaphern u. m. g. d. A. unvermerkt in seine Sprache bis ins tägliche Leben über; — gleich nur unser Wort: Begriff, scheint in der jetzt allein üblichen Bedeutung, demnach es die erste sinnliche Bedeutung des Inbegriffes, der Umfassung beynahe verloren hat, und nur noch metaphorisch gebraucht wird, nicht sehr alt zu seyn, nicht über das 14te Jahrhundert zurück; es scheint wörtliche Uebersetzung des conceptus der späteren Latinität, namentlich der Kirchenväter, zu seyn; conceptus aber ist von daher in allen romanischen Sprachen fest hangen geblieben. Indessen liegt in conceptus ohne Zweifel, nach den Ausdrücken: utero, mente etc. concipere zu schließen, zunächst das Bild der Empfängniß, nicht das der gewissen begrifflichen Vorstellung, der καταληπτική φαντασία; für diese hat aber der Stifter der stoischen Schule den Ausdruck κατάληψις = Begriff zunächst gestempelt und durch seine Anhänger in Umlauf gebracht. Aristoteles und Plato brauchen dieses Wort und auch diesen Begriff noch gar nicht; sie reden von λόγος, εἶδος, ἰδέα, von νόημα u. dgl. m., von κοινόν, καθόλου, γένος, ἀρχή etc., kurz, von dem objectiven, den Gegenständen inwohnenden Begriff, nicht von dem Begriff, von der Vorstellung nach ihrer subjectiven Seite betrachtet, wie fern sie uns die Gewißheit und Wahrheit — Realität — verkündige.

(Schluß folgt.)

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts kennen wir keine Rangauische Gaugrafen, und es wäre wohl möglich, daß dieser Saalfeldische Ernst auch zugleich über den anstoßenden Rangau die Aufsicht gehabt hätte, in welchem bekanntlich Horsedal gelegen ist.

Ob der in einer unter Bischof Starchand von Eichstätt ausgestellten Urkunde bey Gretser Catalog. episc. Eystettens. p. 426 aufgeführte Comes Erunstus (Ernustus) ein und dieselbe Person mit dem Obigen sey, wage ich nicht zu bestimmen. Wäre nun der zu Roßstall begrabene Ernust weder der Ernst der Diplome von 889, 899, 914, noch der in der Urkunde von 959 12. Juny vorkommende; so ließe sich annehmen, daß ein in dem hitzigen Treffen vor Horsedal gefallener Magnat, Namens Ernst, dessen Vaterland und Würde im Uebrigen nicht mehr auszumitteln, in der dortigen Kirche seine Ruhestatte gefunden habe, wofür selbst eine Sage bey Stieber p. 675 zu sprechen scheint. Hinsichtlich des von Strebel p. 39 unentschiedenen Alterthums der Kirche zu Roßstall verweisen wir mit dem Bemerken auf Stiebers Nachrichten ic. p. 675. 676, daß in der aus Strebel citirten Stelle ein Zwischensatz, wohl durch ein Versehen des Setzers, ausgelassen ist, der von der Crypta der Kirche zu Roßstall spricht. — Herzogenaurach (p. 35 u. p. 35) war wohl nie, wenn es schon v. Lang, Grafschaften p. 225, 226 sagt, ein Eigenthum der Gisela, sondern was sie ihrem zweyten Gemahl, dem salischen Conrad nebst anderem Gut zugebracht, das war Aurach an der fränkischen Saale, wie bereits der daselbst geborne Präsident Bodmann in seiner Abhandlung über die Wahlstatt Conrads II. Nürnberg 1830 p. 41. 44. 40 dargethan, der „die Ueberbleibsel dieses uralten Landschlosses (Aurach) in eine richtige Zeichnung gebracht," und die Ruinen desselben näher bezeichnet. —

Beylage II. „Ueber die ehemalige Judengemeinde in Nürnberg." Von Lor. Friedr. Richter, Gymnasial-Professor zu Erlangen (gestorben. Ende 1837).

Hr. R. ist in diesem Aufsatze bemüht gewesen, den Wohlstand und die Blüthe Nürnbergs dem Speculationsgeiste der Juden, die beym Beginne des 2ten großen Kreuzzuges vor den grausamen Verfolgungen der Christen vom Rheine in die damals unfruchtbare Gegend dieser Stadt geflüchtet, zuzuschreiben. Unterm Schutze der milden Hohenstaufen, hätten „die an den Handel im Großen gewöhnten neuen Ansiedler mit ihrer bekannten unermüdeten Thätigkeit einen sehr bedeutenden Theil dieses Handels nach Nürnberg gezogen und durch ihr Beyspiel auch die wohlhabenden christlichen Einwohner zu gleichen Unternehmungen ermuntert" (p. 38). — Sie hätten stets am ersten gewußt, welche Handelsartikel für dieses oder jenes Land Bedürfniß waren, und meisterhaft diese günstigen Umstände genützt, so daß dann der Reiz der Neuheit vieler von den Nürnbergern selbst erfundenen Kunstwerkzeuge und Kunststücke diesen oft lange Zeit den allgemeinsten Begehr und die lohnendsten Preise sicherte".

„S. 40 heißt Nürnberg eine von den Juden „miterbaute" Stadt, und die dortige Juden-Gemeinde war dem Hr. R. „die gebildetste in Teutschland, ihre Lehranstalten selbst von Ausländern fleißig besucht." (Die Regensburger „Jüdischheit" scheint dem Hrn. R. hinsichtlich ihres Alters als Gemeinde — Oefele II. p. 516. b. und Schmeller II. 265 —, ihres ausgebreiteten Handels, und ihrer gelehrten Schule wohl nicht genugsam bekannt gewesen zu seyn.) Am Ende meynt Hr. R. (S. 42. 43), durch die Judenaustreibung i. J. 1499 sey in Folge des von nun an mangelnden kühnen Speculationsgeistes der Juden der Verfall Nürnbergs herbeygeführt worden. Ueberhaupt scheint es dem Hr. R. eine ausgemachte Sache, „daß die unermüdliche Erwerbsthätigkeit der Juden ein unentbehrlicher Hebel der Handelsblüthe jedes Volkes sey, so, daß Erstarrung alles Unternehmungsgeistes in Handelsangelegenheiten am schwersten solche Länder strafe, welche sie, wie die pyrenäische Halbinsel, völlig verscheuchten." (Aus spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern ließen sich wohl ganz andere Ursachen des Handels-Verfalles in diesen Ländern angeben. Vom ersten mittelalterlichen Handelsstaate, von Venedig ist es bekannt, daß erst zu Ende des 14. Jahrhunderts zwey Juden die Erlaubniß zur Niederlassung in dieser Stadt erhielten, siehe Hüllmann, Städtewesen II. p. 100.) — Zum Lobe, welches der Toleranz der brandenburgischen Herrscher in Glaubenssachen gespendet wird (S. 41), liefert die neueste Zeitgeschichte den Commentar. Bey Spieß, archiv. Nebenst. I. S. 118 flg. kann man aus den Urkunden erfahren, wie sich die Burggrafen Johann und Albrecht durch die Kaiser Ludwig IV. und Carl IV. von ihren vielen Judenschulden befreyen ließen. —

Wir müssen es jenen Gliedern des histor. Vereins für Mittelfranken überlassen, welche Nürnberg entweder durch Geburt oder längern Aufenthalt in derselben angehören, diese ihre Stadt gegen die wirklich neue, aber geschichtlich nichts weniger als begründete Behauptung des Hrn. R. zu vertreten, als datire die Blüthe derselben vornehmlich von Juden her, als sey es der Geist der Undankbarkeit und des Neides gewesen, der die Vorstände des Nürnberger Gemeinwesens angetrieben, den Juden auf alle mögliche Weise wehe zu thun, und die Verhaßten endlich aus der Stadt zu jagen! —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nr. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Philosophie. Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen, ꝛc.

(Schluß.)

An diesem einen Worte, das Cicero mit comprehensio übersetzt hat, kann man zugleich auch sehen, wie gewisse Wörter mit ihren Bedeutungen in Zusammenhang stehen mit den grundwesentlichsten Epochen und Untersuchungen der Philosophie; denn jenes neue Wort zu einem neuen Begriff zu stempeln, dazu nöthigte der Streit, den die neueren Akademiker gegen die Gewißheit der unmittelbaren Kenntniß, oder über das κριτήριον, mit den Stoikern zu führen hatten.

Solcher Beyspiele ließen sich noch viele aus allen Künsten und Wissenschaften, aus alter und neuer Zeit anführen; es genügt aber an alltägliche Wörter zu erinnern, dergleichen Tugend, Laster, Gott, Recht und Unrecht ꝛc. real, ideal, subjectiv, objectiv, formal, material ꝛc. sind; und sich zu besinnen, wie mannichfaltig ihr Inhalt abgeändert worden ist, wie Wörter und Bilder, die in der einen Sprache höchst abstract und ausgesucht sind, in der andern gleichsam zur Landmünze gehören. Quidditas z. B. und quidditativus, substantialitas etc. sehen aus, wie tiefe, abstruse Begriffszeichen; aber im Englischen steckt hinter quiddity, quidditative, substantiality etc. hinter perception, reflexion, topicks und hundert andern der Art nichts mehr, als wir mit allgemeinläufigen guten deutschen Ausdrücken auch sagen können und wirklich sagen.

H. van Heusde zieht sehr weislich und lobenswerth seine sprachlichen Erläuterungen nur aus der griechischen, lateinischen, deutschen und holländischen, seltener aus der französischen Sprache; man sieht aber wohl, daß, wenn diese Induction aus den Sprachen wirklich einigen beweisenden Werth haben sollte, sie sich über das Gebiet aller Sprachen, so weit diese nur zugänglich sind, ausdehnen müßte. Einmal hat es auch Hr. van Heusde für nöthig gefunden, über das bezeichnete Sprachengebiet hinauszugehen, S. 173 flg. nämlich, wo er von dem Christenthume zu reden beginnt; es brachte uns den Glauben, die fides und religio etc., wenn auch alte Wörter, so doch in That und Begriff neu, mit Gottesfurcht und Gottesliebe aus dem Hebräischen stammend.

„Gottesdienst, sagt er S. 175, und unser Godvreezenheid — Gottesfurcht — entsteht aus Ehrerbietung. Beyde wurden durch das lateinische cultus, und noch vollkommener durch unser Ehrendienst (? vielleicht ist zu lesen Gottesverehrung) vereinigt. Gottesdienst ist demnach kein Sklavendienst, und Gottesfurcht keine Sklavenfurcht. Beyde bestehen in Verehrung: ja, was mehr heißt, Gottesliebe werden sie von den Deutschen genannt; und sehet hier das Sokratische Princip alles Gottesdienstes: Liebe zu Gott."

Es ist ein kleiner Abschnitt S. 173 — 183, aber einer der schönsten, in dem der ehrwürdige Verf. vom Christenthume redet; S. 182 sagt er so schön als von jeder Art Fanatismus frey:

„Aus den Sprachen wurde uns deutlich, was der Mensch als sittliches Wesen sey, wie er als solches zur höchsten Vervollkommnung gebildet werden müsse, und welchen Einfluß die Liebe auf seine Sittlichkeit ausübe. Dieß alles liegt nicht weniger in den Principien des Christenthums, als in der menschlichen Natur, und deren Dolmetschern, den Sprachen. Nach dem Christenthume aber schöpfen wir es noch tiefer aus dem Wesen des Menschen und darum führt es uns zu Begriffen,

welche auf alle Menschen, auf das ganze Menschengeschlecht angewandt werden können. Man vernimmt hier von einer Erneuerung des Menschen, vom Erhalten einer neuen Natur, vom Ausziehen des alten, und Anziehen des neuen Menschen; und dieses bezieht sich nicht auf besondere Geistesfähigkeiten, worin einer den andern übertrifft, und durch welche sich Einige über Andere erheben. Im Gegentheil: es setzt im Menschen die höchste, ja gewisse kindliche Einfalt voraus. „Wo ihr nicht, heißt es hier, werdet wie der Kindlein eines, könnt ihr nicht in das Himmelreich eintreten.“ Dieser Spruch ist also nicht nur für Kluge, für Gebildete und Gelehrte, für Weise, sondern auch für die Menschen überhaupt, welche sie auch seyn mögen, und gerade den Einfältigsten und Geringsten am leichtesten zu befolgen. — Dadurch aber insbesondere ist das Christenthum nach seiner Natur und Tendenz so recht geschickt, im ganzen Menschengeschlechte die besten Principien zu erwecken, und das Reich der Wahrheit und Tugend über den Erdboden auszubreiten.“

Und S. 206 faßt er das Resultat der Untersuchung über die Frage: Wie sollen wir einst zu Weisheit gelangen? in den Worten zusammen:

„es wurde uns aus den Sprachen deutlich, daß dazu insbesondere das Wissen erfordert werde, zugleich aber, daß ohne von Glauben auszugehen, die höchste Weisheit nicht zu erlangen sey.“

Hier eben beym Christenthum fällt es in die Augen, daß die Sprachen an Zeichen und Wörtern wachsen, wie der innere Mensch wächst und ihm neue Erfahrungen und Anschauungen zu Theil werden. Allerdings kann wohl auch die Sprache manchmal auf neue Combinationen — aber nicht auf Erfahrungen und substantielle Begriffe — führen; sie erwarten aber ihre Bestätigung immer erst von der Erfahrung und haben an dieser ihre Probe.

Es ist sehr viel daran gelegen, daß der ursprünglich meistens sinnliche Ausdruck ein so viel möglich angemessenes Bild für das Unsinnliche gebe. Dieß ist selten der Fall für spekulative Begriffe; deßhalb greifen Philosophen, Mathematiker u. a. so gerne nach fremden ausländischen Wörtern, auf daß dieselben ja auf nichts weiter als auf den Begriff, der eben hineingelegt wird, hindeuten.

Auch dieß fällt in die Augen, daß solche Beyhülfe, dergleichen der ehrwürdige Verf. für die philosophischen Forschungen aus den Sprachen ziehet, vornämlich nur von den originalen Sprachen geleistet wird, die aus ihren eigenen Wurzeln erwachsen sind; denn für den Engländer z. B. liegt in heaven und celestial, king und royal etc. nicht das sprachlich schlagende Beweisthum, das dann und wann im Deutschen u. a. zutreffen mag: wiewohl, jenen entgeht dadurch nicht viel; einerseits weil ihnen beyde stammverschiedene Wörter doch im Begriff als identisch und synonym übereinfallen; andererseits aber, wenn ihnen Idea, notion, conceit u. dgl. keine Ableitungen erlauben, oder auf keinen leichtkenntlichen einheimischen Stamm zurücklaufen: so sind sie dadurch nur desto mehr an das sachliche Denken gewiesen, und gegen den Trug und die Gefahren des dialektischen, wortspieligen Denkens und Dichtens desto besser gesichert, wie die Erfahrung lehrt.

Aber wenn gleich aus der Sprache überall kein strenger Beweis geführt werden kann: so desto mehr trägt sie zur Bestätigung, zur Erläuterung und Anregung bey; zu diesem Behuf haben dieselbe von jeher alle sinnreichen Schriftsteller von Homer und Plato zu Lessing und Jacobi herab gehandhabt; ja selbst Dichter, namentlich die Tragiker der Griechen (der hebräischen Propheten u. a. zu geschweigen) haben sich etymologische Spiele z. B. mit *Οἰδίπους*, *Πολυνείκης* etc. erlaubt, und ein großer Theil der Wirkung poetischer und überhaupt klassischer Werke jedes Faches beruhet auf der Mehrdeutigkeit und dem Schiller von Wörtern und Phrasen, demnach sie im Sinnlichen das Unsinnliche, und umgekehrt, im Geistigen das Körperliche spiegeln. In diesem sinnvollen Gebrauch der Sprache übertreffen eben die griechischen und römischen Klassiker die Schriftsteller jedes andern Volkes; und schon darum sind ihre Schriften erwecklicher und ansprechender in jedem Fache, als alle anderen. Als Anweisung nun, in dieser Hinsicht die Alten in den Schulen zu lesen und namentlich mit allen philosophischen Fragen in Bezug zu setzen, verdient das vorliegende Werk Lehrern und Schülern zum Muster empfohlen zu werden; denn nicht systematische Philosophie wird hiedurch

mitgetheilt, wohl aber der Sinn für Forschung und Wahrheit in allen auch den höchsten und obersten Gebieten des menschlichen Wissens und Thuns geweckt und geschärft, und die höhere Reinigung und Läuterung nicht allein des Geschmackes, sondern des gesammten Fühlens, Denkens und Wirkens gewonnen; zumal wenn zu diesem mehr etymologischen Forschungen in den Sprachen — vielmehr Forschungen über deren Metaphern und Tropen — die Synonymik hinzugenommen wird. Von dieser hatte der würdige Verf. in diesem Büchlein nicht Gelegenheit zu sprechen; aber gewiß ist er damit einverstanden, daß nicht leicht ein Zweig der philologischen Studien zur Schärfung der Beobachtung und des Urtheils so fruchtbar und ergiebig sey, so in die geheimsten und feinsten Tiefen der Schärfe und des menschlichen Sinnes in seiner ganzen Ausdehnung einführe, als die Synonymik thut; daß gerade hier sich ein Feld für den Scharfsinn und Witz ausbreitet, das nicht allein den jugendlichen Geist lebhaft und munter beschäftigen kann, das selbst auch für den gereiften Mann fort und fort ein lehrreiches Studium bleibt; zum Beweis dessen blättere man nur ein wenig in m. Fr. Döderlein lateinischen Synonymen und sehe, wie viele neue Gesichtspuncte hier sprachlich auch allen Beobachtern auf den übrigen Feldern des Wissens gegeben und klar gemacht sind. — Durch diese nebenläufigen Uebungen wird der Geist zu den höchsten philosophischen Forschungen aufs beste vorbereitet; „denn die ganze Philosophie, sagt Hamann in Jacobis Werken Bd. IV. Abth. 3 S. 351, mache ich mit Luther zu einer Grammatik, zu einem Elementarbuche unserer Erkenntniß, zu einer Algebra und Construction nach Aequationen und abstracten Zeichen, die per se nichts, und per analogiam alles mögliche und wirkliche bedeuten." Damit stimmt wohl auch der Spruch des großen Tib. Hemsterhuis, den unser Verf. im Abschnitt: Philosophie der Sprachen S. 194 überein: Grammaticae studium philosophia est. „Benamsung, sagt Göthe 49 1, war die erste und älteste Philosophie." — „Man läuft am wenigsten Gefahr, sagt Jacobi im Briefwechsel Bd. I. S. 418, wenn man nur immer den Wurzeln der Wörter so tief wie möglich nachgräbt. — Ich habe für mich keine andere Art zu philosophiren und glaube alles auf Grammatik reduciren zu können." Diese Anführungen sollen nur zur Lesung der Schriften Hamanns und Jacobi's locken, denen beyden die tiefste Philosophie mit der Sprache und deren Räthseln zusammenhieng; denn die Sprache ist unmittelbarer Abdruck des inneren Typus der Vernunft rc. sagt Schelling in Methode d. ak. St. S. 76 flg.; und Jacobi: „Vernunft ist unsichtbar ohne Sprache" rc.!

Rec. dankt dem edlen Verf. für das schöne Büchlein, das einerseits die Philologie in einem guten Verhältniß zur Philosophie darstellt, andererseits aber ganz im Sinn und Geiste Platons und des Franz Hemsterhuis geschrieben ist.

P. K.

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Wir beschränken uns bloß auf einige wenige Bemerkungen über den Gegenstand.

Schon unter Heinrich III., der 1056 verstorben, hatte bereits das im Jahre 1050, 16. July zum ersten Male urkundlich vorkommende Nourenberc Marktrecht erhalten (Mon. Boic. 29. 1. p. 161). — 1112 wird den Burgern von Worms und den daselbst wohnenden Juden in verschiedenen Städten, darunter Nvorenberc, vom K. Heinrich V., wie früher von dessen Vater Heinrich IV., der Zoll erlassen (Roth Nbg. Handel. I. p. 8 *.) Also haben schon um diese Zeit immer schon einige rheinische Juden den Markt zu Nürnberg besucht, und vielleicht auch damals schon sich daselbst niedergelassen. Otto von Freysingen (p. 38) bezeugt uns die Niederlassung vieler Juden in dieser keineswegs von Juden miterbauten Stadt, deren Anfänge vielmehr in die erste Hälfte des 11ten Jahrhunderts hinaufreichen dürften. Die Hohenstaufen, welche ihre Kammerknechte zu Nürnberg unter ihren Schutz nahmen (darüber sehe man gleichwohl Hüllmanns Städtewesen II. S. 71 Nr. 35, wo der Staufe Conrad IV. die Juden zu Sinzich so lange einkerkern ließ, bis sie gewisse Summen erlegt hatten), konnten gleichwohl die Ermordung der Juden zu Nürnberg 1189 beym Beginne des dritten großen Kreuzzuges, und jene vom Jahre 1209 nicht

verhindern. Befremdend ist es, daß im großen Privilegium Fridrichs II. vom 8. Nov. 1219 (Lochner I. S. 103 sqq.) der Juden auch mit keiner Sylbe gedacht wird, während in einer die Privilegien der Regensburger enthaltenden Urkunde König Philipps vom Jahre 1207 9. März (Mon. Boic. 29. 1. p. 535) Rechte der Juden angeführt werden.

Was die Juden in kurzer Zeit bereicherte, war nicht so fast der eigentliche Waaren- oder gar Groß-Handel, wie H. R. angiebt, als vielmehr der Kleinhandel, die Darlehen zu enormen Procenten und das Halten von Wechselbänken; und jene Darlehen — welche den so precär gestellten Juden wohl kaum zu verdenken waren — sind es gewesen, welche ihnen, neben ihrem Uebermuth im Glücke und bey Begünstigungen großer Herren, (siehe Lochner II. Heft II. Abth. S. 184. zum Jahre 1310: Rabbi Mordochai getödtet, „weil er wider gethanes Verboth in die Christen-Bäder gegangen und in ihnen vielfältige Unzucht getrieben hat.“ — Hüllmann, Städtew. II. S. 92), eine Masse von Feinden erregt hat. Die Grausamkeiten gegen die Juden sind unter keinem Gesichtspuncte zu entschuldigen, aber nicht aus religiösem Fanatismus allein, sondern theilweise wegen wucherischen Benehmens, wegen des Druckes, den sie als Gläubiger über ihre Schuldner verhängten, wurde auf so empörende Weise gegen die Juden verfahren.

„Swer herren vnd juden ofte muz geben
Sin gvt, der moz mit Sorgen leben,“

Und:

„Besunder treuwe ich doch lützel vinde
An juden, an vogte etc.“

singt Meister Haug von Trimberg, der auch der großen Judenverfolgung von 1298 erwähnt. (Hft. III. S. 269 und S. 251. Heft II. S. 100 ꝛc.) In der Stadt Bamberg reicht die Existenz der Juden, wie wir aus derselben Quelle wissen, viel höher hinauf, als in das 15te Jahrhundert (S. 41). — Wenn durch die Austreibung der Juden in Nürnberg, wie Hr. R. p. 42 behauptet, auch der kühne Spekulationsgeist derselben mit vertrieben wurde („vnd In demselben Jar (1348) an Sant Niclastag (December). Da Schlug mā die Juden zu Nürmberg awss.“ Nürnbg. Chronik Manuskript), wie kommt es doch, da dieser Akt des Vertreibens zu verschiedenen Zeiten geübt wurde, daß Nürnbergs Handel und Gemeinwesen dennoch zur Blüthe gelangte, daß gerade nach der Hauptverfolgung von 1298 und mit dem Beginne des 14ten Jahrhunderts die Zahl der Bürger alljährlich bedeutend zugenommen, so zwar, daß in 12 Jahren (von 1302 — 1313) die Gemeinde dieser Stadt einen Zuwachs von 443 Bürgern erhielt? — Hr. R. hat die Judenverfolgungen zu Nürnberg nicht so angegeben, wie sie in gedruckten und ungedruckten Chroniken angeführt sind. Er hat wohl die von 1298, und auch jene von 1348; aber die vom Jahre 1385, in welcher die Stadt von den „gefangenen und um Geld getädigten Juden“ 80,000 fl. erhielt, fehlt. Die Novae tabulae erzählt die vor uns liegende handschriftliche Chronik zum Jahre 1390. und zwar mit einigen Abweichungen.

Beylage III. „Sammlungen in Bezug auf Ellingen und die ehemals bestandenen Teutschordenschen Verhältnisse der Balley Franken.“ Von Priester, fürstlich von Wredischen Rentbeamten zu Ellingen.

1. Anzeige von Urkunden, woselbst es S. 44 zur Inhaltsanzeige der Urkunde von 1377, statt Wrede, Werde (Donauwörth) wird heißen müssen. Auffallend war uns die gleich folgende Urkunde von 1377: „die Herzoge Stephan und Friedrich in Bayern erlauben dem teutschen Orden, das in ihrer Herrschaft Graispach liegende Ellingen mit Thoren, Gräben und Zäunen zu umgeben,“ — weil es uns nicht wohl möglich scheint, daß das Ellingen, von welchem hier die Rede ist, jemals zur Grafschaft Graispach gehört habe. — Die Urkunde von 1393, angeblich vom Kaiser Karl (IV.? der war bekanntlich 1378. Nov. verstorben) muß in Bezug auf die Jahresangabe einen Schreibfehler enthalten.

Zur Beylage IV. ist eine Abbildung der zu Nussenhofen aufgefundenen Münzen gegeben, welche, wenn wir sie mit der uns vor Augen liegenden Münzabbildung im Jahresberichte des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise für 1837, Tab. III. vergleichen, nichts weniger, als gelungen genannt zu werden verdient. — Die Beylage IV. selbst enthält S. 47 — 70 eine ausführliche Beschreibung dieses im Juny 1837 zu Nussenhofen, Herrschaftsgerichtes Mönchsroth beym Ausgraben des Grundes einer alten Scheune gemachten reichen Fundes von 133 alten Silbermünzen (S. 19), und zwar handelt Hr. Pfarramtskandidat Fr. W. Huscher zuerst von den herzoglich bayerischen, dann von den churpfälzischen, den burggräflich nürnbergischen, würzburgischen und böhmischen Münzen; im Nachtrage sind auch noch 2 angeblich bambergische Münzen kurz beschrieben. — Derselbe Hr. H. übernahm auch die Beschreibung jener zu Königshofen, Landgerichts Wassertrüdingen, im July 1837 bey Errichtung eines Stadels entdeckten Gold- und Silbermünzen (S. 19), welche die Beylage V. S. 70 — 79 bilden.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nr. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Lucians Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Friedr. Gotth. Schöne. Halle 1838. XX. u. 308 Seiten. 8.

Unter der großen Masse von Schulausgaben, mit denen die philologische Literatur in Deutschland stets neu bereichert wird, verdient die vorliegende Bearbeitung einiger Lucianischen Schriften in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet zu werden. Der aus andern gelehrten Arbeiten bereits rühmlich bekannte Verfasser findet die Brauchbarkeit des Lucian für die Schullectüre bereits so allgemein anerkannt, daß er es nicht für nöthig befand, seiner Sammlung von dieser Seite erst Empfehlungsgründe vorauszuschicken. Unsers Wissens hat zuerst Fr. Aug. Wolf in seiner Vorrede zu einer Auswahl Lucianischer Schriften (Halle 1791) Lucian zur Schullectüre mit eben so eindringlichen als überzeugenden Gründen empfohlen, und seine gewichtvolle Stimme hat seit dieser Zeit eine beträchtliche Reihe von einzelnen Stücken Lucians zum Gebrauche in gelehrten Schulen hervorgerufen; und betrachtet Ref. die Frage bloß vom sprachlichen Standpuncte, so kann er auch nicht umhin, selbst Bernhardy's Urtheil zu unterschreiben, der in seiner griechischen Syntax S. 31 bemerkt, daß Lucian mehr als Xenophon verdiente, zur Auffassung des Atticismus in Schulen benützt zu werden. Eben so wenig kann geläugnet werden, daß diesem Schriftsteller in Chrestomathien ein ganz besonderer Platz eingeräumt werden müsse, da er vermöge der Leichtigkeit und Klarheit seiner Diction zur Lesung mit Schülern, die noch nicht über die Elementarkenntnisse der Sprache hinausgekommen sind, vor allen übrigen griechischen Schriftstellern entschiedene Vorzüge besitzt. Hat sich aber unerachtet der vielen empfehlenden Stimmen und der reichen Auswahl an einzelnen Bearbeitungen für den Schulbedarf dennoch das Urtheil für einen allgemeineren Gebrauch dieses Schriftstellers in gelehrten Schulen noch nicht völlig festgestellt, so scheint es als müsse man die Ursachen dieser Erscheinung darin suchen, daß man es für bedenklich und gefährlich hält, die Jugend mit einem Schriftsteller bekannt zu machen, der in vielen seiner Schriften auf nichts Geringeres ausging, als auf Zerstörung aller religiösen und sittlichen Grundlagen des Lebens. Rec. gehört nicht zu jenen, welche die entschieden verderbliche Tendenz, welche in einer großen Anzahl der satyrischen Schriften Lucians hervortritt, auch nur im Geringsten rechtfertigen oder beschönigen wollte, und er hat seine Ansicht über den sittlichen Charakter Lucians in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Augustheft 1838) zur Genüge ausgesprochen; er muß deshalb auch die Apologie, welche Jacob in seiner Charakteristik Lucians (Hamb. 1834) mit ziemlich seichten Gründen versucht hat, für ganz verkehrt und mißlungen erklären: er findet es aber anderseits eben so einseitig, einen Schriftsteller bloß aus dem Grunde, weil er Manches geschrieben hat, was für die Jugend als anstößig erscheint, ganz und gar zur Seite zu legen, und auch auf jene Schriften desselben, welche sich durch Inhalt und Form ganz besonders zur Lectüre für die Jugend eignen, den Stein der Verdammniß zu werfen. Würde man solche Grundsätze in aller Strenge durchführen, so müßte man die vortrefflichsten Schriftsteller des Alterthums, aus denen die Jugend seit Jahrhunderten die schönste und lauterste Belehrung

Digitized by Google

für Herz und Geist gezogen hat, aus dem Kreise der Schulen verbannen, ja ihr überhaupt allen Zugang zu einer höhern Bildung, zur Kenntniß der Nationalliteratur, zur Ausbeutung des Edlen und Schönen, was in dem gesammten Schriftenthum der gebildeten Nationen niedergelegt ist, verschließen, damit ja nicht einmal der Eine oder Andere auf einen verderblichen Abweg geriethe. Jedoch hierin scheint eine ganz irrige Ansicht obzuwalten. Denn so weit wir den Geist der Jugend kennen, so ist es eine grundfalsche Voraussetzung, wenn man glaubt, daß die Jugend darauf ausgeht, in lateinischen und griechischen Schriften verbotene Früchte aufzusuchen, (etwas anderes ist es, daß man ihr nicht solche Schriften zur Erklärung in die Hand gebe); und diesen mühsamen Weg einzuschlagen, ist sie allzu bequem und träge; sie sucht und findet solche Giftpflanzen auf weit näher liegendem Gebiete, da leider die deutsche Romanen- und Novellenliteratur reiche Nahrung genug liefert, um solche verbotene Gelüste zu befriedigen. Aus diesem Grunde sehen wir nicht ein, wie eine Gefahr füe das sittliche Wohl der Jugend entstehen könnte, wenn man ihr eine mit Vorsicht getroffene Auswahl lucianischer Schriften in die Hand giebt, da sich in seinen zahlreichen Werken eine ziemliche Anzahl solcher vorfindet, in denen auch nicht eine Zeile als anstößig getilgt werden dürfte, während so manche ihrem Inhalte nach eben so anziehend als belehrend erscheinen. Rec. ist daher der festen Ueberzeugung, daß es der neuen Auswahl des Hrn. Schöne an der gebührenden Anerkennung und Verbreitung nicht fehlen werde, da sie eine solche durch die äußerst zweckmäßige Bearbeitung in ganz besonderem Grade verdient. Der Verf. bemerkt mit Recht in der Vorrede, daß es eine ungenügende Praxis des Leseunterrichts in der alten Literatur sey, wenn die zu Grunde gelegte Schrift nur als Material zur Einübung des sprachlichen Wissens betrachtet werde, während der sachliche Stoff wenn nicht ganz bey Seite geschoben, so doch lückenhaft und desultorisch behandelt, von vielen Dingen zwar Etwas, im Ganzen aber nur eine planlose und fragmentarische Kenntniß vereinzelter Notizen beygebracht werde. Er hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, in seiner Sammlung nicht ein Material zu bloß sprachlicher Lese- und Erklärungsübung zu geben, sondern zu einem gründlichen und zusammenhängenden Verständniß seines Schriftstellers eben so wohl in materieller als formeller Hinsicht anzuleiten, um durch eine solche fruchtbringende Methode Lust und Liebe für eine ernste Beschäftigung mit Literatur auch über das Bereich der Schule hinaus einzuflanzen, welche bey einseitiger formeller Uebung, statt genährt und gestärkt zu werden, eher zurückgedrängt und verkümmert wird. Um diesen Zweck zu erreichen, sind vorzüglich die ausführlichen Einleitungen bestimmt, welche einem jeden einzelnen Stücke vorausgeschickt sind, in welchen erstlich über den jedesmaligen Inhalt alle zum allseitigen Verständniß einer Schrift nothwendigen Sacherläuterungen gegeben werden, und sodann über die eigenthümliche Behandlungsweise und Einkleidungsform, über die besondern Tendenzen des Schriftstellers, endlich über die Würdigung einer Schrift als künstlerisches Ganze die nöthige Einsicht eröffnet wird. Das Hauptverdienst, so wie auch die Hauptarbeit des Verf. besteht in diesen Einleitungen; er hat die schwierige Aufgabe, welche er sich gestellt, mit solcher Geschicklichkeit gelöst, daß Rec. diesen Theil der Arbeit des Verf. nicht anders als musterhaft nennen kann. Rec. wenigstens hat in denselben nichts vermißt, was irgend zum allgemeinen Verständniß einer Schrift beytragen könnte; und er hat nicht allein aus dem Inhalte reichliche Belehrung geschöpft, sondern auch aus der äußerst geschmackvollen und gewandten Darstellung den angenehmsten Genuß gezogen. Besonderes Interesse gewährten dem Rec. die Einleitungen zum Anacharsis und Bis accusatus, in deren ersterer der Verfasser eine umfassende und ausführliche Schilderung der alten Gymnastik gibt, in der letzteren eine sehr klare Darstellung des attischen Gerichtsverfahrens mittheilt. Sollte das Muster, welches der Verf. in seiner Ausgabe hierin aufgestellt hat, ähnliche Bearbeitungen anderer Schriftsteller hervorrufen, so hat sich der Verf. ein bleibendes Verdienst für die Begründung einer gedeihlicheren Behandlung der alten Autoren auf Schulen erworben, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Verf. belieben möge, mit mehreren Bearbeitungen der Art die philologi-

sche Literatur zu bereichern. In den erklärenden Anmerkungen hat der Verf. eine weise Mitte zwischen zu wenig und zu viel gehalten, und besondere Aufmerksamkeit darauf gewendet, die Ideenfolge im Ganzen und dunklere Beziehungen einzelner Gedanken unter einander nachzuweisen und aufzuklären. Auch in dieser Beziehung läßt die Arbeit des Hrn. Schöne wenig zu wünschen übrig; mehr in der kritischen Behandlung, welche in jenen Stücken, wo die vortreffliche kritische Gesammtausgabe des Lucian von Jacobitz noch nicht Führer seyn konnte, ziemlich vernachläßigt erscheint. Dieß ist ein bedeutender Mangel der übrigens vortrefflichen Arbeit; denn ein gereinigter Text ist die Grundbedingung einer guten Schulausgabe, da schlechte Lesarten, wenn man sie für gute und ächte Münze hinnimmt, die willkührlichsten und verkehrtesten Erklärungen nach sich ziehen. Rec. erlaubt sich, was ihm im Commentar über das Leben des Demonax und in dem Bis accusatus als mangelhaft oder unrichtig aufstieß, in Kürze mitzutheilen, um auch seinerseits einen kleinen Beytrag zur Erklärung und Verbesserung der von Hrn. Schöne behandelten Schriften Lucians mitzutheilen.

In der hübschen Anekdote in dem Leben des Demonax §. 36, wo es heißt: *Ῥήτορι δέ τινι κάκιστα μελετήσαντι συνεβούλευσεν ἀσκεῖν καὶ γυμνάζεσθαι*, scheint Hr. Sch. die letztern Worte nicht ganz richtig gefaßt zu haben. Er bemerkt nämlich, *ἀσκεῖν* drücke den allgemeinen Begriff des Uebens aus, *γυμνάζεσθαι* den besondern der zum öffentlichen Reden erforderlichen Uebung und Bildung des Körpers. Rec. findet in den beyden Ausdrücken bloß den Complex aller körperlichen Uebung bezeichnet, und dem Herausgeber ist das sarkastische Wortspiel des Philosophen entgangen, der dem schlechten Redner mit beissendem Spotte anräth, die Versuche mit rednerischen und deklamatorischen Uebungen (*τὸ μελετᾶν*) aufzugeben, und statt mit dieser geistigen Gymnastik sich künftig mit der niedrigeren, der des Körpers zu befassen.

Unverständlich ist dem Rec. der Sinn der Note zu §. 55. Daselbst räth nämlich der Philosoph Epiktet dem Demonax zu heurathen und Kinder zu zeugen, und zwar weil auch dieß einem Philosophen zustehe: *ἕτερον ἀνθ' ἑαυτοῦ καταλιπεῖν τῇ φύσει*. Hr. Schöne bemerkt, *τῇ φύσει* sey mit *ἕτερον* zu verbinden, ohne sich näher über den Sinn, der dann nach Ansicht des Rec. keiner ist, auszusprechen. *Τῇ φύσει* gehört offenbar zu *καταλιπεῖν*, da der Sinn ist: Es geziemt sich, statt seinen Anderen der Natur zurückzulassen, d. h. der Natur dadurch den Dank für die eigene Erzeugung abzutragen, daß man selbst wieder einen Nachkömmling zurückläßt. Noch weniger können wir damit einverstanden seyn, daß Hr. Sch. §. 57. die alte Corruption *μὴ πρότερον ταῦτα ψηφίσεσθε* in dem Texte gelassen hat. Er bemerkt zwar, daß die Construction mit *μή* und dem Futur, die mehr Beyspiele habe, ein stärkeres Verbot ausdrücke, als der wirkliche Imperativ, weil mit dem Indic. des Fut. die bestimmtere Erwartung ausgesprochen sey: allein so leichten Kaufes ist mit dieser Lesart nicht abzukommen. Es steht allerdings das Futur oft genug statt des Imperativs; ist aber der Gedanke negativ, so kann mit dem Futur nicht *μή* sondern nur *οὐ* verbunden werden, weil eben dann eine bestimmte Erwartung ausgesprochen wird. Was die Beyspiele betrifft für den Gebrauch von *μή* mit Indic. Fut., so bezieht sich Hr. Sch. damit wahrscheinlich auf jene, welche Fritzsche zu Lucian Demon. p. 268 beybringt; allein alle dort angeführten sind unsicher. In Aristoph. Pax v. 329 ist jetzt *ὀρχήσησθε* hergestellt, eben so Eurip. Med. v. 804 *λέξῃς* (vrgl. Herm. Opusec. III. p. 215); in Luc. Rhetor. Praec. v. 13, wo es heißt: *προσδοκήσεις δὲ μηδὲν τοιοῦτον ὄψεσθαι* gehört *μηδέν* zum Infinitiv, endlich in Luc. adv. Indoct. c. 27. ist gewiß eben so sicher *μηκέτι μὴ τολμήσῃς* herzustellen, als jetzt Jacobitz aus den besten Handschriften im Demonax *ψηφίσησθε* geschrieben, und bereits früher Recens. in seinem griechischen Lesebuch durch Conjectur verbessert hat.

(Schluß folgt.)

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Vom Ruffenhofer Münzfund sagt Hr. H. in seinen vorläufigen Bemerkungen: „Man findet Stücke, die bisher noch keinem Numismatiker zu Gesichte gekommen waren, ja deren mögliche Existenz man sogar aus recht scheinbaren Gründen bezweifelte, während andere (Münzen) die über sie ausgesprochenen Ansichten hier widerlegen, dort zur evidenten Gewißheit erheben, und den in der Numismatik anerkannten Satz: „numus numo facem praefert“ neu bestätigen. Besonders gilt dieses von den bayerischen Münzen, durch welche bedeutende Lücken in der vaterländischen Münzkunde ausgefüllt, manche Irrthümer berichtigt, und manche Zweifel gehoben werden ꝛc.“ Nach dem hier Gesagten wäre der Ruffenhofer Fund ein höchst willkommener zu nennen, und derjenige, welcher uns die numismatische Fackel vorträgt, denselben im rechten Lichte wahrzunehmen, hätte sich allerdings ein Verdienst erworben. — Wir bedauern, hier auf eine genaue Würdigung der Huscherischen Leistung nicht eingehen zu können, und theilen deßhalb bloß einige allgemeine Bemerkungen über diese numismatische Abhandlung mit.

Hr. H. hat sich, nach unserm Dafürhalten, bey dieser seiner numismatischen Arbeit zwey Fehler zu Schulden kommen lassen, die dem gründlichen Numismatiker fremd seyn sollten; er hat 1) mehr gesehen, als auf den Münzen dargestellt wird, und darzustellen beabsichtigt wurde, d. h. er hat in seinen Untersuchungen der Phantasie die Oberhand über die unbefangene Wahrnehmung eingeräumt; 2) hat er bey seiner Arbeit auf die in öffentlichen und Privatsammlungen bereits vorhandenen gleichen oder ähnlichen Münzen, so wie auf deren Beschreibungen und Abbildungen in den verschiedenen numismatischen Werken nicht genugsam Rücksicht genommen; denn es ist jedem mit dem Wesen der mittelalterlichen Münzen Vertrauten bekannt, daß nur erst nach Vorlage von einer guten Zahl von Exemplarien einer und derselben Münze oder doch ähnlicher Münzen ein Urtheil gefällt werden kann, und dieses wird oft nach Umständen nichts weniger als im apodictischen Tone gehalten seyn dürfen. Daß Hr. H. wirklich in den ersten Fehler gerathen, ersehen wir gleich an der ersten Nummer der herzoglichen bayerischen Münzen.

Der Avers dieser Münze stellt 2 Personen in ganzer Figur mit langen Gewändern, im bloßen Kopfe dar, von denen die linksstehende einen leeren Schild, die rechtsstehende eine Blume oder einen Zweig in der Rechten hält; diese Figuren sind mit Rundbogen umgeben, die bereits leichte Spuren des Ueberganges dieser Rundbogen zum sogenannten Dreypaß des 14. und 15. Jahrhdts. andeuten, und welche die größte Aehnlichkeit mit jenen Rundbögen auf dem Reverse der burggräflich-nürnberglichen Münze sub nr. 9 (siehe p. 67, Hr. H. schreibt sie dem Burggrafen Fridrich 1297 — 1332, um das Jahr 1317 zu) an sich tragen. — Der Revers giebt in der Mitte eine Art von rost- oder auch rauten-förmiger Figur, eingeschlossen von den eben beschriebenen Rundbogen. Gleichwohl sieht Hr. H. in dieser Münze eine Vermählungs-Münze, und zwar eine Münze, die auf die Vermählung Otto des Erlauchten mit der welfischen Agnes geprägt worden sey. Was spricht aber einer solchen Behauptung das Wort? — Etwa die auf dem Reverse befindliche gerautete Figur, die man allenfalls als das Wappen eines bayerischen Herzogs gelten lassen könnte? — Allein hieraus so wenig, als aus dem Beysammenstehen der 2 Figuren des Averses läßt sich auch nicht einmal auf die entfernteste Weise auf eine Vermählung überhaupt, und gar auf jene des erlauchten Otto mit der pfälzischen Agnes schließen. Auch führt Hr. H. mit Ausnahme „der alterthümlichen Gestalt des Wappens“ durchaus keine Gründe für seine Behauptung an; denn kaum läßt sich dieß ein Grund nennen, wenn Hr. H. sagt: „Auf eine spätere Vermählungsfeyer kann die Münze schon deßhalb sich nicht beziehen, weil keine andere Vermählung der bayerischen Herzoge im 13. Jahrhunderte von gleicher Bedeutung war, und die im 14. Jahrhunderte bey ähnlichen Veranlassungen geschlagenen Münzen bereits mit Inschriften versehen sind;“ indem sich ja schon aus dem ganzen Typus der Münze Nr. I., verglichen mit jener Nr. 9, eine viel spätere Prägezeit derselben, als das Jahr der Vermählung Otto's des Erlauchten ergiebt. —

Den Vorwurf: zu viel auf den Münzen gesehen zu haben, könnte man auch dem Hrn. H. bey den Reversen von Nr. 3 und Nr. 5 machen. Zu dem Ersteren haben wir bis jetzt vergeblich in den Monum. Boicis nach einem diesem hier ähnlichen Thiere gesucht; die Figur des Letzteren, welche Hr. H. zu einem gekrümmten Kabeliau oder Stockfisch macht, erinnert uns in Etwas an den sogenannten Angelhacken der Brunischen Famille, nur ist er hier anders gestellt, als auf dem Lambert und Johann von Brunlichen Wappen und Sigillen; wir geben dieß als eine bloße bey der ersten Beschauung sich darbietende Bemerkung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nr. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Lucians Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen etc.

(Schluß.)

Am Anfange des Bis accus. c. 1. beklagt sich Zeus über das harte und geplagte Loos der Götter, und führt als Beyspiel den Helios an, der Jahr aus Jahr ein den ganzen Tag die Himmelsbahn zu befahren habe, und kaum so viel Zeit erübrige, sich nur im Ohre zu krauen. Denn, heißt es weiter: *ἤν τι κἂν ὀλίγον ἐπιῤῥαθυμήσας λάθῃ, ἀφηνιάσαντες οἱ ἵπποι καὶ τῆς ὁδοῦ παρατραπόμενοι κατέφλεξαν τὰ πάντα.* Dazu lesen wir die grammatische Erläuterung: Der Aor. Indic. nach einem hypothetischen Vordersatze, der auf die Zukunft hindeutet, drückt die größte Entschiedenheit des Erfolges aus, indem der Sprechende nachdem er die Bedingung festgesetzt hat, in seinem Geiste sogleich mit raschem Sprunge bis zu dem Augenblicke hineilt, wo das ihm nur als ein nothwendiges sich darstellende Ereigniß schon eingetreten ist. Dazu bemerkt Hr. Sch. noch, daß dieser Aor. mit dem bekannten *ἐγέλασα* (ich muß lachen), *ἐδάκρυσα* und ähnlichen, besonders den Tragikern beliebten Redewendungen zu vergleichen sey. Rec. wünschte, Hr. Sch. hätte die ganze lange Note zu dieser Stelle unterdrückt, da wir in *κατέφλεξαν* nur die ganz bekannte Form des Aoristes haben, in der er statt des deutschen Präsens bey Schilderung von Ereignissen und Erfolgen angewendet wird, welche eine wirklich beobachtete Erfahrung an die Hand gibt. Daß Hr. Schöne diesen so gewöhnlichen Gebrauch, den er selbst öfters berührt, an dieser Stelle verkannt hat, daran scheint, wie aus seiner Note erhellt, der mit *ἤν* eingeleitete Vordersatz Schuld zu seyn. Indeß dieß ist unsers Wissens die einzige Form, in der Ergänzungssätze mit Hauptsätzen der Art verbunden werden, so wie es auch bekannt ist, daß wenn von einen solchen Aorist ein Finalsatz abhängt, der Modus desselben sich nicht nach der Construction der historischen Zeiten, sondern der Hauptzeiten richtet. Vrgl. Demosth. Olynth. I, 12. II, 21. Luc. Bis Accus. c. 11. Plat. Gorg. p. 484. a. Soph. Philoct. v. 307 etc. Sollen wir übrigens noch kurz andeuten, was die Bedeutung des Aoristes in der vorliegenden Stelle sey, so bemerken wir, daß er wie an den meisten Stellen der Art das rasche, plötzliche Eintreten einer Handlung versinnlicht. Der Deutsche muß in solchen Fällen durch adverbiale Wendungen nachhelfen, da weder das Präsens noch ein Präteritum ausreicht, die Lebendigkeit des griechischen Ausdruckes zu ersetzen. So sagt hier Zeus: Denn wenn er sich nur einen Augenblick eine Fahrläßigkeit zu Schulden kommen läßt, so reißen stracks die Rosse die Zügel, gleiten aus der Bahn, und Alles ist in Brand gesteckt.

In demselben Capitel ist zu dem Satze: *καὶ ὅλως ἔνθα ἂν ἡ πρόμαντις..... κελεύῃ παρεῖναι, ἄοκνον χρὴ αὐτίκα μάλα παριστάναι, ξυνείροντα τοὺς χρησμούς, ἢ οἴχεσθαί οἱ τὴν δόξαν τῆς τέχνης·* — die Ausdruckskürze sehr gut und faßlich für den Schüler dargestellt, nur durfte nicht verschwiegen werden daß bey solchen Alternativsätzen im zweyten Gliede gewöhnlich Perfect erscheint, wie auch hier *οἴχεσθαι* zu fassen ist; vrgl. Xenoph. Anab. IV. 2, 10. *πορευόμενοι δ' ἐντυγχάνουσι λόφῳ ὑπὲρ τῆς ὁδοῦ κατειλημμένῳ ὑπὸ τῶν πολεμίων, οὓς ἢ ἀποκόψαι ἦν ἀνάγκη ἢ διεζεῦχθαι ἀπὸ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων.*

C. 5. führt die Dike bittere Klage über das traurige Loos, das den Sokrates wegen seiner Lehre getroffen habe, und schließt dann mit den Worten: *παρὰ τοσοῦτον ὑπερέσχον οἱ κατήγοροι τἀναντία περὶ τῆς ἀδικίας φιλοσοφοῦντες.* Ueber die letzten Worte, deren Sinn einem Schüler ohne nähere Andeutung nicht verständlich seyn kann, giebt der Herausgeber die kurze Bemerkung: „*τἀναντία*, nämlich *τῷ Σωκράτει τὸ δίκαιον*, wie es oben heißt, *ὑπερεπαινέσαντι.*“ Rec. findet aber in dem Gedanken: „die Ankläger philosophiren über die *ἀδικία* das Gegentheil von dem, was „Sokrates, der die Tugend überaus gepriesen,“ keinen rechten Gegensatz, und vermißt die nothwendige Schärfe und Bestimmtheit des Ausdruckes. Wie Rec. die Stelle ansieht, so bezieht sich die Dike allerdings auf die von Hrn. Schöne allegirte Rede des Zeus, aber nur nicht gerade auf die Worte, die er im Sinne hat. Dort heißt es nämlich: *καὶ μάλιστα ὁ τοῦ Σωφρονίσκου, τὸ δίκαιον ὑπερεπαινέσας καὶ ἀγαθὸν τὸ μέγιστον ἀποφήνας.* Darnach sind die Worte der Dike so zu ergänzen: *τἀναντία περὶ τῆς ἀδικίας φιλοσοφοῦντες*, scil. *εἶναι αὐτὴν μέγιστον τῶν ἀγαθῶν.* Dem Sokrates ist das *δίκαιον* das höchste der Güter, seinen Anklägern hingegen die *ἀδικία*; sie lehren daher, daß diese vor Allem im Leben erstrebt werden müsse. — c. 11 erklärt Pan, daß er von der Weisheit, welche die Philosophen immer in Athen auskramten, auch nicht eine Sylbe verstehe; dann sagt er *ὄρειος ἔγωγε καὶ τὰ κομψὰ ταῦτα ῥημάτια καὶ ἀστικὰ οὐ μεμάθηκα. Πόθεν γὰρ ἐν Ἀρκαδίᾳ σοφιστὴς ἢ φιλόσοφος;* Rec. vermißt zu den letzten Worten eine aufklärende Bemerkung, da er wenigstens in den Ausgaben, die ihm gerade zur Hand sind, diesen Satz ganz mißverstanden findet. Auch Pauly, der den Sinn in der Regel richtig trifft, übersetzt falsch: Wo wäre auch je ein Philosoph oder Sophist nach Arkadien gekommen? Pan sagt ganz deutlich: W o h e r h ä t t e i c h d e n n i n A r k a d i e n e i n S o p h i s t o d e r P h i l o s o p h w e r d e n k ö n n e n?

Cap. 16. erzählt die Akademie in der Vertheidigungsrede der *Μέθη* das lockere Leben des Polemo, so lange er der Fahne der *Μέθη* getreu war. Darauf fährt sie fort: *ἐπεὶ δὲ ὁ κακοδαίμων ἐπὶ*

τὰς τῆς Ἀκαδημίας θύρας ἐκώμασεν, ὥσπερ ἐπὶ πάντας εἰώθει, ἀνδραποδισαμένη αὐτὸν καὶ ἀπὸ τῶν χειρῶν τῆς Μέθης ἁρπάσασα — κατηνάγκασε κ. τ. λ. Hr. Schöne bemerkt, die Worte *ὥσπερ εἰώθει* müßten auf das Folgende bezogen werden. Ganz unrichtig, da zu *ὥσπερ ἐπὶ πάντας εἰώθει* aus dem vorausgehenden *ἐκώμασε* der Infinitiv *κωμάσαι* zu ergänzen ist. Sollte übrigens diese einfache Bemerkung noch nicht genügen, so wird wohl eine Stelle in cap. 17. allen Zweifel niederschlagen, wo es von demselben Polemo heißt: *περιῄει γὰρ ἕωθεν ὁ ἄθλιος ἐστεφανωμένος, κραιπαλῶν διὰ τῆς ἀγορᾶς μέσης καταυλούμενος, οὐδέποτε νήφων, κ ω μ ά ζ ω ν ἐ π ὶ π ά ν τ α ς.* — Cap. 17. läßt Hr. Schöne den Grammatikalfehler *εἰ* — *ἀ κ ο ύ σ ε τ ε* unberührt, wiewohl er so leicht zu beseitigen war. Rec. ist überzeugt, daß auch dieser Solöcismus durch die guten Handschriften, welche Hrn. Jacobitz zu Gebote stehen, hinweggeschafft werden wird, da er in den beyden ersten Bänden seiner Ausgabe so viele grammatische Sünden, die den Text des Lucian entstellten, durch Handschriften für immer entfernt hat.

Große Schwierigkeit bietet auf den ersten Anblick eine Stelle in cap. 21, wo Epikur gegen die Stoa losfährt, und die Gründe anführt, warum ihr Dionysius untreu geworden, und zu ihm übergegangen sey. Daselbst heißt es nämlich: *ἑώρα γάρ, οἶμαι, τοὺς περὶ τοῦ καρτερεῖν καὶ ἀνέχεσθαι πόνους πολλὰ διεξιόντας, ἰδίᾳ δὲ τὴν ἡδονὴν θεραπεύοντας, καὶ μέχρι μὲν τοῦ λόγου νεανιευομένους, οἴκοι δὲ κατὰ τοὺς τῆς ἡδονῆς νόμους βιοῦντας.* Dazu bemerkt Hr. Schöne: *ἰδίᾳ θεραπεύοντας* bildet zwar das Prädikat zu *τοὺς διεξιόντας*, und ist nicht, wie *δέ* anzusehen berechtigen könnte, als ein zweytes Subject jenem vorangehenden entgegengesetzt; aber dem Sinne nach ist doch ein Gegensatz zwischen beyderley Bezeichnungen, und dieser soll durch *δέ* fühlbar gemacht werden. Gegen diese verworrene Darstellung genügt die einfache Bemerkung, daß zwischen ein Subjekt und Prädikat unter keinem Falle die Partikel *δέ* dazwischen treten kann. Die Stelle ist wenn irgend eine des Lucian verdorben, und durch die Einsetzung zweyer Buchstaben sehr leicht

herzustellen. Rec. schreibt nämlich: ἑώρα γάρ οἶμαι αὐτούς — πολλὰ διεξιόντας, ἰδίᾳ δὲ — θεραπεύοντας. Noch weniger können wir es dem Verf. verzeihen, daß cap. 26. in der aus Demosthenes entnommenen Stelle der alte Fehler: ὥστε, ὅπως μὴ χεῖρόν τι πείσωμαι πρὸς αὐτοῦ, σκέψασθαι δέον, in der jetzigen Zeit noch neuerdings aufgewärmt, und zur Erklärung des Conjunctivs selbst mit einer tadelnden Bemerkung gegen Buttmann auf Rosts Grammatik verwiesen wird. Hat denn Hr. Schöne je einen Aorist ἐπεισάμην gelesen? Wollte er zu dieser Stelle eine Erläuterung geben, so lohnte es wohl der Mühe einige Worte über das Particip δέον zu sagen, welches erst in der neueren Zeit durch Baiter zu Isokr. Panegyr. §. 64. und Klotz in den quaestt. critt. pag. 4 sqq. seine richtige Erklärung gefunden hat. Auch am Ende des Dialogs stehen noch zwey Fehler, die bereits früher richtig gehoben wurden; cap. 34. heißt es nämlich: καὶ τὰ πτερὰ ἐκεῖνα ζητεῖ καὶ ἀποβλέπει, τὰ πρὸ ποδοῖν οὐχ ὁρῶν, wo mit Guyet zu lesen ist: ἄνω βλέπει, vrgl. Plat. Theaet. p. 174, a; endlich cap. 35. war das unverständliche ἀμέλει τοῦτο ἔθος ἐστι mit Fritzsche quaestt. Luc. p. 195 in τούτῳ zu verbessern.

Karl Halm.

Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Schluß.)

Im Betreff der churpfälzischen Münzen (S. 65—67) scheint uns Hr. H. Exter's numismatische Abhandlung ganz unbeachtet gelassen zu haben, und dieß halten wir für den oben angegebenen zweyten Fehler. Zur Zeit, als dieser gründliche Gelehrte seinen Versuch einer Sammlung von pfälzischen Münzen und Medaillen schrieb, (1759–1774) konnte er trotz aller angewandten Mühe keine ältern pfälzischen Münzen antreffen, als von Rupert I. an. „Aeltere pfälzische Münzen, sagt Exter I. S. 17. not. *, sind mir nicht bekannt,“ und im II. Bd. Suppl. p. 259: „S. 17 seq. haben wir als die allerälteste pfälzische Münzen die Münzen derer 3 Churfürsten angezeben, die den Namen Rupertus geführet haben. Höher und über denselben Zeiten, konnten wir aus Mangel älterer Münzen nicht hinausgehen.“ — Da wir den von Hrn. H. benützten Widder nicht zur Hand haben, so sind wir außer Stande, zu sagen, in wie ferne dieser Extern benutzt. Sonst wird von Neueren die bey Obermayr Tab. X. no. 26. abgebildete Münze gewöhnlich Rudolf I. († 1319) zugeschrieben; und allerdings hat Nr. 6. auf der Huscherschen Tafel einige Aehnlichkeit mit der Münze Nr. 26 bey Obermayr. — Otto des Erlauchten Münzen ferner haben einen ganz andern Typus, als jene auf der Münzabbildung Nr. 2. bey Hrn. H., wie man sich aus Obermayr, Tab. X. Nr. 43 überzeugen kann, und wäre wirklich die sub Nr. 2 mitgetheilte Münze, wie Hr. H. S. 59 behauptet, jene bis jetzt nirgends aufgefundene, vom Herzoge Otto illustris zu Landshut geprägte schlechte Münze; so hätte dieß Hr. H. theilweise aus dem Gehalte der Münze beweisen sollen, wie ja Rom. Zirngibl Obermayrs Hypothese bezüglich dieser Landshuter schlechten Münze (Tab. X. Nr. 13) aus dem Grunde verwirft, daß er nachweist, die von Obermayr dafür ausgegebene Münze sey nach dem alten Münzfuße ausgeprägt worden (Westenrieders Beyträge VIII. 74). —

Der ersten Nummer der herzogl. bayerischen Münzen folgt eine lange Digression (S. 48—58) über das bayerische Wappen, deren Resultat ist: „Von jeher sey der blau und weiß geweckte Schild das Wappen des Landes und des Herzogs gewesen.“ — Hier ist nun mit vieler Belesenheit gezeigt, daß die Wappen, und damit auch die Farben der Wappen in die ältesten Zeiten (?!) der deutschen Geschichte hinaufreichen! — — Die Fahnen, meynt Hr. H. S. 53, hätten unsere Vorfahren in ihren Kämpfen mit den Römern sehr frühzeitig kennen gelernt. Auf der andern Seite ist auch nicht zu mißkennen, daß die Römer der spätern Kaiserzeit, als der Kern ihrer Heere aus Deutschen bestand, so Manches im Heerwesen von diesen Barbaren angenommen. — Zur Geschichte der Fahnen bey den Oströmern und Germanen gehören wohl auch folgende Stellen: Procop. bell. vandalic. L. II. c. 10. Scrptt. hist. Byzant. ed. Venet. T. I. p. 399 E.: der Thrazier Rufinus, der die Fahne des Oberfeldherrn zu tragen pflegte, und den die Römer Βανδόφορος heißen, wird von den Maurusiern getödtet; und Libr. II. c. 2. p. 382. Die Fahne selbst nennen die Römer Βάνδον. Damit vergleiche man bey Paul. Diac. L. I. c. 20. jene Stelle über den Krieg zwischen dem Longobarden-König Tato und Rodulf dem Könige der Heruler: Tato vero Rodulfi vexillum, quod bandum appellant, ejusque galeam — — — abstulit (Siehe auch Schmellers Wörterb. voce Fanen; Bd. I. S. 532 — 533 u. S. 177 voce Banner).

Schließlich wird noch gegen Hr. H. bemerkt, daß der Ducat der wirzburgischen Bischöfe weder eine neue

Erfindung, noch eine pia fraus sey; dieser Ducat ist, wie aus den Urkunden von 918 4. July, 993 31. Dec., 996 15. Sept., 1025, 20. May, 1032, 6. Juny, 1049 14. Dec., 1120, 1 May, 1160, 14. Febr. „occasione Ducatus sui" (episcopi Gebehardi), 1168, 10. July „per totum Episcopatum et ducatum Wirzeburgensem," 1206, 15. Februar u. s. w. und aus Eugen Montag. I.I. p. 169. 170, c. nott. sonnenklar erhellt, eine von den deutschen Kaisern ertheilte Würde, und ein Amt gewesen, das sie demnach mit vollem Rechte auszuüben befugt waren, und auch wirklich ausgeübt haben.

Dr. G. Th. Rudhart.

Dritter Jahresbericht des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise. Für das Jahr 1837. Augsburg, 1838. gr. 4.

Drey musterhaft ausgeführte lithographirte Tafeln zieren als Beylage diesen Jahresbericht, von denen die erste den Römerthurm mit der Umgebung zu Kemnath, Landgerichts Obergünzburg (zwischen Irrsee und Kaufbeuern) darstellt, die zweyte aber 8 Nummern Anticaglien, welche zu Gnozheim, auf der Burghalde zu Kempten, zu Augsburg und auf dem Schlosse Spielberg aufgefunden wurden, getreu wieder giebt. — Die dritte Tafel zeigt uns mittelalterliche Münzen, und zwar 20 mit großer Vollendung ausgeführte schwäbische Bracteaten aus der Hohenstaufen-Zeit (siehe auch pag. 50 — 52), ein Burgauisches Sigill — S. Hainrici Marchionis De Burgowe, vom Jahre 1291 —, einen aus Erz gegossenen Knopf, oder das Mittelstück eines Handgriffs von einem römischen Schwerte, u. a. m. — Schwerlich dürfte Figur 1, a, b, c, der ersten Tafel einen deutschen Götzen vorstellen. Dem Costume nach ist dieselbe nicht älter, als aus der Zeit des 30 jährigen Krieges und wahrscheinlich eine Art von Talisman für abergläubische Jäger oder Kriegsleute (Siehe die Beschreibung p. 48). Eben so wenig will uns die p. 4 über Figur 5 gegebene Erklärung des Hrn. Prof. Mezger genügen, welcher in diesem Bronce-Bild die auf ihrer Flucht verunglückte Helle erblickt; da es doch kaum bis in die Zeiten der Römer hinaufreichen, sondern eher seiner ganzen Bildung und Gestalt nach (man betrachte nur die unter dem sogenannten Widder, der sich jedoch dem Unbefangenen als ein Einhorn (Eingehürn) darstellt, angebrachten Laub- oder Blumenverzierungen!) ein Produkt des deutschen Mittelalters seyn dürfte.

Der Text des vorliegenden Heftes selbst zerfällt in 3 Abtheilungen. Die erste umfaßt das Wirken des historischen Vereins im Jahre 1837, mit 6 Beylagen, von S. I — IV. und S. VII — XIV. — Die zweyte Abtheilung enthält „Beyträge für Kunst und Alterthum im vorigen Oberdonaukreise im Jahre 1837" in folgenden Unterabtheilungen: „I. Aus der Zeit der römischen Landes-Inhabung." A. Monumentales. B. Anticaglien. C. Römische Münzen. D. Verschiedenes (p. 1 — 11). „II. Aus der mittelalterlichen und neueren Zeit." 1. Münzen- und Waffen-Fund, als Zugabe die Monographie von Ettenbeuern. 2) Bracteaten-Fund bey Ruderatshofen, Landgerichts Oberdorf, nebst der Monographie des Pfarrdorfes Ruderatshofen und seiner Filiale Immenhofen, dann der Geschichte der ehemaligen Herrschaft Kemnat 1c. — Folgen hierauf unter Nr. 3 — 5, (letztere Nummer von a — l) Geschenke an Münzen, Medaillen, Siegeln, Waffen, Büchern, Kupferstichen 1c., die der Verein erhalten (p. 12 — 27). In drey fernern Nummern (III. IV. V.) werden Notizen über das S. Severinskirchlein in Augsburg, über das Wirken des historischen Filial-Vereines zu Neuburg, und über die von J. Grimm in seiner deutschen Mythologie S. 182 — 188 kritisch beleuchtete Sage der Sueven- und Römerschlacht in der Umgegend von Augsburg mitgetheilt (p. 28 — 44), und vom letztern Aufsatze, dessen Verfasser Hr. Professor und Bibliothekar Metzger ist, die Fortsetzung versprochen.

Die dritte Abtheilung liefert Erklärungen zu den 3 lithographirten Tafeln (p. 47 — 52), so wie einen höchst schätzbaren und belehrenden Codex diplomaticus, 61 Urkundenauszüge aus sämmtlichen, dem Hrn. von Raiser bisher bekannt gewordenen Urkunden, welche sich auf die 5 Heinriche, gewesene Markgrafen von Burgau (1202 — 1205 — 1310) beziehen (p. 53 — 63), nebst dem Abdruck von 6 bisher noch unbekannten Urkunden (p. 64 — 73, mit erläuternden Noten versehen), an welche sich als Nr. VII. et VIII. ein bischöflich Augsburgisches Urbar (Saalbuch) über die Zugehörden zur Burg Hasperg, unter den Rubriken: „Erklärung, Text des Urbars von 1316, Text des Urbars von 1366 (p. 71 — 76) anschließt.

Das Römische, welches Jahrhunderte lange in den Süddonauländern, und insbesondere an der Wertach, dem Lech, der Iller 1c. gewaltet, eröffnet, wie billig, die Reihe der Fund-Beschreibungen. Vom römischen Antiquarium in Augsburg wird berichtet, daß es jetzt mit 70 Monumenten und mit hunderten von Anticaglien ausgestattet sey. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. **Queen Elizabeth and her times**, a series of original letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley etc. edited by Thomas Wright, M. A. T. S. A. of Trinity College, Cambridge. Vol. I. XLVII. u. 514 S. Vol. II. XIX. u. 527 S. gr. 8. London, H. Colburn, publisher. 1838.
2. **The Protectorate of Oliver Cromwell, and the state of Europe** during the early part of the reign of Louis XIV. Illustrated in a series of letters between Dr. John Pell etc. Now first published from the Originals. Edited by Robert Vaughan D. D. Professor of ancient and modern history in University College, London. With an introduction on the character of Cromwell, and of his times. Vol. I. CXX. u. 454 S. Vol. II. XI. u. 518 S. gr. 8. London, H. Colburn, publisher. 1838.

Prahlerische Bücher-Titel werden jetzt in England üblich wie bey uns. Vielleicht ist es nicht die Schuld der zwey Gelehrten, die sich als Herausgeber der vorliegenden beyden Sammlungen genannt haben, daß der Titel derselben weit mehr verspricht, als sie wirklich geben; doch ist ihr Werth in den vorangestellten Einleitungen von ihnen selbst zu hoch angeschlagen. Wer sich über die Regierungs-Geschichte der Königin Elisabeth und des Protectors Cromwell aus diesen Sammlungen allein oder auch nur vorzugsweise unterrichten wollte, der würde von beyden eine äußerst dürftige Vorstellung bekommen.

1.

Herrn Wright's Sammlung enthält gegen sechshundert Briefe aus den Jahren 1568 — 1603. Ein größerer Theil, als er in der Vorrede gesteht, war schon früher gedruckt, wie in dem Quarterly Review an Beyspielen nachgewiesen worden ist. Unter den Stücken, die hier zum erstenmale bekannt gemacht werden, dürfte ein Brief der Königin an ihren Gesandten zu Paris, Sir F. Stafford (II. 150), das merkwürdigste seyn; allein die Aechtheit ist nicht belegt. Die meisten Briefe handeln von unerheblichen Sachen, die zwar dem Geschehenen, nicht aber der Geschichte angehören. Ref. wurde durch die unfruchtbare Mühe, die ihm das Durchlesen der zwey Bände gemacht hat, an eine Bemerkung d'Alembert's erinnert (Mél. II. 29.), die er auch unseren historischen Vereinen glaubt zur Prüfung empfehlen zu dürfen.

„Un homme d'esprit, très-peu versé dans l'histoire, se consoloit de son ignorance, en considérant que ce qui se passe sous nos yeux seroit l'histoire un jour. Il seroit à souhaiter que tous les cent ans on fit un extrait des faits historiques réellement utiles, et qu'on brûlât le reste. Ce seroit le moyen d'épargner à notre postérité l'inondation dont elle est menacée, si on continue d'abuser de l'imprimerie pour apprendre aux siècles futurs des choses dont on ne s'em

Digitized by Google

barrasse guère dans les siècles où elles se passent. Je ne doute point qu'un désir si raisonnable ne soit pour bien des savans un crime de lèse-érudition, digne des anathèmes de tous les compilateurs; mais j'appelle de ces anathèmes au jugement des sages."

Indessen bewährt sich doch auch hier, was ein Freund d'Alembert's zu sagen pflegte: daß in geringhaltigen Büchern manch gutes Blatt zu finden ist. Ueber das Verhältniß, in welchem Elisabeth zu ihren Ministern stand, verbreiten mehrere Stellen Licht; und daß sie dieses Verhältniß drey bis vier Jahrzehnte lang (denn sie wechselte nicht,) gegen Männer wie Cecil (nachher Lord Burghley, nicht Burleigh), den sie im Scherze ihren Geist nannte, und Walsingham, zu behaupten wußte, ist nicht der kleinste Beleg zu dem Urtheile eines Kenners, Papst Sixtus V: era un gran cervello di principessa. (Bayle, Elis. n. X.)

Staatssecretär Cecil schreibt an die Königin um 1559 (der Entwurf, von seiner Hand, ist ohne Datum.)

„Mit bangem Herzen und feuchten Augen bitte Ew. Majestät ich, Ihr armer Diener und demüthigster Unterthan, ein unwürdiger Secretär, dieses mein demüthiges Gesuch mir zu vergeben: daß ich, da das von mir angerathene Verfahren gegen die Franzosen in Schottland Ew. Majestät nicht genehm ist, und ich Gewissens halber einen entgegengesetzten Vorschlag nicht machen kann, mit Ew. Majestät Gunst und Gnade der Theilnahme an diesem Geschäft überhoben werden möge. Und thue ich dieß nothgedrungen; denn niemals werde ich in irgend einem Dienste Ew. Majestät etwas ausführen, das Ihrem eigenen Willen nicht gemäß ist; denn darauf lautet mein Diensteid, daß ich die Beschlüsse Ew. Majestät ausführe, nicht die meinigen noch anderer Leute, so viel deren seyn mögen. Und andererseits Ew. Majestät in irgend einer Sache zu dienen, die ich selbst nicht billigen kann, würde eine unersprießliche Dienstleistung seyn

und so unbehülflich, daß ich fürchten müßte, Ew. Majestät würden sich getäuscht finden. Und was jeden andern Dienst betrifft, wäre es auch in Ew. Majestät Küche oder Garten, so bin ich, ohne Rücksicht auf Ansehen, Einkommen und Behagen, vom Grunde meines Herzens bereit, Ew. Majestät Befehlen bis an das Ende meines Lebens nachzukommen. Womit ich von ganzem, bangem, armem Herzen wünsche, daß Ew. Majestät eine Probe anstellen wolle; denn das betheure ich, daß ich seit Ew. Majestät Regierungs-Antritt keinen frohen Tag gehabt habe, außer an Ew. Majestät Ehre und Wohlergehen." I. 24.

Sechs und dreyßig Jahre später, da er längst, als Schatzmeister von England, der erste Reichsbeamte war, schreibt er an seinen Sohn Robert, (Stammvater der Marquiß von Salisbury):

„In Sachen, wo ich anderer Meynung bin als Ihre Majestät, ist und bleibt das mein Grundsatz: so lange ich zu rathen habe, werde ich nicht als meine Meynung das Gegentheil derselben abgeben, denn das hieße wider Gott sündigen, gegen welchen meine Pflicht die oberste ist; als ein Diener hingegen werde ich J. M. Befehlen Folge leisten und auf keine Weise entgegen handeln, sondern mich damit beruhigen, daß, da sie Gottes vornehmstes Werkzeug hienieden ist, Gottes Wille sey, daß ihre Befehle vollzogen werden; und habe ich meine Pflicht als Rathgeber gethan, so bleibt mir nur zu wünschen, wie ich von Herzen thue, daß ihre Befehle das Gute wirken mögen, das sie, wie ich gewiß bin, dabey beabsichtigt." II. 457.

Walsingham klagt in einem Briefe an Burghley 1574:

„Unsere Seerüstungen betreffend, können wir uns weder für das Eine noch für das Andere entschließen; gleichwohl geschieht alles mögliche, um J. M. zu einem Entschlusse zu bringen. Es ist J. M. pflichtmäßig und offen vorgestellt worden, daß dieses Schwanken nachtheilig und unehrenhaft sey; aber es hilft alles nichts." I. 505.

Und wieder 1587 an Leicester:

„Der Lord Schatzmeister ist immer noch in Un-

Digitized by Google

gnade, und hinter meinem Rücken spricht J. M. gar harte Worte über mich, was ich um so eher glaube, da ich im Umgange mit ihr wohl merke, daß ich nicht in Gnaden stehe; und könnte mein Dienst von einem andren versehen werden, so weiß ich daß ich dessen bald überhoben wäre." II. 335.

Ferner an Burghley:

„Auf die angelegentliche Bitte des Grafen Leicester drang ich gestern in J. M., über seine Anstellung einmal einen Entschluß zu fassen, wobey ich zu verstehen gab, der Dienst leide keinen Aufschub mehr. Allein nach einer langen Erörterung konnte ich keinen Bescheid erlangen. Ich fand sie einigermassen geneigt, meinen Vetter Norrys lieber zu verwenden als den Grafen. Ich bat unterthänig, bey der großen Wichtigkeit der Sache, daß sie einigen von ihr zu wählenden Räthen möchte zur Prüfung zugewiesen werden. Aber auch dieser Vorschlag wurde verworfen." II. 339.

Endlich, auf die Kunde von der großen Kriegs-Rüstung Philipp's II., an Burghley:

„Es giebt kein besseres Mittel, Spanien von einem Angriffe auf England abzuhalten, als Unterstützung des Königs von Navarra und Niederhaltung des Hauses Guise, welchem Spanien die Oberhand zu verschaffen sucht. Läßt J. M. diese Gelegenheit unbenützt, entweder durch allzulangen Aufschub des Entschlusses oder allzusparsame Bewilligung von Hülfsgeldern, so wird sie sagen müssen: dahin sind meine Friedenstage." II. 347.

Diese Weissagung traf ein, aber nur auf ganz kurze Zeit; und in der furchtbaren Kriegsgefahr, welche durch Zerstörung der spanischen Flotte abgewandt wurde, bewies sich Elisabeth's Geist und Glück am überlegensten. War sie zuvor im Angreifen zurückhaltender und sparsamer gewesen, als ihre Rathgeber gewünscht hatten, so standen ihr jetzt zur Vertheidigung desto mehr Kräfte zu Gebot. Der Briefe aus dieser Zeit finden sich hier nicht viele. Das bemerkenswertheste ist ein königliches Schreiben, dessen gleichen an alle wohlhabende Gutsbesitzer scheint erlassen worden zu seyn: Aufforderung zu einem Darlehen — hier 25 Pfund — für die großen Kriegskosten, „als zu einem Dienste, den gute Nachbarn einander unweigerlich leisten," mit dem bestimmtesten Versprechen der Heimzahlung binnen Jahresfrist.

2.

Die andere Sammlung hat zwar vor der ersteren eine ausführlichere und gehaltreichere Einleitung voraus, die indessen nichts Neues bringt. Dagegen ist sie selbst noch ärmer. Einige Briefe aus London im zweyten Bande geben Nachricht — und das ist in diesen die Hauptsache — von der üblen Aufführung eines jungen Menschen aus Zürich, der in England Anstellung gesucht hatte, statt dessen aber in den Schuldthurm gekommen war; und der Name dieses Taugenichts, an dessen Person und Treiben gar nichts besonderes ist, findet sich in dem Register mit Hinweisung auf die einzelnen Briefe, mit Rubriken, wie: his ill behaviour, aufgeführt. Was müßte aus der historischen Litteratur werden, sollte sie Zuwachs dieser Art (man denke an den unermeßlichen Schutt der Justiz- und Polizey-Registraturen) erleiden!

Die Hauptperson unter den Briefstellern ist D. Johann Pell, den Cromwell nach Zürich gesandt hatte, um durch die protestantischen Cantone der Eidgenossenschaft Abhülfe für die Beschwerden der Waldenser in Piemont, wäre es auch durch einen Einfall in Savoyen, zu bewirken. Da er nichts ausrichtet, unterhält er den Staatssekretär des Protectors mit allerley kleinen Händeln der Schweiz, an denen nichts merkwürdiges ist und worin nicht Ein Name von Bedeutung vorkommt. Das Bemerkenswertheste dürften folgende Aeußerungen des Alt-Bürgermeisters zu Zürich über den Zustand der Schweiz in jener Zeit (1655) seyn.

„Krieg! sagte er, wir haben auch Kriegs-Gedanken und an Mannschaft zum Kriege ist Ueberfluß, aber an andern Mitteln fehlt es. Alle Cantone leiden an unglaublichem Geldmangel; der Friede

in Deutschland macht uns arm. Da der Krieg zu Ende war, nahmen die Fürsten und Städte, um der Soldaten los zu werden, überall Geld auf, weil sie zu Haus nicht so viel vorfanden, als sie zur Abzahlung brauchten; dazu gingen große Summen aus der ganzen Schweiz nach Deutschland; und davon bekommen wir jetzt nicht einmal die Zinse. Seit dem Frieden kommt der Landbau überall in Deutschland wieder empor und wird so viel Getreide und Wein gewonnen, daß unsere Nachbarn in Schwaben sich vermessen, binnen drey Jahren unserer ganzen Landwirthschaft ein Ende zu machen, indem sie uns alles wohlfeiler liefern als wir es bauen. Sie haben vor uns den Vortheil eines leichteren Bodens, so daß sie in manchen Gegenden mit einem Pferde mehr pflügen als wir mit vier. Dazu kommt, daß unsere Lage ungünstig für die Ausfuhr ist. Mailand würde unser Getreide gut bezahlen; aber es lohnt nicht, weil wir es nicht anders als auf Saumrossen über den Gotthard bringen können. Beladen wir in Zürich ein Pferd mit hundert Pfund Haber, so verzehrt es davon, bis es nach Mailand kommt, achzig. Die Kriege in Deutschland und den Niederlanden, und neulich der französische Krieg in den Alpen brachte in die Schweiz unglaublich viel Geld, da Kriegsvolk durch oder nahe vorbey zog und all seinen Bedarf baar bezahlte. Seitdem diese Kriege zu Ende sind, fließt das Geld ab und es ist keine Aussicht, daß anderes einkomme. Sonst zogen unsere Kaufleute viel Nutzen aus der Einfuhr deutscher Fabrikate und anderer Waaren nach Frankreich, weil sie zollfrey waren, die Deutschen aber nicht. Seitdem die Zeit des Bündnisses abgelaufen ist, nimmt dieser Nutzen auch ab; unsere Leute müssen Zoll entrichten. Während der Unruhen im Berner Lande bat ich den französischen Botschafter zu Solothurn, er möchte uns, in Rücksicht auf unsere Lage, etwas Geld als Abschlagzahlung an den großen Summen, die unsere Altvordern der Krone Frankreich dargeliehen, zukommen lassen; oder, wenn er das nicht zeitgemäß fände, so möchte er uns das Friedgeld bezahlen, das wir wegen des ewigen Friedens zwischen Frankreich und uns zu fordern haben; oder, wenn er das nicht wollte, so möchte er uns das Bundesgeld auszahlen, das uns wegen unseres Bundes mit Frankreich gebührte; und wäre ihm von dem allem nichts anständig, so möchte er uns das Hülfsgeld verabfolgen lassen, das uns in dem Bundesvertrage auf den Fall Bedürfens zugesagt war. Keinen Batzen gab er; und doch hatte er einen Haufen Geld vom König da liegen. Dieses unfreundliche Benehmen Frankreichs in der Zeit so großer Gefahr bewies uns, daß der französische Hof uns mit andern Augen ansieht als einst Heinrich IV. und seine Vorgänger, die allerwege ein gutes Vernehmen mit unserem Lande zu erhalten trachteten und die mäßige Summe, die sie uns jährlich als Friedgeld zukommen ließen, für wohl angelegt hielten, weil dagegen ihre Landesgrenze auf unserer Seite gesichert war.“ I. 239.

Dem Stadtschreiber von Zürich gehört folgende Bemerkung, und steht ihm wohl an:

„Uns hat bis jetzt unsere concordia discors gerettet. Wären wir Schweizer alle Einer Religion gewesen, so hätte uns nichts abhalten können, an dem deutschen Kriege Theil zu nehmen, der fast alle, die sich darein legten, zu Grunde gerichtet hat. Getrennt, wie wir sind, verhinderten wir unsere Nachbarn, dem Kaiser beyzustehen; und sie verhinderten uns, der Gegenparthey zu Hülfe zu kommen.“ I. 181.

Ein Anhang enthält Briefe an und von Pell, die auf seine Gesandtschaft keinen Bezug haben und zum Theil gelehrte Sachen betreffen. Auch darunter sind mehrere, deren Bekanntmachung, wären sie erst neuerlich geschrieben, jedermann unverzeihlich finden würde; z. B. Briefe von Pell an seine Frau, worin er ihr Verschwendung vorwirft, und die wenigstens einen Druckbogen anfüllen.

Vor Kurzem ist in London eine historische Gesellschaft zusammengetreten, die sich vorsetzt, alles was als Quelle von englischer Geschichte betrachtet werden darf, zu sammeln und in einer Reihe Octav-Bände herauszugeben. Sie fängt, wie billig, von vorne an, und hat bereits eine Ausgabe des Beda erscheinen lassen, welche sehr gerühmt wird. Die neuere Zeit ist von diesem Plane nicht ausgeschlossen; und rückt einmal die Ausführung bis dahin vor, so darf man sich eine Auswahl von Papieren versprechen, wodurch einem Ausschütten, wie in den vorliegenden Bänden — viel Spreu und wenig Korn — ein Ende gemacht werden wird.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nr. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Phaedri, Augusti liberti, **Fabulae Aesopiae**, cum veteres tum novae atque restitutae. Ad fidem Codicum, Pithoeani, Remensis, Danielini et Perottini utriusque, quorum integra adjecta est varietas, et optimas editiones recognovit, lacunas explevit, versus a Nic. Perotto solutos refecit, fabulas a Marq. Gudio et Petro Burmanno in versiculos redactas locis plurimis emendavit, quas hic praetermisit, libro singulari comprehensas addidit Christian. Timoth. **Dressler**, in gymn. Budissino collega. Accedunt **Ugobardi** Sulmonensis Fabulae Phaedrianae, e Cod. Haeneliano et Duacensi cum utriusque varietate accurate editae. Budissae in libraria Welleriana. MDCCCXXXVIII. (8. XVI. 206).

Seitdem der für verloren gehaltene Codex, nach welchem Pet. Pithou die Fabeln des Phädrus zuerst durch die Edit. princeps vom Jahre 1596 der Welt bekannt gemacht hatte, in unsern Tagen in der Bibliothek des Herrn L. Lepeletier de Rosanbo wieder gefunden, im Jahre 1830 durch Jul. Berger de Xivrey mit vieler Genauigkeit copirt und (sammt der von Vincent im J. 1776 in ein gedrucktes Exemplar des Phädrus geschriebenen Varietas lectionis aus dem Codex von Rheims) durch den Druck veröffentlicht worden ist, oder doch, wenn Berger's Phädrus außer Frankreich nur wenigen Privaten zugekommen seyn mag, seit der Ausgabe des Phädrus von Johann Caspar Orelli 1831 und dem dazu nachgelieferten Supplementum vom Jahre 1832, worin außer Berger, auch Ang. Maio's neueste Mittheilungen über den sogenannten Cod. Perottin. und den Cod. Danielin. benützt worden sind, war es auch bey uns denjenigen unter den Philologen, welche sich für diesen Theil der altrömischen Litteratur interessirten, möglich gemacht, die Fabeln des Phädrus endlich mit mehr diplomatischer Sicherheit, als bisher hatte geschehen können, zu bearbeiten und einen ohne weitere Störungen lesbaren, nach innerer und äußerer Wahrscheinlichkeit des alten Fabulisten würdigen Text herzustellen. Indeß verging seit der langen Zeit gegen alle unsere Erwartung Jahr um Jahr, ohne daß Jemand mit einer solchen neuen Bearbeitung des Phädrus hervortrat. Mit um so größerer Begierde ergriffen wir daher die uns vorliegende Arbeit des Hr. Dreßler, in der Hoffnung, daß sie uns endlich mehr oder weniger vollendet das bringen würde, was unserm Fabeldichter auch nach Orelli's Ausgabe noch zu fehlen schien. Leider fanden wir aber bey genauer Durchsicht des Werkes, daß es unsere Wünsche und Erwartungen in der Hauptsache keineswegs befriedigte. Doch ehe wir ein allgemeines Urtheil aussprechen, wollen wir den Lesern unserer Anzeige zuerst den Inhalt des Dreßler'schen Werkes nach allen seinen Theilen darlegen, dann über jeden derselben unsere Bemerkungen abgeben, und so die Möglichkeit eines Urtheils über das Ganze für jeden unserer theilnehmenden Leser zu begründen suchen.

Außer der Vorrede (S. III — XVI.), in welcher sich Hr. Dreßler über die Gründe, die ihn zu dem Unternehmen einer neuen Ausgabe des Phädrus bestimmt haben, über Einrichtung derselben u. a. erklärt, giebt er uns

1. dem eigentlichen Inhalte des Buches vorangestellt

   a) eine Vita Phaedri (S. 1 — 8);

Digitized by Google

b) eine Abhandlung de Fabulis Phaedri in orationem prosam resolutis (S. 9—16);

c) Aufzählung und Beschreibung u. s. w. der Handschriften, welche Phädrus Fabeln enthalten (S. 17—32);

2. als eigentlichen Hauptinhalt aber

a) Phaedri Aug. lib. Fabularum Aesopiarum lib. I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. (S. 33—156);

b) Ugobardi Sulmonensis fabulae Phaedrianae e Cod. Haenel. et Duac. accurate editae, mit eigener Vorrede (S. 157—206).

Was nun die Vita Phaedri betrifft, so beschränken wir uns auf ein Paar Bemerkungen darüber. In der ersten Hälfte dieser sogenannten Lebensbeschreibung sucht Hr. Dr. zu beweisen, daß die unter Phädrus Namen auf uns gekommenen Fabeln nicht von Perottus (oder irgend einem andern Schriftsteller späterer Zeit) verfaßt seyen, sondern wirklich aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen, und beruft sich dabey, als auf ein inneres Merkmal ächter Abkunft, auf Metrum und Sprache der Fabeln, indem er (S. 4) sagt: „Fabulator ... noster Plauto et Terentio castigatior est et adstrictior, ita tamen, ut honesta quadam interdum libertate utatur; fabulaeque elegantes et latinitate ubivis fere pura scriptae, ut, qui ejus rei gnari sunt, non dubitent, quin aetatem redoleant Tiberii imperatoris." Ohne eine solche Argumentation an sich tadeln zu wollen, wünschten wir doch, was das Metrum betrifft, daß Hr. Dr. das Verhältniß der Phädrischen Senare zu denen des Plautus und Terentius näher bestimmt, und uns einigermaßen entwickelt hätte, worin nach seiner Meynung die „honesta libertas" bestehen soll, welche sich unser Dichter im Baue seiner Senare mitunter genommen habe. Nach allem, was Hr. Dr. in seinem Phädrus unangetastet hat stehen lassen, oder selbst erst in denselben eingeführt hat, glauben wir vermuthen zu dürfen, daß er uns über oben angeregte Puncte wenig genügende Aufschlüsse zu geben im Stande seyn würde. — Dann, wie mag Hr. Dr. das Wort aussprechen: „(Fabulae) latinitate ubivis fere pura scriptae (sunt)"? Glaubt er vielleicht, daß er selbst oder irgend ein Anderer unter uns, einem auch nur mittelguten Schriftsteller aus dem Zeitalter eines Augustus das Pensum corrigiren und auch nur zwey Sätze in reinerer Latinität schreiben könnte als jener? Nach uns verhält sich die Sache vielmehr so: Ist Phädrus ein alter Schriftsteller aus Augustus Zeit, so müssen wir nicht ihn lehren wollen, was ächte Latinität sey, sondern von ihm es lernen; und können wir beweisen, daß etwas in seinem Werke, wie es uns überliefert ist, nicht ächt römisch sey, so dürfen und müssen wir solche Dinge als spätere Verderbnisse betrachten, welche durch Wischen und Glätten allmählig wegzuschaffen wir uns zur Aufgabe machen sollen.

In der andern Hälfte der Vita Ph., worin Hr. Dr. beym Mangel anderweitiger Nachrichten natürlich nichts anderes als die kärglichen Data zusammen zu stellen hatte, welche Phädrus selbst in sein Fabelwerk eingeflochten hat, äußert er (S. 5 f.), daß Phädrus nach V. 17—19 des Prolog. zum III. Buche „Ego, quem Pierio mater enixa est jugo etc." richtiger ein geborner Makedonier als ein Thrakier genannt werde. Wogegen wir der Meynung sind, daß Phädrus selbst, nach den letzten Versen desselben Prologs zu urtheilen, (worin er dem Phrygier Aesopus und dem Skythen Anacharsis gegenüber von sich sagt: „Ego, literatae qui sum propior Graeciae, Cur somno inerti deseram patriae decus? Threissa quum gens numeret auctores suos, Linoque Apollo sit parens, Musa Orpheo etc.") sich für einen gebornen Thrakier gehalten und ausgegeben habe, und daß folglich auch wir ihn als solchen annehmen müssen. — Wenn uns ferner Hr. Dr. (S. 6 f.) erzählt, wie Phädrus durch Bekanntmachung der ersten 2 Bücher seiner Fabeln Argwohn und feindselige Stimmung gegen sich erregt und namentlich den damals gewaltigen Sejanus so gereizt habe, daß ihn derselbe des Majestätsverbrechens angeklagt und seine Einkerkerung bewirkt habe; und wenn er daran anknüpfend fortfährt: „qua (custodia) quum teneretur (Phaedrus) diutius, librum fabularum tertium, quem antequam fuisset accusatus, exaraverat, postquam prologo versus 33—50, fabulae nonae versiculum 3 et 4 inse-

Digitized by Google

ruerat atque epilogum addiderat, Eutycho viro amicissimo, eo anno judicis munere fungenti per hominem fidum submisit, atque enixe ab eo petiit, ut tandem aliquando in causa sua, quod religio et fides pateretur, decerneret:“ so sind dieß lauter Annahmen, die in der wohlmeynenden Absicht das für uns leider räthselhafte Dunkel der Schicksale unsers Fabulisten in etwas aufzuhellen ersonnen, aber leider auch ganz unbegründet sind, da sonst nirgends und im ganzen Phädrus an keiner Stelle von einer Einkerkerung oder gar von langem Aufenthalte des Dichters im Gefängnisse auch nur ein Wort geschrieben steht, eben so über die Zeit der Ausarbeitung des III. Buches, über spätere Einschaltung einer größern Stelle in den Prolog und zweyer Verse in die IX. Fabel (Socrates ad amicos), wie über spätere Hinzudichtung eines Epilogs zu dem III. Buche u. s. w. aus Phädrus selbst (und andere Nachrichten darüber haben wir keine) gar nichts entnommen werden kann, sondern vielmehr aus dem höchst erheblichen Umstande, daß der Epilog („Supersunt mihi quae scribam, sed parco sciens etc.,“), welcher nach den Handschriften am Ende des vierten Buches steht, von Hrn. Dr. u. a. ganz willkührlich an das Ende des dritten Buchs verpflanzt worden ist, offenbar hervorgeht, daß jene Annahmen über Abfassung und Bestimmung des III. Buchs als nichtig in sich selbst zusammen fallen. — Ungefähr dasselbe gilt von dem, was Hr. Dr. S. 8 vorbringt, daß Phädrus, nach Sejanus Tod endlich frey gesprochen, obwohl durch die bestandene Gefahr vom Fabeldichten abgeschreckt, sich doch durch seinen Ehrgeiz habe bestimmen lassen, den drey frühern noch ein IV. und V. Buch folgen zu lassen und jenes dem Particulo, dieses dem Philetus zu widmen. Das Gedicht nämlich „quum destinassem terminum etc.“ gehört nach den Handschriften nicht an die Spitze des IV. Buches, wohin es (mit andern) Hr. Dr. zu setzen beliebt hat, sondern vielmehr an den Anfang des fünften, und wiederum das Gedichtlein: Poeta ad Particulonem („Adhuc supersunt multa, quae possim loqui etc.“) steht nach den Codd. in der Mitte des fünften, nicht, wie Dr. es gesetzt hat, am Ende des vierten Buches; alle Folgerungen daher, welche aus Inhalt und Stellung dieser Gedichte von Dr. gezogen worden sind, fallen hinweg, sobald man jene an den ihnen urkundlich gebührenden Stellen unangetastet stehen läßt. Was übrigens über die Personen Eutychus und Philetus abweichend von der hergebrachten auch von Dr. befolgten Ansicht allenfalls noch zu sagen wäre, muß anderer Gelegenheit aufgespart werden.

(Fortsetzung folgt.)

Dritter Jahresbericht des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise. Für das Jahr 1837. Augsburg, 1838. gr. 4.

(Schluß.)

Das Devotions-Monument für Caracalla beym heiligen Kreuz-Thore (es wurde 1806 abgebrochen), welches durch das Anprallen der Räder fast ganz erloschen gewesen, soll beym Abbruch in den Kalkofen gewandert seyn. (pag. 1. Siehe die Fragmente bey M. Welser opp. omn. p. 392. und vergleiche damit p. 306). Es hat sich aber aus den neuesten Untersuchungen (p. 2. col. 2.) ergeben, daß das Monument nicht zu Grunde gegangen, sondern im Innern des Thurms des hl. Kreuzes gegen die Kirche zu (in Turre S. Crucis, qua ecclesiam spectat) entdeckt worden sey. Es ist vor 216 p. Christ., dem Todesjahre Caracalla's, errichtet (p. 3 col. 1).

Was von den Ueberresten der Mauern der römischen Augusta in südlicher Richtung gesagt wird, hat zwar schon dem Wesen nach Jäger in seiner Geschichte der Stadt Augsburg, Darmstadt 1837. 8. S. 2. nach den trefflichen Untersuchungen des Hr. Reg. Dir. v. Raiser mitgetheilt, wir sehen jedoch die genaueren Nachweise vom Laufe der südlichen Mauer durch denselben Hrn. v. Raiser mit großem Vergnügen hier vorgelegt. — Das Fragment eines römischen Pilaster-Capitäls dorischer Ordnung beym Abbruche des südwestlichen Giebels der Domkirche in Augsburg i. J. 1837 ausgehoben (p. 3, col. 2. p. 4, col. 1). —

Von Anticaglien, im Garten des Herrn Capitulars Stark aufgefunden, 1tens die oben schon besprochene Helle mit dem Widder, 2tens ein Lar ruralis aus terra cotta (p. 4, col. 1 et 2, p. 5, col. 1 et 2). — Auf der Burghalde zu Kempten, dem uralten vindeli-

Digitized

eischen und dann römischen Campodunum wurden beym Graben von 2 Vierkellern 2 Bronce-Figuren entdeckt, von denen die eine 5 1/4" hohe die Aphrodite, die andere aber, 4 1/4" lang und über 3" hoch, eine Flußgöttin oder auch eine Quellen-Nymphe (Najade) vorstellt. — Das Ehe- oder Braut-Pärchen (p. 6, col. 2), eine 2 1/2" hohe Bronce-Arbeit, und zwar einen Schlüsselhacken vorstellend, scheint uns der Tracht des Mannes oder Jünglings nach wiederum nicht so hohen Alters, sondern erst aus der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu seyn, und eben diese Mannestracht erinnert an ähnliche, in den Holzschnitten des Michael Wohlgemuth vorkommende Kleidertrachten. Das Fragment eines Relief's in terra cotta ist nicht römischen Ursprungs, sondern stellt, wie p. 7 bemerkt ist, deutsche Dudelsackspfeiffer dar. Ein römischer Doppelflötenbläser auf einem Intaglio gab dem Herrn Vereinssekretäre Gelegenheit zu einer Digression über die tibicines der Alten (p. 7 — 8). —

Die Beschreibung der dem Vereine eingesendeten Römer-Münzen beginnt mit der sehr treffenden Bemerkung, daß bey den so häufig sich wiederholenden Münz-Funden die Fund Orte das Merkwürdigere seyen, weil diese, wenn die Münzen nicht bloß einzeln gefunden oder aus der Erde gewühlt werden, gewöhnlich auch einen römischen Standort (Stativum), oder die ehemalige Existenz von römischen Wohnungen nachwiesen, bey zweifelhaften Straßenzügen aber immer die richtigen Wegweiser seyen."

Es folgen sodann S. 12 — 27 die bereits oben angegebenen Münzen- und Waffenfunde und Geschenke nebst den äußerst gründlichen Monographien von Ettenbeuern und Ruderatshofen; (hruodoldishouen. 839. 18. April. — Ruoderatshouen, 919). Der erstere Ort im Süden des Klosters Wettenhausen bey Burgau, letzterer südwestlich von Kaufbeuern, und nordwestlich vom Landgerichtssitze Oberdorf gelegen; beyde Monographien vom Hrn. Reg. Dir. v. Raiser bearbeitet, dessen ausgezeichnete Verdienste um Aufklärung in der Geschichte des bayerischen Schwabens längst volle Anerkennung gefunden haben. So hat Hr. v. Raiser (um nur Eines zu berühren) im Jahresberichte von 1836 (Augsburg 1837. 4.) von den Stift Kemptischen Urkunden die Makel der Verdächtigung, welche ihnen noch in den neuern Zeiten v. Lang in den Regesten aufgedrückt, rein hinweggetilgt. — Die Bestätigungs-Urkunde Ludwigs des Frommen, des Sohnes der schönen Schwäbin Hildegarde, für deren Dotation von Kempten befindet sich im 31ten, (nicht im 30ten) Bande der Monum. boic., oder im IV. Volum. 1. Parte, welches Volumen die Diplomata Imperatorum apographa enthält, pag. 61. 62. Nro. 26. — Nach dem Continuator Fredegarii, c. 113, p. 684. ed. Ruinart., nach den Annal. Metens. bey Pertz I. p. 328, 329, den Annal. Alamann. ebend. I. p. 26, Annal. Lauriss. p. 115, Einhardi Fuld. Ann. p. 345 hieß der entsetzte Alamannen-Herzog Theotbald, welcher, den Metzer Annalen zu Folge, des schwäbischen Herzogs Gottfrid Sohn gewesen ist. (In der Note 52, p. 16 hat sich ein Druckfehler „830" eingeschlichen, wofür 930, 30. Juny gelesen werden muß.)

In der historischen Notiz über das St. Severin's-Kirchlein (vom Hrn. Hofr. Dr. v. Abzorner), welches Herzog Ludwig der Strenge nach der zu Donauwörth vollbrachten Unthat in Augsburg errichten ließ, und es bey der Stiftung von Fürstenfeld diesem Kloster zum Geschenke machte, welches dasselbe an einen Augsburger Bürger verkaufte, von dem es an die Rehlinger, und endlich an Marx Welser kam, hat uns nicht wenig die Inschrift Nr. III. wegen der Angabe des Todesjahres und Tages des Marc. Welser (nämlich: obiit anno Chr. MDXCVI (1596) mense Julio, Die XVII) befremdet. Der berühmte Geschichtschreiber Bayerns und seiner Vaterstadt Augsburg, der große Kenner des klassischen Alterthums, der im In- und Auslande gefeyerte Marcus Welser kann hier unmöglich gemeynt seyn, da dieser bekanntlich den 23. Juny (23. Julius) 1614 im Alter von 56 Jahren eines ziemlich schnellen Todes verstorben. (Paul v. Stetten I. p. 810, und Arnoldi M. Welseri vita, genus et mors, von M. Welsers Werken, ed. Noriberg. 1682. fol. p. 66.)

Aus der Rechnungs-Ablage des Vereins-Cassiers und aus der großen Zahl der Mitglieder, (siehe die 1te Abtheilung) ist der blühende Zustand dieser für vaterländische Geschichte so wirksamen Anstalt zu entnehmen, der herbeygeführt wurde durch die umsichtige Oberleitung ihrer Vorstände sowohl, als auch durch den großen und über jedes Lob erhabenen Eifer der zahlreichen (1321) Mitglieder selbst. Möge derselbe in einer Zeit nicht erkalten, wo es die Förderung des großen Werkes eines historisch-topographischen Lexicon's des ganzen Königreiches im Vereine mit der kgl. Akademie gilt! —

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Fortsetzung.)

In der Abhandlung „de fabb. Phaedri in orationem prosam resolutis" stellt Hr. Dr. kurz zusammen, was man mehr oder weniger bestimmt von denen weiß, welche Phädrische Fabeln in Prosa bearbeitet haben z. B. von dem Rhetor Aphthonius (aus dem IV. Jahrhundert), von dem Fabulisten, dessen in vier Bücher getheilte Sammlung von 80 Fabeln wir unter Romulus Namen kennen, weil das erste Buch mit einem Zueignungs-Schreiben so beginnt: „Romulus Tiberino filio S. De civitate Attica etc.," von dem sogenannten Anonymus Nilantii, dem nach Ort und Zeit seines Lebens unbekannten Verfasser von 67 Fabeln, deren 32 sichtbar aus einem Codex unsers Phädrus entlehnt und, ungefähr so wie jene von Romulus, in Prosa aufgelöst sind u. s. w. Wenn wir über Einzelheiten dieser kleinen Abhandlung noch Bemerkungen machen sollen, so würden wir über die Angabe Hrn. Dr.'s (S. 10): „Idem quod Babrius choliambis graecis, Phaedrus iambis latinis exsecutus est. Nam et hic ab initio Aesopi apologos versibus senariis polivit, eorumque libros duos Tiberio imperatore in vulgus edidit. His deinde fabellas suas Aesopi stylo exaratas adjunxit, quarum librum, qui nunc est III., Eutycho etc." uns die Bemerkung erlauben, daß Hr. Dr. sehr Unrecht hat, wenn er durch die angeführten Worte bey seinen Lesern die Vorstellung erregt, daß Phädrus in seinen ersten zwey Büchern nur lauter Aesopische, in den drey letzten nur lauter selbst erfundene Stoffe behandelt habe. Daß dieß nicht, sondern das Gegentheil der Fall gewesen sey, beweist schon der Prolog zum III. Buche: „Exemplis continetur Aesopi genus ---- Quicunque fuerit ergo narrandi locus, dum capiat aurem et servet propositum suum, re commendatur, non auctoris nomine. Equidem omni cura morem servabo senis; sed si libuerit aliquid interponere dictorum (meorum), sensus ut delectet varietas, bonas in partes, lector, accipias velim etc." Dann, die im zweyten Buche stehende Anekdote „Caesar ad atriensem," die von Tiberius handelt, ist auch sie eine äsopische Fabel, von Phädrus bloß in lateinische Senare übersetzt? u. s. w. — Das Bemerkenswertheste aus der Abhandlung möchte die Notiz seyn, welche Hr. Dr. in einer Anmerkung S. 14 mittheilt, daß der Cod. Visseburgensis, welchen Gudius als sehr alt bezeichnet hat, nach Inhalt eines Hrn. Dr. auf seine Anfrage zugekommenen Schreibens, datirt „Wissemburg, le 2. Septembre 1837" und unterzeichnet „P. le Maire absent l'Adjoint Wunschendorff," sich nicht mehr vorfinde, weder in der Stadtbibliothek noch in der einer andern öffentlichen Anstalt.

In dem Abschnitte „De codicibus, quibus Phaedri fabb. continentur, manu scriptis" zählt Hr. Dr. als die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften, welche die Fabeln unsers Phädrus theils nur einzeln, theils im Ganzen als Sammlung in 5 Büchern enthalten, folgende auf: I. Cod. Pithoeanus, nunc Rosanboanus, sec. X.; II. Cod. Remensis, sec. X.; III. Vetus Danielis chartula sec. XII. etc.; IV. Cod. Neapolitanus, sec. XV., vulg. Cod. Perottinus; V. Cod. Vaticanus, sec. XV. — In der Beschreibung dieser Handschriften giebt jedoch Hr. Dr. nur, theils wörtlich, theils im Auszuge, was darüber Orelli schon bekannt ge-

Digitized by Google

macht hatte; selbst hat er, wie es scheint, weder Berger's Ausgabe des Phädrus noch Maio's Classic. autor. zu benützen gehabt. — Interessant ist dagegen die Notiz, welche Hr. Dr. mittheilt, daß der Coder von Douai (Cod. Duacens.), welchen Orelli (praef. pag. 5) unter den Phädrus-Handschriften aufführt, nach einem Schreiben, welches er auf seine Nachfrage über den Coder von Hrn. Duthilloeul, Bibliothekar zu Douai, jüngsthin zur Antwort erhalten habe, nicht den Phädrus selbst, sondern nur die in elegischem Versmaße verfaßten Fabeln des zeither sogenannten Anonymus Neveleti enthalte. Näheres darüber anzuführen, werden wir gegen Ende unserer Anzeige Veranlassung finden.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptinhalte des Dreßler'schen Werkes und zwar zu den acht Büchern Fabeln, welche Hr. Dr. als Phädrus Fabeln in gleicher Ordnung hinter einander aufführt. Zu acht Büchern Fabeln aber vermehrte Dr. des Phädrus Werk dadurch, daß er zu den seit der Editio princeps bekannt gewesenen 5 Büchern noch hinzufügte:

a) als sechstes Buch die 30 von Perottus allein erhaltenen äsopischen Fabeln;

b) als siebentes Buch 29 zum Theil von Gudius, größtentheils von Petrus Burmannus nach den prosaischen Fabeln des Romulus und des Anonymus Nilant. in Senare umgesetzte, jetzt von ihm (Dreßler), wie er meynt und sagt, verbesserte Fabeln;

c) als achtes Buch endlich einen Prolog „Phaedrus ad Rufum" und 12 von Burmann übergangene, jetzt aber von ihm (Dr.) noch vollends versificirte Fabeln des Romulus.

Daran haben wir folgendes auszustellen. Hr. Dreßler's Einrichtung des Fabelwerks von Phädrus erregt den Schein, als hätte dieser eine Fabelsammlung in acht Büchern gedichtet und bekannt gemacht, indeß er nach Zeugniß der Phädrus-Handschriften und nach Avienus (Ende des IV. Jahrhunderts) Worten: „Phaedrus etiam partem aliquam (fabular. Aesop.) quinque in libellos resolvit" nur höchstens fünf Bücher Aesop. Fabeln geschrieben und ausgegeben hat. Die 71 Fabeln daher, welche Dr. in seinen letzten 3 Büchern aufführt, hätten, selbst angenommen, daß sie insgesammt dem Inhalt und der Form nach von Phädrus stammten, entweder in die 5 ersten Bücher vertheilt, oder, wenn dieß nicht anzugehen schien, als ein Anhang zu jenen nachgetragen werden sollen.

Nun sind aber selbst die 30, verhältnißmäßig noch gute und alte Fabeln, welche, von Perott. erhalten, Dr. als VI. Buch gibt, nicht Phädrus Werk; wenigstens ist dieß bis jetzt noch von Niemanden bewiesen und wird unsers Erachtens auch in Zukunft von Niemanden bewiesen werden. Selbst sie waren demnach als eigenes Fabelbüchlein und Werk eines alten uns noch unbekannten Verfassers von den 5 Büchern des Phädrus getrennt zu halten. Bey weitem noch mehr war dieß der Fall bey den Fabeln des VII. und VIII. Buches des Dreßler'schen Phädrus. Denn diese Fabeln, in der Zeit der Barbarey wir wissen nicht von welchen Menschen nach Aesop (Babrius), Phädrus und andern ältern Fabulisten durch einander, ohne Ausscheidung und getreue Angabe der Quellen, in großen Theils schlechte Prosa umgesetzt und mannigfaltig verändert, können jetzt nicht mit Sicherheit wieder jede ihrem ursprünglichen Verfasser vindicirt werden, außer sofern mehre derselben hinreichende, selbst in ihrem Verderbnisse noch deutlich erhaltene Spuren ihres Ursprungs an sich tragen, wie dieß bey 50 derselben in der Art der Fall ist, daß man 42 davon als aus Phädrus, 8 andere als aus den vorhin erwähnten 30 Fabeln eines uns unbekannten Verfassers entlehnt und umgearbeitet mit Sicherheit annehmen kann. Und selbst dann, wenn man voraussetzen dürfte oder sogar gewiß wüßte, was doch bey weitem der Fall nicht ist, daß in jenen prosaischen Fabeln lauter Stoffe behandelt wären, welche vormals auch Phädrus bearbeitet hätte, so dürfte es Niemand unter uns unternehmen wollen, diese roh gegebenen und durch fremde Beymischungen verunreinigten Stoffe nun wieder in versificirte Fabeln in der Absicht umzuformen, um sein Machwerk dem Werke des alten Meisters Phädrus an die Seite zu setzen, oder es gar gleichsam zur Ergänzung demselben einzuverleiben. Dieß hat z. B. Desbillons nur in der uns nicht vollständig

erhaltenen 13ten Fab. des IV. B. „De leone regnante" gewagt, aber auch durch diese kleine Ergänzung von nicht mehr als 21 Senaren sattsam bewiesen, wie schwer, ja unmöglich es für jeden unter uns sey mit einem alten Römer aus Augustus und Tiberius Zeit, in Composition, Ausdruck, Rhythmus sich messen zu wollen: eine Vermessenheit, welche durch gewisses Mißlingen sich selber straft und statt gehofften Ehrenlobs nur Tadel oder wohl gar Spott zu ärnten erwarten darf. Und in diesen Fall hat sich Hr. Dr. nicht bloß dadurch versetzt, daß er uns, wie gesagt, drey Bücher Fabeln, (das letzte davon ganz sein eigenes Werk), welche nicht von Phädrus sind, als Phädrus-Fabeln aufgeführt, sondern insbesondere dadurch, daß er in die Reihe der ächten Phädrus-Fabeln in den ersten 5 Büchern einige von ihm selbst nach Romul., Sueton. etc. fabricirte Erzählungen oder Fabeln eingeschaltet hat; wovon wir das Nähere nachher jedes an seinem Orte berichten werden.

Nach diesen Vorbemerkungen über die verfehlte Einrichtung des Dreßler'schen Phädrus im Allgemeinen, gehen wir nun zu kurzer Betrachtung der einzelnen Parthien über.

In den 5 Büchern der ächten Phädrus-Fabeln hat Hr. Dr. im Ganzen den Text Orelli's so treu wieder gegeben, daß er sogar ein Paar Druckfehler in demselben unberichtigt hat stehen lassen. An einzelnen Stellen sind Conjecturen von Orelli und andern ältern und neuern Bearbeitern des Phädrus, wie auch vom Herausgeber selbst, in den Text aufgenommen worden. Unter den Text sind theils ganz theils im Auszuge die zur Kritik desselben gehörigen Anmerkungen Orelli's untergelegt. Für Interpretation u. a. ist nichts gethan, da die Ausgabe (laut Vorrede S. V.) bloß kritischer Art seyn sollte. — Dieser erste Theil des Dreßler'schen Werkes war die Hauptsache, wie man meynen sollte; und doch ist gerade er von Hrn. Dr. mit so wenig Selbstständigkeit bearbeitet, daß wir jetzt durch diese neue Ausgabe mit Phädrus Texte beynahe um nichts weiter gebracht sind, als wir durch Orelli's Bearbeitung schon gekommen waren. Denn sind auch einzelne Stellen, wie z. B. I. 8, 10 durch Aufnahme des von Anonym. Nil. überlieferten (von Bentley vermutheten) a quo; I. 23, 12 (vulg. I. 21, 12) durch Aufnahme des Jacob'schen morte u. a. dgl. gut hergestellt worden: so hat Hr. Dr. auch einzelne Stellen, die schon längst bestens in Ordnung gebracht waren, z. B. I. 27 (vulg. 25) 6 ff. neuerdings wieder entstellt, andere auf eine wenigstens nicht beyfallswürdige Weise zu corrigiren versucht, und endlich eine sehr bedeutende Anzahl von kleinern und größern Schäden, mit denen Phädrus Text noch immer behaftet ist, gleich frühern Herausgebern kaum oder gar nicht berührt, sondern unbemerkt oder wenigstens ungeheilt auf sich beruhen lassen. Wir wollen z. B. nur an I. 18 (Vulg. 16); II. Prolog.; II. 6 (Vulg. 5); III, 13; IV, 2; IV, 6; IV, 18; IV, 24; V, 5. erinnern, und, da uns ausführlichere Besprechung aller angezeigten Gedichte hier nicht vergönnt ist, uns darauf beschränken an einem und dem andern derselben was wir anders als andere meynen etwas genauer darzulegen. In IV, 6 schreibt Hr. Dr. Titel und Anfang der Fabel wie folgt:

Pugna murium et mustelarum.

Quum victi mures mustelarum exercitu
(Historia cujus in tabernis pingitur)
Fugerent et artos circum trepidarent cavos,
Aegre recepti tamen evaserunt necem etc.

mit der Anmerkung zu V. 2. (welcher nach den Codd. lautet „historia quorum in tabern. etc."): „Hanc Phaedri manum fuisse apparet; quojus antiqua forma in quorum mutatum:" d. h. Hr. Dr. meynt durch sein cujus die Hand des Phädrus offenbar hergestellt zu haben, indeß uns im Gegentheil offenbar zu seyn scheinet, daß quorum des Metrums wegen nicht bestehen könne und cujus, welches den Begriff der historia fälschlich auf den exercitus mustelarum mit Ausschluß der Mäuse beschränkt, nicht zulässig sey; daß dem Phädrus eine solche nichts sagende Einschaltung nicht zugetraut werden könne; endlich, daß selbst die Latinität den Vers verdächtig mache. Wir zweifeln nicht das Richtige zu treffen, wenn wir die Worte „historia — pingitur" dem Phädrus abnehmen und sie als späteres Einschiebsel zu dem (nicht von Phädrus stam-

Digitized by Google

menden) Titel der Fabel schlagen und zwar in folgender Art:

Pugna murium et mustelarum.
Historia, quae in tabernis pingitur.

Quum victi mures mustelarum exercitu
Fugerent et artos circum trepidarent cavos,
Aegre recepti tamen etc.

In demselben IV. Buche findet sich Fab. XVIII. in den Codd. so geschrieben:

Canes legatos ad Jovem.

Canes legatos olim misere ad Jovem,
Melioris vitae tempus oratum sue
Uti (ut) sese abriperet hominum contumeliis,
Furforibus sibi consparsum quod panem daret etc.

Die zeitherigen Herausgeber, und mit ihnen Hr. Dreßler, glauben alles in Ordnung gebracht zu haben, wenn sie als Titel „Canes legati — oder Canum legati ad Jovem“ setzen, dann im dritten Verse ut und eriperet, im vierten furfuribus, conspersum und darent corrigiren. Uns scheinen der handschriftl. Titel Canes legatos etc., die schlechte Latinität des „melioris vitae suae tempus“ und die Ueberflüssigkeit dieses allgemeinen Ausdrucks bey der nachfolgenden genauen Bezeichnung des Zweckes der Gesandtschaft „ut sese — famem“, darauf zu deuten, daß ähnlicher Weise, wie in der vorher besprochenen Fabel, auch hier wieder eine bloß von dem spätern Titelfabrikanten geschriebene Zeile sich zwischen Phädrus Worte durch Abschreiber eingeschlichen habe, und also die Fabel in ihrer ursprünglichen Form dadurch herzustellen sey, daß man das spätere Einschiebsel aus der ihm nicht gebührenden an die ihm gehörige Stelle zurück versetze, und etwa so schreibe:

Canes legatos ad Jovem melioris (melius) vitae tempus oratum misere.

Canes legatos olim misere ad Jovem,
Ut sese eriperet hominum contumeliis,
Furfuribus sibi conspersum quod (qui) panem darent
Fimoque turpi maximam explerent famem etc.

Man vergl. den ähnlichen, aus der Fabel wörtlich entnommenen Titel der zweyten Fabel im ersten Buche „Ranae regem petierunt“ vrgl. mit V. 11. Oratum misere, geschrieben oratũmisere, ging über in oratum (i) sere, dieß endlich in oratum sue, wie es in den zwey uns noch erhaltenen Handschr. steht.

Diese geringe Beachtung oder vielmehr diese Vernachlässigung des Textes ist das Erste, was wir an Hrn. Dr.'s neuer Ausgabe der 5 Bücher ächter Fabeln des alten Phädrus zu tadeln haben. Und er wird sich gegen diesen Tadel wohl nicht durch das in seiner Vorrede (S. VIII.) ausgesprochene Wort: „a conjecturandi . . . libidine diligenter cavi“ verwahrt haben wollen? Denn wer ein altes Werk ohne neue Hilfsmittel der Textkritik liefern oder die Interpretation wesentlich fördern zu können, wieder neu herausgiebt, der muß unsers Dafürhaltens, wenn seine Arbeit nicht als werthlos und überflüssig erscheinen soll, gerade darauf sein Hauptaugenmerk richten, daß er durch eine auf gründliches Studium der vorhandenen kritischen Hülfsmittel sich stützende Behandlung des Textes seinen Autor verjüngt in würdigerer Gestalt, als worin ihn frühere Ausgaben dargestellt haben, erscheinen lasse.

Eine zweyte Hauptrüge desselben ersten Theils des vorliegenden Werkes betrifft die ganz unkritische Vermessenheit, mit welcher sich Hr. Dr. schlechthin unstatthaftes Verfahren in zwey Puncten erlaubt hat. Erstens nämlich hat er, was freylich auch schon Andere vor ihm gethan hatten, drey Gedichte ohne rechtfertigende Gründe aus den Stellen, welche sie in den Handschriften einnehmen, gerissen und an andere Stellen versetzt, dadurch die Gestalt und äußere Einrichtung, welche Phädrus seinem Werke absichtlich gegeben, unberechtigter Weise nach seinem Belieben verändert und entstellt, und in mehr als einer Hinsicht zu irriger Ansicht und Beurtheilung des Dichters und seines Werkes Anlaß gegeben.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Fortsetzung.)

Die Gedichte selbst, welche diese Mißhandlung erfahren haben, sind oben, wo wir von der Vita Phaedri handelten, schon angezeigt worden. Zweytens hat Hr. Dreßler — und dieß ist ein eigenthümliches Wagestück von ihm — im I. Buche, weil darin nach Prolog. V. 6 „quod arbores loquantur, non tantum ferae" eine Fabel vorkommen müsse, in welcher Bäume redend eingeführt seyen, eine aus dem Anonym. Nilant. entnommene Fabel, unter dem Titel Homo et arbores, von ihm selbst versificirt, als Fab. XIV. in die Reihe der andern so eingesetzt, daß man auch sie für eine Fabel von Phädrus halten sollte. Und gleich nachher wieder nimmt er an, daß die zwey in den Codd. hinter der Fab. XIII. Vulpes et corvus folgenden Verse:

Hac re probatur quantum ingenium valet.
Virtute semper praevalet sapientia.

die zu der voranstehenden Fabel nicht paßten, nicht, wie andere Gelehrte gemeynt hätten, als untergeschoben auszuwerfen, sondern als Andeutung einer ausgefallenen Fabel zu betrachten seyen, zu welcher sie als Epimythium gehört hätten. Diesen Ausfall ersetzt er dann dadurch, daß er die Fabel Cornix astuta aus Romulus entlehnt, sie versificirt, als Nr. XV. an die vorhin besprochene anreiht und mit dem Epimythium krönt:

Hac re probatur, quantum ingenium polleat;
Virtute semper praevalet sapientia.

gerade als ob dieß alles so und nicht anders von Phädrus selbst gemacht worden wäre. Noch ärger treibt Dr. seinen Unfug im II. Buche. Da führt eine Anekdote nach den Codd. die Aufschrift: Item Caesar ad atriensem. Daraus schließt Dr., ohne andere Möglichkeiten zu bedenken, daß eine ähnliche Anekdote von Cäsar vorher gegangen seyn müsse, macht nach Sueton. Tiber. cap. XL. und XXXII. eine versificirte Erzählung von 15 Senaren unter dem Titel „Caesar ad Graeculum," und legt das eigene Machwerk zwischen Phädrus Fabeln ein, „ut (wie er S. 56. Anm. sagt) hiatus turpitudo narrationis lepore vinceretur." (1) Mit gleicher Verkehrtheit verfährt Hr. Dr. wiederum im IV. Buche, wo er nicht nur die in den Codd. nur halb erhaltene Fabel XIII. „de leone regnante" durch 20 von ihm selbst (nach Romul. und Anonym. Nil.) fabricirte Senare ergänzt, sondern sogar unter der Aufschrift Prometheus eine in 23 Senaren verfaßte Erzählung über Prometheus, den Menschenbildner, Pandora und Epimetheus einschaltet und ihr die zwey in Phädrus Codd. als ein allerdings unverständliches Bruchstück erhaltenen Verse „A fictione veretri linguam mulieris Affinitatem traxit inde obscenitas," so verändert als Epimythium anhängt:

Hac fictione est orta et dignae mulieris
Affinitatem traxit inde obscenitas.

Ohne hier auf eine nähere Beleuchtung und Widerlegung dieser von vorn herein völlig grundlosen und noch dazu in der Ausführung schlecht gelungenen Interpolationen eingehen zu können, wollen wir nur noch folgende allgemeine Bemerkung beyfügen. Laut Vorrede (S. VIII. folg.) hat Hr. Dr. diese Ausfüllungen unternommen, weil er seinen tiefgefühlten Widerwillen gegen die „Bücher-

Digitized by Google

entstellenden" Lücken nicht habe bezwingen können. Auch von einem Freunde gewarnt, daß er wenigstens jene Anekdote von Tiber. im II. und die Erzählung von Prometheus im IV. Buche weglassen sollte, weil Kritiker daher Veranlassung nehmen könnten, seine Arbeit überhaupt zu tadeln und zu verwerfen, konnte er sich nicht entschließen dem guten Rathe zu folgen, indem er auf gerechte und billige Beurtheiler rechnete; wobey er diesen zu bedenken giebt, „nunc quidem, quum Phaedri codd. antiqui a viris doctis omnes accurate repraesentati sint, fabulas non amplius exhibendas, quales in illis servatae conspiciantur, sed ad genuinam tandem conditionem et pristinam dignitatem, quoad ejus fieri possit, esse reducendas etc." Dagegen müssen wir erwiedern, daß schonende Nachsicht eines Kritikers gegen Hrn. Dreßler große Ungerechtigkeit gegen den alten Phädrus wäre, und daß Dr. in tiefster Verblendung befangen ist, wenn er glaubt, daß durch ein Verfahren wie das seinige die Fabeln des Phädrus in ihren ursprünglichen Zustand und ihre vormalige Schönheit zurück versetzt werden können und müssen. Nein; durch solches Verfahren entstellt und verderbt man vielmehr die alten Autoren, anstatt sie in ihrer Reinheit herzustellen. Was da ist, das soll man von den anklebenden Flecken zu reinigen suchen; was nicht mehr da ist, dessen Abgang muß man in Gottes Namen verschmerzen, nicht aber durch eigene Pinseleyen ersetzen zu wollen sich anmaßen. Daß Hr. Dr. das Erste so kärglich, ja gar nicht, das Letzte dagegen so keck und so reichlich gethan hat, das muß ihm jeder für die alte Literatur aufrichtig und mit klarer Einsicht besorgte Kritiker alles Ernstes verargen und verweisen. Und hiemit genug über Hrn. Dr's. Behandlung der 5 Bücher ächter Fabeln von Phädrus.

In seinem sechsten Buche giebt Dr. die 30 in Perotti's Epitome allein erhaltenen, in guten Senaren gut lateinisch geschriebenen Fabeln eines (wie oben bemerkt) uns noch unbekannten Verfassers, alles nach dem von Ang. Maio aus einem Vatican. Codex (mit Beyziehung auch des Neapolit.) bekannt gemachten Auszug aus der Perottischen Fabellese, so weit ihm dieser durch Orelli's Supplementum bekannt geworden ist. Dabey hat Dr. wiederum der Sache — nach seiner Meynung einen guten, nach der unsrigen einen schlechten Dienst dadurch erzeigt, daß er zu dem größern Theile dieser Fabeln aus den von Perotti denselben in Prosa beygegebenen Anzeigen der darin enthaltenen Lehren versificirte Pro- und Epimythien gebildet und sie gleichsam als Ergänzungen des alten Textes diesen voran- oder nachgestellt hat. Ein durchaus nicht zu billigendes Verfahren. Denn da wir für diese Fabeln keine andere Quelle als die Chrestomathie des Perottus haben, dieser selbst aber so inconsequent verfahren ist, daß er einigen Fabeln bloße Inhaltsanzeigen ohne Lehre vorangestellt (m. s. z. B. IV. VI. VII. IX.), *) andern so wenig passende Lehren beygegeben hat, daß man sie dem Dichter selbst nicht zutrauen darf (z. B. I. III. XV. XXIV.); wieder andere, denen der Dichter selbst eine Lehre in besondern Epimythien beygefügt hattte, ganz überflüssiger Weise auch noch mit prosaischen Lehr-Anzeigen beschenkt hat (z. B. II. V. X. XII. XX. XXVIII.): so kann man durchaus nicht auch nur mit einiger Sicherheit durch Schließen bestimmen wollen, ob außer denjenigen Fabeln, wo bey Perotti selbst als vom Dichter stammend Epimythien erhalten sind, ursprünglich auch noch andern und welchen davon solche besondere Lehranzeigen beygefügt gewesen seyen. Und da selbst dann, wenn wir gewiß wüßten, daß vom Dichter aus jede Fabel ein eigenes Pro- oder Epimythium gehabt habe, es uns doch nicht möglich und nicht vergönnt wäre, diese nun einmal nach ihrer ursprünglichen Fassung für uns verlornen Dinge aus uns selbst wieder zu ersetzen; so werden wir uns bey der obwaltenden Ungewißheit der Sache um so mehr in Acht nehmen müssen, durch unsere Versificationslust dem alten Dichter Dinge aufzudringen, an die er selbst vielleicht gar nicht gedacht hat. Und für wen will denn Hr. Dr. diese seine Pro- und Epimythien gemacht haben? Für den Gelehrten? Der will und braucht sie nicht; oder für den Schüler? Dem soll man nichts als altklassisch vorlegen, was nicht wirklich altklassisch ist. Aber es soll nichts Prosaisches unter das Poetische eingemischt vorkommen (Vorr. S. X.)? Da hätte Hr. Dr., was er bey

*) Nach Dreßler's Numerirung.

Digitized by Google

einigen Fabeln (II. V. VI. VII. IX.) auch jetzt gethan hat, nur durchweg bey allen thun, nämlich die Perottischen Inhaltsanzeigen und Lehren ganz weglassen dürfen.

Viel besser, wenn Hr. Dr., anstatt auf Herstellung von Pro- und Epimythien Zeit und Mühe zu verwenden, auf Reinigung des Textes der Fabeln selbst mehr Bedacht genommen hätte, als er gethan hat. Allein, während der Text in den zwey vorhandenen Handschriften der Perottischen Epitome nach allem, was zeither von andern und von Orelli versucht worden, noch so beschaffen ist, daß fast ohne Ausnahme in jedem Gedichtchen noch ein oder mehrere Fehler auf Verbesserung warten, hat Hr. Dr. nur an etwa sechs Stellen selbst etwas zu bessern versucht, sonst durchweg sich damit begnügt, Vorschläge von Jannelli, Cassito, Bothe und Orelli in den Text aufzunehmen. Wie wenig in beyden Beziehungen zur Berichtigung der Worte des Dichters geleistet worden sey, will Ref. wenigstens an einigen Beyspielen zu zeigen versuchen. — In Nr. II. steht in den Codd. und in Jannelli V. 9 ff.

Nimirum in coelo secum ridet Juppiter,
Haec qui negavit magno consilio hominibus,
Ne sceptrum mundi etc.

Dr. setzt aus eigener Conjectur in V. 10 mit Umstellung der Worte „consilio magno" mit der kurzen Note unter dem Texte: „Sic metri causa scripsi." Und ist doch gerade durch diese Aenderung das metrisch Richtige in Unmetrisches verdorben worden! In IV. 21 folg. giebt Perottus: Tunc falsa imago ... Mendacium appellatum est, quod negantibus Pedes habere facile ipse consentio. Dr. schreibt im Texte: T. f. im. Mendacium appellatum est, quod negantibus Pedes habere facilis est consensio, mit der Anm.: „Sic emendavi. Explica: negantibus, i. e. si quis negat, mendacium pedes habere, facile consentimus; vel: consensio negantibus mend. ped. hab., est facilis." Dieß scheint uns nicht so lateinisch zu seyn, wie der übrige (gesunde) Theil unserer Fabeln, und ganz unnöthiger Weise zu weit von dem Ueberlieferten abzuweichen, indeß sich vielleicht helfen ließe, wenn man bloß ego für ipse aufnehmen wollte. In XXX. 11 geben die Codd.: Non sum in campo par tibi, sed sum sub dio. Dr. setzt in den Text: In campo non sum par tibi, sed sum sub dio mit der Anm. „Metri causa transposui." Gleichsam als ob durch diese Umstellung dem Metrum ein Dienst geleistet wäre, da es nun nach Entfernung eines Fehlers doch an zwey andern noch leidet! Nach des Ref. Dafürhalten hat Perottus den Vers durch Umstellung verdorben, indem er das auf die vorhergehenden Worte „Tu quidem bene praedicas" sich beziehende sed etc. hinter den negativen Satz als dessen Adversative versetzte. Sinn und Vers sammt Metrum werden in Ordnung kommen, wenn wir schreiben: Tu quidem bene praedicas; Sed sum sub dio, non in campo, par tibi etc. — In XIII. 19 f. liest man in den zwey Handschriften: corruptus animus illico succenditur, uriturque sens. etc. Dr. begnügt sich im zweyten dieser Verse mit dem von Jann., Cassito u. a. vorgeschlagenen Et uritur sens. etc., da doch die unzweifelhaft allein wahre Herstellung sich aus der Lesart der Handschrift so leicht ergiebt: „Corrupt. anim. illico succenditur Oriturque sensus impudentis cupiditas." In XVI. 6. nimmt Hr. Dr. statt fera societas, wie beyde Codd. darbieten (nur daß Cass. im Neapol. sera gelesen haben will) nach Jann. die Umstellung societas fera in den Text, indeß die Stelle wohl durch eine ganz leichte Aenderung so zu heilen ist: Postquam esurire coepit *serva* societas, Discerpsit dominum etc. In XXI. 11. steht in den Codd. geschrieben: At tibi male sit, inquit, ales pessime, qui etc. Dafür schrieb Jann. At male tibi sit, inquit etc., und damit hält auch Hr. Dr. die Sache für abgethan; indeß wir meynen, daß der alte Fabeldichter At tibi male, inquit, male sit, ales pessime etc. geschrieben, Perott. aber durch Ausstoßung des zweyten, wie er wohl meynte, überflüssigen male etc. den guten Vers verdorben habe. — Hiemit genug über das sechste Buch Hrn. Dreßler's.

Unter der Aufschrift „Liber septimus" folgen darauf, wieder nicht Fabeln von Phädrus, sondern (wie wir oben schon gesagt haben) 29 von Gudius und Pet. Burmann aus der Prosa später

Compilatoren in (sogenannte) Senare umgesetzte und jetzt von Hrn. Dr. (angeblich) verbesserte, Fabeln. Ueber dieses ganze Buch giebt Ref., ohne sich auf Einzelnes näher einzulassen, nur im Allgemeinen folgendes Urtheil ab. Diese Fabeln sind so wenig eines Phädrus würdig gebildet, daß sie, anstatt seinen Fabeln an die Seite gesetzt zu werden, besser gar nicht in Verse gebracht, oder doch wenigstens nicht durch den Druck an das Licht der Oeffentlichkeit wären ausgestellt worden. Namentlich ist darin das Metrum auch jetzt noch von Hrn. Dreßler, der doch darin seine Vorgänger weit übersehen und die von ihnen begangenen Fehler verbessert zu haben meynt, so übel gehandhabt, daß, wer die Senare des alten ächten Phädrus kennt, die „sich so nennenden" Senare unseres neuen Pseudo-Phädrus nicht ohne Aergerniß hören oder lesen kann: ein Punct, den wir übrigens hier nicht näher erörtern können, sondern uns darauf beschränken müssen ihn angedeutet zu haben. Wenn Hr. Dr. sich über dieses ihm ohne Zweifel ganz unerwartete Urtheil wundert, so wollen wir ihm aus der großen Menge seiner Verse bloß einige z. B. aus IX. die Verse 6 f. (quae aves quum ... evellerent sata) „Radicitus: agri dominus vidit, et dolens: Puer, saxum da, clamat, quo feriam gruem;" aus derselben Fabel die Verse 15 f. „Grus venit; ille puerum offam jussit dare. At hic lapidem, quo percussit gruem, dedit;" dann aus Fab. XIII. V. 12. (Pastor ad bestias) „Datur. In arenam dimissus ruit leo;" V. 19. (Populus) „Miratus causam quaesivit, qua reddita etc." und 22. (Rex jussit illico) „Leoni parci et pastorem reddi suis" — mit dem Ersuchen vorlegen, daß er uns doch aus den 5 Büchern der ächten Fabeln des Phädrus, ja selbst aus den 30 Fabeln seines sechsten Buches Verse heraus finden möge, durch deren Vergleichung er die seinigen als metrisch gut gebildet allenfalls meynt rechtfertigen zu können.

Unter der Aufschrift (Phaedri fabular. Aesop.) Liber octavus bietet uns Hr. Dr. wiederum, gleichsam als von Phädrus stammend, einen dem Burmann'schen ähnlichen Bastard von Phädrus-Fabeln an, welche er selbst, als Nachlese zu Burmann's Aernte, aus Romulus genommen und in Senare gebracht hat. Und allerdings, wenn Hr. Dr. Lust und Beruf zu solcher Versmacherey in sich fühlt, so wollen wir ihm seine Freude nicht stören, aber doch uns erlauben, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er seine eigenen Productionen uns nicht als Phädrus Werk, ja nicht einmal, als ob Gelehrte und Schüler davon Gebrauch machen sollten, als einen Anhang zu Phädrus aufführen, sondern sie billiger Weise als das, was sie sind, als eigenes Werk eines Neulateiners etwaigen Liebhabern solcher neu lateinischen Poeterei vorlegen sollte. — Unsern Lesern aber wollen wir erstens, als kleines Probestück von Hrn. Dr.'s Arbeit und Geschmack, den Prolog mittheilen, welchen er (nach Romulus Epilog) seinen Fabeln in Phädrus Namen vorangestellt hat. Er lautet wörtlich wie folgt:

Phaedrus ad Rufum.

Libellum, Rufe, tradens hunc tibi meum,
Suscipias, quaeso, donum ut pretiosum labrum.
Iuveniles spectat annos, maturos item,
Et disciplinam famulis ingeret tuis.
Ne quis putet me lapsum in imprudentiam,
Inventum olim servavi narrandi modum.
Malis apposui vera, composui integra
Bonis. Malorum monstrans firmavi vias
Proborum; jam sequatur quisque quod libet. (!!)

Zweytens wollen wir an einem Paare kleiner Fabeln durch Nebeneinanderstellung des Originals bey Romulus, dann der Dreßler'schen und endlich einer von uns selbst versuchten Bearbeitung desselben zu zeigen versuchen, daß Hr. Dr. sogar die Quelle, aus welcher er die Stoffe zu seinen Fabeln schöpfte, mitunter so schlecht benützt habe, daß es einem Dritten nicht schwer fallen dürfte, einen andern und bessern Phädrus herzustellen, als er meynt hergestellt zu haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nr. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, nebst einer Einleitung über den Ursprung der Sprache, von Franz Wüllner. Münster 1838.

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens beschäftiget sich schon seit längerer Zeit, und seit seinem ersten Austreten vornehmlich mit jenen Theilen des Sprachenstudiums, welche in unsern Tagen eben gäng und gebe sind. Bereits vor sieben Jahren hat er: „Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen, Münster 1831" eine Frucht dieser seiner Studien veröffentlichet; in beyden Schriften legt der Hr. Verf. unverkennbaren Scharfsinn, Ernst der Forschung und mannichfaltige Sprachenkenntniß zu Tag; in beyden herrschet derselbige Geist, den man transcendent nennen kann; — überstiegen nämlich hat er allen festen Grund und Boden, beynahe alle Erfahrung, wenigstens alle für das gründliche und ergiebige Verständniß was immer für einer Sprache gesetzten und nothwendigen Gränzen und Bedingungen. Diese Transcendenz und Ueberstiegenheit mag auch auf diesem Gebiete an ihrem Orte gestellt seyn; — denn sie begegnet in allen Wissenschaften; jede derselben hat ihre Kapitel und Stellen, auf welche die Bearbeiter immer wiederum kommen; wo nur Meynungen und Vermuthungen zu wagen angehet, von denen die eine oder die andere sich eine Zeitlang in Credit setzet und ausgeführt wird. Aber je weiterhin verfolgt, desto mehr führen und verführen sie, Irrwischen gleich, in Sümpfe und Oeden, wo alles Leben ausgegangen und unmöglich ist. Hiehin gehört unter den sprachlichen Studien die Etymologie; so unerläßlich sie in jeder Sprache ist, so vieles sie überall erhellet, so wichtig sie in methodischer und historischer Rücksicht beym Unterricht namentlich auch der alten klassischen Sprachen ist, so drohet sie doch gerade jetzo immer mehr und mehr in der Philologie, was bis auf die letzten Jahrzehende vorzugsweise Philologie hieß, eine ungebührliche Ausdehnung und Uebergewicht zu bekommen, namentlich schon in die für die Anfänger und die Jugend bestimmten Grammatiken und Lexika der lateinischen und griechischen Sprache einzudringen; und die Partikeln, Präpositionen, Conjunctionen und Pronominarelativa und dgl. scheinen schon gar nicht mehr für sich in der einzelnen Sprache betrachtet und untersucht werden zu können; man schweift über das ganze Feld der sogenannten indoeuropäischen Sprachen hin. Wären diese an sich löblichen Forschungen schon völlig ausgemacht und sicher, so möchte nicht viel dagegen einzuwenden seyn, daß deren einige, je nach ihrem Werth und nach ihrer Bedeutenheit auch in den Grammatiken und Lexicis Aufnahme fänden; immerhin jedoch müßte auch selbst dann noch ein strenges Maß eingehalten werden; und dieses würde daher genommen werden müssen, wiefern durch jene unbestreitbaren Entdeckungen der Sprachenvergleichung das erste Auffassen und Behalten der Formen und Bedeutungen u. s. w. und weiterhin das Verständniß derjenigen Sprachen gefördert würde, die eben die Aufgabe des gelehrten Unterrichtes sind. Ob und wie viel Nutzen hieraus der Schule für ihre Absichten erwachsen könnte, dieß gehört nicht hieher; — aber schon jetzo diese hypothetischen und großentheils noch sehr problematischen Entdeckungen in die Lehrbücher für Knaben und Jünglinge aufgenommen, schaden vielmehr als sie nützen; zuvörderst weil dadurch die Aufmerksamkeit zersplittert

Digitized by Google

wird, während gerade auf Concentration und Sammlung gedrungen werden soll; die einen verlockt die Nebensache von der Hauptsache ab; die mehreren werden mit jener zugleich gegen diese gleichgültig werden, zumal wenn sie erfahren sollten, wie streitig noch die größere Anzahl solcher Puncte ist; sie werden höchstens an dem Grunde und der Wissenschaft irre und gewinnen nur die lose leidige Geschicklichkeit und Neigung, alle Dinge von zwey und wie viel Seiten mehr anzusehen, und in keiner — wahres zu sehen, sondern an der Wahrheit und Gewißheit zu verzweifeln, während die ersteren in eigensinnigem Dünkel tieferer Gelehrsamkeit sich verstocken; denn schwer bleibt es auch dem Manne, immer scharf und sicher δόξαι und ἐπιστῆμαι zu unterscheiden. Durch alle dieses wird die bey der Jugend ohnehin nur zu flüchtige Aufmerksamkeit von dem Hauptpuncte, von dem Verständniß, Gefühl und Erkenntniß dessen abgezogen, was in dem Schriftsteller Herz und Verstand ansprechendes gesagt ist; sie wird auf Puncte hingelenkt, die, wie bedeutend und wichtig sie — zumal für den in der Sprache weiter vorgeschrittenen und erstarkten seyn mögen, von dem unmittelbaren Ziel der Schule abseit liegen. Dieß Ziel ist, aus der Zerstreung zur Besinnung zu sammeln, und dem Schüler die Möglichkeit mitzugeben, die Alten zu lesen — non multa sed multum legere.

Daß ja nicht die Philologen und Schulmänner selbst die Schuld auf sich laden, durch die Erweiterung ihres Gesichtskreises das Nächste und Beste außer Acht gelassen zu haben, und hiedurch um den Besitz des Ansehens zu kommen, in welchem sie, nur noch durch das lange Herkommen geschützet, dennoch bisher gestanden haben. Gründlichkeit wird überall gefordert, und sie ist unerläßlich; überall aber richtet sie sich nach dem Zweck, nach dem Umfang, der Höhe und Wucht des Gebäudes, das, auf festem Grunde ruhend, aufgeführt werden soll. Wer einen zu tiefen Grund gräbt, der geräth leicht in Noth durch den Andrang aufquillenden Wassers, und hat mehr andere Nachtheile zu leiden.

Für jede Wissenschaft liegt ihr solider Grund in einer mittleren verhältnißmäßigen Tiefe; die letzten und höchsten Gründe in was immer für einem Zweige des Wissens aufsuchen, dieß ist weder Jedermanns Sache, noch heischen es die Zwecke, welche den Lehrlingen was immer für eines Faches meistentheils gesteckt sind. Diejenigen aber, die der eigene Geist unwiderstehlich in die Höhen und Tiefen treibt, werden auch dahinein bringen, wenn auch nur gelegentliche Winke und reizende Andeutungen gegeben werden; sie werden sicherer und ungeirrter zu dem gelangen, was sie suchen, soweit es überhaupt erreichbar ist, wie z. B. gleich die Frage nach dem Ursprung der Sprache und der Verschiedenheit der Sprachen hieher gehört. Diesen Ursprung und diese Verschiedenheit zu erklären bietet nicht minder Schwierigkeiten dar, als in der Physik die Frage, woher die Materie gekommen und wie sie der mannichfaltigen Kräfte und Eigenschaften theilhaftig geworden rc.

Alle Untersuchungen der Art laufen in die Metaphysik zurück, die bey dem einen mehr spirituellen, bey dem andern mehr materiellen Schein und Ausdruck hat. Der letztere herrscht bey dem Verf. der vorliegenden Schrift vor; H. Wüllner entwickelt erst in der Einleitung von S. 1 — 70 in 17 §§. seine Ansichten über den Ursprung der Sprache; er nimmt die organische Empfindung zur Grundlage der Sprache; jede Wahrnehmung bewirket nach seiner Meynung eine Empfindung, der Freude oder des Schmerzens, — Thätigkeit, Bewegung, eine Erschütterung oder Spannung der körperlichen Theile, die sich der Brust und den Werkzeugen der Stimme mittheilt, und, die Luft in Schwingungen versetzend, dem Ohre als Laut oder Ton vernehmbar ist; — dieser ist der jedesmaligen Empfindung gemäß. — Im Tone ist der Luft dieselbe oder doch eine ähnliche Bewegung mitgetheilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. — S. 2 u. 3. Wie der Laut demzufolge der Empfindung in objectiver Hinsicht, gemäß ist; so vermag hinwiederum jeder Laut die entsprechende Empfindung zu erregen. — An Nachahmung gehörter Schälle darf nicht gedacht werden. — Die Empfindungslaute sind eben so zahlreich und verschieden, als die Empfindungen selbst; — jeder besteht aus Materie und Form; hinsichtlich der Form kömmt die Qualität des Lautes (ob milde, sanft, rauh, dumpf rc.)

und seine Quantität in Betracht (ob er schwach oder stark, lang oder kurz ist). Die Materie besteht in dem, was sonst Vocal und Consonant genannt wird. S. 4 — 6. — In der Materie des Empfindungslautes ist der Vokal überhaupt unbestimmt, daß er z. B. bey völlig gleicher Empfindung bald a, bald ein anderer, bald lang, bald kurz ꝛc. ist. —

(Schluß folgt.)

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Fortsetzung.)

Also bey Romulus (Ed. Schwabe) lesen wir im 4. Buche unter Nr. 11 die Fabel:

De vulture et aliis avibus.

Vultur, simulans se natalem celebrare; aves (av. minores Ulm.) ad coenam invitavit. Deinde ingressus clausit ostium, et singillatim coepit occidere eas (occid. omnes. Ulm.).

Haec fabula dicta est illis (facta est in illos Div.), qui opem hilariter tribuentes, contraria machinantur (qui ad opem hilarem proficiscentes contraria patiuntur. Ulm.).

Daraus machte Hr. Dr. folg. Fabel in Senarien (die VII. seines achten Buches):

Vultur et aliae aves.

Vultur, natalem simulans se celebrare, aves
Domum invitavit. Deinde ingressus ostium
Occlusit atque caedare coepit singulas.
Sic spem tribuentes saepe struunt contraria.

Daran haben wir auszusetzen: daß das wegen des Folgenden als Motiv unentbehrliche coenam mit dem unnöthigen domum vertauscht worden ist; daß von dem Geyer ganz unerwartet und fast unverständlich deinde ingressus gebraucht, dann von Mord und Tod gesprochen wird, ehe man nur mit einem Worte gehört hat, daß auf die Einladung hin Gäste gekommen seyen; ferner, daß im Epimythium spem an die Stelle von opem gesetzt und dadurch gewiß gegen den Sinn der ganzen Fabel der Gedanke an Furcht, Verzweiflung drgl. (contraria) erregt wird; endlich, daß die Worte hilariter oder hilarem und die Variante proficiscentes (statt tribuentes) gar nicht beachtet worden sind. — Nach unserm Dafürhalten stand wohl im Original ursprünglich „deinde ingressis (sc. avibus),“ und „opem liberaliter profitentes“; und, dieß vorausgesetzt, würden wir die Fabel in Senaren ungefähr so stellen:

Vultur, natalem simulans se celebrare, aves
Ad coenam invitat. Quarum turba quum frequens
Domum ejus cupide intrasset, ostium improbus
Occlusit, et laniare coepit singulas.
Qui, damna machinantes, liberaliter
Opem profitentur, hoc sibi (in se) dictum putent.

So wieder finden wir bey Romulus (Div.) in demselben 4ten Buche unter Nr. 14. folgende Fabel:

Puer et Scorpius.

Puer in silva auguria captans, stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur puer vertere. Cui scorpius dixit sic: Vide, miser, ne dum me captas, te ipsum perdas.

Praecipit haec fabula, nihil tale audere, quod sit periculosum.

Daraus macht Hr. Dr. die Fabel (Nr. VIII.)

Puer et Scorpius.

In silva factans puer aucupia scorpium
Sub lapide vidit. Hic conanti vertere:
Vide, inquit, ne me captans te perdas miser.
Nihil audendum, quod sit periculosius.

Wir unsers Theils halten dafür, daß im Originale selbst das Wort vertere aus perdere verdorben sey, wie schon die Stellung des Satzes „quem conabatur etc.“ andeutet, bey welcher quem nicht auf lapidem, sondern nur auf scorpius bezogen werden kann. Eben dahin deutet, wie uns scheint, der Inhalt der Sätze „Puer stetit super quendam lapidem, quem conabatur

vertere"; indem es doch gar zu sonderbar lautet, daß der Knabe auf den Stein, den er umwenden wollte, sich gestellt, oder daß er den Stein, während er darauf stand, umzuwenden versucht habe, indeß dagegen nichts natürlicher ist, als daß der Knabe, welcher den Scorpion unter dem Steine wahrgenommen hatte, auf diesen sich stellte um jenen darunter zu erdrücken. Wir würden demnach die Fabel etwa so gestalten:

Forte occupatus puer aucupio scorpium
Sub lapide advertit, insistensque perdere
Conatur. Cui sic scorpius: Vide miser,
Ne temet perdas, me dum captas perdere.
Audere noli, quod habeat periculum.

Wir schließen hiemit unsere Bemerkungen über Hrn. Dr.'s 8 Bücher Phädrischer Fabeln, um endlich auch noch über die Fabelsammlung kurzen Bericht zu geben, welche er seiner Ausgabe des Phädrus als Anhang beygefügt hat.

Hr. Dr. wandte sich nämlich in der Hoffnung neue Hilfsmittel zu besserer Bearbeitung des Phädrus zu gewinnen an Hrn. Aug. Hänel und an Hrn. A. Duthilloeul, Bibliothekar zu Douai, um Aufschluß über den Cod. Duacensis; und er bekam von ersterm eine (aus dem Nachlasse Papst Pius VI. in seinen Besitz gekommene) Handschrift selbst zum Gebrauche, von dem andern eine getreue Collation von einer zu Douai befindlichen Handschrift; beyde Handschriften enthielten aber, nicht Fabeln von Phädrus selbst, sondern die in elegischem Versmaße verfaßten Fabeln (im Ganzen desselben Inhalts und in derselben Reihenfolge wie die ersten 3 Bücher der prosaischen Fabeln des Romulus), deren unbekannten Verfasser man zeither als Vetus Anonymus oder als Anonym. Neveleti zu bezeichnen pflegte. In jener Handschrift (Cod. Haenel.) fand Hr. Dr. zum Prolog am Rande die Anmerkung geschrieben: „In principio hujus operis attenduntur quatuor: causa materialis, formalis, efficiens et finalis. Causa efficiens est duplex, sc. inveniens et compilans. Inveniens fuerunt Sulmonenses pingentes istas historias, causa compilans Ugobardus Sulmonensis, qui ipse compilavit metra."

Daraus schließt er, die gelehrte Welt des XIII. Jahrhunderts, in welchem der Codex geschrieben worden, habe allgemein geglaubt, daß Ugobardus von Sulmo diese Romulischen Fabeln in eleg. Verse umgesetzt habe; und darum giebt er denn auch dieser Fabelsammlung den Titel: Ugobardi Sulmonensis fabulae Phaedrianae. Von beyden Handschriften selbst erhalten wir in der kleinen Vorrede zu dem Anhange (S. 160 — 61) folgende nähere Beschreibung: „Codex Haenelianus membraneus est et foliis forma quadruplicata constat XIII. Scriptus est aut seculo XIII. exeunte aut XIV. initio. Litterae fabularum initiales et indices colore rubro distinguuntur. In margine passim ferae, quae in fabulis inducuntur, appictae conspiciuntur. Folium II. excidit; a fabula XXVIII. librarius, ut membranae sufficerent, versus arctius junxit et litteras satis nitide exaratas imminuit ita, ut in extremo folio seriem geminatam ponere potuerit. Neque id fabulam LVIII. continet integram, cujus pars reliqua an unquam cum ceteris fabellis in alio quodam conscripta exstiterit, dubium potest videri . . . . ." „Codex Duacensis idem (?) membraneus. Folia quadruplicata formae minoris habet XX. Fabulas continet LXII., adjectis duabus, quas publicavit Eschenburgius, seculo XII. exeunte vel saltem XIII. ineunte litteris perspicuis scriptas. Cujusque fabulae titulus liquore rubro expressus est. — — Quae in fabulis hujus codicis diversa reperiuntur a scriptura in editionibus recepta, ea plerumque cum cod. Haen. concinunt; passim etiam medicinam corruptis solus attulit Duacensis."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, rc.

(Fortsetzung.)

Der Empfindungslaut ist aber hinsichtlich der Materie nicht immer ein bloßer Vocal, sondern er ist noch häufiger vorne consonantisch begränzt. — Bestimmung der Consonanten nach den Organen, die zur Bildung derselben wirken. S. 6. 7. — Dann S. 8. fg. untersucht der Hr. Verf., ob der eigentliche reine Empfindungslaut auch je consonantisch schließe? er verneint dieß S. 10, und fährt unmittelbar darauf fort: „Ferner ist in Beziehung auf die Materie des Empfindungslautes zu bemerken, daß die Stärke oder Schwäche des Consonanten, ob er tenuis, media oder aspirata ist, keinen Unterschied begründet, daß also z. B. *pu*, bu, *phu* u. s. w. als ein und derselbe Empfindungslaut gelten kann. Nach diesem allen können die Laute: *tu*, *tû*, *ti*, *tî*, *ta*, *tâ*, *du*, *dû*, *di*, *dî*, *da*, *dâ*, *thu*, *thû* u. s. w. ferner *tr*, *tl*, *dr*, *dl* u. s. w. alle aus derselben Empfindung hervorgehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die mit *r* (mit dem vocalen *r* des Sanskrites), als die rauheren, wohl nur bey größerer Heftigkeit der Empfindung zum Vorscheine kommen, während die mit gewöhnlichen Vocalen bey jedem Grade derselben entstehen können."

In den nächstfolgenden §§. 5 u. 6. soll eine geschichtliche Nachweisung des Satzes angedeutet seyn, daß die Sprache aus den Empfindungslauten entstanden und hervorgebildet sey; daß der Form nach die sprachliche Wurzel der in seiner Quantität und Qualität geschwächte oder derselben entkleidete Empfindungslaut sey, und daß sie hinsichtlich der Bedeutung weniger die volle Empfindung, als die Vorstellung der darin enthaltenen Thätigkeit bezeichne.

Aus diesen kurzen Sätzen, die meistens mit den eigenen Worten des Vfs. hier ausgezogen sind, wird jedermann leicht einsehen, daß sie, auch abgesehen davon, wie sehr sie noch bestritten werden können, der Willkühr und dem träumerischen Spiele der Phantasie den unbegränztesten Spielraum lassen. Dieß legt der Verf. selbst an den Tag in den §§. 7 u. 8, wo er, um den allgemeinen Gedanken anschaulich zu machen, einzelne Empfindungen und Zustände und Wahrnehmungen der fünf Sinne heraushebt, um ihre gewöhnlichsten Empfindungslaute kurz anzudeuten; er will dieß zeigen am a) Husten, b) Erbrechen und Aufstoßen, c) am Spucken, Räuspern, d) Niesen, e) Gähnen, f) Lachen, Kitzeln, g) Zittern, Schaudern, Frieren u. s. w. h) am Hauchen, i) Lecken, Schlappen, Schlürfen, Saugen, Trinken, k) Kauen, Schmecken, l) Schnupfen, Schnauben, Schnarchen, m) Ziehen, Dehnen, n) Bücken, Beugen, Ducken, o) Nicken, Blicken, Blinzeln, p) Stossen, Stampfen, Treten, Drücken, Schlagen u. s. w. q), Staunen, Verwundern, Erwarten, Erschrecken u. s. w. r) an Abscheu, Ekel u. s. w. s) an Wüthen, Rasen, Zürnen, Grollen u. s. w. Diesen letzteren Artikel, den kürzesten, nehme der Leser zur Probe. S. 24. 25. „Hier (beym Wüthen rc.) ist der Empfindungslaut ein heftiger dumpfer, gezogener, oft zitternder und wirbelnder Laut, meist mit geschlossenen Lippen, die bald gepreßt bleiben, bald mehr oder minder geöff-

net werden: daher bald ein bloßer Vocal, bald vorn mit einem der verschiedenen Consonanten begränzt, als *u*, *r* (vocales *r*) *hu*, *ku*, *kr*, *nu*, *bu*, *br* *mu*, *mr*, *su* u. a. Man vergleiche z. B. nur *wü-te-n*, *ra-se-n*, *ra-bi-es*, *furere*, *fre-me-re*, im Sanskrit *bhá-me* (— eine bey Rosen noch unbelegte Wurzel, die, wie *bhâma*, *bhâmin* zeigen, auf die Wurzel *bhâ* — *φά* —, *φαίνειν* zurückläuft, folglich nur nebenher von Zorn u. a. Leidenschaft leuchten, glänzen, glühen, bedeutet —)" *irascor*, *κό-το-ς*, *Gro-l*, *μάω*, *μαί-νο-μαι*, *μῆ-νι-ς*, *murre-n*, u. v. a."

Man sieht wohl, daß von solcherley Voraussetzungen aus sich alles und jegliches beliebig deriviren und so oder anders machen und wenden lässet, auch nur wenn eine einzige Sprache zu Grund gelegt wird, z. B. die deutsche, vollends aber wenn aus allen Sprachen von der westphälischen an bis zur mongolischen, sinesischen, barmanischen und tibetanischen u. s. w. Wörter jeder Art zusammengerafft werden. Um mit einiger Gründlichkeit zu etymologisiren, reicht nicht einmal die grammatische Kenntniß der Formenlehre einer Sprache hin, es wird Belesenheit in den schriftlichen Werken und Kenntniß der Vorstellungs- und Uebertragungsweise der Wörter und Vorstellungen gefordert. Man sieht aus dem ganzen Büchlein nicht, ob der Verf. eine Sprache z. B. Russisch, Mongolisch oder Sanskrit anders als mittelst der Wörterbücher kennt; das Tibetanische vollends! Da beruhet alles Wissen des Verf. S. 179 auf der Grammatik des verstorbenen siebenbürgischen Reisenden Alex. Csosma de Körös.

Das Verfahren, wonach der Verf. den Ursprung der Sprache erklären will, halte ich durch das bereits angeführte hinreichend charakterisirt; es ist von der Art, daß man nicht einmal füglich darüber mit einigem Erfolg rechten und streiten kann. Doch dieß eine siehet wohl jedermann, der obige Sätze des Verf. betrachtet, sogleich ein, daß die Empfindung nimmermehr, zumal nicht für sich allein, die Quelle der Sprache seyn kann; eher mag sie das vehiculum seyn; die Sprache, die den Menschen vom Thier unterscheidet, hat eine höhere Abkunft, vom Verstande, der den Menschen zum Ebenbild Gottes macht. Von den aus dieser höheren Natur der Seele quillenden Empfindungen hat der Verf., wenigstens hier, nirgend gesprochen, noch Proben ihrer Sprachschöpfung, auch nach seiner Art, gegeben.

Im §. 11. S. 41 handelt der Verf. kurz von dem zweyten Hauptbestandtheil des Sprachstoffes, den Uradverbien und Pronominen, und in den folgenden §§. 12 — 14. von der muthmaßlichen Ursprache und dem Verhältniß der zugänglichen ältesten Sprachgeschlechter zu derselben und unter einander; hier findet sich sehr viel richtig gedachtes und auch ziemlich allgemein angenommenes.

In §. 15. S. 51 flg. bespricht der Verf. den Hauptpunct seiner Theorie: da beydes unzweifelhaft sey, sowohl daß die Wurzeln aus Empfindungslauten, als auch, daß die Empfindungslaute vocalisch schließen: so frage sich, woher der consonantische Abschluß, der an den meisten Wurzeln der meisten Sprachen sich zeigt? Der Verf. stellt vier Hypothesen auf, widerlegt die drey ersten S. 52 — 57, und entwickelt dann von da bis S. 64 die ihm gefällige, nämlich „daß anfangs Reduplicationen und mit der Hauptwurzel gleichbedeutende Formative, später aber Formative von allgemeinerer Bedeutung vorherrschen." Unter Formativ hat man eine wirkliche Wurzel zu denken, die mit der Hauptwurzel durch eine Anschauung zum Ganzen verbunden ist; die Formative sind theils Reduplicationen, wie Gabe geben, *da-dâ-mi*, *δι-δω-μι*, Gripgrapen ꝛc.; schnickschnacken ꝛc., theils sollen sie Wurzeln seyn, die mit der Hauptwurzel verwandte oder ähnliche Bedeutung haben: so daß z. B. in den sanskritischen verbis *par-vá-mi*, *pur-vâ-mi* und *pm-sh-nâ-mi* = impleo (aber *prush* scheint ursprünglich brennen, prasseln zu bedeuten), *dâ-sâ-mi* und *da-ye* = do, die Formative *va*, *sha*, *sa*, *ya* ähnlich zu fassen sind, wie die Reduplication in *pi-par-mi* = impleo, und *da-dâmi* = do. Endlich sollen einige Formative (dergleichen *na*, *nu*, ya, ja (dsha) ka u. m. a. im Sanskrit seyn sollen) etwas allgemeineres bedeuten, wie gehen, bewegen, machen, thuen u. s. w. Die Hauptwur-

Digitized by Google

zel dagegen etwas bestimmteres. — Diese weitaus dem größten Theil nach ersonnenen und willkührlichen Formative spielen in dem größeren Theil dieser Schrift von S. 71 bis zum Ende S. 208 die Hauptrolle; wie man leicht denken kann, so hat der Verf. in ihnen das bequemste Instrument, in Wurzeln, wie er sie will, jedes Verbum zu zerlegen, und die triliteralen Wurzeln der semitischen Sprachen in einsylbige umzuwandeln. Als solche Formative im Indogermanischen, mit Beyspielen erläutert, treten auf: 1) *ka, kha, ga, gha,* ha 2) *ca* (= *tscha*) *cha,* (*ch'h'* nach W. Jones Schreibung) *ga* (dscha) *gha* (dschh) 3 u. 4) cerebrale und linguale *ta, tha, da, na* 5) *pa, pha, ba, bha, ma* 6) *va, ya* 7) *sa, ſsa, ſsa* u. s. w. Daß der Vocal unbestimmt und beliebig sey, weiß man schon aus dem obigen.

Im Semitischen werden als Formative aufgeführt: 1) *á* (mit Aleph) *ha, ya,* 'a (mit ain) 2) *ga, cha, ka, qa,* 3) *na* 4) *da, tha, ta* 5) *ſsa* 6) *za, sa, sha,* 7) *ba, pha.* 8) *ma* 9) *la* 10) *ra.* Was diese Formative, jede in ihrem Bereich für eine Bedeutung und Kraft haben sollen, davon kommt nirgend eine Andeutung vor, außer jener vorhin erwähnten, daß sie denselben Begriff, oder einen verwandten, oder endlich einen ganz allgemeinen der Hauptwurzel hinzufügen.

(Schluß folgt.)

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Schluß.)

Mit Benützung nun dieser neuen Hülfsmittel giebt uns Hr. Dr. diese Ugobardischen Fabeln in einem neuen, von dem zeither gangbaren (wie ihn die Zweybrücker Ausgaben von 1784 und 1810 darbieten) vielfach und mitunter bedeutend abweichenden Texte. Zur Grundlage sind die Lesarten des Cod. Hänel. genommen; wo dieser Lücken hat, die des Cod. Duac. (im Cod. Hän. fehlen aber Fab. III. von Vers 11 an und die folgenden bis zu V. 5 der VIII. Fabel; dann Fabel LVIII., von welcher nur noch die ersten 4 Verse und diese nur theilweise lesbar sind, Fabel LIX. und LX. und endlich Fab. LXI. u. LXII., welche letztere zwey auch die Vulg. nicht hat); stellenweise sind, nach Gutdünken des Herausgebers, Lesarten des Cod. Duac. oder der Bipontiner Ausgabe, oder Conjecturen von ihm selbst in den Text gesetzt, alle Abweichungen aber der drey Textquellen von einander unter dem Texte angezeigt. —

Als Beyspiele von Lesarten, worin beyde Codd. abweichend von der Vulgata übereinstimmen, mögen dienen: Fab. II. V. 1 f., welche nach den Codd. lauten:

Est lupus, est agnus; sitit hic, sitit ille, fluentum
Limite non uno quaerit uterque siti.

statt — fluenti Lim. n. u. quaerit uterque viam, wie in Bip. steht.

Ebend. V. 11. Codd. sex mensibus actis; Bip. sed mens. actis.

Ebend. V. 13 f. Codd. Agnus ad haec: Tanto non vixi tempore. Praedo sic tonat: An loqueris, furcifer? etc. Bip. — tanto non vixi tempore, praedo. Cui lupus: An loqu. etc.

Fab. IX. V. 4. Codd. Huic tamen a partu rumpitur illa quies.
Bip. Huic tandem partu solvitur ipsa quies.

Fab. XII. V. 11. Codd. Ecce serae clavis immurmurat, ostia latrant.
Bip. Ecce sera clavis immurm., ostia laxat!

Ebend. V. 19. Codd. Fatur qui timuit: Latet hoc etc.
Bip. Fatur qui latuit: Latet etc.

Ebend. V. 22. Codd. Non est sollicito dulcis in ore favus.
Bip. Non est sollic. dulc. in ore cibus.

Digitized by Google

Fab. XIV. V. 9. Codd. Decipientis homo subversus (submersus D.) turbine linguae.
Bip. De se tutus homo, submersus turbine linguae.

Fab. XX. V. 3. Codd. Hic ager, hoc semen etc.
Bip. Haec ait: Hoc semen etc.

Fab. XXI. V. 9. Codd. Rex coepit laniare truces, punire etc.
Bip. Rex coepit lenire bonos, punire etc.

Nicht selten stimmen Cod. Duac. und Bip. zusammen; aber die Lesart des Cod. Haen. erhält den Vorzug. Z. B. Prolog. V. 4. Cod. Haen. Hic nitet, ille sapit, die andern hic sapit, ille nitet. V. 10. jener complue, diese implue. In Fabel I. V. 4. Haen. in sorde manens; D. und B. — iacens; V. 9 und 10. Haen. — tu jaspide pulcra sophiae Dona notes; D. u. B. — tu jasp. dona sophiae Pulcra notes. Fabel IX. V. 8. bella minis; D. und B. — minus. Fab. XII. V. 8. Invigilat mensae; D. und B. Invigilant. V. 16. Ille tamen febrit teste tremore fremens, D. und B. — t. tremore timet. V. 13. ditissima res est; D. und B. tutissima res est. Fab. XIV. V. 3. permunit. D. und B. praemunit. Fab. XX. V. 10. Nam provisa minus laedere tela solent. D. und B. — tela nocere solent u. s. w. Natürlich kommen auch Fälle vor, wo Cod. Haen. dem Duac. und der Vulg., oder auch, wo beyde Codd. der Vulg. weichen müssen. — So sehr wir nun mit Vergnügen erklären, daß uns Hr. Dr. in der Wahl der Lesearten größtentheils das Rechte getroffen zu haben scheine, so glauben wir doch, daß wer sich mit einer genauern Bearbeitung der Ugobard'schen Fabeln, so weit sie nach den jetzt gegebenen Hilfsmitteln möglich ist, befassen wollte, sowohl in der Auswahl als in der Berichtigung der Lesarten noch Manches anders würde gestalten können, als durch Hrn. Dr. geschehen ist. Ref. wenigstens würde (um nur einiges kurz zu berühren) z. B. in Fab. IX. die Verse 7 und 8. nach keiner der drey Ueberlieferungen allein, sondern durch Combination einzelner Bestandtheile aus allen dreyen etwa so schreiben: Plus prece posse minas putat haec; plus illa duobus Noscit posse, minas plus prece, bella minis. In XVI, 7 geben beyde Codd. und B.: Omnia, quae vici, me vincunt omnia etc. Hr. Dr. corrigirt: Omnia qui vici, me vinc. omn. etc. Wir dächten vielmehr: Olim quae vici, me vincunt omnia, etc. Fab. XXXIII, 7. schreibt Dr. mit Cod. Hän. Haec venit, haec vase vitreo bona fercula condit; Cod. Duac. und B. geben mit Umstellung: Haec ven., haec vitreo vase b. f. c. Wir würden, da keines von beyden richtig zu seyn scheint, allenfalls schreiben: Illa venit; vase hac vitreo bona ferc. condit. In XLI, 5 f. wäre vielleicht zu corrigiren: Vix aegrum sinit ire dolor, saniemque fatetur Clamor; idem loquitur vulneris ipse dolor. In L, 9, wo die Codd. und B. variiren, ist wahrscheinlich zu schreiben: Quondam laetus arat, quem nunc domat usus arandi; A bove majori discat arare minor; LX, 62 endlich würden wir dahin berichtigen: — cedit eques vique cadente sedet.

Zum Schlusse fügen wir noch die Bemerkung bey, daß die typographische Ausstattung des Dreßler'schen Phädrus der Verlagshandlung Ehre macht, und daß auf die Correctur viele Sorgfalt scheint verwendet worden zu seyn, indem außer einigen am Ende des Buches schon angezeigten Versehen, nur noch eine kleine Anzahl von Druckfehlern in demselben zurück geblieben ist, als: S. 8. Z. 4. von unten 3 für 13. S. 17. Z. 1. von unten pag. 54 für pagg. 266. S. 127. Z. 14. von oben Lepus für Lupus. S. 196. Z. 6. von oben tenatur für teneatur. S. 199. Z. 3. von oben tymbana für tympana.

F.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.
Nr. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. — Auch unter dem Titel: Dr. Carl Daub's philosophische und theologische Vorlesungen, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1839.

Der Mann, welchem hier die Verehrung und Liebe seiner Freunde und seiner Schüler in dem Abdruck seiner Vorlesungen ein Denkmal zu setzen begonnen hat, hat sich solches nicht eigentlich durch ein hervorragendes Talent oder durch wissenschaftliche Entdeckungen, wohl aber dadurch verdient, daß er in einem allerdings seltenen und ausgezeichneten Sinne ein wissenschaftlicher Charakter, eine wissenschaftliche Persönlichkeit war. Aus diesem Gesichtspuncte wollen seine Werke — die Vorlesungen nicht minder, wie die von ihm selbst herausgegebenen Schriftwerke — betrachtet seyn, wenn es zu einer gerechten Würdigung derselben kommen soll, wenn man nicht entweder, wie es bisher von Seiten des größern Publicums geschah, ihren wirklichen Werth verkennen, oder wie es jetzt im Partheyinteresse zu geschehen anfängt, ihnen ein Werth, den sie nicht haben, andichten will.

Wir hoffen uns um das Unternehmen der Herausgabe dieser Vorlesungen, dem wir, uneigennützig und wohlgemeynt wie es unstreitig ist, gern den besten Fortgang gönnen, ein Verdienst zu erwerben, wenn wir bey Zeiten das Publicum auf diesen unserer Ansicht nach einzig richtigen Gesichtspunct für die Werthschätzung des hier Gegebenen und ferner zu Erwartenden aufmerksam machen. Denn wenn an dasselbe der Maßstab gelegt werden sollte, welchen, in edlem aber nicht von Uebertreibung frey zu sprechenden Enthusiasmus für ihren abgeschiedenen Freund, die Herausgeber in der Vorrede geltend machen wollen, so steht zu fürchten, daß das Publicum sich in seinen Erwartungen einigermaßen getäuscht finden würde.

Daß der verewigte Urheber dieser Vorlesungen als Schriftsteller nicht ganz das war, was er als Lehrer gewesen ist, dieß haben auch die Herausgeber zum Theil anerkannt, und eben dadurch, wie es scheint, ihr Unternehmen, wenigstens von Einer Seite, zu motiviren gesucht. Sie geben diesem Zugeständniß eine Wendung, daß es nur die schriftstellerische Außenseite der Daub'schen Werke, ihren Styl und sprachlichen Ausdruck zu betreffen scheint; von diesem nämlich gestehen sie zu, daß er „schwierig und schwerfällig, verwickelt, hart, allzu parenthetisch und schwer zu genießen war.“ Die Frage, ob es einem wißbegierigen Leser vielleicht dennoch zuzumuthen sey, sich durch diese Uebelstände der Schreibart hindurch zu arbeiten, ob, wer diese Schwierigkeiten überwindet, sich denn auch durch einen Gehalt belohnt finde, den er um geringern Preis anderwärts sich anzueignen vergeblich suchen würde: diese Frage haben sie sich nicht zur Beantwortung vorgelegt. Wir unsererseits glauben dem Zusammenhange, in welchem wir hier zu einer Würdigung des Vorliegenden zu schreiten gedenken, das Bekenntniß schuldig zu seyn, daß wir diese Frage wenigstens nicht durchgehends oder ohne Einschränkung bejahen möchten. Allerdings sind wir der Meynung, was auch die Herausgeber dagegen sagen mögen, daß die so vielfach beklagte Unverständlichkeit der schriftlichen Conceptionen Daub's nicht bloß in „schriftstellerischer Unbehülflichkeit“ sondern auch in einer gewissen Unklarheit des Gedankens, und zwar nicht in der „Sucht nach einer falschen Tiefe“, aber doch in einem Mißkennen des Orts, wo dem Gedanken seine wahre Tiefe sich er-

Digitized by Google

öffnet, gegründet war. Derjenige Ideengehalt, der wirklich gedankenmäßig klar ausgebildet in den Werken des Verewigten enthalten ist, läßt sich ohne große Schwierigkeit in einen Lehrbegriff von verhältnißmäßig nicht allzu großem Umfange zusammendrängen; er würde in dieser Gestalt kaum neu zu nennen seyn, sondern sich mit geringen Modificationen auch in andern philosophischen Schriftstellern, deren Einwirkung Daub immer sehr zugänglich war, nachweisen lassen.

Nun ist zwar keine Frage, daß der unabläßig arbeitende Geist des redlichen Forschers in ernstem Ringen über diesen Gehalt hinausstrebte, daß er in den Resultaten, bey welchen Andere als bey einem Letzten stehen bleiben, noch eine weitere Erkenntnißfülle verborgen ahnete, und solche ihnen ab zu gewinnen sich mit unabläßiger Anstrengung bemühte. Allein hiebey zu einem Ziele zu gelangen, reichte sein productives Talent nicht aus; er fand sich bey jedem Anlaufe, den er zu etwas Neuem nahm, immer bald wieder auf die allgemeinen Principien, zu deren Bewußtseyn er mit einigen Gleichgesinnten seiner Zeit hindurchgedrungen war, zurückgeworfen, und kam über die Gränze dessen, was in diesen Principien an sich enthalten oder nicht enthalten, was mittelst ihrer für ihn zu erreichen, oder nicht zu erreichen war, nie zur eigentlichen Klarheit. Eben daher auch rührt gewiß wenigstens zum großen Theile die im Verlauf seiner schriftstellerischen Laufbahn immer zunehmende Dunkelheit seiner Schreibart, daß ihm, in Folge seiner wirklich tiefen Geistesanlage, mit der aber das hervorbringende Talent nicht gleichen Schritt hielt, für das, was er eigentlich zu sagen hatte, der einfache und nächstliegende Ausdruck nicht genügte, indem er sich wohl bewußt war, wie das zu Sagende seine volle Bedeutung erst durch weitere Beziehungen erhalte, — Beziehungen, die er allenfalls in den Ausdruck unmittelbar hineinzulegen bestrebt war, während ihm doch die Schnellkraft des Geistes abgieng, welche mit Leichtigkeit überall die richtigen aufgefunden hätte.

Wenn nun, diesen Mängeln seiner schriftstellerischen Arbeiten gegenüber auch wir den Leistungen Daub's in mündlicher Lehre einen höhern Werth und eine durchgreifendere Bedeutung zuzuschreiben nicht umhin können: so wird dieß zum Theil durch die eben angedeutete Geistesbeschaffenheit des würdigen Mannes noch in anderer Weise motivirt, als es in ihrer Vorrede die Herausgeber zu motiviren suchten. „Dort als Schriftsteller hatte er," so lauten die Worte der Letztern, „gewohnt, den Blick allein auf die Sache zu richten, die Unbestimmtheit und collective Einheit vor sich, welche man das Publicum nennt, und bey diesem setzte er voraus, daß seine Lehre für den nicht sey, der sich nicht die Mühe geben wolle, die harte Schale der ihm bequemen oder gewohnten Darstellung zu durchbrechen. Hier hingegen in den Vorlesungen sah er die wißbegierige Jugend vor sich, der er gerne entgegen und zu Hülfe kam, und der er alle Wege zum Verständniß um so lieber bahnte, je mehr ihm selbst darum zu thun war, sie mit sich ganz in die Sache hineinzuversetzen und ihr das Innerste der Erkenntniß aufzuschließen." — Dieser Gegensatz scheint uns insofern nicht ganz richtig gestellt, als es nach ihm das Ansehn gewinnt, als sey Daub's schriftstellerischer Styl seine natürliche Ausdrucksweise, die Art und Weise seines mündlichen Vortrags dagegen eine durch Kunst und Absicht herbeygeführte Steigerung derselben zu höherer Klarheit und Deutlichkeit. Dagegen müssen wir behaupten, daß sich gerade umgekehrt in der mündlichen Rede sein angebornes Naturell frey ergieng und äußerte, die Eigenthümlichkeit der schriftlichen aber auf einem ihm nie ganz gelungenen Streben nach einer Steigerung des Gedankenausdrucks zu organischer Gestaltung beruht. Als ein nicht eigentlich schöpferischer aber strebender Geist, dessen Verdienst wesentlich in der hohen Reinheit und Aufrichtigkeit dieses Strebens und in der sittlichen Energie besteht, mit welcher er dessen Gegenstand sich angeeignet hatte, war er von der Natur durchaus auf die persönliche Mittheilung, nicht sowohl der Resultate seines Denkens, als vielmehr des Denkens selbst in seiner lebendigen Unmittelbarkeit angewiesen; weniger auf die productive Verarbeitung jener Resultate zu objectiven in sich bestehenden Werken. Je geringer beym mündlichen Vortrage die Ansprüche sind, welche auf Originalität und Neuheit des Gehaltes gemacht werden, desto weniger durfte er sich hier durch diese Ansprüche beengt fühlen; je mehr es eben dabey nur

auf eine eindringliche Ueberlieferung des Allgemeinen ankommt, von welchem er selbst sich klar und vollständig durchdrungen fühlte, desto minder peinliche Arbeit und Sorge brauchte ihm hier die Verarbeitung dieses Allgemeinen zur concreten Gestalt zu machen. Der mündliche Vortrag ist die Sphäre, wo auch in der Wissenschaft das schöpferische, organisch bildende Talent, wo selbst die höhere Intensität des Verstandes und Scharfsinnes hinter der unmittelbaren Macht der Persönlichkeit und der in derselben zur Erscheinung kommenden Gesinnung und Charakterbildung zurücktritt; und nur die Eigenschaften der letzteren, aber nicht auch die der ersteren Art waren in Daub in reichlich ausgezeichnetem und bevorzugtem Grade vorhanden.

Hiermit ist nun freylich auch eingestanden, was wir vergeblich verhehlen zu wollen uns bestreben würden, daß den Werth, welchen Daub's Vorträge als von ihm selbst gesprochene für seine unmittelbaren Zuhörer unstreitig gehabt haben, sie nicht in seinem ganzen Umfange auch als Druckschrift für fremde Leser werden in Anspruch nehmen können. Ueber diesen Punct scheinen die Herausgeber, — wir schließen dieß nicht sowohl aus dem Unternehmen selbst, welches auch bey andern Voraussetzungen noch eine genügende Rechtfertigung zuläßt, als vielmehr nur aus den Worten ihrer Vorrede, — in einiger, übrigens leicht zu entschuldigenden und zu verzeihenden Täuschung begriffen zu seyn. „Es war," sagen sie, „Daub's Sache nicht, gut und angenehm zu schreiben, aber um so mehr zu sprechen;" und sie scheinen, wie man aus dem Nachfolgenden zu schließen nicht umhin kann, dabey als von selbst sich verstehend anzunehmen, daß, was als Gesprochenes gut und angenehm zu hören war, nun auch als Geschriebenes oder Gedrucktes eben so zu lesen seyn wird. Hierbey aber scheint uns ein Mißverständniß im Spiele zu seyn. Wir sprechen nicht von den höheren Forderungen, welche in Ansehung des Inhalts der Leser an eine Druckschrift, als der akademische Zuhörer an einen Vortrag stellt. Es möge zugegeben werden, daß es allerdings noch Bücher geben darf und geben soll, welche sich dem Umfange oder der Beschaffenheit ihres Inhalts nach von dem Inhalte eines akademischen Vortrags nicht wesentlich unterscheiden. Wir stellen vielmehr eben dieß in Abrede, daß von Seiten des sprachlichen Ausdrucks das Gesetz und Erforderniß der schriftlichen Rede eines und dasselbe mit dem der mündlichen sey; so daß, was in der einen Form sich gut ausnimmt, sich unfehlbar eben so auch in der andern ausnehmen werde. Wer dieß behauptet, der bedenkt nicht, welch einen wesentlichen Unterschied zwischen beyden Formen schon der Umstand mit sich bringt, daß der mündlich Sprechende vor dem Schreibenden den unberechenbar großen Vortheil hat, in jedes seiner Worte, in jeden einzelnen Theil der Rede das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit legen, durch Ton und Geberde das minder Bedeutende heben, die Uebergänge motiviren und in das dem Sinne nach Gleichförmige Wechsel und Bewegung bringen zu können. Hierdurch wird nicht nur die Möglichkeit herbeygeführt, einen Theil dessen, was in der schriftlichen Rede nur durch eine höhere Kunst der sprachlichen Darstellung, durch organische Gedankenverkettung zu erreichen ist, durch jene von der Natur selbst dargebotenen Mittel zu ersetzen; sondern der Gebrauch dieser Mittel wird, so zu sagen, durch sie selbst sogar zur Nothwendigkeit. Die persönliche Gegenwart und Unmittelbarkeit läßt es nämlich in dem Zuhörer gar nicht zu jener tiefern Concentration des Gedankens kommen, durch welche das Verständniß eines auf sich selbst beruhenden und in sich selbst geschlossenen, organischen Gedankenzusammenhangs bedingt wird. Wir sind darum auch gewohnt, an den mündlichen Vortrag ganz andere Forderungen zu stellen, als an den schriftlichen; wir gestatten dem erstern eine weit größere Freyheit der Gedankenverknüpfung und Breite der Ausführung; wir gestatten sie nicht nur, sondern fordern sie sogar, und rechnen es einem Lehrer keineswegs zum Ruhm, wenn er, statt seine Vorträge wenigstens theilweise zu extemporiren, sie wörtlich dem zuvor aufgezeichneten Hefte abliest. Eben darum aber stehen die Vorzüge eines guten mündlichen Vortrags keineswegs durchgehends in geradem Verhältnisse zu denen des schriftlichen, sondern theilweise sogar in einem umgekehrten. Die Fähigkeit, dergestalt gut zu sprechen, daß das Gesprochene, schriftlich aufgezeichnet, auch als ein gut Geschriebenes gelten kann, wird sicherlich Keiner besitzen, als höchstens ein Solcher, der auch gut zu

Digitized by Google

schreiben versteht, und auch dieser wird sich solcher Fähigkeit, auch wenn er sie besitzt, nicht immer bedienen. Wer aber, wie Daub, das eigenthümliche Talent des Schriftstellers entbehrt, dem ist zwar darum noch keineswegs auch die Gabe der mündlichen Rede in jener ihrer von der schriftlichen sie unterscheidenden Eigenthümlichkeit versagt, er kann dieselbe sogar in höherem Grade besitzen, als Andere, die an schriftstellerischem Vermögen ihm überlegen sind, aber es ist nicht zu erwarten, daß das von ihm Gesprochene zugleich auf die specifischen Vorzüge des gut Geschriebenen wird Anspruch machen können.

Durch diese Bemerkungen also möchte, was in der mehrmals erwähnten Vorrede zum Lobe der Daub'schen Vorträge auch in der Gestalt gesagt ist, in welcher sie jetzt als Druckschrift erscheinen, zwar nicht ganz aufgehoben werden, aber doch einige Beschränkung erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, ꝛc.

(Schluß.)

Da sich nicht leicht ein Leser das Verfahren, wie es hier vorliegt, sich vorstellen mag: so gebe ich eine Probe, gleich S. 71, nur den Anfang 1) über „die Formative *ka, kha, ga, gha, ha o-khâ-mi*, eo, exsiccor, vestio“ (— weder Rosen noch Wilson haben u. d. W. *okh* die Bedeutung *ire*, wohl aber unter *ukh*; und die indischen Grammatiker belieben jeder Wurzel, von deren Bedeutung sie nichts besseres zu sagen wissen, die Bedeutungen: ire, se movere etc.; und anderen die Bedeutung to offend, to hurt, to kill; noch anderen eben so die Bedeutung splendere lucere u. dgl.) „*u* und *khu*: *u* ire in *âva-mi, vâ-mi* u. s. w. in *οἴω* (aus *ὄFω*, avâ-mi; οἴ-σω transit.) οἶ-τος, οἶ-μος u. s. w.; *u* siccare in *vayâ-mi* (oder vâ-yâ-mi?), siccor *αὔω*, *αὖ-ος* (*ἀFω*, avâ-mi) *ἄ-ζω* (*a-zá-mi*) u. s. w.; *u* vestire in *va-tá-mi, va-se, ve-shte, vyayâ-mi*, operio, vestio u. a.; in *ἕ-ννυ-μι* (aus *Fε-σ-νυ-μι* oder *ἕ-ννυ-μι* aus *Fε-νυ*) vestio; im Altdeutschen *wâ-t* (Gewand) u. a. Der Stamm *u-khu* ist auch in *οἴ-χω* (*οἴ-χο-μαι, οἰ-χέ-ο-μαι, οἰ-χ-νέ-ω*) und *αὐ-χω* (daher *αὐ-χ-μός, αὐ-χ-μέ-ω*) und so geht es fort bis S. 91; und dann wiederum c. 50 Seiten über das Semitische — eigentlich nur das Hebraische —, wovon nur der Anfang zur Probe über die erste Klasse der „Formativen: *á*, ha, ya, 'a: *â-bak* verwickeln oder aufwallen (vrgl. *buvk* verwirren oder *na-bak, n-bag* quellen (Gesenius); *á-bal* gesenkt seyn, trauern, verschmachten (vrgl. *balah* fallen, verderben, vergehen, *nabal* abfallen, verwelken, hinsinken, erschöpft seyn s. Gesenius) — — *â-bas* füttern (vrgl. im Sanskrit *pu-shâ-mi* nutrio, *pa-s-co, βο-σ-κω* u. a.) —

Genug zur Probe, Wie verfahren wird, und Was dabey herauskomme. Es kann nur mit Bedauern angesehen werden, wie schnell die Etymologie, nachdem ihr eben erst der edle sinnvolle Sprachforscher Jak. Grimm eine bessere Unterlage als sie vor ihm gehabt, und mehrere sichere Stützpuncte und Regeln gegeben, auf dem Wege des Verf., den er aber in ziemlich großer Gesellschaft geht, wieder in den Verruf kommen muß, in dem sie bey vielen noch immer, selbst in ihrer besten und erwiesensten Gestalt dasteht. Solche Extravaganzen und voreilige Versuche sind desto weniger zu billigen, je mehr sie das Gebiet der alten klassischen Sprachen beeinträchtigen, und je mehr auf dem Gebiete eben dieser und unserer eigenen Muttersprache noch ungemein vieles übrig ist, das mit guter Hoffnung und Aussicht auf Erfolg und Frucht nach sicheren Regeln und Grundsätzen bearbeitet werden könnte und sollte.

P. K.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Fortsetzung.)

Welche andere Vorzüge man auch diesen Vorlesungen zugestehen möge, ihren hauptsächlichsten und eigentlich specifischen Werth hatten sie immer in der Art und Weise, wie sich in ihnen die edle, sittlich lautere und großartige, im schönsten Wortsinn philosophische Persönlichkeit ihres Urhebers bethätigte und sich in unmittelbar lebendiger Gegenwart und Einwirkung den Hörern mittheilte. Dieser Werth kann auf den abgedruckten Buchstaben nicht übergehen, wenigstens für Solche nicht, die nicht selbst noch jene Einwirkung empfunden haben und sich beym Lesen der gesprochenen Worte die Persönlichkeit des Sprechenden vergegenwärtigen können. Dagegen werden diese Vorträge von allen jenen allgemeinen Uebelständen, die wir so eben bemerklich machten, um so unfehlbarer betroffen, als sie eben durchgehends frey gesprochen sind und ihre Bedeutung der sittlich-wissenschaftlichen Persönlichkeit, aber nicht einem objectiven Darstellungstalent ihres Urhebers verdanken. Auch die Herausgeber scheinen empfunden zu haben, daß manche Eigenschaften ihres Styles vor einem Publicum von Lesern einer Erklärung und Entschuldigung bedürfen, welche durch die Hinweisung auf ihren Ursprung und didaktische Bestimmung ihnen zu Theil wird. Sie bemerken mit Bezug auf einige besonders auffallende Eigenheiten ausdrücklich: „man schreibe nicht so, aber man spreche so, zur Beförderung und Erleichterung der Einsicht des Zuhörers sowohl, als auch um sich selbst zu schützen gegen alle Wiederholungen und den Herausfall aus der Gedankenbewegung und den Rückfall auf sich selbst.“ Letztern Uebelstand indeß können wir in den gegenwärtigen Vorlesungen nicht ganz so vollständig vermieden finden, wie Jene es zu meynen scheinen. Es leiden dieselben, ungeachtet des strengen Schematismus der Eintheilung, durch welche der Verf. die eigentlich organische Gedankengliederung zu ersetzen suchte, doch an derselben Breite der Darstellung und Ueberfülle von Worten, welche uns fast allenthalben an wörtlichen Nachschriften frey abgehaltener Lehrvorträge aufzufallen pflegt. Den Herausgebern freylich war nicht zuzumuthen, daß sie die zeitraubende und, bey dem hier vorliegenden Zweck nicht einmal dankbare Mühe, diesen Vorlesungen durch völlige Umgießung ihres Styls den eigentlich buchlichen Charakter zu geben, hätten übernehmen sollen. Wir aber können bey dieser Veranlassung die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir es einigermassen bedenklich finden müßten, wenn man im Ernst abgedruckte Collegienhefte, wie die hier vorliegenden, als Musterbilder wissenschaftlicher Darstellungskunst im höhern Sinne betrachten und anpreisen wollte. Das Bewußtseyn über die Erfordernisse dieser Kunst ist ohnehin in Deutschland ein so seltenes und fortwährend, durch Einwirkungen der verschiedensten Art, verdunkeltes, daß man doppelt auf seiner Hut seyn sollte, dasselbe durch Unterschiebungen solcher Art nicht noch mehr zu verwirren und der so verbreiteten Neigung, es sich beym Schreiben eben so bequem zu machen, wie es beym Sprechen allenfalls erlaubt seyn mag, noch mehr Vorschub zu leisten. Auch beym Anfange des Studiums einer Wissenschaft, zumal einer philosophischen, wo es doch gewiß eine wichtige Rücksicht ist, zugleich den Sinn für das Formale, für den ächten klassischen Vortrag und die geschmackvolle

Digitized by Google

Darstellung der Wissenschaft zu bilden, halten wir aus diesem Grunde den Gebrauch solcher nachgeschriebener oder abgedruckter Hefte nicht für empfehlenswerth. Aus diesen Gründen müssen wir, bey der besten Gesinnung für das vorliegende Unternehmen und bey der aufrichtigsten Verehrung für die Manen des trefflichen Mannes, dessen Gedächtnisse dasselbe gewidmet ist, den davon zu hoffenden Nutzen denn doch, wenn wir aufrichtig bleiben wollen, auf den Gebrauch derer, die im Leben seine Zuhörer waren und seine Lehre zugleich mit seiner Persönlichkeit sich ins Andenken zurückrufen wollen, und auf den Gebrauch als geschichtliches Denkmal für die Entwickelungsperiode deutscher Philosophie und Theologie, der es angehört, beschränken.

Namentlich in der letztern Beziehung gedenken wir hier Einiges über den philosophischen Inhalt des vorliegenden ersten Bandes zu sagen, welcher die, von Daub, wie die Herausgeber bemerken, mit besonderer Vorliebe gehaltenen, anthropologischen Vorlesungen enthält. Obgleich seiner äußern Stellung nach evangelischer Theolog, hat doch Daub, wie bekannt, das Studium der Philosophie nicht etwa nur beyläufig als Liebhaberey, sondern recht eigentlich als Lebensberuf getrieben, indem er auch in der Theologie durch und durch Philosoph war, und ausschließlich das speculative Element dieser Wissenschaft cultivirte. In der Philosophie selbst hat er kein eigenthümliches System aufgestellt, sondern sich der gleichzeitigen geschichtlichen Entwickelung dieser Wissenschaft in einigen ihrer vornehmsten Heroen angeschlossen. Will man seine Stellung inmitten des Entwickelungsganges der neuern Philosophie richtig beurtheilen, so darf man nicht einseitig auf die letzte Periode seiner schriftstellerischen und Lehrerlaufbahn, wo er sich fast ausschließlich an Hegel anlehnte, den Blick gerichtet halten. Frühzeitig durch Kant angeregt und die Richtung des kritischen Philosophirens eine Weile mitmachend, ward der Wendepunct, bey welchem die deutsche Philosophie in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts angekommen war, auch für Daub ein entscheidender Moment der Umkehr, und durchdrang seinen Geist mit dem damals neu gewonnenen höhern Princip der spekulativen Forschung dergestalt, daß die Vertheidigung dieses Princips und seine Befestigung namentlich auf theologischem Gebiete von Stunde an die ganze Kraft des Mannes in Anspruch nahm, und sein ganzes, allein den Interessen der Intelligenz gewidmetes Leben ausfüllte. Von der Gestalt, in welcher er sich damals jenes Princip aneignete, würde schwer zu sagen seyn, ob sie mehr der Fichte'schen Philosophie in ihrer spätern Umbildung, oder der Schelling'schen aus der Zeit des „Bruno" und der „Philosophie und Religion," oder endlich selbst schon der Hegel'schen in den frühesten Aufsätzen des letztgenannten Denkers in der „kritischen Zeitschrift" verwandt ist. So viel ist gewiß, daß Daub alle diese Einwirkungen gleichzeitig empfangen und sie in seinem Hauptwerke aus jener Periode, den „Theologumena," zu einem spekulativen theologischen Systeme verarbeitet hat, welches von ihnen allen die unverkennbaren Spuren trägt. Es bildet in diesem Systeme der Begriff der göttlichen Dreyeinigkeit, — den nach langer rationalistischer Verdunkelung zuerst wieder in sein wissenschaftliches Recht eingesetzt zu haben, Daub sich dort das bleibende Verdienst erworben — den Haupt- und Grundbegriff, oder vielmehr dergestalt den ausschließlichen Inhalt, daß durch ihn der Welt- und Schöpfungs-Begriff ganz und gar verdrängt wird, und die Welt, in so fern sie nicht unmittelbar in Gott aufgeht, nur noch als ein trügerisches Scheingebilde, als eine Spiegelfechterey des abgefallenen Verstandes erscheint. —

Mit dieser Bezeichnung des Inhalts der Theologumena ist zugleich für alle noch folgende Perioden des Daub'schen Philosophirens sowohl die Stärke als auch die Schwäche desselben angedeutet. Er hatte die große Entdeckung Schellings, die Idee des Absoluten, mit der ganzen Energie seines Geistes erfaßt oder vielmehr seinen Geist in sie versenkt; es hatte sich ihm diese Idee mit der christlichen Idee des dreyeinigen Gottes identificirt; aber weil er von da aus den Fortgang zum Schöpfungsbegriffe nicht zu finden vermochte, so fehlte ihm der concrete Inhalt, mit welchem er diese Idee hätte ausstatten können. Sie erscheint daher bey ihm in farbloser, öder, abstruser Gestalt, und das Interesse der weitern Ausführung ist hauptsächlich nur ein polemisches gegen die, welche der

Digitized by Google

Idee die gebührende Anerkennung versagen, statt ein Interesse fortgehender Bereicherung oder organischer Durchbildung des zuerst Ergriffenen zu seyn. Zu allem Geschichtlichen, wodurch doch die speculative Idee erst ihre wahrhafte Erfüllung für uns erhält, fand sich Daub in einer fortwährenden Verstimmung; und wenn er dasselbe auf die Länge denn doch nicht ganz ablehnen konnte — wie er unter andern namentlich in späterer Zeit in Bezug auf den geschichtlichen Inhalt der christlichen Offenbarung sich in diesem Falle sah — so nahm er den historischen Stoff ohne Kritik und wissenschaftliche Verarbeitung auf, und wir begegnen dann seltsam contrastirenden Aeußerungen der Geringschätzung dieses Stoffes einerseits, des unbedingten und unvermittelten Geltenlassens desselben andererseits. — Einmal zwar nahm Daub den Anlauf zu einem selbstständigen, wissenschaftlichen Fortschritte von seinem speculativ-theologischen Grunddogma zu einer begriffsmäßig durchgebildeten Weltansicht, nämlich in seinem in den Jahren 1816 — 1818 erschienenen „Judas Ischarioth." Diese Schrift ist von allen übrigen ihres Verfassers die an concretem, namentlich ethischem Inhalte und eigenthümlichen, zum Theil interessanten und bedeutenden Blicken reichste, aber ihren Grundgedanken kann man wohl nicht umhin als eine wunderliche, ja abentheuerliche Verirrung zu bezeichnen. Dieser Grundgedanke besteht nämlich darin, daß der Begriff des Bösen mit dem logischen Begriffe der Verneinung als unmittelbar identisch betrachtet, und in dieser Identität als kosmisches Princip der Idee des Absoluten oder der Gottheit gegenüber gestellt wird. Raum und Zeit sammt allen in Raum und Zeit realen oder lebendigen Geschöpfen, die unter dem Princip der Endlichkeit stehen, werden in diesem Sinne als bedingt und ihrem äußern Daseyn nach begründet durch jenes satanische Princip gedacht, welchem seinerseits ein völlig grundloses, nur aus eigener Willkühr stammendes, aber weder aus der göttlichen Natur, noch aus dem göttlichen Willen erklärbares Daseyn zugeschrieben wird; durch die Sendung des Logos und die dadurch bezweckte Erlösung soll Gott nichts desto weniger jene von Haus aus ungöttliche Welt, deren einfaches Daseyn hiernach schon die Sünde, die absolute Gottlosigkeit wäre, sich angeeignet oder zu sich zurückgeführt haben. Zu einer so seltsam verschobenen Weltansicht führte den achtungswerthen Denker die abstracte Consequenz des von ihm so einseitig aufgefaßten und so hartnäckig festgehaltenen Lehrsatzes von der Nichtigkeit alles Außergöttlichen, während Derjenige, aus dessen frühern Schriften er zunächst diesen Lehrsatz geschöpft zu haben scheint, in der berühmten Abhandlung „über die menschliche Freyheit" und in andern sich daran reihenden schon längst über jede Möglichkeit solcher Consequenzen hinausgeschritten war, und ein ohne Vergleich inhaltsvolleres und lebendigeres Princip ethisch-religiöser Weltanschauung an die Stelle jener von Daub so abstrus gefaßten Idee des Absoluten, welche der letztgenannte Denker eben so abstrus durch ein Princip der Verneinung zu ergänzen suchte, gesetzt hatte. Dieses Princip, das wahrhafte Princip des Fortschritts von jenem großen Anfangspuncte aus, welchen die Idee des Absoluten giebt, hat Daub nicht mehr sich anzueignen vermocht; dagegen betrachten wir seinen unmittelbar auf die Herausgabe des Ischarioth folgenden Uebertritt zu Hegel als eine Folge der in seinem Geiste sich geltend machenden Reaction gegen jene sonderbare Ausschweifung. Nichts kann zu der Philosophie des „Ischarioth" im schrofferen Gegensatze stehen, als die Philosophie Hegels, welche von Grund aus auf die Voraussetzung der Immanenz des Princips der Verneinung in dem Absoluten gebaut ist. Daß Daub dieser philosophischen Richtung, — wie Rosenkranz in seiner Schrift „Erinnerungen an Daub" aus dem Munde des Verewigten berichtet, nicht ohne heftigen inneren Kampf mit sich selbst Zugang in seinem Geist gestattete — darin kann man offenbar nur eine stillschweigende Zurücknahme der in der frühern Schrift mitgetheilten Resultate seines eigenen Forschens erblicken. Er kehrte damit zu einer ihrer Grundanlage nach unstreitig wahreren und wissenschaftlicheren Gestalt der Idee zurück, die seinen Geist ein für allemal erfüllt hielt; aber freylich auch zu einer solchen, die in der Weise namentlich, wie sie von ihm gefaßt ward, sich keineswegs geeignet erwies, die Mängel zu ergänzen, die wir sogleich in seiner ersten Auffassung dieser Idee bemerken mußten.

Dieser Periode der Umgestaltung des Daub'-

Digitized by Google

schen Philosophirens durch das Hegel'sche gehören nun auch die gegenwärtigen Vorlesungen an, und die Herausgeber geben deutlich in der Vorrede zu verstehen, daß bey der Veröffentlichung derselben die Rücksicht auf das Interesse der Schule, zu welcher wenigstens der Eine derselben sich ausgesprochener Maßen bekennt, ihnen nicht fremd ist, und sie von diesem Interesse auch wohl zum Theil die Förderung ihres Unternehmens erwarten. Sie unterlassen nicht, eine so gewichtige Autorität zur Empfehlung jenes philosophischen Systemes in das vortheilhafteste Licht zu stellen, und selbst die zahlreichen und erheblichen Abweichungen Daub's von Hegel zu benutzen, und durch sie der Welt zu beweisen, daß Selbstständigkeit des Geistes und wahrhafte Originalität sich mit der Anhängerschaft an jenes System besser, als man gemeinhin dafür hält, vertrage. Hier müßte jedoch, bevor wir solchen Beweis als vollgültig betrachten dürften, untersucht werden, ob bey dergleichen Abweichungen Daub nicht vielmehr das System, an das er sich wohl kaum in der Weise eines eigentlichen Anhängers oder Jüngers hat gebunden achten wollen, zur Seite hat liegen lassen, als daß er, in Folge ausdrücklicher, aus wirklicher Beherrschung des Systems hervorgegangener Prüfung, mit dem Bewußtseyn, daß dadurch dennoch die Einstimmung im Princip nicht gefährdet sey, in der Auffassung oder Darstellung des Einzelnen sich von Hegel entfernt habe. Uns hat es immer scheinen wollen, als habe er, der ja bis zuletzt nicht eigentlich Philosoph, sondern Theolog, wiewohl ein bey der Philosophie in die Schule gegangener Theolog seyn wollte, und stets die Unabhängigkeit der Theologie von der Philosophie behauptete, es nie eigentlich auf vollkommene Beherrschung des Systems angelegt, sondern sich daraus nur das ihm Zusagende angeeignet, auf eine allerdings eklektisch zu nennende Weise, wie sie die Schule an einem ihrer eigentlichen Jünger kaum würde haben dulden können. Was namentlich die von den Herausgebern so sehr gerühmte Virtuosität Daub's in der dialectischen Methode Hegels betrifft, welche „in neuerer Zeit noch Niemand, außer dem unsterblichen Entdecker derselben, mit solcher Kraft und Gewandtheit, Sicherheit und Präcision geübt und gehandhabt“ haben soll, so geben, in auffallendem Widerspruche mit diesen lobpreisenden Aeußerungen, die Herausgeber an einer andern Stelle der Vorrede selbst zu verstehen, daß „das streng trichotomische Articuliren,“ „wie sehr es auch der innersten Natur des Begriffs angehöre,“ in gegenwärtigen Vorlesungen doch vielmehr nur zum Behufe der Bequemlichkeit und der deutlicheren Ausprägung des mündlichen Vortrags von dem Verf. beliebt worden sey. Wie solche Willkühr sich mit dem bekannten Anspruche der Hegel'schen Schule auf absolute Nothwendigkeit ihrer trichotomischen Gliederungen vereinigen lasse, in denen ja nichts geringeres, als die ewige Wahrheit und Selbstbewegung des „Begriffs“ oder der „Sache selbst“ enthalten seyn soll, mögen Jene zusehen; uns wird man es nicht verargen, wenn wir auf einen so einförmigen Schematismus, der nichts desto weniger ganz nach subjectivem Belieben mit sich umspringen, und nach zufälligen Zwecken oder Rücksichten so oder anders sich wenden läßt, nur einen geringen Werth legen, und ihn so, wie er hier in diesen Vorlesungen auftritt, als eine wenigstens dem Leser desselben ziemlich unbequem und lästig fallende Fessel betrachten. Bediente sich der Verf. dieses Schematismus nur zu didaktischem Zwecke, zum Festhalten des Fadens im mündlichen Vortrage, so ist jedenfalls zu tadeln, daß er, durch Erinnerung an die angebliche „Selbstbewegung des Begriffs“ zugleich den Schein einer höhern Nothwendigkeit für sie usurpirte; soll aber dadurch in der That solche „Selbstbewegung“ vorgestellt werden, so wird durch einen solchen Dissens „der Meister der Methode,“ wie wir ihn hier vielfach antreffen, die objective Nothwendigkeit der Methode selbst in der Anwendung, die beyde von ihr machen und der Resultate, auf welche die Methode sie geführt hat, nicht eben in ein günstiges Licht gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Fortsetzung.)

Der Begriff der Anthropologie wird von Daub in gegenwärtigen Vorlesungen in einem andern Sinne genommen, als von Hegel in seiner Encyklopädie, und als man ihm auch sonst gewöhnlich beyzulegen pflegt. Was Daub hier giebt, ist mehr, was man gemeinhin Psychologie nennt, die Entwickelung des Begriffs des selbstbewußten Geistes als solchen. Die Naturseite des menschlichen Daseyns, welche man sonst meist zunächst unter dem Namen der „Anthropologie" abgehandelt findet, füllt bey ihm nur den ersten Theil von den dreyen, in welche er die Wissenschaft, die er so nennt, zerspaltet. Diese Eintheilung nämlich wird durch die Rubriken: das Selbstgefühl, das Selbstbewußtseyn und das Religionsgefühl bezeichnet. Dieß sind in dieser Zusammenstellung ohne Zweifel befremdlich klingende Ausdrücke; indeß möchten wir doch dieser Eintheilung einen sinnigen Grundgedanken nicht absprechen. Es ist dieser: daß das Wesen des Menschen der Betrachtung drey Seiten darbietet: eine, welche so zu sagen nach unten gekehrt ist, die animalische oder Naturseite, eine zweyte, welche das enthält, was im Menschen eigentlich den Menschen ausmacht, und eine dritte, welche nach oben, dem Ewigen und der Gottheit, zugekehrt ist. In der ersten und der letzten dieser Seiten bezeichnet der Verf. die allgemeine Form und Weise des Daseyns als „Gefühl," wohl um damit den beyden gemeinschaftlichen Gegensatz zur zweyten auszudrücken, indem nämlich zwar dasjenige Daseyn, welches das eigentliche Selbst oder Wesen des Menschen ausmacht, sich als Bewußtseyn ausprägt, eben dieses Daseyn aber sich sowohl nach unten als nach oben durch Momente ergänzen muß, welche nicht vollständig in die Klarheit des Bewußtseyns aufgehen, sondern zum Fürsichseyn des selbstbewußten Individuums nur in der dunkleren Gestalt des Gefühles kommen. Freylich scheint dieß, so viel das „Religionsgefühl" betrifft, in einigem Widerspruche zu stehen mit dem bekannten Lehrsatze der Hegel'schen Schule, zu dem wir sonst auch Daub sich bekennen sehen, nach welchem ja auch das Religiöse alles in das „absolute Wissen" aufgehen soll. Doch nehmen wir gerne an, daß dießmal, wie auch öfter sonst, bey dem seiner persönlichen Gesinnung nach wahrhaft und tief religiösen Manne der Instinct der Wahrheit den Sieg davon trug, und sich ihn gegen jene Absorption des Höchsten in der Kahlheit des „reinen Begriffs" sträuben ließ.

Was nun aber die nähere Beschaffenheit des Inhalts anlangt, so müssen wir schon durch den Namen „Anthropologie" dazu aufgefordert, unsern prüfenden Blick zunächst auf die Art und Weise richten, wie der Verf. das Verhältniß des menschlichen Geistes zur Natur faßt, welche ihm die Basis seines Daseyns giebt. Ref. bekennt, daß ihm gerade in diesem Puncte, welcher doch den unstreitigen Mittelpunct des Interesses der eigentlich anthropologischen Untersuchung bildet, das bey den Bearbeitern dieser Wissenschaft hergebrachte Verfahren durchaus nicht genügen will. Gerade hier hat die sogenannte genetische Methode, die Methode des Aufsteigens von unten nach oben, die man ganz vorzüglich für die Anthropologie geeignet meynt, ihre besondern Nachtheile, wenn sie nicht mit großer Vorsicht gehandhabt wird. In der Regel sehen

Digitized by Google

wir hier, und auch das vorliegende Werk macht davon keine Ausnahme, die Anthropologen bey dem rein Physischen entweder überhaupt, oder dem Thierischen insbesondere beginnen, und von da allmählich zu dem Seelen- und Geistesleben des Menschen aufsteigen. Geschieht dieß, wie in dem reichhaltigsten und geistvollsten aller Werke, welche den Namen der Anthropologie tragen, dem Werke von Steffens, in der Absicht, um nicht sowohl die Menschen insbesondere, als vielmehr die Natur überhaupt darzustellen, wie sie stufenweise zum Geiste aufsteigt und in dem Hervorbrechen des Menschengeistes zu ihrem Ziele und zu der letzten Offenbarung ihres Wesens gelangt: so hat dieß seinen guten Sinn und wird durch die Resultate, welche die Darstellung an ihrem Schlusse giebt, gerechtfertigt. Oder geschieht es, wie in demjenigen Werke, welches, obgleich es sich nicht diesen Namen giebt, doch von allen, die wir kennen, am vollständigsten dem Zwecke entspricht, welchen die Darstellungen der „Anthropologie" sich zu setzen pflegen, in der „Geschichte der Seele" von Schubert, von vorne herein mit sinnigem, bewußten Hinblicke auf den Gegensatz dessen, was in der Natur überhaupt und der thierischen insbesondere nur die Natur als solche, und was in ihr die Spur des Geistes ist, der aus ihr und über ihr emporsteigt: so ist auch dieses Verfahren keineswegs zu tadeln. Aber für einen entschiedenen Mißgriff halten wir es, wenn Functionen oder Eigenschaften der animalischen Natur, des animalischen Lebens als solchen in ihrer Allgemeinheit, nicht in ihrer nähern Bestimmung als menschliche, als durch den Geist modificirte oder dem Geiste einverleibte, ausdrücklich doch in der Anthropologie als menschliche, und in Einer Reihe mit den Eigenschaften des geistigen Subjects als solchen, behandelt werden. Durch solches Verfahren wird, zumal wenn man das Reden der Anthropologen von ihrer „genetischen" Methode beym Worte nimmt, genauer angesehen, die Schranke, welche die Natur zwischen dem Thier und dem Menschen gezogen hat, niedergerissen; es wird eine Stetigkeit der Fortentwickelung von der thierischen Natur zur menschlichen gesetzt, welche die Natur selbst Lügen straft, und entweder das Thier unbedachter Weise zum Menschen erhoben, oder der Mensch zum Thier herabgewürdigt. Um dieß zu verhüten, thut unsers Erachtens der Anthropologie nichts dringender Noth, als fürerst eine strenge wissenschaftliche Selbstbeschränkung auf die eigenthümliche Sphäre des Menschlichen. Alles dem Menschen mit dem Thier Gemeinsame, alles allgemein Physiologische und eben so alle Darstellung des thierischen Seelenlebens, des Empfindungs- und Vorstellungslebens als solchen, gehört nicht in die Anthropologie, sondern ist von der Anthropologie auszusondern und ihr voraus zu setzen. Freylich giebt es dabey den Uebelstand, daß das gewöhnliche akademische und auch Lesepublikum sich für diese Dinge nur interessirt, so fern sie auch zur menschlichen Natur gehören, und daher sie in anthropologischen oder wohl auch psychologischen Vorlesungen oder Büchern abgehandelt zu sehen verlangt. Allein der Versuch, dieses Verlangen in der Weise zu befriedigen, daß wirklich jene disparaten Elemente zu einer und derselben Wissenschaft verarbeitet werden, verträgt sich ein für allemal nicht mit der Gründlichkeit eines wahrhaft wissenschaftlichen Verfahrens. Auch kann ihm ja namentlich der akademische Lehrer mit leichter Mühe dadurch genügen, daß er jenes Allgemeine, der Anthropologie Vorauszusetzende aber nicht Einzuverleibende, in Form einer Einleitung dem Vortrage dieser Wissenschaft vorausschickt. Um so fruchtbarer werden dann in diesem Vortrage selbst, wenn nur erst die Gränze scharf und unverlierbar bezeichnet ist, wo, dem Thiere ein für allemal unerreichbar, der specifische Charakter des Menschlichen anhebt, die Bemerkungen über die Art und Weise sich gestalten lassen, wie das Wesen des Geistes in die animalische Natur des Menschen hereinscheint, dieselbe zu sich heranzieht und ihrem Begriffe gemäß umbildet.

Man könnte vielleicht meynen, in dem uns hier vorliegenden Werke sey dem Wesen nach dasselbe, was wir durch diese Scheidung des wirklich Anthropologischen von dem, der Anthropologie Vorauszusetzenden bezwecken, nur in anderer Form durch die vorhin angeführte Gliederung erreicht. Der erste Theil, der „vom Selbstgefühl" handelt, scheint dem zu entsprechen, was den Inhalt der von uns angedeuteten Einleitung bilden würde, denn er handelt in der That nur allgemeine animalische Ei-

genschaften und Begriffsbestimmungen, Leben, Gefühl, Trieb, Instinct u. s. w. ab; der zweyte aber „vom Selbstbewußtseyn“ kommt von der höhern Stufe des Geistes als solchen nochmals ausdrücklich auf das im Geiste umgebildete Empfindungs- und Vorstellungsleben, so wie auch auf die Begriffe von Begierde, Neigung, Leidenschaft u. s. w. zurück, welche nicht mehr der rein thierischen Natur, wohl aber der menschlich-thierischen, der Natur im Geiste angehören. Indessen, wenn es uns hier auch nicht gerade auf die äußerliche Form der Unterscheidung ankommt, so kommt es doch um so wesentlicher auf das Bewußtseyn an, in welchem die Unterscheidung gemacht wird, und dieses können wir bey Daub in der angegebenen Beziehung nicht anders als unklar und mangelhaft finden. Im ersten Theile zwar scheint ein richtiges Bewußtseyn über die vorliegende Aufgabe sich dadurch zu bethätigen, daß mehrfach auf den Gegensatz aufmerksam gemacht wird, welchen das „Selbstgefühl“ des thierischen Lebens (dieser etwas eigensinnig gewählte Ausdruck ist freylich in diesem Zusammenhange zum mindesten ein unbequemer) in der Form des Instinctes, des Kunsttriebes u. s. w. zu dem in die höhere Stufe des Selbstbewußtseyns aufgehobenen Selbstgefühl des menschlichen Seelenlebens bildet. Allein die Betrachtung dieses Theiles ist für den anthropologischen Zweck viel zu abstract und formal gehalten. Gerade diejenigen Momente des animalischen Lebens, welche in ihrer allgemeinen Naturbeschaffenheit und Naturbedingungen am schärfsten aufgefaßt seyn wollen, um die Art und Weise verstehen zu können, wie sich an ihnen die charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschlichen ausprägt, das Verhältniß der Geschlechter, der Prozeß und Stufengang der organischen Ausbildung und Auflösung, der Schlaf und das Wachen, die klimatischen Einflüsse u. s. w., gerade diese finden kaum Erwähnung, während dagegen aller Fleiß und alle Sorgfalt der Ausführung ausschließlich demjenigen zugewandt wird, was wir die metaphysischen Kategorien des animalischen Lebens nennen möchten; was offenbar weit mehr ein allgemein naturphilosophisches, als ein specifisch anthropologisches Interesse hat.

Auffallender aber noch, und zugleich charakteristischer für den philosophischen Standpunct des Verf. im Allgemeinen zeigt sich die Mangelhaftigkeit seines anthropologischen Bewußtseyns im zweyten Theile, der vom „Selbstbewußtseyn,“ und zwar zunächst im ersten Abschnitte dieses Theils, der von der „Intelligenz“ handelt. Dieser Abschnitt nämlich ist in eine Hegel'sche Trias gegliedert, deren erstes Moment die „Empfindung,“ das zweyte die „Vorstellung,“ das dritte der „Gedanke“ bildet. In dieser Eintheilung liegt ein arger Knäuel von Verworrenheit, den zu entwirren wir um so mehr der Mühe werth halten, je mehr alle uns bekannten Darstellungen aus Hegels Schule zugleich mit darin begriffen sind, und je mehr diese Schule sich wohl gar noch auf die angebliche „Dialektik,“ welche diese Verwirrung angerichtet hat, zu Gute thut. Welche Verkehrtheit zunächst ist es, Empfindung und Vorstellung, wie fern beyde noch nicht Denken sind, von den Kategorien des animalischen Lebens, welche der Verf. unter die Rubrik des „Selbstgefühls“ gebracht hatte, abzusondern, und sie in ihrer Allgemeinheit unter die eigenthümlichen Functionen des selbstbewußten Geistes einzureihen. Als ob nicht auch das Thier schon sowohl Empfindung, als auch Vorstellung hätte; als ob das Leben der ausgebildeten Thierseele in etwas anderem, als in einem ununterbrochenen Prozesse des Empfindens und Vorstellens bestände! Offenbar gehören diese Begriffe in ihrer Allgemeinheit nicht erst denjenigen Theilen der Philosophie, die vom Geiste, oder von dem Menschen als geistigem Geschöpfe handeln, sondern bereits der philosophischen Naturwissenschaft an, und es ist auch Hegel'n als ein arges Ungeschick anzurechnen, wenn er in seiner Encyklopädie keine andere Stelle als inmitten der „Philosophie des Geistes“ für sie auszufinden gewußt hat. Die Wissenschaft vom Geiste befindet sich zu diesen Begriffen in keinem andern Verhältnisse, als die Wissenschaft vom Menschen als sinnlich-vernünftigem Wesen, die eigentliche Anthropologie sich zu den allgemein physiologischen Begriffen und Lehrsätzen befindet; sie hat von ihnen Rechenschaft zu geben, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind, sondern nach dem, was sie durch ihre Einverleibung in das Daseyn und Leben des Geistes werden. Nun würden wir Daub

zwar Unrecht thun, wenn wir ihm nicht zugestehen wollten, daß ihm bey seiner Abhandlung der „Empfindung“ und „Vorstellung“ unter den allgemeinen Rubriken des „Selbstbewußtseyns“ und der „Intelligenz“ die Aufgabe allerdings vorgeschwebt hat, beyde in der Gestalt darzustellen, welche sie durch ihr Inwohnen im selbstbewußten Geiste erhalten. Davon zeugt deutlich ein Blick auf den nähern Inhalt, den er in beyden Abschnitten, besonders in dem von der „Vorstellung,“ abhandelt, unter welcher Rubrik außer verschiedenen andern Gegenständen, die nur beym Menschen, aber nicht beym Thiere in Frage kommen können, auch von der Sprache die Rede ist. Allein da in dem vorhergehenden Theile ausdrücklich von den Bestimmungen des animalischen Lebens in ihrer Allgemeinheit gehandelt worden, und von dieser dort die Begriffe der Empfindung und Vorstellung ausgeschlossen geblieben waren, so gewinnt es auch hier, eben so wie bey Hegel, das Ansehen, als ob zwischen Empfindung und Vorstellung als solchen, und geistiger Empfindung und Vorstellung, kein Unterschied wäre; als ob mit Einem Worte nur die Menschen, und nicht auch die Thiere empfänden und vorstellten. Damit steht in Verbindung der andere Uebelstand, der bey Daub fast schroffer noch als bey Hegel, hervortritt, daß man über das Moment, was eigentlich das geistige Leben von dem animalischen abscheidet oder darüber hinaushebt, nicht auf unzweydeutige Weise ins Klare gesetzt wird. Dieses Moment kann — wenn zuvörderst nur nach dem allgemeinen Namen dafür gefragt wird, — ohne Zweifel wohl kein anderes seyn, als dasselbe, was wir dort nicht die erste und unterste, sondern die letzte und oberste Stelle unter den Momenten der „Intelligenz“ einnehmen sehen, das Denken. Wir dürfen voraussetzen, daß dieß im Allgemeinen auch von der Schule, welche sich Daub als den Ihrigen aneignet, nicht wird in Abrede gestellt werden; auch kann ja dieser Schule, Dank sey es ihrer „Methode,“ am wenigsten eine Verlegenheit daraus erwachsen, wenn ihr zugemuthet wird einzugestehen, daß, was nach ihr das Letzte, zugleich in anderer Beziehung das Erste ist. Allein es handelt sich von der näheren Art und Weise, wie das Denken als dieses Erste des Geistes, als die Basis und der Anfang alles Geisteslebens auszusprechen ist. Hier können wir uns unmöglich durch die gewöhnliche Formel der Schule abfertigen lassen: das Empfinden und Vorstellen sey an sich schon Denken; es habe bereits den Gehalt des Denkens, nur daß es noch nicht in der ausdrücklichen Form des Denkens gesetzt sey. Denn hiermit macht man sich ja eben der oben von uns gerügten Verwechselung des animalischen Lebens mit dem geistigen schuldig, so lange man nicht ausdrücklich nachweist, worin jener Gedankeninhalt besteht, welcher das menschliche Empfinden und Vorstellen zu einem „Denken an sich“ macht, und durch welchen Proceß er sich jenen Formen des animalischen Seelenlebens mittheilt. Auf alle Weise bekennen wir, nicht einzusehen, wie man jene aus dem animalischen Seelenleben in das geistige herübergenommenen Functionen auf anthropologisch fruchtbare Weise behandeln will, wenn man nicht einen Begriff des νοῦς, des denkenden oder selbstbewußten Geistes als solchen dazu mitbringt, der in seiner Reinheit gefaßt allein auf unzweydeutige Weise die Anthropologie von der Naturwissenschaft abscheidet. Auch Hegel scheint diese Forderung zum Theil eingesehen zu haben, wenn er in seiner encyclopädischen Uebersicht der philosophischen Wissenschaften der „Psychologie“ — so nämlich nennt er ausdrücklich nur die Lehre von den gemeinhin sogenannten Geistesvermögen und Geistesthätigkeiten — die „Phänomenologie des Geistes“ vorausschickt, und in derselben die Begriffe von Bewußtseyn, Selbstbewußtseyn und Vernunft abhandelt.

Allein wenn er ihr vollständig hätte genügen wollen, so hätte er weder die im engern Sinne von ihm sogenannte „Anthropologie“, worin schon ein großer Theil der hier in Rede stehenden Begriffsbestimmungen vorkommt, wiederum der „Phänomenologie“ voranschicken, noch diese letztere eben als „Phänomenologie“ behandeln dürfen, als Lehre von den Erscheinungen des Bewußtseyns, so wie sie sich ihm früher in ganz anderm Zusammenhange bey seiner Ausarbeitung des unter jenem Namen bekannten Werkes ergeben hatte; da doch an dieser Stelle vielmehr eine Lehre von dem einfachen Wesen oder Begriffe des selbstbewußten Geistes gefordert wäre. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.
Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Schluß.)

Unser Verfasser nun hat zwar hier die Hegel'sche Gliederung verlassen, aber wir können durch das, was er an ihre Stelle setzt, den Mängeln jener doch auch nicht gründlich abgeholfen finden. Den drey vorhin namhaft gemachten Abschnitten, oder vielmehr den zwey größern Abschnitten des zweyten Theils, deren erstem nur jene drey angehören, läßt er nämlich zwar ein paar Paragraphen vorangehen, die von dem Selbstbewußtseyn im Allgemeinen, von seinem Werden aus dem Selbstgefühl, von seinem Inhalt und seiner Form handeln. Allein sie thun dieß nur in einleitender Weise und nicht so, daß ihnen ihr Inhalt als eine selbstständige Gegenständlichkeit vorläge. Nothwendig bleiben sie daher über jenen Cardinalpunct, den reinen Begriff des Geistes, als des auch im Empfinden und Vorstellen Denkenden, ungenügend. Den eigentlichen Anfang dieses Theils aber hat der Leser immer in dem Begriffe der „Empfindung" zu suchen, wovon denn die Folge dieses ist, daß er sich über den von uns gerügten Uebelstand keineswegs hinweggehoben findet.

Wie schon vorhin angedeutet, so würden wir nicht einstimmen können, wenn man diese Mißgriffe beyder Denker als nothwendig in dem Begriffe der Methode, zu dem sie sich bekennen, begründet ansehen wollte. Der Hegel'schen Methode, wie sie die Philosophie überhaupt mit der „Logik" oder der „Idee im Elemente des reinen Gedankens" beginnt, und von da zu der „Natur" als der „Idee im Elemente des Außersichseyns" fortschreitet, wäre es an sich selbst keineswegs ungemäß, auf entsprechende Weise die Lehre vom Geiste mit dem reinen Begriffe des Denkenden und nur durch sein Denken selbstbewußten Subjects zu eröffnen, und erst von diesem Ausgangspuncte aus zur Betrachtung des Geistes auch als empfindenden, anschauenden und vorstellenden fortzugehen. Diese Methode will ja gar nicht das seyn, was man sonst die genetische Methode nennt; ihr zufolge kann und darf es bey der wissenschaftlichen Darstellung des menschlichen Geistes keineswegs zunächst oder hauptsächlich darauf abgesehen seyn, nachzuweisen, wie dieser Geist sich in der Zeit entwickelt. Wenn wir also dennoch die Hegel'sche Philosophie gerade in der Lehre vom Geiste, sowohl an dieser, als auch noch andern Stellen (z. B. in der Entwickelung dessen, was Hegel den „absoluten Geist" nennt, was bey Daub in der subjectiv-anthropologischen Sphäre sich als „Religionsgefühl" reflectirt), dem eigentlichen Sinne und Geiste der „absoluten Methode" zuwider, zu einer Anordnung des Begriffes schreiten sehen, welche vielmehr dem genetischen oder phänomenologischen Verfahren anzugehören scheint: so hat dieß seinen wahren Grund vielmehr wohl in dem eigenthümlichen Verhältnisse, in welches sich diese Philosophie zu dem Begriffe des Denkens stellt.

Die Voraussetzung ist bey Hegel und, wiefern er sich an Hegel anschließt, auch bey Daub *) allenthalben diese, daß in dem Denken

*) Freylich ist Daub in diesem Sprachgebrauch keineswegs taktfest, und verwickelt sich dadurch nicht selten in Widersprüche mit sich selbst und mit Hegel. So z. B. finden wir in gegenwärtigen Vorlesungen S. 335 das Wort Begriff in

Digitized by Google

als solchen, dem reinen Denken, wie man es vorzugsweise gern zu nennen liebt, jeder mögliche Inhalt des Vorstellens und Empfindens aufgehoben, d. h., nach der Ausdrucksweise jener Schule, daß nicht etwa nur die formale Möglichkeit seiner Erwerbung oder Erzeugung, sondern daß wirklich er selbst als reale Potenz darin enthalten ist. Ist das Denken dieß, so folgt freylich, daß es in keiner Hinsicht als Basis eines Empfindens und Vorstellens gesetzt werden darf; es ist die Blüthe und Frucht, aber nicht die Wurzel des geistigen Lebensbaumes. Das Sonderbare ist dann aber, daß man sich genöthigt sieht, ein Selbstbewußtseyn, ein Ich, ja eine Vernunft ohne Denken zu setzen, indem ja unzählige menschliche Individuen, welchen darum doch weder Vernunft, noch Selbstbewußtseyn abzusprechen ist, nie dazu kommen, in Hegels Sinne rein, d. h. ohne daß ihre Gedanken sich in die sinnliche Hülle von Empfindungen und Vorstellungen kleideten, zu denken. Der ernstliche Nachtheil aber, der aus dieser Paradoxie erwächst, besteht nach dieser Seite hin darin, daß man sich durch jene eigensinnige Zärtlichkeit für den Begriff des Denkens die Möglichkeit einer gründlichen Unterscheidung des Geistes von der Natur und einer gründlichen Erklärung des Selbstbewußtseyns, welches die Basis des Geisteslebens ausmacht, verschließt; denn Beydes ist und bleibt demjenigen, welcher in den Anfängen des Geisteslebens nur ein Empfinden und Vorstellen, aber noch kein Denken erblicken will, ein für allemal unerreichbar. Daß aus eben dieser Zärtlichkeit nach anderer Seite hin auch noch der Nachtheil entsteht, daß die Würde und Bedeutung von Geistesthätigkeiten verkannt wird, deren Inhalt in Wahrheit ein mindestens eben so hoher und reifer ist, als der Inhalt des von Hegel so genannten reinen, d. h. des wissenschaftlichen Denkens, in denen jene Ansicht etwas schlechteres als das Denken zu finden sich gefällt: dieß wollen wir hier nur im Vorübergehen erwähnen; die Daub'sche Behandlung des Begriffs der Phantasie in gegenwärtigen Vorlesungen (S. 225 ff.) kann dafür als Beyspiel dienen.

einem Zusammenhange angewandt und von „Vorstellung" unterschieden, in welchem Hegel, dem „Begriff" überall mit „Denken" correlat ist, gewiß nur von „Vorstellung" gesprochen haben würde.

Minder im Princip des Systems zu wurzeln, sondern mehr zufälliger Natur scheint uns ein anderer Mißgriff, der gleichfalls noch in der Lehre vom selbstbewußten Geiste von Hegel sich auf Daub übertragen hat. Wir meynen die Scheidung, nach Daubs Ausdruck von Intelligenz und Willen, nach Hegels, vom theoretischen und praktischen Geiste, welche bey beyden Denkern auf eine Weise, die man nicht anders als roh nennen kann, neben einander gestellt werden, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, die Begriffe, welche beyden Seiten angehören, in gegenseitige Beziehung auf einander zu bringen und zu einer wissenschaftlichen Einheit zu verschmelzen. Bey Hegel erklärt sich dieses Verfahren, welches in dem schreiendsten Mißverhältniß zu seiner übrigen Methodik steht, wohl kaum anders, als aus der tumultuarischen Beschaffenheit seines encyklopädischen Werkes; wiewohl es auffällt, daß bereits in seiner „Wissenschaft der Logik," mitten unter den sorgfältig gegliederten Triaden, der schroff und unmotivirt hingestellte Gegensatz von theoretischer und praktischer Idee oder von „Idee des Wahren" und „Idee des Guten" uns begegnet, welchem der eben gedachte psychologische Gegensatz nachgebildet scheint. Schüler des verstorbenen philosophischen Meisters haben in dieser Anomalie einen Beweis seiner, in die Einförmigkeit des dialektischen Dreytactes sich keineswegs ein für allemal gefangen gebenden Geistesfreyheit erblicken wollen; wobey es sich nur etwas sonderbar ausnimmt, wenn man in diesem Falle das offenbare Gegentheil dessen, was man sonst an dem Meister vorzugsweise zu preisen pflegt, gerade eben so preiswürdig findet. Bey Daub mögen noch manche Kant'sche Reminiscenzen dazu mitgewirkt haben, sich, bey so manchen anderweiten Abweichungen gerade in diesem so auffallend anomalen Puncte enger an seinen philosophischen Freund anzuschließen. Kaum aber würde es bey aufmerksamer Erwägung beyden Denkern haben entgehen können, wie ein unwissenschaftliches Verfahren es ist, die Entwickelung der theoretischen, und die der praktischen Seite des Geistes, jede von beyden in sich selbst vollstän-

dig dialektisch gegliedert und zu scheinbarer Selbstständigkeit abgerundet, einander nur äußerlich parallel gehen zu lassen, ohne auf das gegenseitige Ineinandergreifen der Bestimmungen beyder Seiten kaum auch nur äußerlich hinzudeuten, geschweige, wie doch unstreitig eine ächt wissenschaftliche Psychologie solches als ihre Hauptaufgabe zu betrachten hätte, gerade in diesem Ineinandergreifen der theoretischen und der praktischen Momente das wahre Wesen der geistigen Subjectivität zu erkennen. Durch solche Erkenntniß würde sich ein wahrhaft reales und lebendiges, anthropologisches Wissen am unzweydeutigsten von der todten Weise scholastischer Begriffszergliederung unterscheiden, an welche letztere man namentlich in der Daub'schen Darstellung nur zu oft erinnert wird.

In der Ausführung der Lehre vom Willen fällt auf, daß gerade vom Willen im eigentlichen Wortsinne, dem intelligenten, dem sittlichen, kurz dem freyen Willen nicht die Rede ist. Hielt es der Verf. für zweckmäßiger, wie allerdings auch wir es für sachgemäßer und wissenschaftlicher halten, diesen Gegenstand nicht in den anthropologischen Vorlesungen zu behandeln, sondern den Vorträgen über Ethik vorzubehalten, so hätte er sich doch hüten sollen, die unter dieser Rubrik aufgestellte Trias von Begierde, Neigung und Leidenschaft, (die wir überhaupt nicht glücklich ersonnen finden können) mit der unter der Rubrik der „Intelligenz“ vorkommenden Trias von Empfindung, Vorstellung und Gedanke zusammenzubringen; was offenbar einen schiefen und irreführenden Parallelismus giebt. Im Uebrigen ist dieser Abschnitt seines Werkes, so wenig wir auch hier das eigentlich wissenschaftliche Moment der dialektischen Entwickelung gelungen finden können, doch vorzugsweise reif an glücklichen Blicken im Einzelnen und feinen, geistreichen Bemerkungen, so daß er beym Lesen mehr Anziehungskraft, als die übrigen ausübt. Der dritte Haupttheil dagegen, vom „Religionsgefühl,“ ist, wie es häufig den Schluß-Abschnitten akademischer Vorlesungen zu ergehen pflegt, ungeachtet des vorwiegenden theologischen Interesses, welches der Verewigte jederzeit auch in seine philosophischen Vorträge zu legen suchte, unverhältnißmäßig dürftig ausgefallen. Auch wiederholt sich in ihm der Uebelstand, der auf ähnliche Weise schon in manchen Parthien des zweyten Theiles, zusammengehalten mit dem ersten vorkommt, daß seine beyden ersten Abschnitte, die vom „Naturgefühl“ und vom „Kunstgefühl“ handeln sollen — unstreitig so, wie beyde im Elemente der Religion geläutert und wiedergeboren sind — doch in der Ausführung unvermerkt auf die früheren Stufen, die man bereits hinter sich zu haben meynt, zurückfallen; so daß der Leser erst am Schlusse des Theiles da ankommt, wo er schon am Anfange desselben eingeführt zu werden erwartete.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß man, ungeachtet des vielfachen und scharfen Tadels, den wir, der von einer gewissen Seite her uns bedrohenden Ueberschätzung gegenüber, gegen das vorliegende Werk und gegen die Schriften seines Verfassers überhaupt auszusprechen uns veranlaßt fanden, doch die aufrichtige Gesinnung nicht verkennen möge, mit der wir die Anerkennung aussprechen, daß, trotz aller Mängel seines Talents und seiner wissenschaftlichen Richtung, Daub, vermöge der, von aller Selbstsucht, die er so scharf an Andern rügte, in Wahrheit, freyer Reinheit und Lauterkeit seines wissenschaftlichen Strebens und vermöge der Hoheit und des sittlichen Adels seiner Denkweise eine der würdigsten Persönlichkeiten von allen bleibt, welche sich durch ihr Wirken der deutschen Literatur und Wissenschaft unserer Zeit einverleibt haben. Aus diesem Grunde ist es immerhin zu wünschen, daß seine geistige Gestalt in möglichst reinen und vollständigen Zügen auf die Nachwelt komme, und in diesem Sinne wissen wir den Herausgebern seiner Vorlesungen aufrichtigen Dank für das Unternehmen, dem sie sich mit so uneigennützigem Eifer unterzogen haben.

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

Wir haben zuerst einiger schätzbarer Geschenke zu gedenken, welche die Bibliothek der Munificenz auswärtiger Regierungen zu danken hat.

Durch den Herrn Marchese Pallavicini, k. sardinischen Gesandten an dem hiesigen k. Hofe, empfieng sie die Monumenta historiae patriae edita jussu Regis Caroli Alberti. Aug. Taurin. 1836. 1838. f. und die Traités publics de la Royale maison de Savoie avec les puissances étrangères depuis la paix de Chateau-Cambresis jusqu'à nos jours, publiés par ordre du Roi. Turin de l'imprim. royale 1836. 5 vol. 4. Von dem ersteren Werke soll, wenn es weiter fortgeschritten seyn wird, eine Anzeige in unsern Blättern nachgeliefert werden. Von dem letzteren, das, laut der Vorrede, hauptsächlich den sardinischen Diplomaten zum Handbuche dienen soll, bemerken wir nur, daß es mit musterhafter Genauigkeit verfertigt und mit sehr guten Registern versehen ist.

Der K. schwedischen Regierung verdankt die Bibliothek ein Exemplar des Diplomatarium Suecanum, von Jos. Gustav Liljegren, gedruckt zu Stockholm 1829 und 1837 in zwey Bänden 4., die von 817 bis 1317 gehen.

Wir lassen nun die Fortsetzung des im vorigen Jahrgange unserer Blätter begonnenen Auszuges folgen, in welche wir, nach dem uns mitgetheilten Wunsche mehrerer Leser, von deutscher Litteratur mehr aufgenommen haben, als Anfangs unsere Absicht war.

II. Hälfte. July — December.

P. Namur, Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique générale. T. I. Liège 1838. 8.

C. Leemans, Bibliotheca Reuvensiana. Lugd. Batav. 1838. 8.

Bent's Literary adviser and register of engravings, works etc. 1837. London 1838. 4.

Lexicon literaturae academico juridicae. Vol. II. Lipsiae 1837. 8.

Ant. Marsand, J manoscritti Italiani della regia Biblioteca Parigina. Vol. II. Parigi 1838. 4.

The Foreign Quarterly Review. Vol. 20. London 1838. 8.

John Ayliffe, The ancient and present state of the university of Oxford. Vol. 1. 2. London 1714. 8.

Annales Academiae Lugduno-Batavae. 1836/37. Lugd. Batav. 1838. 4.

Journal général de la litterature de France. Année 1837. Paris. 8.

L. Hain, Repertorium Bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500 typis expressi . . . recensentur. Vol. II. p. 1. Stuttg. 1831. 4.

Eugène Cassin, Bulletin des Concours. Nr. 1. Paris 1838. 8.

Archeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity. Published by the Society of antiquaries of London. Vol. 26. Lond. 1836. 4.

Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Vol. 9 — 12. Bruxelles 1835 — 37. 4.

Mémoires et dissertations sur les Antiquités nationales et étrangères, publiés par la société royale des antiquairies de France. Vol. 13. Paris 1837. 8.

Mittheilungen aus den Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. 1836 und 1837. Berlin. 8.

The publications of the Surtees Society, established in the year 1834. London. 8. 1836. Vol. I. The Towneley mysteries. London.

Vol. II. Testamenta Eboracensia or Wills registered at York, illustrative of the history, manners, language, statistics of the province of York, from the year 1300 downwards. Part. I. London.

Transactions of the Zoological Society of London. 4.

Vol. I. p. 3. 4. London 1835.

Vol. II. p. 1. 2. London 1836/38.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle Série. T. 7 — 12. Paris 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nr. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27ten März zur Feyer des achtzigsten Jahrestages der Stiftung der Akademie.

Der Herr Geheime Rath von Schelling, Vorstand der Akademie, eröffnete die Sitzung mit folgendem Vortrage.

Man rühmt Akademien der Wissenschaften vorzüglich darum als nützliche Anstalten, weil sie Männer von verschiedenem wissenschaftlichen Beruf vereinigen; denn alle Wissenschaften, sagt man, seyen durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten, und keine könne das Licht und die Hülfe der andern entbehren.

Dieses nun ist so allgemein anerkannt, und so oft gesagt, daß man fast Bedenken tragen muß, es zu wiederholen.

Heute möge es vergönnt seyn, eine andere nahe liegende Seite hervorzuheben. Ist es nicht begreiflich, wenn wir in diesem Augenblicke uns erinnern, noch vor wenigen Jahren an eben diesem Tage den greisen Feldmarschall in unserer Mitte gesehen zu haben, der, seit vielen Jahren Ehrenmitglied unserer Akademie, früher, und zwar im Glanzpunct seines Ruhms und seines Einflusses, sogar regelmäßig unsern öffentlichen Sitzungen beywohnte, immer freundlich sich erzeigend und wissenschaftliche Bemühungen mit Wohlwollen anerkennend.

Bekannt ist, wie durch römische Feldherrn zuerst griechische Geistesbildung in Rom Eingang gefunden. Dem Sieger bey Zama war noch der vaterländische Ennius werth, der in lateinischer Sprache, obwohl in rauher Weise und wunderlichem Versmaß, den zweyten punischen Krieg besungen hatte; wie man zu Cicero's Zeit glaubte, stand im Grabmal der Scipionen das Bildniß des calabresischen Dichters von Marmor.

Später, wie ihre Waffen gegen die griechische Welt sich ausbreiteten, fingen die Römer an zu ahnden, daß sie gegenüber dieser Welt von Bildung doch nur Barbaren seyn möchten. Zugleich erschracken sie über das Mißverhältniß zwischen dem immer sich erweiternden und schon auch den Orient umfassenden Schauplatz ihrer Thaten und den engen Grenzen, in die ihre Sprache eingeschlossen war, die schon im unteren Italien der griechischen als der herrschenden begegnete, im oberen der tuscischen oder gallischen. Von nun an finden wir griechische Dichter oder Logographen im Gefolge römischer Heerführer, und schon der rauhe Krieger Cajus Marius, sonst wenig den Musen befreundet, lächelte dem Griechen, der den cimbrischen Krieg besungen. Lucius Lucullus, der den römischen Waffen zuerst den Pontus eröffnete, hatte zum Begleiter im mithridatischen Feldzug den griechischen Dichter, dessen römisches Bürgerrecht Cicero so beredt vertheidigte; und als etwas Besonderes wird erwähnt, daß im ätolischen Krieg Quintus Fulvius den Theil der Kriegsbeute, der ihm als Feldherr zufiel, nicht, wie sonst gebräuchlich, dem Mars, sondern den Musen weihte; ferner daß, als Pom-

Digitized by Google

pejus der Große seinen Geschichtschreiber Theophanes von Mitylene im Angesicht des Heeres mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, selbst der Haufe gemeiner Krieger, der ihn umstand, wie von einer gewissen Empfindung des Ruhms ergriffen, mit lautem Zurufe dieß gebilligt habe.

Dergleichen nun mochte Cicero hervorheben; aber diese unruhige Eitelkeit, die den wahren und dauernden Nachruhm nicht erwerben konnte, bemächtigte sich der Römer vielleicht nur, weil sie fühlten, daß bald Niemand mehr außer ihnen seyn werde, ihre Thaten zu bewundern. Ruhiger sahen ihrem Antheil von Ruhm Helden der neuern Zeit entgegen, weil ein welteroberndes Volk nicht mehr denkbar, weil die freye Gemeinschaft von einander unabhängiger Völker ein unantastbar gewordener Grundsatz, die Geschichte nicht die Geschichte eines einzigen Volkes, sondern vieler Völker ist, die, in inniger Wechselbeziehung und ohngefähr auf gleicher Stufe der Bildung stehend, von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden. Die Anziehungskraft, welche die Wissenschaften über ihre unmittelbare Grenze hinaus auch auf Männer der That und des Lebens ausüben, ist die reine Folge der Achtung, welche in der öffentlichen Schätzung und in der allgemeinen Ueberzeugung die Wissenschaften erlangt haben, ohne welche freylich weder regelmäßige Kriegsführung möglich wäre, noch den immer steigenden Forderungen des gesellschaftlichen Lebens und den immer zunehmenden Verwicklungen desselben genügt werden könnte. Diese Bedeutung der Wissenschaft hat sich seit jener Zeit fortwährend erhöht, wo Prinz Eugen von Savoyen mit dem größten wissenschaftlichen Geist seiner Zeit und vieler Zeiten, mit Leibnitz, wegen Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften im Mittelpuncte des damaligen Reiches, in Wien, Plane und Hoffnungen theilte. Unter diesen Verhältnissen wird gefühlt, daß zwischen allen Arten des Ruhms eine gewisse Verwandtschaft ist; insbesondere dürfte kein wissenschaftlicher Verein gegen den Ruhm seines Vaterlandes so gleichgültig seyn, daß er nicht den Helden ehrte, der mächtig dazu gewirkt, dieses Vaterland groß zu machen, von dem dessen Krieger oft zu glorreichem Sieg geführt, für alle Zeiten aber dem Heer der Geist und Charakter eingehaucht worden, der es unter den bedenklichsten, ja äußersten Umständen aufrecht erhalten, und der, wenn je dem Vaterlande Gefahr drohen sollte, immer neu aufleben, stets neu kräftig sich bewähren würde.

So mögen die wenigen, leider nur flüchtigen Worte, die wir in diesem Kreise den Manen des dahingeschiedenen, von nun an der Geschichte angehörigen Feldherrn, gewidmet haben, nicht am unrechten Orte gesprochen erachtet werden, um so mehr, als in dieser Erinnerung von selbst der Aufruf liegt: Möge überall, wohin bayerische Waffen und ihr Ruf gedrungen, auch der Ruf der geistigen und wissenschaftlichen Bildung Bayerns dringen, wie längst auf Rußlands entlegene Sternwarten die bewunderten Werkzeuge und die sinnreichen Erfindungen Reichenbachs und Fraunhofers ihren Weg gefunden! Bayern ist groß genug, um auf alle Arten des Ruhms Anspruch zu machen; und was wäre ihm nicht möglich unter der Leitung des mächtigen, für alles Große empfänglichen Willens, der über seine Schicksale jetzt auch in der Ferne wacht!

Hierauf folgte das Ehrengedächtniß Ignaz von Rudhart's, weiland k. Staatsrathes und Regierungs-Präsidenten, gewesenen Minister-Präsidenten des Königreichs Griechenland, durch den k. Staatsrath, Präsidenten des protestantischen Ober-Consistoriums, Herrn Reichsrath von Roth.

Sodann verlas Herr Dr. Andreas Buchner, ordentliches Mitglied der historischen Classe und Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, eine historische Abhandlung: über die Einwohner Deutschlands im zweyten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, namentlich über Sachsen und Bayern, nach Claudius Ptolemäus. Diese Abhandlung ist bereits gedruckt in dem akademischen Verlag erschienen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung)

Blackwood's Edinburgh Magazine. 1837. Vol. 41. 42. London 8.

The annual Register: or a view of the history, politics and literature of the year 1836. London 1837. 8.

Revue de Bruxelles. 1837. Juillet — Decemb.

— — — — 1838. Janvier — Juin. Paris 8.

Ricoglitore italiano e straniero ossia rivista mensuale Europea di scienze, lettere, belle arti, bibliografia e varietà. Vol. 1. 2. Milano 1837. 8.

Juan de Zabaleta, Obras historicas, politicas, filosoficas y morales. Madrid 1692. 4.

Fr. Aug. de Chateaubriand, Oeuvres choisies. Etudes historiques. Vol. 1. 2. Paris 1834. 8.

The works political, metaphysical and chronological of the late Sir James Steuart of Coltness, by General Sir James Steuart, his son. Vol. 1.—6. London 1805. 8.

Henry Mackenzie, Works. Vol. 1 — 8. Edinburgh 1808. 8.

Giorgio Vasari, Opere. Vol. 1 — 6. Firenze 1828. 8.

Giuseppe Baretti, Opere. Vol. I. Milano 1838. 8.

E. L. Bulwer, Works. Vol. 14 — 16. Leipzig 1838 — 39. 8.

Friedrich von Gentz, Ausgewählte Schriften. Bd. 1 — 5. Stuttg. 1836. 8.

V. Hugo, Oeuvres. Vol. 1 — 8. Paris 1838. 8.

Torquato Tasso, Opere. Vol. 1 — 33. Pisa 1821. 8.

K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. 1 — 4. Mannheim 1838. 8.

Of the origin and progress of language by James Burnet Monboddo. Vol. 1 — 6. Edinburgh 1774. 8.

Walter Whiter, Etymologicon universale, or universal etymological dictionary on a new plan. Vol. I. p. 1. 2. Cambridge 1811. 4.

James T. Molesworth, A dictionary Murathee and English, compiled for the government of Bombay. Bombay 1831. 4.

Wilh. von Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java rc. Bd. I. Berlin 1836. 4.

Robert Anderson, Rudiments of Tamul Grammar. London 1821. 4.

W. Yates, Introduction to the Hindoostanee language. Calcutta 1827. 4.

Charles Wilkins, The Radicals of the Sanskrita language. London 1815. 4. (Sanscrit.)

H. T. Colebrooke, A grammar of the Sanscrit language. Vol. I. Calcutta 1805. (Sanscrit.) fol.

W. Carey, A grammar of the Punjabee language. Serampore 1812. 8. (Punjabee.)

H. H. Wilson, A dictionary in Sanscrit and English; translated, amended and enlarged from an original compilation, prepared by learned natives for the College of Fort William. Calcutta 1832. 4.

Graves C. Haughton, A dictionary Bengáli and Sanscrit, explained in English; to which is added an index serving as a reversed dictionary. London 1833. 4.

Christianus Lassen, Anthologia Sanscritica glossario instructo. Bonnae 1838. 4.

Dictionarium magnum linguae Haicanae. Vol. 1. 2. Venetiis 1836/37. 4. (Armen.)

A. D. Campbell, A dictionary of the Teloogoo language, commonly termed the Gentoo, peculiar to the Hindoos of the North Eastern provinces of the Indian Peninsula. Madras 1821. 4. (Telug.)

Ram Comul Sen, A dictionary in English and Bengalee, translated from Todd's edition of Johnson's english dictionary. Vol. 1 — 2. Serampore 1834. 4. (Bengal.)

H. P. Forster, An essay on the principles of Sanscrit Grammar. Part. I. Calcutta 1814. 4.

H. Düntzer, De versu, quem vocant, Saturnio. Bonnae 1838. 8.

Dr. G. F. Grotefend, Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata.

P. VII. Iguvinas tabulas nondum explicatas complectens. Hannoverae 1838. 4.

Friedr. Heinrich von der Hagen, Germania. Bd. 1. 2. Berlin 1836. 37. 8.

Benjamin Thorpe, Analecta Anglo-Saxonica. A selection in prose and verse from Anglo-

Digitized by Google

Saxon authors of various ages; with a glossary. London 1834. 8.

Gustav Sjöborg, Schwedische Sprachlehre für Deutsche. Stralsund 1838. 8.

J. Bosworth, A dictionary of the Anglo-Saxon language, with a preface on the origin and connexion of the germanic tongues, a map of languages and the essentials of Anglo-Saxon grammar. London 1838. 4.

Hippolytus Rosellinus, Elementa linguae Aegyptiacae vulgo Copticae. Romae 1837. 4.

Natalis de Wailly, Eléments de Paléographie. Pour servir a l'etude des documents inédits sur l'histoire de France. Vol. I. Paris 1838. fol.

Paroemiographi Graeci, ed. Th. Gaisford. Oxonii 1836. 8.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt. Regimontii Prussor. 1838. 8.

Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum tomus V. cur. Angelo Maio. Romae 1833. 8.

M. T. Ciceronis opera, ed. J. C. Orellius. Vol. 6—8. Turici 1836—37. 8.

Sadi, Boostan. Calcutta 1828. 4. (Persic.)

Benjamin Babington, The adventures of the Gooroo Paramartan, a tale in the Tamul language. London 1822. 4.

John Francis Davis, Hien Wun Shoo. Chinese moral maxims. London 1823. (Sinice.)

Mágha Cávya, The Sisupala Badha, or death of Sisupala. Calcutta 1815. 8. (Sanscrit.)

A. Loiseleur Deslongchamps, Essai sur les fables Indiennes et sur leur introduction en Europe. Paris 1838. 8.

Mánava-Dherma-Sástra; or the institutes of Menu, edit. by Graves Chamney Haughton. London 1825. 4.

Vol. I. Sanscrit text.

Vol. II. English translation.

Rajneeti; or tales exhibiting the moral doctrines and the civil and military policy of the Hindoos. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

J. C. Morris, Teloogoo Selections, with translations and grammatical analyses, to which is added a glossary of revenue terms used in the Northern Circars. Madras 1823. fol.

Iswara Krishna, The Sánkhya Káriká, or memorial verses on the Sánkhya philosophy; translated from the Sanscrit by Henry Thomas Colebrooke. Oxford 1837. 4. (Sanscrit.)

Neelrutna Haldar, The Bohoodurson, or various spectacles, being a choice collection of proverbs and morals in the English, Latin, Bengalee, Sanscrit, Persian and Arabic languages. Serampore 1826. 8.

The Mitakshara Darpana, translated from the Sungscrit into the Bengali language, by Lukshmi Narayan Nyayalunkar. Calcutta 1824. 8. (Sanscrit.)

Thomas Roebuck, A collection of proverbs and proverbial phrases in the Persian and Hindoostanee languages. Calcutta 1824. 8. (Persic.)

Mohummud Ibraheem Moonshee, Dukhnee Unwari Soheilee. A translation into the Dukhnee tongue. Madras 1824. fol. (Dukhnee.)

C. J. Beschi, A grammar of the high dialect of the Tamil language, termed Shen-Tamil: to which is added an introduction to Tamil poetry. Madras 1822. fol. (Tamul.)

Firdousee, Soohrab, a poem; being a portion of the Shahnamu of that celebrated poet, by James Atkinson. Calcutta 1814. 8. (Persic.)

Mahmud Schebisteri's Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch von Hammer-Burgstall. Pesth 1838. 4.

Cálidása. The Mégha Dúta, or Cloud Messenger, a poem, in the Sanscrit language. Calcutta 1813. 4.

Two treatises on the Hindu law of inheritance, translated by H. T. Colebrooke. Calcutta 1810. 4.

Dr. Ottomar Behnsch, Rerum seculo quinto decimo in Mesopotamia gestarum librum e codice Bibliothecae Bodleianae Syriaco edidit. Vratislaviae 1838. 4.

Ibn Khallikani, Vies des hommes illustres de l'Islanisme, publiées par le B. Mac Guckin de Slane. T. I. p. 1. Paris 1838. 4. (Arab.)

Journal asiatique. 3. Série. Vol. III. Paris 1837. 8.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks de l'Egypte, trad. en français par M. Quatremére. T. I. Paris 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27ten März.

Ignaz von Rudhart's Ehrengedächtniß.

Das Andenken Ignaz v. Rudhart's *) ist bald nach seinem Hintritte durch einen, von Sr. Königl. Majestät in den gnädigsten Ausdrücken genehmigten, Beschluß des Landrathes von Niederbayern auf eine so ausnehmende Art öffentlich geehrt worden, daß jede andere Feyer darnach als geringer und darum überflüssig erscheinen dürfte. Gleichwohl haben Angehörige und Freunde des Hingeschiedenen gewünscht, es möchte ihm das Ehrengedächtniß nicht entstehen, das unsere Gesellschaft ihren verstorbenen Mitgliedern zu widmen pflegt. Dieser Wunsch, der nicht zu versagen war, veranlaßt gegenwärtigen Vortrag. Eingeschränkt durch gebietende Rücksichten, wird er zwar manchen Forderungen keineswegs genügen, einige jedoch vielleicht nicht unbefriedigt lassen.

Rudhart begann seine Laufbahn sehr frühe als berufener Lehrer der Rechtswissenschaft und der Geschichte an der hohen Schule zu Würzburg. **) Von einem Jüngling, der den Lehrstuhl bestieg, nachdem er eben erst aus den Reihen der Lernenden getreten war, durfte man weder die Fülle und Sicherheit des Wissens, die nur vieljähriger Fleiß erwirbt, noch die Gemessenheit und Stetigkeit der Lehrweise, die eine Frucht der Uebung ist, erwarten. Dennoch waren seine Vorlesungen, zumal die geschichtlichen, reich an Erfolg; hauptsächlich durch einen Vorzug, dessen oft eine gründliche Gelehrsamkeit ermangelt: eine Wärme, die, weil sie natürlich ist, sich dem Zuhörer mittheilt, ihn gewinnt und antreibt.

Es war die Zeit wo das vordere Deutschland, von der fremden Obmacht entledigt, Herstellung oder doch Ersetzung der heimischen Ordnungen erwartete, die mit dem Reiche untergangen waren. Rudhart schrieb die „Geschichte der Landstände in Bayern," ein Buch, das zum erstenmale diese Geschichte vollständig, obgleich wegen Unzulänglichkeit der Quellen nicht erschöpfend, gab, und an welchem die genaue Forschung so wenig zu verkennnen war, als die rechtschaffene Gesinnung. Es machte dem Verfasser einen Namen, auch in der Ferne; in der Nähe aber fand es nicht die Aufnahme, die er gehofft hatte. Manchen war die jugendliche, zuweilen brausende, Lebhaftigkeit in der Behandlung des ernsten Gegenstandes anstößig; Anderen mißfiel insbesondere die unmilde Berührung der Gebrechlichkeit, wodurch die alten Landstände in ihrer letzten Zeit entstellt und gelähmt waren. Am unzufriedensten bezeigten sich, und mehr noch mit dem Unternehmen selbst als mit der Ausführung, Solche, die ganz dem Neuen zugewandt, auf das Alte, das ihrer Meynung nach Vergangene, die Aufmerksamkeit zu lenken, für vergeblich oder sogar für schädlich hielten. Der Eindruck, den auf Rudhart die unerwartete Ungunst machte, brach seine Neigung zu historischen Arbeiten. Später hat er zwar zu einer Geschichte des Bauernkriegs in Franken gesammelt; es war ihm aber keine Muße zu einem solchen Werke gegönnt; und vielleicht hätte er ihm auch ohne das entsagt, wenn er einmal des unfruchtbaren Stoffes Meister gewesen wäre.

Nicht Ueberdruß an dem Lehramte, sondern Vorsorge für seine, durch Folgen der Anstrengung im Sprechen schwer bedrohte Gesundheit, bewog ihn bald hernach eine andere Anstellung zu suchen. Er wurde

*) geb. 11. März 1790 zu Weißmain in Oberfranken.

**) 1811.

Digitized by Google

Mitglied des Generalfiscalates,*) einer jüngst errichteten, mit der Leitung der Rechtsgeschäfte des gesammten Staatsvermögens beauftragten Behörde. Den behauptenden Vortrag eines Lehrers mit dem gutachtlichen, wie man zu sagen pflegt „nicht Maß gebenden," eines Rathes zu vertauschen, wurde ihm nicht eben leicht, und er war nicht selten uneins mit dem Vorstande. Dieser treffliche Mann, der beynahe so viele Dienstjahre zählte, als Rudhart Lebensjahre, hielt sich unbedenklich an das Herkommen, nach welchem der Staatsanwalt sich aller Vortheile, die ihm die Rechte zugestehen, gleich jedem andern Sachwalter zu bedienen hat; wogegen Rudhart der Meynung war, in der Verfolgung von Rechtssachen des Staatsvermögens dürfte sich die Erhabenheit desselben über dem Standpuncte gemeiner Partheyen nicht verleugnen, müßte vielmehr auf die Bestimmung des Verfahrens seiner Anwälte den Einfluß haben, daß Erwägungen der Billigkeit, selbst Regungen des Edelmuthes nicht davon ausgeschlossen wären.

Zwey Jahre, für ihn als Geschäftsmann nützliche Lehrjahre, brachte Rudhart bey dieser Behörde zu; darauf erhielt er eine Stelle unter den vortragenden Räthen des Finanz-Ministeriums, mit dessen würdigem Haupte ihn schon zu Würzburg ein vertrauter Umgang auf das engste verbunden hatte. Ein Verhältniß, das weder seiner Selbständigkeit und Freymüthigkeit Abbruch that, noch drückend für seine Amtsgenossen war. Erfreuten sich diese an dem Jugendfeuer, das er zu den Geschäften brachte, so wurde hinwieder von ihm der überwiegende Werth ihrer reiferen Erfahrung anerkannt; und so wenig er das fröhliche Selbstgefühl, das ihn beseelte, in Anmassung übergehen ließ, so wenig kehrten sie gegen ihn hervor, was sie vor ihm voraus hatten.

Neben mehreren beträchtlichen Arbeitsfächern wurde ihm hier die Anlegung statistischer Sammlungen aufgetragen. Dadurch vornehmlich wurde er in den Stand gesetzt, etwas später das reichhaltige Werk „über den Zustand des Königreiches Bayern" zu liefern.

Unsere Akademie, die auf den Verfasser der Geschichte der Landstände schon zuvor aufmerksam gewesen war, nahm ihn jetzt unter ihre ordentlichen Mitglieder auf. Sie hatte aber seiner Gegenwart in ihrer Mitte nicht lange zu genießen. Ohne sein Ansuchen ward er zum Vorstande einer Finanzkammer bestimmt, nach etlichen Jahren in derselben Eigenschaft zu einer andern versetzt.*)

Eine feurige Natur, die nicht ohne Kräfte der Besonnenheit ist, bildet diese Anlage am besten aus, wenn ihr eine Leitung anvertraut wird. Diese Erfahrung machte Rudhart in dem neuen Amte, wo er vorangestellt, obgleich in einem engeren Kreise, mit größerer Selbständigkeit aber auch Verantwortlichkeit zu wirken hatte. Ein weiterer Vortheil war, daß er, der Verwaltung näher stehend, ungleich vertrauter damit wurde, und zu einer Einsicht darin gelangte, die ihm bald auf einem andern Felde, nach welchem er großes Verlangen trug, sehr zu Statten kam.

Abgeordneter zur Ständeversammlung zu seyn, war das Ziel seiner Wünsche; das erreichte er nun, da auf ihn die Wahl der Städte seiner Heimath fiel. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, daß er Anfangs von der Bestimmung der neuen Landstände eine Vorstellung hegte, die von den gemischten Regierungsformen einiger fremden Staaten weit mehr als von den alten Grundlagen deutscher Landesverfassung abgezogen war. Nicht nur begünstigte viel Schein, und das nicht bloß augenblicklich, diese Vorstellung; sie blieb selbst Leuten nicht fremd, welchen die kälteste Betrachtung zuzutrauen war; und laut erklärte sich dagegen niemand. Rudhart war einer der ersten, die allmählich davon zurückkamen. Es fehlte nicht an Stimmen, die ihn deßhalb der Unbeständigkeit anklagten. Allein er ließ sich nur, wie es dem Redlichen und Verständigen geziemt, von der Zeit lehren, die an einer Reihe sprechender Vorgänge die Unhaltbarkeit einer Annahme bewies, welche, zu baarer Wirklichkeit gebracht, aus den Landständen, ihrem Namen und Herkommen zuwider und zuwider dem deutschen Wesen überhaupt, eine Staatsgewalt machen würde.

Ist hier der Ort nicht, die Verhandlungen aufzuzählen, in welchen Rudhart auf vier Landtagen sich hervorgethan, so muß doch im Allgemeinen dieser Thätigkeit als derjenigen gedacht werden, wodurch er sich am meisten verdient oder doch bekannt gemacht hat.

Er gelangte bald zu großem Ansehen und stieg darin anhaltend, indem er sich unermüdlich über alle wich-

*) 1817.

*) Zu Baireuth 1823, zu Regensburg 1826.

tige Sachen vernehmen ließ. Anfangs vielleicht etwas zu rasch in Anschlägen für das gemeine Beste, zu begehrlich in Forderungen des Fortschreitens, zu ungeduldig über Hemmungen und Hindernisse, dabey aber nie übergreifend noch unfugsam, ließ er nicht ab fortzulernen, um jenes Augenmaßes theilhaftig zu werden, das allein mit Sicherheit in den öffentlichen Geschäften das Zweckmäßige trifft, indem es sowohl die Grenzen des Thunlichen und Ausführbaren als Zeit und Ort ermißt, das aber nur dem ruhigen Geiste zu Gebot steht. Zu den Schwierigkeiten, die schon in der Neuheit einer Einrichtung, wie die Ständeversammlung, liegen, kamen die besonderen, welche sich aus der Zusammensetzung der Kammer der Abgeordneten ergaben, in der es so absichtlich auf Mannigfaltigkeit, wie vielleicht sonst nirgends, angelegt ist. Da, in den Hauptsachen, wo nicht Einstimmigkeit doch Annäherung daran zu erzielen, war eine Aufgabe, die nur durch ausgezeichnete Geschicklichkeit im Vermitteln und Verknüpfen gelöst werden konnte. Rudhart scheute sich nicht in der Minderheit zu bleiben, that aber so viel mit Ehren geschehen konnte, um die Mehrheit zu gewinnen. Auch wo ihm das nicht glückte, war sein Bemühen nicht verloren, sondern wirkte nach. Als besonderes Verdienst darf ihm wohl beygelegt werden, daß er mit allen Kräften strebte, den Gemeingeist, welchem große Unterschiede zwischen den vielerley Bestandtheilen des Königreichs ungünstig schienen, zu heben und zu nähren; nicht so, daß mit Verleugnung des örtlich Eigenen ein Allgemeines gesucht würde, das nur kraftlos seyn könnte; sondern so, daß, unverachtet Gau und Landschaft, hoch darüber des Landes Wohl stände.

An solchen Bestrebungen, die den besten Erfolg hatten, gebührt Anderen ein großer Antheil, deren Kenntnissen, Einsichten und Gesinnungen auch Rudhart die verdiente Ehre gab. Hervorragend wurde er vornehmlich durch ein Vermögen, das in Deutschland selten ist, weil die Geschäfte durchaus schriftlich geführt werden, die Beredsamkeit. Ein hochbejahrter Staatsmann, bey dem es nicht leicht zur Bewunderung kam, bezeichnete ihn einst in der Kammer der Reichsräthe als „den glänzenden Redner, den man eben so gern höre als lese;“ und es waren nicht wenige der Meynung, von den vielen Vorträgen auf dem Landtage, Reden genannt, seyen Rudhart's die einzigen, denen mit Recht der Name zukomme. Er hatte zur Beredsamkeit, durch eine glückliche Verbindung von Festigkeit und Beweglichkeit, viel Anlage; dazu die Vortheile einer einnehmenden Gestalt und einer biegsamen Stimme; auch war ihm von der Uebung der freyen Rede im Lehramte ohne Zweifel viel geblieben. Das Meiste aber that gewiß die Macht des Willens. Denn vor einer so gemischten Versammlung, wo die Schulsprache noch sorgfältiger als der Kanzley-Styl zu vermeiden war, gemeinfaßlich und dennoch gründlich, mit Nüchternheit und doch mit Nachdruck, über mannigfache, oft verwickelte Sachen, frey, zuweilen unvorbereitet zu sprechen, so daß die Aufmerksamkeit nicht nur gereizt sondern festgehalten wurde, dieß konnte nur einem starken Vorsatze, allerdings durch große Mittel unterstützt, gelingen. Und woher dieser starke Vorsatz? Es war ihm ernst; oder nach einem Spruche aus den Blüthenzeiten der Redekunst: das Herz machte ihn beredt. Nie beschlich ihn Gleichgültigkeit oder auch nur Lauheit; nie Zagheit, nicht einmal Schüchternheit. Eine hohe Meynung von der Aufgabe des Abgeordneten; ein tiefes Gefühl von dessen Pflicht; die Ueberzeugung, daß das Rechte nicht auf platter Hand liege sondern aus der gründlichsten Erörterung allein zu Tage komme; das Vertrauen, daß ein gutes Wort eine gute Statt finde; das erfüllte, durchdrang und übernahm ihn; davon quoll ihm die Rede. Daß Antheil und Beyfall ihn ermunterte, war offenbar; Antrieb und Führer wurden sie ihm nicht. Er ging auf das nicht aus, womit der Redner gemeiniglich, für den Augenblick wenigstens, am meisten gewinnt: das Ergötzende und Schmeichelnde, das Aufregende und Hinreißende. Auch von dem Vortheile, welchen ein geschicktes Verweilen bey dem Allgemeinen, das Bekennen und Rühmen von Grundsätzen darbietet, machte er nur mäßigen Gebrauch. Belehrt durch die Geschichte und noch mehr durch die Geschäfte, welche selbst eine niedere Art Geschichte sind, daß den meisten Irrungen zwischen Wohlgesinnten nur unrichtig gefaßte oder mangelhaft gewürdigte Thatsachen zum Grunde liegen, hatte er sein Absehen immer vorzüglich auf dieses Gebiet, als das zugänglichste für Aufklärung und dadurch für Verständigung, Annäherung, Vereinigung.

Nach dem Schlusse des dritten, von ihm besuchten, Landtages wurde Rudhart zum Präsidenten der Regierung zu Passau ernannt. *) Als oberster Staatsbeam-

*) Zu Ende 1831.

Digitized by Google

ter in einem Bezirke, der den dritten Theil Altbayerns umfaßt und eines großen Emporkommens fähig ist, konnte er wohl versucht werden, vielfach einzugreifen, um mit jenem gelinden Zwange, den eine geachtete Verwaltung auszuüben weiß, die Entwicklung zu beschleunigen, wozu ihm die reichen Mittel vor Augen lagen. Er enthielt sich dessen, überzeugt, daß in weiten Kreisen nur eigener Trieb gedeihlich wirke, der zu seiner Zeit von selbst eintrete, wenn ihm nur Recht und Ordnung den Weg bereite.

Also mit Verzicht auf alles Außerordentliche, widmete er dem Ordentlichen seine ungetheilte Aufmerksamkeit, ohne vorzugsweise einen Zweig vor dem andern zu bedenken, sondern mit jener Unpartheylichkeit gegen die Sachen, die auch dem gerechten Manne zuweilen schwerer zu üben ist als gegen die Personen, ist er nicht, wie Rudhart, immer eingedenk, daß er im Namen des Landesherrn, nicht in eigenem, handle. Sein schneller und scharfer Blick drang, ohne daß er sich zerstreute, in alle Gänge der Verwaltung, deren kleinstes Getrieb er weit entfernt war als Kleinigkeit gering zu schätzen. Gewohnt, alles was ihm oblag frisch zu thun, begehrte er dasselbe, nicht unbillig, da es dabey mehr auf guten Willen als besondere Kräfte ankommt, auch von den Untergebenen, und wehrte dadurch, so viel an ihm war, einer der schwersten Plagen des gemeinen Lebens, der Zögerung in den Geschäften. Theilnehmend und wohlwollend, bemühte er sich nicht nur das Ungehörige abzustellen, sondern zu dessen Vermeidung anzuleiten, und nicht nur gegründete Unzufriedenheit durch Abhülfe, sondern auch ungegründete durch Belehrung zu heben. Für diese Amtsführung ist ihm die allgemeine Zufriedenheit zu Theil geworden, die sich schon bey seinen Lebzeiten mehrfach zu erkennen gegeben, später in dem schon erwähnten Beschlusse des versammelten Landrathes von Niederbayern, ihm ein Denkmal zu setzen, auf das feyerlichste ausgesprochen hat. Nicht selten fällt auf Ehrenbezeugungen dieser Art ein trübender Verdacht von Schmeicheley, wenn sie der Macht, von Prahlerey, wenn sie dem Ruhme dargebracht werden; dieses Denkmal, einem stillen Verdienste von einer Dankbarkeit, worein sich keine Nebenansicht mischen kann, errichtet, wird in dem reinen Lichte der Wahrheit stehen.

Rudhart schied von dem Wirkungskreise, der ihm sehr lieb geworden war, nicht ohne Schmerz, doch wohlgemuth, als er zu der obersten Stelle in der Verwaltung Griechenlands berufen wurde *); ein Ruf, in welchem er nicht weniger das gnädige Vertrauen seines Landesherrn als des Königs von Griechenland zu verehren hatte. Mit welchen Aussichten, Vorsätzen, Hoffnungen ging er die neue Laufbahn zu betreten! Es erwachten ihm Erinnerungen aus der ersten Jugend, Bilder und Laute der hellenischen Welt. Unbekümmert, ob viel oder wenig des Geblütes der Sieger bey Salamis und Platäa unter den Bewohnern Griechenlands noch übrig sey, war er von dem Gedanken begeistert, an der Zubereitung des Mutterbodens aller Bildung für ein neues Zeitalter großen Antheil zu haben. Dieß war ihm nicht beschieden. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn" spricht der königliche Prediger; und die Geschichte demüthigt den menschlichen Stolz durch eine Menge Beyspiele von Anschlagen, denen ein guter Erfolg gewiß schien, die aber durch unvermuthete, unbesiegbare, oft unerforschliche Hindernisse vereitelt wurden. Rudhart erkannte bald die Zeichen des widersagenden Glücks; er bat um seine Entlassung und erhielt sie mit der huldreichsten Anerkennung seiner redlichen Bemühung.

Er kehrte ungebeugt heim; das Vaterland erwartete ihn. Auf der See überfiel ihn eine Krankheit; sie wurde heftiger nachdem er in den Hafen eingelaufen war, und überwältigte ihn am Gestade. **) Den schweren Abschied von dem Leben, das ihm durch die schätzenswerthesten Güter verschönert war, den schwersten von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der christlichen Fassung, die er nicht jetzt erst empfangen hatte. Dem Leide über sein frühes Hinscheiden darf gegenüber die Betrachtung stehen, daß er dem Geschick des Abnehmens, welches dem Starken härter als dem Schwachen fällt, entrückt worden ist, und auf ihn angewandt werden kann, was von dem in gleichem Alter hingerafften Johann Winckelmann gesagt ist: „Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen." ***)

---

*) Zu Ende 1836.

**) Zu Triest am 11. May 1838.

***) Göthe's Winckelmann.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.
Nr. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Januar 1839.

Herr Konservator Dr. Vogel giebt zwey Gutachten ab, welche hier im Auszuge folgen:

I. Ueber die Fabrikation unverfälschbarer Papiere.

Das Papier so wie die Dinte, deren man sich in unsern Tagen bedient, gewähren zwar zum Schreiben eine große Bequemlichkeit, haben aber den wesentlichen Nachtheil, daß die mit gewöhnlicher Dinte aufgetragene Schrift leicht gebleicht und selbst gänzlich vernichtet werden kann, ohne daß dadurch der Stempel, weder der sogenannte trockene, noch der mit Buchdruckerschwärze aufgetragene, von den zum Bleichen der Handschrift angewendeten chemischen Agentien irgend eine Veränderung erleidet.

Hieraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß ein Stempelbogen zu wiederholten Malen gebleicht und zu verschiedenen Zwecken verwendet werden kann, woraus für den Fiscus ein bedeutender Nachtheil hervorgehen muß.

Um für die Zukunft jeden Mißbrauch hinsichtlich der Verfälschungen und Veränderungen von Handschriften, welche bis jetzt nur durch Gesetze und die dem Vergehen folgenden infamirenden Strafen sicher gestellt wurden, vorzubeugen, bringt eine in Paris ernannte Commission ein neues Verfahren bey der Fabrication des Stempelpapieres in Vorschlag.

Dieses Verfahren besteht darin, auf das zum Stempel bestimmte Papier eine Vignette zu drucken, und zwar nicht allein mit gewöhnlicher Dinte, welche vertilgbar ist, sondern auch mit Buchdruckerschwärze, welche sich nicht auslöschen läßt.

Die Vignette selbst ist zusammengesetzt aus einer Zeichnung mit zierlicher Einfassung, darstellend eine Figur, wodurch dem Papier ein öffentlicher und gesetzlicher Charakter gegeben wird, und aus microscopischen Figuren bestehend in Linien, welche sich unter bestimmten Winkeln durchschneiden. Diese beyden Zeichnungen werden durch ein mechanisches Verfahren so innig mit einander verbunden, daß man die Aechtheit derselben auf den ersten Blick eben so sicher als leicht erkennen kann.

Das Papier muß im Innern des Körpers, so wie in allen Theilen seiner Oberfläche ein sehr feines Sieb oder Netz enthalten, wodurch es von jedem andern Papier leicht zu unterscheiden ist.

Der Druck der theils vertilgbaren und theils unauslöschlichen Vignette wird mit Cylindern ausausgeführt, wie dieß in der Tapeten-Fabrikation geschieht.

Von der oben genannten Commission so wie von den beygezogenen Mechanikern wurde anerkannt, daß ein Papier, welches mit der theils löschbaren und theils unzerstörbaren Vignette versehen ist, leicht zu fabriciren sey und eine vollkommene oder theilweise Vertilgung der mit gewöhnlicher Dinte aufgetragenen Schriftzüge nicht zulasse.

Eben so unmöglich ist, den Ansichten der Commission zufolge, das Nachahmen der gebleichten Vig-

Digitized by Google

nette mit der Hand, so wie das Wiederherstellen derselben durch mechanische Mittel; denn es würde nicht leicht gelingen, den Theil der gebleichten Vignette so wieder herzustellen, daß er mit der unauslöschbaren von den chemischen Agentien verschont gebliebenen Vignette übereinstimmend seyn könnte.

Was den Stempel für Zeitungen, Journale, öffentliche Anschläge oder Nachrichten u. s. w. betrifft, so müßte dieser aus zwey Theilen zusammengesetzt werden, und zwar jeder mit einer Dinte von verschiedenen Farben, wodurch dessen Nachahmung selbst mit Hülfe des Steindruckes sehr erschwert würde.

Um den Gegenstand besser aufzufassen und einigermassen zu erlautern, wird es nicht überflüssig seyn, wenn ich aus den frühern über das Sicherheitspapier gepflogenen Berathungen und Verhandlungen der französischen Akademie der Wissenschaften, in so weit mir dieselben bekannt geworden, das Wesentlichste derselben mittheile.

Schon vor mehreren Jahren wurde von der mathematisch-physikalischen Klasse der französischen Akademie ein Bericht erstattet über die Mittel, wie Verfälschungen der öffentlichen und Privat-Documente zu verhindern seyen, und bey dieser Veranlassung wurde auch das Verfahren, wie dem Bleichen des alten Stempelpapieres gesteuert werden könne, in Erwägung gezogen.

Die Akademie machte gegen Verfälschung der Handschriften den Vorschlag, eine Dinte aus Tusche, welche mit sehr verdünnter Salzsäure fein abgerieben ist, in Anwendung zu bringen.

Der Unterzeichnete verfertigte damals zu seiner eigenen Belehrung eine solche Dinte und fand die damit gemachten Schriftzüge vollkommen unauslöschlich.

Dieß ist auch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Tusche nichts anders ist, als eine äußerst fein zertheilte Kohle, von welcher man weiß, daß sie nicht allein dem Chlor, sondern auch bey gewöhnlicher Temperatur allen andern bis jetzt bekannten chemischen Mitteln vollkommen widersteht.

Gegen das Bleichen des alten Stempelpapiers hatte die Akademie vorgeschlagen, auf das Papier eine gestochene Vignette mit gewöhnlicher eingedickter Dinte abzudrucken; es verstrich aber eine Reihe von Jahren, ohne daß obigen Vorschlägen Folge gegeben wurde.

Wahr ist es nun, daß die durch Chlor gebleichten Handschriften durch geeignete chemische Mittel in vielen Fällen so wieder hergestellt werden können, wie sie ursprünglich waren, und weil dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Verfälschung zu entdecken, so mag dieß wohl die Behörden auf eine Zeit lang wieder beruhigt haben.

Es wurden zwar dem Justizminister auf sein desfalls gestelltes Ansinnen die Mittel angezeigt, wie den Verfalschungen schwer besiegbare Hindernisse in den Weg zu legen und wie die Verfalschungen der Handschriften überhaupt unmöglich zu machen seyen, allein auch diese Vorschläge wurden nicht in Ausführung gebracht.

Die Akademie zu Paris glaubte schon, daß der Gegenstand auf sich zu beruhen habe, als sie endlich durch ein Schreiben des königl. Finanzministers in Kenntniß gesetzt wurde, daß wenigstens für die Fabrikation des Stempelpapieres eine Verbesserung anzuordnen nothwendig erscheine.

Der k. Finanzminister, ohne Zweifel der Meynung zugethan, daß die von der Akademie vorgeschlagene unvertilgbare Dinte aus Tusche hinreichend seyn dürfte, für die Zukunft allen Verfälschungen von Handschriften vorzubeugen, wendete seine Aufmerksamkeit ausschließend darauf, das Interesse des Fiscus zu wahren, ohne auf das Verfälschen der Privat-Handschriften Rücksicht zu nehmen.

Er forderte demnach von der Akademie ein Gutachten darüber, ob durch die von der Domainen-Direction fabricirten Papiere das Bleichen der alten Stempelbögen verhindert werden könne und stellte dadurch das, was der k. Justizminister für das Wichtigste gehalten hatte, als etwas Untergeordnetes in den zweyten Rang.

Alles, was sich auf den in Rede stehenden Ge-

Digitized by Google

genstand bezieht, kann füglich in 3 Klassen gebracht werden.

I. Untersuchung des vorgeschlagenen Stempel-Papiers.

Auf dem jetzt in Frankreich angewendeten Stempelpapier befinden sich drey unterscheidende Merkmale; mitten im Bogen nämlich das französische Wappen, auf der obern Seite des Bogens links ein trockner Stempel und ein Stempel mit Buchdrucker-Schwärze. Diese Vorsichtsmaßregeln sind aber in Bezug auf mögliche Verfälschung zwecklos und ohne allen Werth, denn jede auf einen solchen Bogen mit gewöhnlicher Dinte getragene Handschrift kann leicht und gänzlich gebleicht werden, ohne daß die drey sich auf dem Bogen befindlichen Stempel irgend eine Veränderung davon erleiden.

Wären aber die Stempel mit der nämlichen vertilgbaren Dinte als wie die Handschrift selbst aufgetragen, oder befände sich auf dem ganzen Stempelbogen eine mit gewöhnlicher Dinte abgedruckte Zeichnung, so würde man die Handschrift nicht bleichen können ohne zugleich die Zeichnung zu vernichten, wodurch das Stempelpapier seinen Charakter verlöre und nun als solches nicht mehr gebraucht werden könnte. Da nun aber die gebleichten Stempel und Figuren theils mit der Hand theils durch Ueberdruck wieder hergestellt werden können, so nimmt die Akademie Anstand, diesem neuen Stempelpapier ihren Beyfall zu ertheilen.

II. Bleichen des Stempelpapieres.

Wenn durch eine vertilgbare Vignette das Bleichen des Stempelpapiers verhindert wird, so sind damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn wenn die angenommene Vignette auf einen Stein übergetragen werden kann, so läßt sie sich auch wieder ohne Mühe auf das gebleichte Papier bringen. Um also das Bleichen des alten Stempelpapiers zu verhindern, müssen folgende Bedingungen erfüllt werden:

1) Auf das Papier muß mit wässeriger Dinte eine Zeichnung, welche nicht abgedruckt werden kann, getragen werden.

2) Die Zeichnung muß von einer solchen Zartheit seyn, daß es der geschicktesten Hand unmöglich wird, die Züge derselben mit einer fetten Dinte herzustellen.

3) Diese Zeichnung müßte, um jedem Versuch der Nachahmung zuvorzukommen, alle Jahr geändert werden.

Das typographische Verfahren würde zur Ausführung einer solchen Zeichnung kein genügendes Resultat gewähren, man müßte zum Papier ohne Ende mit Hülfe gravirter Cylinder, wie man sie zum Zwillich-Papier gebraucht, seine Zuflucht nehmen, und dazu eine gewöhnliche Dinte anwenden, welche mit feingeriebenem Gyps verdickt ist; auch könnte in Ermanglung der Cylinder eine gravirte Kupferplatte angewendet werden, wobey alsdann das Papier ohne Ende durch Papier-Bogen ersetzt werden könnte.

Bey Anwendung des typographischen Verfahrens giebt es nur ein Mittel, welches den Erfolg sichert, und dieß besteht darin, die Vignette mit zweyerley Dinten, wovon die eine vertilgbar ist, die andere aber nicht gebleicht werden kann, auszuführen.

III. Verfälschungen der öffentlichen und Privat-Documente.

Durch Hilfe eines gravirten Cylinders werden vermittelst gewöhnlicher mit Gyps vermengter Dinte Zeichnungen auf Papier ohne Ende gedruckt, diese Zeichnungen bestehen aus unzähligen Maschen oder Schlingen, einem feinen Netze ähnlich, und repräsentiren kleine geometrische Figuren.

Eine auslöschliche Vignette, welche mit der Hand nicht nachzumachen und sich nicht auf den Stein übertragen läßt, würde mit dazu beytragen, gegen das Bleichen des Stempelpapiers die geeignete Sicherheit zu gewähren.

Am schwierigsten ist es, den theilweisen Verfälschungen einer Handschrift vorzubeugen, nämlich denjenigen, wo man nur einige Schriftzüge stehen läßt, z. B. eine Unterschrift, und alle übrigen vertilgt, um sie durch andere zu ersetzen.

Digitized by

Diese Art von Verfälschungen kann nicht wohl anders verhindert werden, als dadurch, daß sich auf der ganzen Oberfläche des Papiers auch etwas Unauslöschbares befindet, daß folglich zu der feinen Zeichnung zwey verschiedene Dinten angewendet werden, und dennoch wird damit keine vollkommene Sicherheit erzielt.

Um alle theilweisen oder gänzlichen Verfälschungen von Handschriften unmöglich zu machen, bleibt die oben bezeichnete Dinte aus Tusche immer das einzige und beste Mittel, allein aus dem Erfolg ergiebt sich, daß die allgemeine Einführung derselben mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und nur aus diesem Grunde scheint ein Sicherheits-Papier wünschenswerth, wenn gleich es dem Zwecke nicht so vollkommen entspricht, als die unvertilgbare aus Tusche bestehende Dinte.

Als Sicherheits-Papier kann verwendet werden ein Papier ohne Ende mit einem sehr feinem unauslöschlichem Netze versehen.

Man druckt auf jeder Seite des Papiers eine vertilgbare durch die Hand nicht nachzuahmende Vignette; ein solches Papier kann gegen gänzliche oder theilweise Verfälschungen Sicherheit gewähren, obgleich es der Sicherheits-Dinte, wie schon erwähnt, noch immer nachsteht, indem diese unvertilgbar ist, wodurch jeder Versuch zur Verfälschung unmöglich gemacht wird.

Das beste Sicherheits-Papier kann eine gute unauslöschliche Dinte nicht ersetzen, wohl aber kann es den administrativen Behörden so wie dem Handel wesentliche Dienste leisten.

Was nun die Einführung eines Sicherheits-Papieres für den Stempel in Bayern betrifft, so müßte ein solches, wenn es vollkommen zweckmäßig seyn sollte, auf der ganzen Oberfläche einige hundert zerstreut liegende kleine Kreise enthalten, an denen die eine Hälfte der Peripherie mit gewöhnlicher Dinte, die andere aber mit unauslöschlicher Dinte aufgetragen seyn müßte.

Es ist dem Unterzeichneten aber nicht bekannt, daß Fälle vorliegen, welche dazu veranlassen könnten, ein solches Papier wünschenswerth zu machen.

Drohend würde die Gefahr indessen auf keinen Fall seyn, weil eine raffinirte Industrie der Art bey uns wohl zu den Seltenheiten gezählt werden dürfte. Außerdem würde es nicht lohnend, und die Spekulation nicht anlockend seyn, einige Stempelbögen für einen nochmaligen Gebrauch derselben zu bleichen, denn der größte Theil des Stempelpapiers bleibt ja ohnehin von den Behörden in den Acten aufbewahrt.

Hiezu kommt noch, daß ein schon mit Schriftzügen bedeckter und etwa durch Schreibfehler beschädigter Stempelbogen von dem k. Stempelamt wieder zurückgenommen und dafür ein neuer ausgegeben wird, wenn der Bogen nicht unter einen Gulden an Werth hat, was ebenfalls dazu beyträgt, daß die Gelegenheit, das künstliche Bleichen der Stempelbögen in Anwendung zu bringen, wohl nur selten eintreten dürfte.

Die angegebenen Verhältnisse scheinen hinreichend zu seyn, um die Meynung zu begründen, daß die Einführung eines neuen Stempelpapiers, ähnlich dem in Frankreich vorgeschlagenen, in Bayern nicht nothwendig erscheine.

Ein weit höherer Werth würde aber bey wichtigen Dokumenten auf den Gebrauch einer unvertilgbaren Dinte zu legen seyn. Um diese herzustellen, wird Tusche sehr fein gerieben und dann mit einer sehr verdünnten Salzsäure, welche am Areometer nur 1 1/2 Grad anzeigt, vermengt. Der Unterzeichnete hat eine solche Dinte, welche zum Schreiben mit Federkielen dient, seit 6 Jahren aufbewahrt, während welcher Zeit sie nichts von ihrer Qualität verloren hat.

Will man sich zum Schreiben der Stahl- oder metallischen Federn bedienen, so muß die Tusche mit einer Auflösung von kaustischem Natron oder Soda abgerieben werden, und diese Auflösung muß mit so vielem Wasser verdünnt seyn, daß sie am Areometer nur einen Grad anzeigt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Januar 1839.

Herr Konservator Dr. Vogel giebt zwey Gutachten ab, welche hier im Auszuge folgen:

(Schluß.)

II. Ueber das Verfahren des Herrn Lechevalier zu Paris zur Sicherung leinener und baumwollener Stoffe gegen das Entflammen.

Herr Lechevalier et Compagnie haben in Paris ein Etablissement gegründet, um Stoffe aus Leinen, Hanf und Baumwolle, so wie Papiere unverbrennlich zu machen.

Den genannten Stoffen wird die Eigenschaft der Unverbrennlichkeit ertheilt, ohne daß sie durch die mit ihnen vorgenommenen Operationen von ihrer Weiße, Farbe oder Biegsamkeit irgend etwas verlieren.

Das Verfahren, die genannten, an sich leicht entzündbaren Körper unverbrennlich zu machen, erstreckt sich auf Zeuge und Gewebe verschiedener Gattung aus dem organisch-vegetabilischen Reiche, so wie auf Papier. Auf Holz sind die Mittel bis jetzt von der Anstalt nicht angewendet worden, was ohnehin schon früher von unserm verehrten Collegen Hrn. Oberbergrath Fuchs vermittelst des Kiesel-Kali's mit Erfolg geschehen ist.

Aus Paris sind mehrere Proben von den unentzündlich gemachten Stoffen eingesendet worden, mit welchen ich eine Reihe von Versuchen in der Absicht angestellt, um über das Verfahren, wie den Stoffen die Entzündbarkeit genommen werde, nähere Aufschlüsse geben zu können. Diejenigen Stoffe, welche der k. Akademie vorgelegt wurden, nämlich Papiere, feine und grobe Leinwand, ungefärbte Percale und Musseline, sowie einige mit verschiedenen Farben gedruckte Cotonaden enthalten Stärke, röthen die Lacmus-Tinctur und sind folglich sauer.

Alle ohne Ausnahme, selbst die feinen Spitzen sind durchaus unverbrennlich, d. h. sie lassen sich nicht anzünden, brennen daher nicht mit Flamme, sondern verkohlen nur, wenn sie an die Flamme gehalten oder in das Feuer geworfen werden; auch glimmen sie nicht fort, sobald man sie von dem brennenden Lichte wieder entfernt.

Alle oben genannte Gegenstände verlieren ihre Unverbrennlichkeit gänzlich, wenn sie mit Wasser ausgewaschen und dann wieder getrocknet werden.

In diesem Zustand, nachdem sie hinreichend gewaschen und getrocknet sind, verbrennen sie bey Annäherung des Lichtes mit eben so lebhafter Flamme, als wenn sie vorher nicht mit unverbrennbar-machenden Substanzen behandelt worden wären.

Alle die nach Lechevalier's Verfahren bereitete Zeuge und Papiere welche mit Weingeist benetzt werden, ertheilen demselben die Eigenschaft, mit grüner Flamme zu brennen, woraus sich ergiebt, daß in jedem dieser Stoffe frey gewordene Boraxsäure enthalten ist. Diese Säure, sie mag nun frey oder gebunden seyn, bewährt sich beym Erhitzen durch ihre Verglasung als ein ganz vorzügliches Mittel, um das Verbrennen mit Flammen vollkommen zu verhindern.

In dem Wasser, womit die Zeuge und Papiere ausgelaugt waren, wurden nun die Sub-

stanzen aufgesucht, welche dazu gedient hatten, dieselben unverbrennlich zu machen.

War zum Auswaschen der unverbrennlichen Gegenstände kochendes Wasser angewendet, so löste dieses die in den Zeugen enthaltene Stärke mit auf. Durch Behandlung mit kaltem Wasser hingegen blieb die Stärcke in den Zeugen zurück und in diesem Fall hatte das Wasser nur diejenigen Substanzen aufgelöst, welche einzig und allein den Grund zur Unverbrennlichkeit derselben gelegt haben konnten.

Die Salze, welche zu Erreichung des Zweckes angewendet wurden, sind indessen in den feinen und gröbern Zeugen nicht ganz die nämlichen. — Boraxsaures Ammoniac, so wie Ammoniac an Schwefelsäure gebunden, befinden sich in allen; in einigen ist aber auch schwefelsaure Thonerde nebst einer Spur von Eisen enthalten; außerdem wird in den Papieren und in den meisten jener Stoffe noch thierischer Leim neben der Stärke angetroffen, welcher zwar nicht die Zündungsfähigkeit vermindert, aber doch als Bindemittel dient, wodurch obige Salze vermittelst eines starken Pressens in den Stoffen mehr befestigt werden.

Die kostspieligste unter den das Verbrennen erschwerenden Substanzen ist das boraxsaure Ammoniac, denn der aus Persien und Japan nach Europa geführte Borax steht im Preise zu hoch, um in großen Quantitäten auf diese Weise mit Vortheil angewendet werden zu können.

Da aber die Boraxsäure in mehreren Gewässern Italiens bey Sasso im Toscanischen, und namentlich im Lagone Cherchiago auf dem Monte rotondo in großer Menge vorkommt, welche Säure die Italiener bis jetzt nicht viel zu benutzen wußten, so wird Hr. Lechevalier diesen Naturreichthum, welcher ohnehin schon etwas schwefelsaure Thonerde so wie boraxsaures und schwefelsaures Ammonium nebst Spuren von Eisen enthält, wohl für die Zwecke seines Etablissements zu benutzen bemühet gewesen seyn.

In der Anwendung solcher, im Wasser leicht auflöslicher und nicht zerfließlicher Salze, wie die eben genannten, besteht nun das geheime Verfahren, worauf Hr. Lechevalier ein, wie es scheint, sehr ausgedehntes Etablissement in Paris gegründet hat.

Die jenen Salzen eigenthümliche Eigenschaft, den organischen Gespinnsten und Geweben das Verbrennen mit auflodernder Flamme gänzlich zu benehmen, ist indessen schon seit zwey Decennien als eine in der Chemie völlig erprobte Thatsache bekannt gewesen.

Gay-Lussac hat über die Theorie des Verfahrens, die Zeuge vermittelst der Anwendung einiger Salze unverbrennbar zu machen, sehr befriedigende und belehrende Notizen in den Annales de Chimie 1821 mitgetheilt.

Nach dem Brande des hiesigen Theaters im Jahre 1823, also vor 15 Jahren, war ich selbst bemüht, eine Reihe von Versuchen anzustellen, um diejenigen Salze, welche mit dem sichersten Erfolg als Schutzmittel gegen die Entzündbarkeit und Verbrennlichkeit der Zeuge sich eignen, zu bezeichnen und hervorzuheben.

In meiner im Jahre 1823 gedruckten Abhandlung (siehe neues Kunst- und Gewerbsblatt S. 49) habe ich alle Gründe hervorgehoben, welche dafür sprechen, sich dieser so bewährten Mittel gegen die Verbrennlichkeit der Vorhänge, Drapperien ꝛc. zu bedienen; allein ich hatte nicht das Glück für meine Vorschläge damals Anklang und Anerkennung zu finden. Es hätte nur eines unternehmenden Fabrikanten bedurft, um damals schon nach den von mir zusammengestellten Erfahrungen ein Etablissement in Bayern zu errichten, welches ganz denselben Zweck und Erfolg, wie das jetzt von Lechevalier in Paris gegründete, gehabt haben würde.

Dem Hrn. Lechevalier gebührt also unstreitig das Verdienst, einige in der Chemie längst bekannte Thatsachen in das Leben eingeführt und benützt zu haben, was wir nicht anders als mit Dank anerkennen können.

Es ist auch an dem Aufblühen jener in Paris eröffneten Anstalt kaum zu zweifeln, da der Polizey-Präfect schon angeordnet hat, daß in jedem neu einzurichtenden Theater alle leicht entzündbaren Stoffe, als Vorhänge, Drapperien, Coulissen, Tapeten ꝛc., wodurch gewöhnlich der Brand in ei-

nem Gebäude entsteht, vor ihrer Anwendung nach dem bezeichneten Verfahren unverbrennlich gemacht werden sollen, ein Beyspiel, was auch wohl von Privaten Nachahmung finden dürfte.

Wie schnell feine Gespinnste oder Gewebe, als Mousseline, Percale ꝛc. in Brand gerathen können, darüber sind Erfahrungen genug vorhanden; ich erwähne unter diesen nur die Feuersbrunst, welche im Jahre 1810 zu Paris bey dem Festballe des Fürsten von Schwarzenberg in einem mit vielen decorirten Draperien neugeschmückten Saale entstand, und bey welcher das Feuer sich mit solcher Blitzes-Schnelligkeit verbreitete, daß mehrere Personen das Leben dabey verloren und förmlich verbrannten.

Da die Zeuge aus thierischen Stoffen, als Wolle und Seide, weit weniger brennbar sind, als die aus dem Pflanzenreiche, so ist bey diesen die Gefahr des Anzündens viel geringer.

Ein unverkennbarer Nachtheil der unverbrennbar gemachten Zeuge besteht indessen darin, daß sie diese Eigenschaft, unanzündbar zu seyn, durch das Auswaschen verlieren. Aus diesem Grunde wird die Einführung der unverbrennlichen Stoffe für Kleider der Frauenzimmer nicht ohne Schwierigkeiten möglich seyn, und eben so verhält es sich mit den Vorhängen, Drapperien ꝛc., welche zuweilen gewaschen werden müssen.

Indem ich dem nützlichen Unternehmen des Hrn. Lechevalier volle Anerkennung zollen zu müssen glaube, erlaube ich mir schließlich den Vorschlag auszusprechen, bey der neuen Anstalt wenigstens eine Bestellung auf das unverbrennliche Papier zu machen, welches zum Ueberzug für Pappenkasten verwendet werden kann.

Mit diesem Papier könnten sodann einige Versuche zu Tapeten und Pappenkasten gemacht werden und bis dahin würde sich wohl Jemand finden, welcher geneigt und im Stande wäre, auch hier bey uns vermittelst der bezeichneten Ingredienzen unverbrennliche Zeuge zu fabriciren und dieselben in das Leben einzuführen.

A. Vogel.

Herr Konservator Dr. Steinheil legt der Classe einen von ihm neu construirten Prismen-Kreis vor, und hält über dieses Instrument einen mündlichen Vortrag, aus welchem wir Folgendes entnehmen:

Es unterscheidet sich dieser Kreis von den ältern Prismenkreisen wesentlich darin, daß der Beobachter bey allen zu messenden Winkeln direct nach dem einen Objecte visiren kann, wodurch die Beobachtung mit demselben eben so leicht und bequem wird, als bey dem Sextanten. Dieser Vortheil ist erlangt durch zweymalige Reflexion jedes Bildes. Zwischen zwey zusammengehörigen Einstellungen wechseln die Pole der Kreise und Prismen ihre Lage im Raume so, daß die beyden Ablesungen symetrisch nach beyden Seiten des 0 = Punctes liegen. Nach der Bessel'schen Theorie dieses Instrumentes werden auf diese Weise nicht nur der Nullpunct, sondern alle jene Einflüsse auf den Werth des Winkels eliminirt, welche von der Winkel-Ungleichheit der Prismen, und von der fehlerhaften (prismatischen) Gestalt der Objectivsonnengläser herrühren und die Beobachtung gibt unmittelbar den in aller Schärfe richtigen Werth des Naturwinkels. Indem diese Construction gestattet, alle Winkel bis über 180° zu messen, diese unabhängig von constanten Fehlern giebt, dem Objecte bey allen Winkeln volles Licht und gleiche Deutlichkeit gewährt, steht zu erwarten, daß sie sich Eingang bey den Beobachtern verschaffen wird, da sie, ohne einen Vortheil der ältern Prismenkreise — die aus Resultaten in den astronom. Nachrichten hinreichend bekannt sind, zu opfern bis dahin vermißte Bequemlichkeit im Gebrauche beyfügt, und also der Anforderung entsprechen dürfte.

Uebrigens sind bey diesem Instrumente alle Hemmungen von der Peripherie der Kreise hinweg in das Centrum der Axen verlegt; und es sind die Dimensionen, sowohl der Kreise als des Fernrohres vergrößert worden, was nothwendig zu höherm Preise des Ganzen führen mußte. Dieser scheint jedoch bey wissenschaftlichen Zwecken, wo die größte Genauigkeit Absicht ist, kein Hinderniß, und so sind auch bereits von diesen neuen Prismen-Kreisen mehrere Exemplare durch Herrn Ertel ausgeführt und nach Rußland, Nordamerika, Dänemark u. a. Orte abgeschickt worden.

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Ramayana, id est carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmicis opus, ed. Aug. Guilel. a Schlegel. Vol. I. p. 2. II. p. 1. Bonnae 1838. 8.

Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landkarten-Kunde nebst andern Nachrichten zur Beförderung der mathematisch-physikalischen Geographie und Hydrographie. Bd. 1 — 6. Berlin 1829 — 1834. 8.

Eugène de Villeneuve, Journal fait en Grèce, pendant les années 1825 et 1826. Bruxelles 1827. 8.

Leo von Klenze, Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland. Berlin 1838. 8.

The adventures of Robert Drury, during fifteen years captivity on the island of Madagascar; to which is added a vocabulary of the Madagascar language. London 1807. 8.

Letters from the South, written during an excursion in the summer of 1816. Vol. 1. 2. New York 1817. 8.

D. Urquhart, The spirit of the East, illustrated in a journal of travels through Roumeli during an eventual period. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Thomas Frognall Dibdin, A bibliographical antiquarian and picturesque tour in the Northern counties of England and Scotland. Vol. 1. 2. London. 1838. 4.

Charles Belanger, Voyage aux Indes Orientales par le Nord de l'Europe. Paris 1837.
Partie historique. Livr. 7. 8.
Zoologie. Livr. 7. 8.

Domenico Cuciniello e Lorenzo Bianchi, Viaggio pittorico nel regno delle due Sicilie. P. II. Vol. 3. Sicilia. Napoli 1830. fol.

Ad. Erman, Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beyden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830. Abth. I. Bd. 1. 2. Berlin 1838.

Alexander de Humboldt et Bonpland, Voyage. Paris 1837. fol.
Part. I. Relation historique.
Atlas géographique et physique. Livr. 17—19.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 15 — 19. Paris 1837. 4.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 1 — 8. Paris 1837. fol.

Alonso Maldonado, Chronica universal de todas las naciones y tiempos. Madrid 1624. fol.

Svea Rikes Ridderskaps och Adels Vapen-Bock. Stockholm 1830. fol.

Dr. Fr. Ritschl, die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolomäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte. Breslau 1838. 8.

J. Victor Le Clerc, Des journaux chez les Romains. Paris 1838. 8.

J. H. Krause, Olympia. Wien 1838. 8.

Christ. Lassen, Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch Entzifferung der Altkabulischen Legenden auf ihren Münzen. Bonn 1838. 8.

Fred. Cailliaud, Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie et de l'Ethiope, suivies de détails sur les moeurs et coutumes des peuples modernes des mêmes contrées. Livr. 15 — 17. Paris 1831. fol.

Hercule et Nessus peinture d'un vase de Ténée. Programme publié à l'occasion de l'heureuse arrivée de sa Majesté le roi de Bavière à Athénes. Athénes 1835. 4.

Inscriptiones Pompeianae; or specimens and facsimiles of ancient inscriptions discovered on the walls of buildings at Pompeii. Lond. 1837. 8.

James Christie, A disquisition upon Etruscan vases, displaying their probable connection with the Shows at Eleusis and the Chinese feast of Lanterns. London 1806. fol.

Peter Oluf Bröndsted, Die Bronzen von Siris. Eine archäologische Untersuchung. Kopenhagen 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nr. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, de l'Agriculture et du Commerce. Paris, Imprimerie Royale. 1837. (Gr. 4. XXXI. u. 511 S.)

Im Jahre 1833 erklärte der damalige französische Minister Thiers in der Deputirten-Kammer, er werde nach dem Vorgang der englischen Regierung, aber nach einem andern Plane, eine vollständige Zusammenstellung der Statistik von Frankreich bekannt machen. Sein Nachfolger Duchatel begann dieß auszuführen, indem er 1835 ein ausführliches Programm erscheinen ließ über den Umfang und die Anordnung aller der in Zahlen ausdrückbaren Thatsachen, die von der Civilisation, dem Reichthum und der Macht des gegenwärtigen französischen Volkes in Vergleichung mit früheren Zuständen desselben Zeugniß geben können. Die französische Regierung geht dabey von dem Gedanken aus, daß zur Förderung des Volkswohles die Kenntniß aller Interessen der Gesellschaft und die numerische Bestimmung aller Bestandtheile dieser Interessen nöthig sey. Dieses Bedürfniß hat sich bereits in den Untersuchungen ausgesprochen, welche die Kammern über specielle Verhältnisse des öffentlichen Lebens anstellen ließen, so oft es sich um Beschlüsse über wichtige ökonomische Materien handelte.

Aber einer solchen isolirten Untersuchung gelingt es nicht immer, die Thatsachen in das rechte Licht zu stellen, zumal da sie gewöhnlich mit zu großer Eile vorgenommen werden muß. Es ist vielmehr zu wünschen, daß ohne specielle Beziehung mit freyem Blicke die allgemeinen Data aus officiellen Quellen geschöpft und unter sorgsamer Controle zusammengestellt werden, welche der Gesetzgebung nützliche Aufschlüsse und der Geschichte verlässige Anhaltpuncte bieten können.

Zwar wird man in solcher Weise nicht allen Fragen entsprechen, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung aufwerfen mögen; wenn aber unter gehöriger Berücksichtigung der bisher geforderten Nachweisungen, die Vorgänge und Thatsachen unter möglichst vielen Gesichtspuncten aufgefaßt und zusammengestellt sind, so läßt sich wenigstens eine weit haltbarere Grundlage für jede specielle Untersuchung öffentlicher Interessen gewinnen, als es möglich ist, wenn man für jeden einzelnen Fall erst die allgemeinen Notizen zusammenraffen muß. Eine solche Hauptarbeit verursacht nur einmal Mühe und Aufwand; sucht man dagegen immer erst für jeden speciellen Fall die nöthigen statistischen Aufschlüsse, so wiederholt sich die Arbeit und der Aufwand hundertmal.

Der vorliegende erste Band umfaßt nun I. Grund und Boden, II. die Bevölkerung. Der Boden wird zuerst nach seinem physischen Zustande, dann nach seiner Eintheilung betrachtet. Dort wird die geographische Lage und die Höhe der wichtigsten Städte und Berge über dem Meere gegeben, dann die Wege nachgewiesen, welche Flüsse, Landstraßen, Eisenbahnen, Brücken dem innern Verkehr darbieten. Bey der Eintheilung des Landes wurden zunächst die ältern politischen Theile des Landes und ihre Unterabtheilungen mit den jetzigen Departements verglichen. Sodann wird die Beschaffenheit und der Werth des Bodens für den Landbau und der Umfang der Kataster-Arbeiten bis Ende 1834, und endlich die Vertheilung des Grundeigenthums und der Besitzwechsel nachgewiesen. Dieser ganze erste Theil enthält 39 Tafeln.

Der zweyte Theil enthält in seiner ersten Section alles was sich auf die Volksmenge bezieht.

Es wird auf die ältern Volkszählungen von 1700 und 1762 zurückgegangen und ihr Resultat mit der Bevölkerung des 19ten Jahrhunderts verglichen. Aus diesem selbst hat man nun zum ersten Mal vollständig zusammen gestellt, was die Zählungen von 1801, 1806, 1821, 1826, 1831 und 1836 ergeben. Dann folgen die Tafeln der Geburten und Sterbfälle; die letztern (wenigstens für Paris) zugleich geordnet nach ihren Ursachen, mit Rücksicht auf die öffentlichen Anstalten, wo sie statt gefunden; endlich wird die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Zahl der Personen in den verschiedenen Civilständen, die Einwohnerzahl der Hauptorte der Departements und Arrondissements, endlich die Volksmenge der einzelnen Communen nach dem Bestende von 1836 mitgetheilt.

In der zweyten Section wird die Bewegung der Bevölkerung von 1781 — 84 und von 1800 — 1836 betrachtet. Von Jahr zu Jahr wird die Bevölkerung jedes Departements nach Geschlecht und Stand betrachtet; und hieran schließt sich eine Betrachtung der Geburten, Sterbfälle, Heirathen in jenen Hauptorten während der Jahre von 1825 — 1836 an. Der zweyte Theil enthält über die Bevölkerung 73 Tafeln; der ganze Band 112 Tafeln sammt Inhalts-Verzeichniß und Register.

Wir werden nun im Folgenden einige der wichtigeren Resultate dieser großen statistischen Arbeit anführen.

1. *) Noch nicht von allen Städten ist die Höhe über dem Meere angegeben; wohl aber die geographische Lage. Am höchsten über dem Meere liegt Pontarlier (im Departement Doubs) nämlich 887 Metres, dann Gex (Ain) 667 M., Forcalquier (Niederalpen) 586, Grenoble 500; das Pantheon in Paris nur 60 Metres.

2. Der Pic des Arsines in den Alpen ist 4105 Metres hoch, der Grand Pelvoux ebendaselbst 3934 und ähnlich einige andere; in den Pyrenäen sind auf französischem Gebiete keine so beträchtlichen Höhen.

3 und 4. Im Ganzen hat Frankreich 133 schiffbare Flüsse, die 8,255269 Metres Wasserwege darbieten, wovon am meisten auf das Gironde-Departement kommen, nämlich 427469 M.; am wenigsten auf das Departement der obern Marne, nämlich 11900 M.

5 und 6. Kanäle besitzt Frankreich 74, die zusammen 3,699931 Metres Länge haben, worunter aber die Canäle von Nantes nach Brest, von Berry, von Bourgogne, von Nivernais, von Roanne nach Digoin, von Roubaix im Departement du Nord, und von der Sambre zur Oise im Jahre 1836 noch unvollendet waren; doch sind sie mit ihrer ganzen Länge hier eingerechnet.

7. Flüsse und Canäle zusammen gewähren also eine Wasserstraße von 11,955200 Metres Länge.

8. Die Zahl der königlichen Strassen war 1824 im Ganzen 598, von 32,077061 Metres Länge. Davon waren 1836 in gutem Stande 2,760426 M. gepflasterte, und 11,528584 mit Steindamm; Reparatur bedurften: 1,071565 gepflasterte, 13,277199 mit Steindamm; noch zu bauen waren: 197687 gepflasterte, 3,241600 mit Steindamm.

9. Am ersten Januar 1837 war die ganze Länge: 34,511876 Metres und zwar:

	Metres.	Jährliche Kosten.
1) Im guten Zustande:		
Gepflasterte Strassen	3,134343	2,569707 Frcs.
Strassen mit Steindamm . .	21,582813	11,062918 „
2) Reparatur bedürfen:		Gesammtkosten:
Gepflasterte . .	746661	17,123332 „
Strassen mit Steindamm . . .	5,105617	38,517378 „
3) Lücken, die noch zu bauen:		
Gepflasterte . . .	175136	7,733253 „
Strassen mit Steindamm . . .	3,767306	71,391448 „

10. An Departements-Strassen waren 1837 vorhanden 1381 von 36,578563 Metres Länge, wovon 22,228007 in gutem Stande, 5,214306 der Reparatur bedürftig und 9,136250 Metres noch zu bauen waren. Die Vicinalstrassen sind auf 771,458790 Metres angegeben.

11. Alle Strassen zusammen haben also 842549 Kilometres Länge.

*) Die Ziffern bezeichnen die fortlaufende Zahl der Tafeln.

Digitized by Google

12. Mit Inbegriff der Wasserwege beträgt die innere Wegeverbindung 855213 Kilometres oder 219,393 Lieues oder 131,634 deutsche Meilen.

13. Eisenbahnen besaß Frankreich im Jahre 1836 sechs. Da sie sich aber bereits 1838 auf 20 vermehrt haben, so unterlassen wir die Aufzählung.

14. An Brücken von 20 Metres Länge und darüber zwischen den Widerlagern fanden sich 1836 auf königlichen und Departements-Strassen 1663, wovon 1189 von Stein, 296 theilweise von Stein und von Holz, 93 von Holz, 85 von Eisen.

15. Diese letzteren haben zusammen 11809 Metres Länge. Im Jahre 1828 gab es nur erst 13 eiserne Brücken, 1830: 31.

Die Tafel 16 weiset die Departements nach, welche die alten Provinzen und die Tafel 17 diejenigen, welche die alten Generalitäten bilden, mit Angabe der Bevölkerung der letztern von 1784. Hierbey ist aber zu bedauern, daß sowohl die Provinzen als die Generalitäten in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind, wodurch der geographische Ueberblick völlig unmöglich gemacht ist.

Tafel 18 giebt für jedes Departement und Arrondissement die Ausdehnung in Hectares und Quadrat-Lieues. Die 86 Departements haben 363 Arrondissements, 2834 Cantone, 37234 Gemeinden, 52,768600 Hectares oder 26713,631 Quadrat-Lieues Flächeninhalt.

Tafel 19. giebt die Theile der alten Provinzen an, die in den einzelnen Departements enthalten sind; hier zeigt sich aber die Oberfläche gleich 52,780713 Hectares oder 26720 Quadrat-Lieues.

20. An der See liegen 22 Departements von 7448 Quadrat-Lieues.

An Landgränzen (die unter den vorigen bereits enthaltenen ausgeschlossen) 18 mit 3922 Quadrat-Lieues.

Innere Departements sind 46 mit 15,343 Quadrat-Lieues.

21. Um die Angaben über die Beschaffenheit des Bodens der verschiedenen Departements in Bezug auf den Ackerbau richtig zu würdigen, möchten die Rubriken dieser Tafel nicht ganz die nöthige Bestimmtheit haben; doch helfen Anmerkungen bey den einzelnen Departements nach. Im Ganzen hat hiernach Frankreich:

Berge . . .	4,268750	Hectares.
Steppen und Haiden	5,676088	„
Reichen Boden .	7,276368	„
Kreide- und Kalkboden	9,788197	„
Kiesboden . .	3,417893	„
Steinigen Boden .	6,612348	„
Sandboden . .	5,921377	„
Thonboden . .	2,232885	„
Moorland . .	284454	„
Verschiedener Qualität	7,290237	„

22, 23, 24. Der ökonomischen Bestimmung nach vertheilte sich der Boden zu Anfang des Jahres 1834 folgendermassen in Hectares:

1. Steuerpflichtiger Boden.	Katastrirt	Nicht katastr.
Ackerland . . .	18,560045	6,999106
Wiesen . . .	3,544614	1,290006
Weinberge . . .	1,603320	531501
Wald	5,335122	2,087191
Gärten . . .	505212	138486
Weidicht und Erlen	50628	13861
Verschiedene Kultur	650292	301642
Weiden, Steppen, Haiden	5,367685	2,431987
Teiche, Tränkplätze, Bewässerungsgräben	160677	48753
Kanäle zur Schiffahrt	1204	426
Von Bauten bedeckt	177012	64829
Summa:	35,955816	13,907793

2. Steuerfreyes Land.	Katastrirt.	Nicht katast.
Strassen, Wege, öffentliche Plätze, Gassen	874722	350292
Flüsse, Seen, Bäche	346481	111684
Staatswaldungen und nichtproductive Domänen	847222	356757
Kirchhöfe, Kirchen, Pfarrhäuser, öffentliche Gebäude	13128	4665
Summe:	2,081608	823399
Im Ganzen also	38,037425	14,731193

Digitized by Google

Die ganze Masse des steuerpflichtigen Bodens beträgt also 49,863610 Hectares: die des steuerfreyen 2,905008 Hectares.

26. Die Zahl der Grundsteuer-Quoten war im Jahr

1815	1826	1835
10,083715	10,296693	10,893528

Obwohl diese Zunahme über 8 Proc. beträgt, so zeigt sich doch in 11 Departements, nämlich in den Departements Aveyron, Calvados, Eure et Loire, Landes, Loir-et-Cher, Haute-Loire, Lot-et-Garonne, Lozère, Maine-et-Loire, Mayenne, Deux Sevres, eine Verminderung. Am stärksten ist die Vermehrung im Departement Puy-de-Dôme, nämlich von 179328 auf 225172; auch im Ober- und Niederrhein, im Departement du Nord, in der Vendee u. a. ist sie 16 — 25 Proc.

27. Dem Betrage nach vertheilten sich diese Quoten 1835 folgendermassen:

Unter 5 Frcs. betrugen . .	5,205411
Von 5 — 10 Frcs. . .	1,751994
„ 10 — 20 „ . .	1,514251
„ 20 — 30 „ . .	739206
„ 30 — 50 „ . .	684165
„ 50 — 100 „ . .	553230
„ 100 — 300 „ . .	341159
„ 300 — 500 „ . .	57555
„ 500 — 1000 „ . .	33196
„ 1000 und darüber . .	13361

Die Tafel 28. enthält ein Verzeichniß aller Staats-Realitäten mit Ausschluß der in den Colonien befindlichen. Ausser den Staats- und Kirchen-Gebäuden, die dem Staate gehören, mit ihren Höfen ꝛc. hat der Staat an beträchtlicheren Grundstücken nur die Schäfereyen in Rambouillet und Perpignan von 4,6 Million Quadrat-Metres; und 15 Besitzungen für das Landgestütt von 24,1 Mill. Quadrat-Metres. Die Waldungen betragen 1,019139 Hect., im Werth von 726,993456 Frcs., so daß also 1 Hect. auf 713 Frcs. zu stehen kommt (1 bayerischer Morgen etwa 230 Frcs.).

Der Gesammtwerth der Staats-Realitäten wird auf 1277 Mill. Frcs. geschätzt, wovon die kirchlichen Zwecken gewidmeten 43,047,573 Frcs. betragen.

29. Das Einkommen der Gemeinden aus ihren Realitäten war 1833 folgendes:

	Bevölkerung.	Rente Frcs.
In den 86 Hauptstädten der Departements .	2,773272	5,704064
In 435 andern Städten von 3000 E. und darüber	2,906843	2,270849
In 36,666 Landgemeinden von weniger als 3000 Einw. . . .	26,889108	17,853903
Im Ganzen in 37187 Gemeinden . . .	32,569223	25,828817

Am reichsten sind die Gemeinden in den Departements: Cote-d'or, Doubs, Jura, Mosel, Meurthe, Ober- und Niederrhein, Ober-Saone, Seine; hier übersteigt das Einkommen durchweg 1 Mill. Frcs., im Seine-Departement sogar 4 Mill. Dagegen erreicht es nicht die Summe von 10,000 Frcs. in den Departements: Correge, Finistère, Ober-Loire, Lot, Lozere, Deux-Sevres.

30. Die Zahl der steuerpflichtigen Gebäude war Ende 1834 folgende:

	katastrirt	nicht katastrirt
Wohngebäude . .	5,024401	1,625150
Wind- und Wasser-Mühlen	61984	20962
Oefen und Hämmer	3608	817
Manufacturen u. Fabriken	31591	6723
Summe:	5,121584	1,653652 *)

*) Man sieht, daß auch in Frankreich das Kataster dem Gewebe der frommen Penolopeia verglichen werden kann. Denn bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts wird daran gearbeitet und wenn man nach etwa 20 Jahren, so Gott will, fertig ist wird sich zeigen, daß man wieder von vorne anfangen muß. Die Zinsen der Kosten des Katasters allein belaufen sich bey der beliebten Methode, eine General-Landes-Vermessung mit der Parcellar-Vermessung zu verbinden, überall auf 8 — 11 Proc. der Grund- und Häusersteuer selbst. Die Evidenthaltung des Katasters und die wirkliche Erhebung der Steuer gewiß auf 5 Proc; so daß nach Beendigung des Geschäfts die Grund- und Häusersteuer unter allen Steuern am meisten zu erheben kosten wird!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nr. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, etc.

(Fortsetzung.)

31. An steuerpflichtigen Häusern waren vorhanden in den Jahren:

1822	1831	1835
6,341373	6,677111	6,805402

die Fenster und Thüren hatten:

34,191821	36,343625	37,253859

Man sieht hieraus, daß die Zahl der Gebäude welche mehr als die durchschnittliche Anzahl Oeffnungen hatten, stärker als die der kleinern Gebäude, zugenommen hat.

32. Nach der Zählung vom Jahre 1832, die Behufs der Regulirung der Fenster- und Thüren-Steuer vorgenommen worden, vertheilen sich die Häuser so:

Häuser mit 1 Oeffnung . .	346401
„ „ 2 Oeffnungen . .	1,817328
„ „ 3 „ „ . .	1,320937
„ „ 4 „ „ . .	884061
„ „ 5 „ „ . .	583026
„ „ 6 und darüber .	1,846398
Im Ganzen:	6,798151

In den Häusern unter 6 Oeffnungen waren im Ganzen . . . . 14,395242 Oeffnungen.

In denen von 6 Oeffnungen und darüber an Remise-, Stall-, Magazinthüren	492967	„ „
Gemeine Hausthüren, dann Fenster zu ebener Erde im 1. und 2. Stock .	21,436771	„ „
Im 3. und höhern Stockwerke	655298	„ „
Oeffnungen im Ganzen:	36,980278	

Nach der Bevölkerung vertheilt sich die ganze Zahl der Gebäude so, daß sich befanden:

	In Städten von 5000 Einw. u. darüber.	In Städten u. Gemeinden unter 5000 Einw.
Mit 1 Oeffnung .	8926	337395
„ 2 Oeffnungen	39540	1,776788
„ 3 „ „	51527	1,269410
„ 4 „ „	48682	835379
„ 5 „ „	37229	545797
„ 6 Oeffnungen u. darüber	381136	1,465262

33. Die steuerfreyen Gebäude nebst Zugehör nahmen 1836 in den 37234 Gemeinden folgenden Flächenraum ein:

		Hectares.
265	Präfecturen und Unterpräfecturen	71,54
374	Tribunale	54,13
934	Gefängnisse	91,95
435	Colleges, Bibliotheken, Universitäten, Akademien, Museen . .	143,91
1554	Armen- und Krankenhäuser .	464,08
9383	Rathhäuser	311,88
7578	Schulhäuser	270,30
41132	Kirchen und Kapellen . .	1923,75
23733	Pfarrhäuser	1175,37
123	Bischofsitze und Seminarien .	43,36
7	Münzstätten und Tabak-Manufakturen	2,29
47	Börsen, Schauspielhäuser u. a.	7,54
1207	Festungen, Kasernen, Waffen-Fabriken, Pulverfabriken, Militär-Magazine . .	657,97
3	Lazarethe	22,62
64	Telegraphen, Observatorien rc.	1,99
86839	Latus:	5243,28

Digitized by Google

86839	Transport:	5243,28
285	Schlachthäuser, Hallen, Reitschule, Marstall, Kohlenmagazin	29,27
3	Bettler-Depots und Central-Gefängnisse	2,14
56	Protestantische Kirchen . .	1,71
882	Gebäude der Marine, der Ministerien, k. Schlösser, Brunnenhäuser, Feuerwachhäuser .	209,26
825	Octrois, Forsthäuser, Gebäude der Douanen u. a. . .	73,08
88,890	im Ganzen:	5458,23

34. Die Personal- und Mobiliarsteuer zahlten in den Jahren 1830 1835

	1830	1835
Personen:	5,259785	6,009420

35. Diese letztere Zahl vertheilt sich so:

3 Frcs. und weniger zahlten .	1,323206
von 3 — 10 Frcs. . .	3,473863
„ 10 — 20 „ . .	830952
„ 20 — 40 „ . .	269707
„ 40 — 80 „ . .	80788
„ 80 — 120 „ . .	18694
„ 120 — 200 „ . .	8958
„ 200 — 400 „ . .	2726
„ 400 Frcs. und darüber .	526

Die Tafeln 36 — 39 enthalten aus den Registern der Steuern von Besitzänderungen den Werth des in den Jahren 1826 — 1835 durch Erbschaft, Schankung, Verkauf oder Cession in andere Hände übergegangenen Mobiliar- und Immobiliar-Vermögens.

1826	Mobiliar-	Immobiliar-Vermögen.	
Durch Erbschaft	461,088364	884,623152	Frcs.
„ Schankung	250,537296	198,446695	„
Durch Verkauf oder Cession .	402,266834	1125,181152	Frcs.
Im Ganzen:	3322,143495		
1835:			
Durch Erbschaft	559,572590	989,953688	„
„ Schankung	283,755053	235,333998	„
„ Verkauf oder Cession .	407,159762	1248,889910	„
Im Ganzen:	3724,614999		

Die Abgaben betrugen hievon im Ganzen
im Jahre 1826: 103,508082 Frcs.
im Jahre 1835: 119,870807 „

Bemerkenswerth ist noch, daß der Betrag des öffentlichen Anstalten theils vermachten, theils geschenkten Vermögens in den Jahren

	1826	1835	
betrug:	8,351707	9,200468	Frcs.

und daß im Ganzen während dieser 10 Jahre 88,8 Millionen Frcs. in solcher Weise gestiftet worden.

Hiemit ist die I. Abtheilung des Werkes geschlossen und es folgen nun die Tafeln über die Bevölkerung.

40. Die Gesammtbevölkerung von Frankreich war:

Im Jahre 1700 nach der Zählung der Intendanten	19,669320
Im Jahre 1762 nach Zählung der Individuen und der Feuerstellen	21,769163
Im Jahre 1784 nach den jährlichen Geburten	24,800000

41 — 48, dann 62. Die Zählung von 1826 ist nur summarisch vorgenommen worden und gab 31,858937, die übrigen von 1806, 1821, 1831 und 1836 aber mit übereinstimmenden Rubriken, weßhalb wir diese hier zusammenstellen: *)

	1801	1806	1821	1831	1836
Männliche Individuen . .	13,311889	14,312850	14,796775	15,950095	16,460701
und zwar Kinder und Unverheirathete	6,810677	7,846066	8,294557	8,871981	9,507285

*) Die Tafel 50 enthält eine Zusammenstellung, worin andere Zahlen des Militärs enthalten sind.

Digitized by Google

	1801	1806	1821	1831	1336
Verheirathete	5,823629	5,227580	5,609119	6,051795	6,213247
Wittwer		659385	679351	722913	740169
Militärs	677598	579819	213748	303406	
Weibliche Individuen	14,037114	14,794575	15,665100	16,619128	17,080209
und zwar Kinder und Unverheirathete	7,664257	8,291792	8,649835	9,064977	9,267411
Verheirathete	6,372957	5,229764	5,598030	6,053011	6,295097
Wittwen		1,273019	1,417235	1,511140	1,617701
Im Ganzen:	27,349003	29,107425	30,461875	32,569223	33,540910

49. An Knaben wurde in folgenden Perioden immer 1 mehr geboren als die beygesetzte Anzahl Mädchen.

1800 — 1810 auf 16,35 Mädchen
1811 — 1820 auf 15,91 „
1821 — 1830 auf 17,04 „
1831 — 1835 auf 16,28 „

50. Dagegen starb 1 männliches Individuum mehr als die hier folgende Anzahl von weiblichen Individuen:

1800 — 1810 auf 18,01 weibl. Individuen
1811 — 1820 auf 17,13 „ „
1821 — 1830 auf 63,27 „ „
1831 — 1835 auf 67,68 „ „

51. Von 1827 — 1835, in 9 Jahren kamen vor:

	Im Durchschnitt jährlich	1827	1835
Zufällige Sterbfälle	5143	4744	5859
Selbstmorde	1947	1542	2235
Hinrichtungen	45,8	80	41

Von den Selbstmorden kamen 1836 auf Paris 282, wovon 190 Männer.

52. Aus der Angabe der Krankheiten, welche von 1831 — 36 die Todesfälle in Paris herbeygeführt, merken wir bloß an, daß unter 7290 während dieser Jahre todtgebornen Kindern 3892 Knaben und 3398 Mädchen waren; doch herrscht hierin eine so große Unbestimmtheit, daß 1835 auf 681 Knaben 716 Mädchen vorkamen.

53. An den Blattern starben in Paris von 1828 — 36 in 9 Jahren 3089 oder jährlich im Durchschnitt 343 Personen; im Jahr 1836 nur 232. Die Zahl der Männer überwiegt hierin.

54. In Spitälern starben in ganz Frankreich 1834: 918088, also 1 auf 20,19 Gestorbene; davon aber

im Depart.	de la Seine	1	von	2,56
„ „	Puy - de - Dôme	1	„	3,06
„ „	Rhone	1	„	6,49
„ „	Bouches - du - Rhone	1	„	6,21
„ „	de la Creuse	1	„	146,45
„ „	Ardennes	1	„	150,4
„ „	Haute - Saône	1	„	150,4
„ „	de Corse	1	„	186,39
„ „	Hautes - Pyrénées	1	„	259,81
„ „	du Morbihan	1	„	468,58

55. In den bürgerlichen Spitälern von ganz Frankreich starben von Kranken

1833:	46683	526576
1834:	45468	501129

56. In Paris befanden sich jährlich im Durchschnitt in den 3 Jahren

	1805 — 7	1833 — 35
1) in den Krankenhäusern	36492	67636
Davon starben	5053	5714
2) in den Armenhäusern	13113	28203
Davon starben	1216	1744
3) im Findelhause	5011	5417
Davon starben	742	1235

57. In ganz Frankreich starb im Durchschnitt jährlich während der 3 Jahre

	1824 — 26	1831 — 34
1 Findelkind auf:	7,73	8,0

58. In den Centralgefängnissen starben 1827 — 29 8 % der Gefangenen, 1833 — 35 6⅓ %.

59. Auf den Galeeren befanden sich von 1816 — 18 im Durchschnitt jährlich = 11322 u. davon starben 2,76 %; 1833 — 35 im Durchschnitt = 8016, wovon 4,8 % starben.

60. Auf 1 Quadrat-Lieue wohnten in ganz Frankreich in den Jahren

	1801	1811	1821	1831	1836
Menschen:	1024	1089	1140	1219	1256

61. Die geograpische Lage der Departements zeigt hiebey folgende Differenzen:

In den Seedepart.	1155	1231	1296	1378	1404
„ Gränzdep.	992	1070	1095	1188	1229
„ innern Dep.	968	1025	1077	1150	1190

63. Die Bevölkerung der 363 Hauptorte der Arrondissements war:

1789	3,709021
1801	3,854202
1811	4,063110
1821	4,321093
1831	4,629136
1836	4,951684

64. Die Bevölkerung von 1836 vertheilt sich nach Gemeinden in folgender Weise:

In	36150	Gemeinden	unter	3000	Einwohnern	lebten	25,301683
„	553	„	von 3 —	4000	„	„	1,825053
„	174	„	„ 4 —	5000	„	„	766868
„	274	„	„ 5 —	10000	„	„	1,883117
„	52	„	„ 10 —	15000	„	„	623733
„	24	„	„ 15 —	20000	„	„	423432
„	20	„	„ 20 —	30000	„	„	505588
„	8	„	„ 30 —	40000	„	„	276298
„	6	„	„ 40 —	50000	„	„	255014
„	9	„	über	50000	„	„	1,680124

Die Tafeln 65 bis 110 einschließlich geben für jedes Jahr von 1800 bis 1835 die Zahl der Geburten, Sterbefälle und Heirathen. Als Resultat läßt sich hier anführen, daß zu den Zeiten der Volkszählungen auf 1 Geburt 1 Sterbsfall 1 Heirath Einwohner im Ganzen gekommen

im Jahr 1801	29,77	35,42	134,78
1806	31,77	37,23	138,72
1821	31,55	41,09	136,79
1826	32,11	38,04	128,76
1831	33,0	40,69	132,58
1836	33,75	41,08	121,74

Es wurden jährlich im Durchschnitt geboren

	eheliche	uneheliche Kinder
von 1800 — 1803	871,278	42,525
„ 1833 — 1835	910,243	73,264

in der ersten Periode also auf 20,4 eheliche 1 uneheliches; in der zweyten auf 12,4.

Von 1800 — 1835 wurden auf 16,4 Mädchen 17,4 Knaben geboren; auf 25,62 Personen weiblichen Geschlechts starben 26,62 männlichen Geschlechts. Das Verhältniß der Knaben- zu den Mädchengeburten differirte in den einzelnen Departements während dieser Zeit von 12,16 Knaben auf 11,16 Mädchen (Lozere) bis zu 31,12 Knaben auf 30,12 Mädchen (Marne). Auch im Seine-Departement wurden vergleichungsweise sehr wenig Knaben geboren: nur 27,64 auf 26,64 Mädchen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nr. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée avec un atlas géographique, pittoresque, archéologique, géologique etc. par Fréderic Dubois de Montpéreux. Tom. I. Paris 1839.

Möchten doch alle Schriftsteller und namentlich alle Reisenden das Sprüchwort: Ein großes Buch, ein großes Uebel, beherzigen, und wenn sie nichts Neues mitzutheilen haben, gar keine Bücher und Reisen schreiben oder das Neue, das von ihnen erforscht, erfahren und gesehen wurde, wohlgeordnet in kurzer, bündiger Rede vortragen. Ein kleines Büchlein dieser Art ist freylich schwieriger zu schreiben, dagegen aber auch ehrenvoller für den Verfasser und lehrreicher für den Leser, als viele Quart- und Octavbände, mit denen jetzt der litterarische Markt wahrhaft überschwemmt wird. Das kleine Büchlein des Genuesers Georg Interiano, welcher im fünfzehnten Jahrhundert, nicht 1552, wie Dubois an mehreren Stellen seiner Reise angiebt*), in Tscherkessien war und Land und Leute in einfacher, prunkloser Rede beschrieben hat, wird länger leben, als die gelehrten Beschreibungen des Kaukasus, welche mit Prometheus beginnen und mit Wiliaminow und Fäsi endigen, aus denen man aber weiter nichts Neues erfährt, als daß die Herren Verfasser erstaunlich viel gelesen und wenig mit eigenen unbefangenen Augen gesehen haben. Freylich muß der wissenschaftliche Reisende dasjenige kennen, was frühere Gelehrte und Reisende in dem von ihm neuerdings besuchten Lande erforscht, gesehen und berichtet haben, und in der Darstellung seiner Reise darauf Rücksicht nehmen; der einsichtsvolle, über seine Kräfte sich nicht täuschende Forscher wird aber deswegen allein sich nicht für fähig halten, eine alle Seiten des Lebens und der Wissenschaft umfassende Beschreibung der von ihm durchzogenen Gegenden liefern zu können. Der in so vieler Beziehung treffliche Pallas verstand es unter an-

*) Voyage, Tableau 64,81 und so öfter. Politianus, der bereits 1494 starb, erwähnt des Interiano mit großem Lobe in seinen Miscellaneen, und Aldus Manutius druckte das Büchlein über die Lebensweise der Zychen oder Tscherkessen (Della vita de Zychi) bereits im Jahre 1502. In seinem Schreiben an Aldus (Ramusio II. 196) sagt Interiano, daß er bereits vor vielen Jahren (da piu anni in qua) das Land der Tscherkessen und ihre Sitten gesehen habe; er muß demnach im Anfange der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den westlichen Kaukasus besucht haben. Dieß deutet auch Marchese Girolamo Serra an in der Storia dell'antica Liguria e di Genova. Torino 1834. IV. 234. Als man bereits begann, sagt Serra, daran zu zweifeln, ob es möglich sey Afrika umschiffen zu können, so sprach sich der Genueser Interiano dafür aus. E già cominciando a disputarsi della possibilità, sostenne l'affermativa un genovese per nome Giorgio Interiano, uom saggio, piacevole, amator delle lettere, peritissimo in geografia, e ricercatore instancabile di lontani paesi, d'onde fu il primo a transportare il platano in Venezia, e a far conoscere i costumi de Zichi e Circassi. Al parere di Giorgio aderì Antonio Ferrari, fisico sopra i suoi tempi illuminato, che ebbe occasione di ragionare con un ambassadore di Portugallo in Napoli; onde può dirsi a ragione che l'opinione di due italiani prevenne, e forse stimulo la spedizione del gran portughese, Vasco di Gama.

Digitized by Google

dern auch, den Mittelweg zu halten, zwischen einer bloß objectiven Reisebeschreibung und einem gelehrten Sammelwerke. Seine Schilderung des Kaukasus und seiner Bewohner, in den Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches. Leipz. 1799. Vol. II. 4. ist, obgleich von allen seinen zahlreichen Nachfolgern vielfach benutzt und häufig wörtlich abgeschrieben, im Ganzen heutigen Tages noch nicht übertroffen. Pallas Weise könnte auch wohl allen wissenschaftlichen Reisenden zur Nachahmung empfohlen werden.

Herr Dubois, der, so viel wir wissen, Künstler und Naturforscher ist, machte einen Ausflug an die nord- und südöstlichen Küsten des schwarzen Meeres, nach der Krim, Georgien und Armenien und giebt uns jetzt eine ausführliche Beschreibung in drey starken Octavbänden, wovon der erste bereits vor uns liegt, die von einem Atlas begleitet seyn werden mit ungefähr 200 Abbildungen, welche die alte und neue Geographie, die malerischen Ansichten, die Baudenkmäler, die Archeologie und Geologie der von ihm berührten oder besuchten Gegenden darstellen sollen. Wir finden in diesem ersten Bande, um es mit einem Worte zu sagen, viel unverdaute Büchergelehrsamkeit und wenig eigene Anschauung. Um ein Land auf diese Weise allseitig beschreiben zu können, bedarf es nicht nur allseitiger gründlicher Kenntnisse; sondern man muß sich auch, will man etwas Neues sagen, an Ort und Stelle lange aufgehalten und daselbst wissenschaftliche Untersuchungen angestellt haben. Vor Allem aber sollte man der Landessprache kundig seyn, was bey Hrn. D., wie wir sehen, nicht der Fall ist. Ja der fleißige, Entbehrungen aller Art sich unterziehende Reisende scheint im Allgemeinen in der Wissenschaft der Linguistik, worauf doch so Vieles in der Länder- und Völkerkunde beruht, ein Fremdling geblieben zu seyn! Wie hätte er denn sonst, um nur ein Beyspiel, anstatt vieler, aufzuführen, (S. 114) die Letten eine Rasse moitié Slave Vende ou Lithuannienne, moitié Finnoise nennen können!

Nachdem Hr. D. ein Verzeichniß der Schriftsteller, — worin wir aber die treffliche Abhandlung des Majors Tausch über die Tscherkessen in dem ersten Hefte des Journal of the Royal Asiatic Society, so wie die englische Ausgabe der drey Reisen des Marigny (Gelehrte Anzeigen 1837 Nr. 209.; 1839 Nr. 30.) und d'Ohsson lehrreiches Werk Des peuples du Caucase. Paris 1828 vermissen — vorausgeschickt hat, die er zu seiner Reise-Beschreibung benutzte, das mit Homer anfängt und mit der Alten Geographie des kaspischen Meeres, des Kaukasus und südlichen Rußlands von Eichwald, Berlin 1838 endiget, beginnt er seine Reise selbst mit folgenden Worten: „Der welsche Hollunder blühete noch und verbreitete balsamische Wohlgerüche in den Gärten Sebastopols, als ich die ausgetrockneten Ufer des alten herakleotischen Chersonesus verließ, um hinzusegeln zur Küste Tscherkessiens.“ Die russische Brigantine, auf welcher Hr. D. sich befand, fuhr von Sudschuk-Kaleh oder dem Fort der Mäuse, dieß heißt Sudschuk-Kaleh im Tscherkessischen, vorüber direkt hin nach Gelendschik, welches die Russen im Jahre 1831 eroberten. Die Veste war damals auf allen Seiten von den Tscherkessen umzingelt; ihre Guerillas verbargen sich hinter dem Gebüsch und den Steinmauern außerhalb der Ringmauern, wo sie Tage lang geduldig auf den Feind lauerten. Wer unversehens auf Schußweite ihnen nahe kam, war verloren. Ohne starke Bedeckung durfte man sich keinen Schritt weit aus der Festung entfernen. Das Vieh selbst konnte bloß in Begleitung von fünfzig Mann und einer Kanone auf die Weide getrieben werden. Auf dem Gipfel eines steilen über die Festung emporragenden Berges stand eine tscherkessische Wache, welche Alles sehen konnte, was die Russen innerhalb Gelendschik's vornahmen. Machten sie irgend eine der Wache verdächtige Bewegung, so schoß sie zum Kennzeichen für ihre Landsleute die Flinte ab, worauf alle Bewohner der umliegender Dörfer ihre Waffen ergriffen, und eilends herbeystürzten. Des Nachts kamen die Guerillas bis unter die Wälle der Festung, um in den Gärten die Früchte und auf den Schießplätzen die Kugeln aufzulesen. Am 30. März 1833 erschienen einige Tscherkessen, um Zwiebeln aus den Gärten an den Ringmauern zu stehlen. Die russischen Wachen wurden aufmerksam; es wurde ein

Lärmgeschrey erhoben; man griff zu den Waffen und es ward in dieser Nacht ein junger Tscherkesse erschossen. Als es Morgen war, kam ein Herold aus dem Tscherkessenlager und verkündete, es würden des folgenden Tags einige angesehene Männer seines Volkes kommen, um über die Herausgabe des Leichnams zu unterhandeln. Und so geschah es. Von russischer Seite verlangte man für den Leichnam die Herausgabe einiger Ueberläufer. Die Tscherkessen ließen sich aber hierauf nicht ein. „Man könne ja," erwiederten sie, „die Gesetze des Gastrechtes nicht verletzen." Und so mußten sich die Russen nach langem Hin- und Herreden als Sühnegeld endlich mit einem Pferde begnügen. Unter solchen Umständen konnte freylich der Aufenthalt in Gelendschik weder angenehm noch lehrreich seyn, und der Reisende vermag uns daher bloß das über die Tscherkessen bereits Bekannte darzubieten, oder was er von Andern, wie von Major Tausch, auf den wir alsbald zurückkommen werden, erzählen hörte. Ohne Bedeckung konnte man ja, wie Dubois selbst uns berichtet (S. 32), nicht den kleinsten Spaziergang machen. „Hätte man nicht den schönen Busch gehabt, hundert Schritte von dem südlichen Thore Gelendschiks entfernt, wo man freye Luft schöpfen konnte, ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre." Ja der Reisende bekam nur sehr selten einen dieser stolzen Feinde Rußlands zu sehen. (S. 169.)

(Fortsetzung folgt.)

Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, etc.

(Schluß.)

In Frankreich gehört übrigens wie in andern Ländern das Uebergewicht der Knaben fast ganz den ehelichen Geburten an. Denn hier kommen 16 Knaben auf 15 Mädchen während der ersten 35 Jahre dieses Jahrhunderts, wogegen bey den unehelichen auf 26 Knaben 25 Mädchen kommen.*)

Die Tafeln 111 bis 115 endlich enthalten die Bewegung der Bevölkerung in den Städten. Leider hat aber die erste dieser Tafeln, welche die ehelichen und unehlichen Geburten, die Sterbfälle und die Heirathen von 1825—35 in sämmtlichen Departements- und Arrondissements-Hauptstädten giebt, weder bey den einzelnen Städten noch im Ganzen eine Summirung und sie ist so angelegt, daß auch Durchschnitte über die jährliche Bewegung der Bevölkerung aller Städte sich nur nach zeitraubenden Zusammenstellungen berechnen lassen.

Doch wollen wir von einigen bedeutenderen Städten hier den Gang der Population andeuten.

		Eheliche Geburten.		Uneheliche Geburten.		Summe		Sterbfälle		Heirathen
		M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	
Paris	1825	9839	9375	5150	4889	14989	14264	13415	13478	7959
	1835	9920	9441	5083	4876	15003	14317	12328	12196	7889
	1836	9785	9524	4860	4773	14645	14297	11773	11995	8308
Lyon	1825	1677	1677	997	968	2674	2645	2195	2314	1308
	1835	2592	2641	1014	938	3606	3579	8148	6009	2062
	1836	2775	2702	1064	996	3839	3698	2597	2732	1957

*) Sadler hat durch seine Untersuchung über das Alter der Eltern in Beziehung auf das Geschlecht der Neugebornen in den englischen Pairs-Familien gefunden, daß mehr Knaben geboren wurden, wenn der Mann um mehrere Jahre älter war als die Frau, als wenn die Gatten gleich alt waren; so wie auch mehr Knaben von ältern Vätern als von jüngern: sollte dieß nicht die geringere Zahl der unehlich gebornen Knaben erklären, da uneheliche Kinder zum größern Theile doch von jungen Eltern herrühren?

Digitized by Google

		Ehliche Geburten.		Unehliche Geburten.		Summe.		Sterbfälle.		Heirathen
		M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	
Marseille	1825	1810	1824	419	401	2229	2225	1844	1826	940
	1835	1918	1743	380	388	2298	2131	3742	3825	1052
	1836	2249	2293	285	252	2534	2545	2006	2172	1289
Bordeaux	1825	1205	1170	566	604	1771	1774	1337	1369	866
	1835	1516	1391	489	458	2005	1849	1614	1588	1039
	1836	1259	1255	627	584	1886	1839	1453	1530	959
Rouen	1825	1355	1295	374	328	1729	1623	1458	1515	762
	1835	1124	1183	346	377	1470	1560	1431	1535	804
	1836	1203	1239	382	337	1585	1576	1449	1591	835
Lille	1825	1064	1014	301	307	1365	1321	1156	1271	557
	1835	1019	1011	241	214	1260	1225	1019	1111	617
	1836	924	948	320	282	1244	1230	1030	1065	597
St. Etienne	1825	677	665	90	82	767	747	517	514	341
	1835	898	779	130	128	1928	902	554	548	404
	1836	919	847	153	131	1072	978	548	546	430

Die Bevölkerung dieser Städte war

in den Jahren	1789	1801	1811	1821	1831	1836
Paris . . :	524186	546856	622636	713966	774338	909126
Lyon . . .	138684	109500	105931	149171	133715	150814
Marseille . .	76222	111330	102217	109483	145119	146239
Bordeaux . .	82602	90992	93699	89202	99062	98705
Rouen . .	64922	87000	87000	86736	88086	92093
Lille.. . .	12818	54756	61467	64291	69073	72005
St. Etienne .	28392	16259	18147	19103	33064	41533

Wir hätten gerne die Zunahme der Bevölkerung in Mühlhausen hinzugefügt; aber die Tafeln erhalten keine Angabe hierüber, da diese Stadt nicht Hauptort eines Arrondissements ist. Zu bedauern ist, daß bey Aufnahme der Bevölkerung nicht zugleich auf das Alter und die Nahrungswege der Einwohner-Rücksicht genommen ist. Vielleicht giebt indeß ein späterer Band wenigstens die Zahl der jährlich patentirten Handwerker. Daß bey der Angabe der Sterbfälle das Alter der Gestorbenen außer Acht bleibt, verhindert die Anfertigung einer Mortalitätstafel, wie denn selbst die neueste Ausgabe des annuaire du bureau des longitudes bloß eine im Jahr 1806 angefertigte Mortalitätstafel von Frankreich enthält. Diese Mängel sind indeß kein Vorwurf gegen das vorliegende Werk, sondern fallen der Art und Weise zur Last, wie man die hier zusammengestellten Daten erhoben hat. Daß vielmehr die französische Regierung die hohe Wichtigkeit vollständiger Darlegung alles vorhandenen statistischen Materials erkannte und die bedeutenden Kosten dieser großen Arbeit nicht scheute, ist ein schönes Zeugniß für ihre Einsicht in das wahre Bedürfniß der Gesetzgebung und Verwaltung. Möge ihr Vorgang auch andere, insbesondere unsere vaterländischen Regierungen veranlassen, zu ähnlichen Sammlungen die nöthigen Mittel zu bewilligen.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nr. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Fortsetzung.)

Damit nun unsere Leser den Werth der Nachrichten, die man in den letzten Jahrzehnten über die Tscherkessen erhalten hat, nach welchen Hr. D. seine Beschreibung des Landes und der Bewohner verfertigte, besser zu beurtheilen vermögen, so wollen wir, was der Verf. der Geschichte und Topographie Tscherkessiens (v. S. 53 — 206) nicht hätte umgehen sollen, eine kurze geschichtliche Darstellung der Verhältnisse Rußlands zu den kaukasischen Völkern und namentlich zu den Bewohnern des östlichen Gestades des schwarzen Meeres vorausschicken. Es ist dieß zu einer kritischen Beurtheilung der Nachrichten über die Tscherkessen unumgänglich nöthig.

Das Reich der Mongolen von Kaptschak oder der sogenannten goldenen Horde konnte sich seit dem verheerungsvollen Zuge Timurs in die Länder zwischen der Wolga und dem Donflusse nicht mehr zu seiner vorigen Macht emporschwingen, und es zerfiel in mehrere kleine Fürstenthümer. Unter diesen Wirren ward es Rußland während der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (Karamsin VI. 112) möglich, seine Unabhängigkeit von dem Joche der Tataren zu erkämpfen und in der Folgezeit mehrere dieser kleinen, im Norden des schwarzen und des kaspischen Meeres entstandenen mongolischen Chanate zu vernichten und ihr Gebiet an sich zu reißen. Johann der IV. eroberte Kasan (1552) und Astrachan (1554), wodurch Rußlands Ansehen und Macht bey den umliegenden Völkern in Asien und Europa sehr erhöhet wurden. Die Fürsten von Chiwa und Bochara schickten Gesandtschaften an Johann (1553 — 1557) und baten um freyen Handel mit Rußland. Die Länder Schawkal, Thumen und Georgien, so erzählen uns wenigstens die russischen Geschichtschreiber, wollten selbst die Oberherrlichkeit des Zaren anerkennen. Bey dem Kuban, sagt dagegen Sigismund Baron von Herberstein, Gesandter Maximilians I. und Ferdinands I. in Rußland, sind gewisse Völker, welche Aphgasen heißen und weiter gen Süden werden die Berge von den Tscherkessen oder Zichen bewohnt, die, auf ihre steilen, unzugänglichen Bergeshöhen vertrauend, weder den Türken noch den Tataren gehorchen. Die Russen versichern aber, daß die Tscherkessen Christen sind und zwar nach dem griechischen Ritus; sie sollen sich beym Gottesdienste der slavischen Sprache bedienen. Sie sind sehr kühne Seeräuber. Mit ihren Barken fahren sie durch die Mündung der Flüsse, die sich von ihren Bergen ergießen, hinab in das Meer und fallen alle Schiffe an, denen sie begegnen, namentlich diejenigen, die von Kaffa nach Konstantinopel segeln (Ramusio II. 175). Peter der Große, der Schöpfer des heutigen Rußlands, wollte an der Ostsee, am schwarzen und auf allen Seiten des kaspischen Meeres festen Fuß fassen, um von hier aus die Eroberungsplane gegen Europa wie gegen Asien, wenn sich hierzu eine Gelegenheit darböte, richten zu können. Peter hatte dieses großartige Vorhaben glücklich durchgeführt, und seine Nachfolger gingen mit wenigen Ausnahmen, wo das Glück auf kurze Zeit ihre Waffen nicht begünstigte, in Riesenschritten vorwärts auf der von ihrem Ahnherrn vorgezeichneten Bahn. Katharina I. erweiterte ihre Besitzungen gegen Persien hin (1727), so daß jetzt schon der Ort, wo der Araxes in den Kur fällt, als

Digitized by Google

Mittelpunct der Gränzen Rußlands, Persiens und der Türkei festgesetzt wurde. Und wenn auch Anna Iwanowna den größten Theil dieser Eroberungen, selbst Asow nicht ausgenommen, aufgeben mußte; so gewann doch Rußland einige Jahrzehnte später, durch den Frieden zu Kutschuk Kainardschi (1744) viel mehr, als es jemals in diesen Gegenden besessen hatte. Asow ward wiederum herausgegeben, die Krim ward dem Namen nach für unabhängig von der Pforte erklärt, das hieß, den Russen preis gegeben, die sie auch einige Jahre später (1783) in Besitz nahmen, und die beyden Kabardah wurden der Kaiserin überlassen. Die Tscherkessen achteten aber wenig auf diese von fremden Mächten über sie getroffenen Bestimmungen; sie behaupteten ihre Unabhängigkeit und schwuren zwar, wenn sie dazu gezwungen wurden, den Eid der Treue auf ewige Zeiten, den sie aber, wenn sich eine Gelegenheit dazu gab, den nächsten Tag wiederum brachen. Im Frühling des Jahres 1781 ward ein rußischer Officier mit einem Kommando nach dem Kaukasus gesandt, um eine regelmäßige Verbindung zwischen Georgien und Imerethi mit Rußland herzustellen. Bald darauf erkannten auch, vermittelst eines am 24. Junius 1783 abgeschlossenen Traktates, die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Imerethi die Oberhoheit des rußischen Reiches, wofür Rußland ihnen versprach, sie gegen alle feindlichen Angriffe zu schützen. Die Pforte war natürlich über diese, mitten im Frieden, gemachten Eroberungen höchlich aufgebracht; sie war aber so geschwächt, daß sie es lange nicht wagte einen neuen Krieg gegen Rußland, mit dem Joseph II. enge verbunden war, zu beginnen. Um aber einen starken Punct an der Ostküste des schwarzen Meeres zu haben, von wo aus man auf die Bergvölker wirken könne, ward in der Gegend des alten Hafenortes Sindicus im Lande der Sinder, im Jahre 1784 die Feste Anapa angelegt. Die Genueser hatten schon diesen Ort, wie aus den Trümmern der alten Mauerwerke zu ersehen ist, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert befestigt. Hier, wo ein Pascha residirte, und zu Sudschuk Kaleh, die griechische Pflanzstadt Bata oder Patus der Alten, wurden Märkte für die Tscherkessen angeordnet, wohin sie in Masse strömten, um ihre Producte, rohe Häute, Honig, Wachs und Getreide gegen Salz, Eisen und andere Bedürfnisse auszutauschen. Rußland ließ dagegen durch Gelehrte und Ingenieure die kaukasischen Länder nach allen Richtungen hin durchkreuzen, damit man an ihren Nachrichten, Aufnahmen und Beschreibungen einen festen Anhaltspunct erlange zu ferneren Unternehmungen. Wir erinnern bloß an die von dem Obersten Gerber im Jahre 1727 gesammelten Nachrichten über die zwischen Astrachan und dem Kur wohnenden Völker — sie sind abgedruckt in Müllers Sammlungen zur russischen Geschichte — an Stählins Beschreibung der Kabardinischen Lande (Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie VI. 453 folg.), an Güldenstädt (Reisen durch Rußland und im kaukasischen Gebirge. St. Petersburg 1787), Reineggs (Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. St. Petersburg 1796) und an Pallas, dessen vortreffliches Reisewerk wir bereits erwähnten.

Obgleich ihrer Schwäche sich bewußt, hielt es die Pforte doch für nöthig einen neuen Versuch zu wagen, ob sie vielleicht die Länder und Rechte, die sie im Frieden verloren hatte, im Kriege wiederum erlangen könnte. Der Versuch fiel unglücklich aus und sie ward im Frieden zu Jassy (1792) gezwungen, alle Eingriffe Rußlands anzuerkennen, wogegen Anapa und Sudschuk Kaleh, Orte welche die Rußen im Kriege (1791) eroberten, herausgegeben wurden. Anapa hatte damals 5,000 Einwohner und war von 10,000 Türken und 15,000 Kaukasiern vertheidigt worden (Marigny 164). In dem bald hernach ausgebrochenen Kriege gegen Persien (1796) wurden Tarku, Derbend, Baku und andere Plätze am kaspischen Meere erobert und alsbald durch einen Befehl Pauls I. vom 5. Januar 1797 mit Rußland vereinigt. Ebenso ward Georgien i. J. 1800 als selbständiger Staat vernichtet und bald hernach (1802) von Alexander I. in ein rußisches Gouvernement umgeschaffen. Der zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest (1812) geschlossene Friede ließ die Grenzen der beyden Reiche in Asien, wie sie vor dem Kriege waren. Anapa und Sudschuk Kaleh, die während des Krieges wiederum in die Hände der Russen gefallen waren — der

Digitized by Google

letztere Platz ward vom Herzog von Richelieu 1811 erobert — wurden zwar den Türken zurückgegeben; man dachte aber jetzt schon daran, die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres in der nächsten Zukunft dem rußischen Zepter zu unterwerfen. Es waren bereits, wie wir alsbald sehen werden, Handelsverbindungen mit den Tscherkessen und Abchasen an der Küste angeknüpft worden, von denen sich die Unternehmer, da man den unabhängigen Geist des Volkes nicht kannte oder doch wenigstens durch die neu eingeführten Bedürfnisse zu brechen hoffte, in der Folge Großes versprachen.

In dem Frieden zu Gulistan (1813) ward Persien gezwungen, Dagestan, Schirwen, Baku, Karabagh und Talisch an Rußland abzutreten; es mußte überdieß seinen Ansprüchen auf Georgien, Imerethien, Mingrelien und Guriel entsagen, und der letzte rußische Posten war zu Gomeri, ungefähr zehn deutsche Meilen von Eriwan entfernt. Die Gränzen waren aber durch keinen Fluß, durch keine Gebirgskette bestimmt worden; sie hatten keine Festung, keine Stadt zum Anhaltspuncte. Zwischen den beyden Staaten blieb ein Strich herrnlosen Landes, wo sich Turkomanen und Kurden herumtrieben, die bald nördlich bald südlich Einfälle machten und sowohl Persien als Rußland zu unaufhörlichen Klagen Veranlassung gaben. Persien, das seinen Verlust nicht verschmerzen konnte, wollte sich aber zu keiner genauern Bestimmung der gegenseitigen Gränzen verstehen, und so begann (1826) der Krieg von Neuem, der mit dem Frieden zu Turkmantschai (1828) für den Schah ein trauriges Ende nahm. Das ganze Chanat Eriwan dießseits und jenseits des Araxes, Nachitschewan, Edschmiadzin, der alte Sitz des armenischen Katholikos, und das Gebirge Ararat mußten abgetreten und überdieß allen Christen, in den von Russen während des Krieges besetzten Landen, die Erlaubniß gegeben werden, mit Hab und Gut auswandern und in dem neuen rußischen Gebiete, welches Armenien genannt wurde, oder in den andern transkaukasischen Ländern sich niederlassen zu dürfen. (Vergleiche meine Geschichte der Uebersiedelung von vierzig Tausend Armeniern. Leipzig 1834). Bevor aber noch der Friede zu Turkmantschai geschlossen war, hatte bereits der Krieg mit der Pforte von Neuem begonnen, auf den aber schnell der Friede zu Adrianopel (1829) folgte. Rußland erhielt durch diesen Frieden einen Theil des Paschaliks Achalzik und alle Besitzungen der Pforte an dem östlichen Gestade des schwarzen Meeres: Anapa, Sudschuk Kaleh und Poti. Die Pforte hatte auch alle ihre Hoheitsrechte über die Tscherkessen und Abchasen abgetreten; die Tscherkessen behaupten aber dagegen, daß sie in Masse niemals die Oberhoheit des Sultans anerkannt hätten und daß sie, wie sie es von jeher waren, frey leben und sterben wollten innerhalb ihrer Berge. Rußland beherrscht große fruchtreiche Landstriche jenseits des Kaukasus. Das Alpenland Armenien und der größte Theil des getreidreichen alten Kolchis steht unter seinem Zepter. Persien geht aber unter der schwachen Hand der Kadscharen mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen und Rußland ist der natürliche Erbe des südwestlichen Irans. Unter diesen Umständen muß dieses Reich natürlich Alles aufbieten, um den Rücken frey zu bekommen, um die Völker und Stämme zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, wenn es auch nicht möglich ist, sie zu einem unbedingten Gehorsam zu bringen, doch wenigstens so weit zu beruhigen, daß sie den Bestrebungen gegen Südwesten nicht hemmend entgegen zu treten vermögen.

Wir bemerkten, daß Rußland schon einige Zeit, bevor die an den östlichen Küsten des schwarzen Meeres gelegenen Lande zu seinem Reiche gehörten, seine Aufmerksamkeit auf das kriegerische Volk der Tscherkessen gerichtet und einstweilen Handelsverbindungen mit ihnen angeknüpft hatte. Der Herzog von Richelieu, der Schöpfer Odessas, hatte in den mannigfachen Kämpfen gegen die kaukasischen Stämme ihre hochherzigen Gesinnungen kennen und schätzen gelernt, und er glaubte, daß die wenigen barbarischen Gewohnheiten, namentlich das Rauben und Plündern, welche diese trefflichen Völkerschaften verunstalten, mehr den äußerlichen Umständen, als angebornen Neigungen zugeschrieben werden müßten.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Dr. Theodor Panofka, Der Tod des Skiron und des Patroclus, ein Vasenbild des königl. Museums. Zur Bestätigung der Statuenordnung und zur Restauration der Königshalle in Athen. Berlin 1836. 4.

Dr. C. Leemans, Lettre a M. François Salvolini, sur les Monumens Egyptiens, portant des legendes royales, dans les musées d'antiquités de Leide, de Londres et dans quelques collections particulières en Angleterre. Leide 1838. 8.

Eduard Dodwell, Alcuni Bassirilievi della Grecia. Roma 1812. fol.

Carl Ritter, die Stupa's (Topes), oder die architectonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstrasse und die Colosse von Bamiyan. Berlin 1838.

Nouvelles Annales, publiées par la section française del'institut archéologique. T. I. Cah. 1, 2. Paris 1836/37.

Annali dell' instituto di Corrispondenza Archeologica. Vol. 7. 8. Berolino 1835—36. 8.

Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1835. Roma 1835. 8.

Cavilicre Luigi Canina, L'Architettura antica descritta e dimostrata coi Monumenti. Roma 1832. fol.

Sezione II. Architettura Greca. Fascic. 6—8.
„ III. Architettura Romana. Fascic. 12.13.

Champollion le jeune, Grammaire Egyptienne ou principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée a la représentation de la langue parlée. Part. II. Paris 1838. 4.

Le Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Liv. 9. Par. 1830.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken, von Hrn. Roux und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. Kaiser. Lief. 1—12. Hamburg 1838. 4.

Franc. Inghirami, Galleria Omerica, o raccolta di monumenti antichi. Livr. 56. 57. Fiesolana 1837. 8.

Franc. Inghirami, Pitture di Vasi Fittili. Fasc. 27. Fiesole 1833. 4.

F. Mazois, Les Ruines de Pompei, continué par M. Gau. Part. IV. Paris 1838. fol.

Musée des antiquités Egyptiennes. Livr. 1—11. Par. s. a.

Samuel Pegge, An assemblage of Coins, fabricated by authority of the Archbishops of Canterbury. London 1772. 4.

J.P. Schunck, Codex diplomaticus exhibens chartas historiam medii aevi illustrantes. Moguntiae 1797. 8.

Carlos Martell, Anales del mundo. Zaragoça 1662. f.

Ant. Faxardo y Azevedo, Resumen historial de las edades del mundo. Madrid 1671. 4.

Paulo Jovio, Historia general, traduzida en Castellano per el Licenciado Gaspar de Baeça. Salamanca 1552. f.

William Ainsworth, Researches in Assyria, Babylonia and Chaldaea; forming part of the labours of the Euphrates expedition. London 1838. 8.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Th. 3. 4. Königsberg 1838. 8.

Connop Thirlwall, A history of Greece. Vol. V. London 1838. 8.

Joseph Ritson, Memoirs of the Celts or Gauls. London 1827. 8.

Julian de Castillo, Historia de los Reyes Godos. Burgos 1582. fol.

K. Müller, Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Lief. 1. 2. Dresden 1838. 8.

Fr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. 6. Leipzig 1838. 8.

Manuel de Faria y Sousa, Asia Portuguesa. T. 1—3. Lisboa 1666—75. f.

— — — — — —, Europa Portuguesa. T. 1—3. Lisboa 1678. f.

— — — — — —, Africa Portuguesa. Lisboa 1681. f.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Fortsetzung.)

„Man hatte sie," pflegte er zu sagen, „in ihre Berge zurückgedrängt, ihnen jeden Zugang zu den gebildeten Nationen der Erde verschlossen; sie können ihre überflüssigen Erzeugnisse, ihr Getreide, ihr Holz, ihren Honig und Wachs, den Erwerb ihrer Jagd und Viehzucht nicht gegen ihre anderweitigen Bedürfnisse umtauschen; sie rächen sich deßhalb an ihren Bedrückern und nehmen mit Gewalt, was ihnen im freundlichen Verkehre versagt wird." Einem von solchen Gesinnungen beseelten Manne mußte natürlich der Antrag eines genuesischen Kaufmannes, Scassi, zu einer Handelsverbindung mit Tscherkessien, sehr willkommen seyn. Während der fünf Jahre (1807—1812), wo die russische Flagge auf der Feste Anapa wehete, kamen nämlich mehrere christliche Speculanten dahin, um zu sehen, ob sich hier nicht neue vortheilhafte Handelsverbindungen anknüpfen ließen. Unter diesen befand sich auch Scassi, der in dem Hause des hier commandirenden Generals Buchholz mit Güte aufgenommen wurde. Frau Buchholz war eine Tscherkessierin von Geburt; sie ward, kaum 14 Jahre alt, den Armen ihrer Aeltern entrissen, wie gewöhnlich als Sclavin verkauft und heirathete später, nach wunderlichen Schicksalen, ihren jetzigen Gemahl. Die Tscherkessierin, welche natürlich ihre jetzige Lage der ehemaligen in ihrer Heimath vorziehen mußte, wünschte sehnlichst, daß alle ihre Landsleute unter die russische Herrschaft sich fügen möchten. Meine Tscherkessen, sagte sie, sind herrliche Leute; man hege nur Vertrauen zu ihnen; man liefere ihnen Salz und sorge für ihre anderen Bedürfnisse, das Uebrige wird sich schon geben. Scassi unterzog sich diesem schwierigen Unternehmen und erlangte den Schutz eines tscherkessischen Fürsten oder Häuptlings Mehmed Indar Oglu, der sich für seinen Konak oder Gastfreund erklärte. Scassi ging nun nach Rußland zurück und machte dem Herzog von Richelieu den Vorschlag, die Tscherkessen vermittelst des Handels zu civilisiren und in Folge dieser Civilisation sie für das russische Reich zu gewinnen. Dieser Vorschlag ward mit Freuden angenommen und im Jahre 1814 erhielt der genuesische Kaufmann von der russischen Regierung in Taurien ein Transportschiff, das Salz nach Pschad brachte, um daselbst Schiffbauholz für die russische Marine einzutauschen. Scassi landete glücklich zu Pschad, ein Wort welches im Tscherkessischen Gewässer bedeutet, und ward daselbst sehr gut aufgenommen. Die Türken waren nämlich einsichtslos genug, allen Handel mit der ganzen Küste Tscherkessiens zu untersagen und ihn bloß auf Anapa zu beschränken. Die Russen kehrten sich aber nicht daran, und den südlicher gelegenen Strichen war es sehr willkommen, ihre Bedürfnisse in der Heimath erlangen zu können und der Reise nach Anapa enthoben zu seyn. Scassi ward für seine so glücklich begonnenen Unternehmungen von der russischen Regierung reichlich belohnt, und im Jahre 1817 dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beygegeben. Herr Taitbout de Marigny, ein Franzose von Geburt, hatte gerade damals in Taurien einen Schuner bauen lassen, welchen der russische Agent zu seinen Reisen an der tscherkessischen Küste für geeignet hielt. Man nannte ihn den Tscherkassier und Marigny selbst, der schon einmal i. J. 1813 zu Anapa war, übernahm das Kommando des für ein Regierungspaquetboot erklärten Fahr-

zeuges. Scassi hatte früher schon zwey Handelsagenten in Tscherkessien bestellt, welche, während er hin und herreiste, zurückbleiben, die Geschäfte besorgen und gelegenheitlich über die Beschaffenheit des Landes, über die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner Erkundigungen einziehen sollten. Einer dieser Agenten war ein Grieche Namens Mudrow und der andere der Sohn eines teutschen Kolonisten in Taurien, Tausch. Dieser lebte seit seinem sechzehnten Jahre unter den Tscherkessen, hatte deren Sprache vollkommen erlernt und war selbst der Gesinnung nach, wie wir aus einer in mannigfacher Beziehung lehrreichen Anekdote ersehen, die uns Marigny erzählt, ein vollkommener Tscherkesse geworden. Ich fragte Herrn Tausch, sagt Marigny, als ich zum zweyten Male nach Tscherkessien kam, wie es der Familie des Indar Oglu, des Konaks oder Gastfreundes aller der zu Pschad landenden fremden Agenten, erginge, und ich erfuhr, daß ein Fürst des Schapsuk Stammes um seine Tochter Grasch gefreyt habe, aber der Preis, den er bot, ward zu geringe befunden. Tschapsin, die ich als sehr jung kannte, war berühmt im ganzen Stamme der Nutachaitsch ihrer Talente wegen und die Mütter stellen sie ihren Töchtern als Muster vor. Islamkeri erhielt den Beynamen der Weise und er war schon häufig zum Schiedsrichter in wichtigen Angelegenheiten erkoren worden. Kaspolet folgt dem Beyspiele seines Bruders Nogai und hatte sich schon in mehreren Abentheuern ausgezeichnet. Moisse, bloß vierzehn Jahre alt, hatte schon mehrere Stücke Rindvieh und Pferde auf die Seite gebracht und Noghai endlich, ein Kind von acht Jahren, hatte bereits zwey Ziegen gestohlen. „O," rief Hr. Tausch am Ende seiner Erzählung aus, „es kann nicht fehlen, Alles verspricht dem Hause des Indar Oglu Ehren, Macht und unendliches Glück." Als diese Worte mich lachen machten, fiel es Herrn Tausch bey, daß er mit einem Fremden spräche, und er fügte hinzu: „Sie haben, seitdem wir uns in diesem Lande sahen, große Reisen gemacht; Sie lebten immer unter civilisirten Nationen, und ich vergaß, daß unter diesen andere Ansichten über das, was ehrenvoll ist, obwalten. Ich weiß aber, daß viele Dinge von dem mehr oder weniger glänzenden Rahmen

abhängen, mit welchem man sie herausputzt und in welchem sie dann erscheinen. Auch weiß ich, daß Sie selbst in Paris manchmal das Thal von Pschad vermißten; daß an den goldenen Portalen der Tuilerien Sie nach der niedrigen Behausung des Prinzen Indar Oglu seufzten, und daß endlich in den Salons dieser Hauptstadt der civilisirten Welt, wo die Kunst immerdar die Natur vor unserem Anblicke verschleyert, Sie sich nicht selten nach unsern Wäldern und unsern Festen zurücksehnten. Herr Tausch, fügt Marigny hinzu, hatte Recht." (Marigny 188 folg. 40, 185.)

Diese Agenten schickten natürlich ausführliche Berichte an das Gouvernement zu Odessa, von wo aus sie dann an das auswärtige Ministerium zu St. Petersburg befördert wurden. Von Scassi selbst und dem Griechen Mudrow ist niemals etwas der Oeffentlichkeit übergeben worden. Marignys Journal seiner ersten Reise vom Jahre 1818 erschien bereits in dem Jahre 1819 zu Paris in dem ersten Bande der Reisen in den Steppen um Astrachan und im Kaukasus von dem Grafen Potocki. Seine vollständigen Tagebücher und Bemerkungen während der drey Reisen, die er nach Tscherkessien machte, erschienen aber erst zu Odessa im Jahre 1836 unter folgendem Titel: Voyages en Circassie, par le Chevalier Taitbout de Marigny, présentement Consul de S. M. le Roi des Pays-Bas à Odessa, avec vues, costumes etc. Man erhob in England über diesen Abdruck einen gewaltigen Lärm. Es sey, hieß es, die Handschrift des Verfassers, der im Jahre 1824 zum niederländischen Konsul in den Häfen am schwarzen Meere ernannt wurde, während seiner Abwesenheit gedruckt worden und habe vielfache Zusätze und Verstümmelungen erfahren. Diese Klagen sind aber sehr übertrieben. Es ist wahr, es sind aus der Handschrift Marigny's durch die russische Censur einige wenige mißfällige Bemerkungen weggestrichen worden. Die gehaltreichen Zusätze, welche das Werk erfuhr, fügten aber nicht, wie man andeutete, die schlauen Beamten des Kaisers hinzu; sondern sie sind wörtlich aus dem trefflichen Berichte des Herrn Tausch entnommen, der schon früher in englischer Sprache in dem ersten Hefte des Journals der Londoner Asiatischen Gesellschaft

Digitized by Google

erschienen war (Gel. Anz. 1839 Nr. 30, 32). Ein Beyspiel wird dieß hinlänglich beweisen. In den Zusätzen zu Marigny S. 47 heißt es: Equal to the rest of the nation, the desire of bringing it into subjection is an idea unknown to them. A young prince who in battle will show all the pride of his rank, will not dare to sit down in presence of an old man, without obtaining permission to do so. The only prerogatives they possess, consist in the division of the spoil taken from the enemy, and in the duties which they levy on the ships wich come to trade upon their coasts. Bey Tausch Journal of the Royal Asiatic Society I. 101. lautet diese Stelle folgendermaßen: On a level in other respects with they rest of the nation, the idea of reducing it to their will is unknown to them. A young prince, who exhibits all the spirit of his rank in an engagement, dares not seat himself in the presence of an aged person, unless he has received permission. The only separate privileges reserved for their princes consist in the spoils captured from an enemy, and in the duties levied upon ships which come to trade upon their coasts. Man ersieht hieraus, wie unrecht der englische Herausgeber hatte, wenn er diesen Zusatz ein listiges Einschiebsel der Russen nennt. Wir geben *weiter unten* eine deutsche Uebersetzung dieser Stelle.

Scassi ward später der Proceß gemacht, und Dübois deutet an (101), daß er sich glücklich schätzen mußte, mit dem Leben durchgekommen zu seyn. Herr D. klagt Scassi der Saumseligkeit und des Truges an, ohne aber dafür die geringsten Beweise beyzubringen. Was er erzählt, spricht im Gegentheile für den Angeklagten. Als Prinz Mentschikow 1829 Anapa belagerte, machte ihm der Genueser, wie D. uns berichtete, darüber Vorstellungen; er meynte, man solle doch den Tscherkessen Wort halten — also mußte man ihnen doch etwas versprochen haben — sie wären bereit sich Rußland zu unterwerfen. Eben so verwendete sich Scassi für die Tscherkessen, als derselbe Mentschikow siebzehn Hundert Krieger dieses Volks in dem Kuban ersäufte. Diese Unglücklichen, sagte Scassi, gehören zu den unschuldigen friedlichen Tscherkessen. Wenn dieß Alles war, was man gegen den menschlich gesinnten Genueser aufbringen konnte, so ist Hr. D. nicht bloß wie er glaubt strenge gegen Scassi, sondern ungerecht. Von Mudrow hören wir nichts mehr und Tausch lebt jetzt als russischer Major in Gelendschik, wo D. ihn sprach und wie wir bereits bemerkten, Manches über die Tscherkessen von ihm erfahren hat. Tausch und Marigny sind aber in neuer Zeit die einzigen, welche sich längere Zeit bey den Tscherkessen aufhielten, deren Sprache erlernten und selbstständige Nachrichten über dieses Volk der Oeffentlichkeit mittheilten. Die Reisen des englischen Majors Spencer nach dem westlichen Kaukasus, (Travels in Circassia and the western Caucasus. London 1838.) auf die wir bey einer andern Gelegenheit zurückzukommen gedenken, enthalten viele leere Reden, aber keine neuen, von anderer Seite her nicht bereits bekannten Thatsachen.

Von den Russen können wir aber jetzt, nachdem seit vielen Jahren der Krieg mit den Tscherkessen ununterbrochen fortdauert, keine neuen Thatsachen zur Kenntniß des Landes und Volkes erwarten. Wir finden auch nichts dieser Art, weder in dem ersten Bande des Herrn D., noch in der officiellen Beschreibung der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus, welche in vier Octavbänden in russischer Sprache 1838 zu St. Petersburg erschienen ist. In Betreff des letztern Werkes muß sich aber der Verf. dieser Anzeige, da er selbst nicht russisch versteht, auf die Angaben in öffentlichen Blättern und auf die gütige Mittheilung eines gelehrten Freundes verlassen. Der russische Minister der Finanzen, Graf von Canzrin, sandte nämlich vor einem Jahrzehent eine russische Expedition nach den Provinzen jenseits des Kaukasus, namentlich nach Georgien. Diese Expedition war sieben Jahre daselbst beschäftigt und soll durch ihre Untersuchungen ein großes Licht über alle ihr zugänglichen, unter Rußland mittelbar oder unmittelbar stehenden Lande jenseits des Kaukasus verbreitet haben.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Franc. Sota, Chronica de los Principes de Asturias y Cantabria. Madrid 1681. f.

Prudencio de Sandoval, Chronica del emperador de España, Don Alonso VII. Madrid 1600. f.

Cronica del Rey de Castilla et Leon, Don Pedro I. Toledo 1526. f.

Sitio y socorro de Fuente - Rabia y successos del año de 1638. Madrid 1639. 8.

Francisco de Cepeda, Resumpta historial de España. Madrid 1643. 8.

Christoval Lozano, Los Reyes nuevos de Toledo. Madrid 1667. 8.

Diego Sanchez Portocarero, Antiguedad del Señorio de Molina historia. Madrid 1641. 8.

Petrizio de Rossi, Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia, seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Vol. 1—4. Romae 1837. 8.

H. F. Maßmann, die gothischen Urkunden von Neapel. Wien 1838. F.

Franc. Ant. Vitale, Storia diplomatica de Senatori di Roma. Vol. 1. 2. Roma 1791. 4.

Vincenzo Davolio, Memorie storiche della Contea di Novellara. Milano 1833. 4.

La Verona illustrata ridotta in compendio. Vol. 1. 2. Verona 1771. 8.

Gio. Piet. de Crescenzi, Corona della nobiltá d'Italia. Bologna 1639. 4.

J. Millenet, Des principaux produits agricoles de la partie continentale du royaume de Naples. Naples 1834. 8.

Carlo Denina, Istoria della Italia Occidentale. Vol. 1—6. Torino 1809. 8.

Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Ulrichs.
Bd. III. Abth. 2. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. Stuttg. 1838. 8.

Bartholomaei Beverinii Annalium ab origine Lucensis urbis Vol. 4. Lucae 1832. 8.

Car. Morbio, Storie dei municipi Italiani, Vol. 3. Milano 1838.

Erasmus Pistolesi, Il. Vaticano descritto ed illustrato. Vol. 4—6. Roma 1829. f.

M. Capefigue, Philippe D'Orléans, régent de France 1715—1723. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Achille de Jouffroy et Ernest Breton, Introduction a l'histoire de France, ou description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'a l'établissement de la Monarchie. Livr. 1—8. Paris 1838. fol.

M. Michelot, Histoire de France. Vol. 3. Paris 1837. 8.

M. D. Massiou, Histoire politique, civile et religieuse de la Saintonge et de L'Aunis, depuis les premiers temps historiques jusqu'à nos jours. Deuxième période. 1152—1548. Vol. 1. 2.
Troisième période. 1548 — 1686. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

M. Moreau, Histoire des guerres de la ligne en Bretragne, et particulièrement en Cornouaille. Brest 1836. 8.

Henry Martin et Paul Jacob, Histoire de Soissons, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. A Soissons 1837. 8.

L'Abbé Simon, Histoire de Vendome et de ses environs. Vol. 1—3. Vendôme 1834—35. 8.

La Duchesse D'Abrantès, Histoire des Salons de Paris. Vol. 3—6. Par. 1838. 8.

J. Milleret, La France depuis 1830, aperçus sur la situation politique, militaire, coloniale et financière. Par. 1838.

Caulaincourt, Souvenirs du Duc de Vicence. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

E. M. de Saint-Hilaire, Souvenirs de la vie privée de Napoléon. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Lazzaro Papi, Commentarii della rivoluzione Francese dalla congregazione degli stati generali fino alla morte di Luigi XVI. P. I. 1—3. P. II. 1—6. Bastia 1830—36. 8.

Le Comte D'Allonville, Mémoires secrets de 1770 à 1830. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1838. Paris. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Schluß.)

Die russische Regierung ließ nun einen Auszug aus den Berichten dieser Commission bekannt machen. Diesem officiellen Ueberblick der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus ward zugleich eine sehr werthvolle Karte dieser Länder beygegeben, welche Herr Kolokolow 1836 an Ort und Stelle aufgenommen hat. Durch diese Kommission erfuhr man höchst wahrscheinlich auch die Bevölkerung der transkaukasischen Provinzen, die in Petersburger Blättern für das Jahr 1836 auf 1,378,316 Seelen angegeben wird. Es wird aber dabey nicht bemerkt, auf welche Weise man zu diesem statistischen Resultate gelangte; weßhalb wir, eingedenk der Worte eines russischen Akademikers, die unsere Statistiker ganz übersehen haben, dieser Angabe keinen unbedingten Glauben schenken können. „Es herrscht bey uns,“ sagt Herrman, „durchgängig eine Ungewißheit über die Anzahl der Frauen, und noch mehr über die Anzahl der Rasnotschinzi, der Juden, Tataren und Nomaden, geschweige denn über die Bevölkerung der neu erworbenen Länder in Asien. Daher die Verschiedenheit in der Bestimmung der ganzen Bevölkerung des Reiches, welche bald 48 bald 58 Millionen betragen soll. Es ist aber eben so unnütz, sich hierüber zu streiten, wie über die Chronologie der Zeiten vor Cyrus.“ Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sciences politiques. VI. Série. II. 1834. S. 288.

Wir geben nun, zum Schlusse unserer Anzeige, eine Darstellung der tscherkessischen Staatsverfassung nach den Angaben unserer beyden Gewährsmänner, Marigny und Tausch. Wie wenig Hr. D. zur Auffassung und Darstellung der Verfassungsverhältnisse geeignet ist, ersieht man aus dem, was er hierüber in seinem Werke berichtet (S. 114 folg.). Nennt er doch den gemeinen tscherkessischen Freyen serf!

Die Regierungsweise der Tscherkessen möchten wir eine feudalistische Aristokratie nennen, ähnlich derjenigen des deutschen Reichs im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß auf den Hochebenen des Kaukasus kein Kaiser waltet, daß geistliche und weltliche Macht nicht getrennt sind und Geistliche nicht über Land und Leute gebieten. Das ganze Volk trennt sich, neben den beyden Kabardah, in zwölf Stämme — unrichtig heißt es in einigen Berichten in zehn — deren Namen von den Reisenden verschieden aufgefaßt und niedergeschrieben wurden, was natürlich ist bey einem Volke, welches der Schreibkunst unkundig und wie alle Gebirgsbewohner vieler unbestimmten Kehllaute sich bedient. Es mißglückten die von Marigny wiederholt angestellten Versuche, die Worte so zu schreiben, wie sie gesprochen wurden: denn die europäischen Alphabete wurden zu lautarm befunden. Reichen sie doch keineswegs aus für die verhältnißmäßig gebildetern benachbarten Idiome der Georgier und Armenier! Die Stämme zerfallen wiederum in eine Anzahl durch Eidschwur befestigter Gaugemeinschaften, an deren Spitze der Fürst oder die Fürsten stehen. Die Gaugemeinschaften schwören sich gegenseitig zur Wehr und Abwehr beyzustehen. Keine Ursache, kein Vorwand entschuldigt den Verräther; der wiederholt Meineidige ist, wenn er nicht entflieht, wie jeder andere Verbrecher unrettbar der Sclaverey verfallen. Zum Tode wird aber Niemand verurtheilt;

Digitized by Google

Sclaverey dünkt dem freyen Volke die bitterste Strafe. Damit kein Stamm durch Macht hervorragen und so die Freyheit Aller gefährden möge, verbinden sich mehrere Gaugemeinschaften zu einem Bunde. Die Abgeordneten der Gauen schwören im Namen ihrer Gemeinheiten gegenseitige Treue und Freundschaft. Sie schwören, daß keiner etwas unternehmen wolle, was des Andern Sicherheit und Wohlergehen gefährden möge, daß sie im Streite gegen Fremde sich beystehen und in Zwistigkeiten unter sich selbst Recht geben und nehmen wollen. Wer diesen Verpflichtungen zuwider handelt, kann bloß das erste Mal sein Vergehen durch eine schwere Buße sühnen; der zum zweyten Male schuldig Befundene hat die Freyheit verwirkt und wird als Ruhestörer und Räuber in die Fremde verkauft.

Diese Fürsten werden von den Tscherkessen selbst Pschi, von den Türken Bei oder Beg genannt. Sie leiten im Frieden die Verwaltung des Landes und sind die Anführer im Kriege. Die Fürstenwürde ist erblich; es kann selbst in besondern Fällen ein Adeliger oder gemeiner Freye durch Verheirathung mit einer Fürstentochter in den fürstlichen Stand erhoben werden. Doch geschehen dergleichen Mißheirathen sehr selten, indem die tscherkessischen Fürsten auf ihr Geschlecht sehr stolz sind und einen mackellosen Stammbaum zu bewahren trachten. Ihre Gewalt, die weder eine willkührliche ist noch auf bestimmten Gesetzen beruht, hängt eines Theils von der ererbten Anhänglichkeit, von ihrer bewährten Tüchtigkeit und der öffentlichen Meynung ab; andern Theils auch von der Größe und dem Ansehen ihres Gefolges. Der mächtigste Fürst ist derjenige, welcher, wenn er aus eigenem Antriebe auf Abentheuer auszieht und sich gegen benachbarte Feinde zur Wehre setzt, oder wenn er von der Gaugemeinde und der ganzen Genossenschaft zum Anführer eines in der Volksversammlung beschlossenen Krieges gewählt wird, auf die meisten und angesehensten Ministerialen mit Sicherheit zählen und die zahlreichste Verwandtschaft und die muthigsten Genossen um sich zu sammeln vermag. In allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens erfreuet sich der Fürst nicht des geringsten Vorrechtes, nicht der kleinsten Auszeichnung vor jedem Freyen. Er hat aber ausschließend die Befugniß, jeden gemeinen Freyen, der sich um ihn, um die Gaugemeinschaft oder um den ganzen Stamm besondere Verdienste erwarb, in den Adelsstand zu erheben. Auch muß man, wie wir in der Folge sehen werden, aus mehreren Anordnungen schließen, daß sie gleich wie die indischen Zemendars als die alleinigen rechtmäßigen Besitzer des Landes betrachtet werden. Ein junger Fürst, welcher im Kriege mit all dem Stolze eines Helden und erblichen Gebieters sein Haupt emporhebt, wagt es nicht, bevor es ihm ausdrücklich erlaubt wird, in der friedlichen Behausung oder in den schattigen Baumhallen der Heimath in Gegenwart eines Greises der niedern Stände sich niederzulassen. Im Kriege und nur im Kriege zeigt sich der Fürst als Gebieter. Hier ist ihm jeder unbedingten Gehorsam schuldig, und von der Beute erhält er das Vorzüglichste. Hat der Fürst seinen Theil, so wird sie nach Verdienst oder gleichtheilig unter das Gefolge und die Freyen vertheilt. Von allen Gütern, die der Fremde ins Land bringt, erhebt der Fürst, der als Beamter für die öffentliche Sicherheit wacht, einen Zoll, dessen eine Hälfte ihm, der den Kaufmann und seine Waaren in Schutz nimmt, gebührt; die andere wird bald dem ganzen Gefolge überlassen, bald auch bloß der Dorfgemeinde, wo der Fremde sein Waarenlager beständig errichtet, oder wo er auf kurze Zeit seinen Kramladen aufschlägt. Es lebt der Fürst im Uebrigen von dem Ertrage seines Grundbesitzes, von den Geschenken der Edeln, von den Abgaben der gemeinen Freyen und von der Arbeit seiner Knechte. Ein eigentliches Geschäft zu betreiben, ist des Fürsten wie des Edeln unwürdig; ihm geziemt es bloß das Volk zu regieren, in den Krieg zu ziehen und auf Raub und Jagd auszugehen. Sie schweifen und reiten immerdar zu Pferde umher, besuchen sich gegenseitig in ihren geräumigen Hallen und ergötzen sich in lärmenden Gelagen. Es muß übrigens der Fürst, so will es die Sitte, für Jedermann offene Tafel halten, denn bloß durch Freygebigkeit, Gastfreyheit und Güte kann er sich die Liebe und Anhänglichkeit der Seinigen erwerben und bewahren.

Unter den Fürsten und neben ihnen stehen die Work oder Adeligen, von den benachbarten Völkerschaften Usden genannt, die sich, einer Nach-

Digitized by Google

richt nach, wiederum in hohen und niedern Adel (Pallas I. 377) theilen sollen. Sie sind die Ministerialen oder Lehnsleute der Fürsten, die auf deren Geheiß den Regierungsgeschäften obliegen und ihnen für die erblichen Lehnsgüter zur Kriegesfolge verpflichtet sind. Von Zeit zu Zeit ehren sie die Fürsten durch freywillig dargebrachte Geschenke; bestimmte Abgaben haben sie aber keine zu leisten. Auf sie folgen die Tschokotl die gemeinen Freyen oder Bauern, welche als eine Art Erbpächter betrachtet werden müssen. Sie sitzen auf den Gütern des Fürsten und des Adels, bauen gegen bestimmte Nutznießungen in Friedenszeiten sein Feld und ziehen mit ihm in den Krieg oder auf Abentheuer aus, sobald man es befiehlt. Hie und da sind Frohndienste eingeführt, welche verschieden sind bey den verschiedenen Stämmen. In einigen Gauen muß jede erwachsene Mannsperson dieses Standes dem Gutsherrn drey Tage im Jahre Heu machen und Holz fällen und es dann nach Hause fahren; für jeden Ochsen, den der Bauer hält, zahlt er überdieß ein Fuder oder sieben Säcke Hirse. Zu den Zeiten des Interiano duldeten die Adeligen nicht, daß die Bauern Pferde hielten; wenn einer zufällig ein Füllen groß zog, so nahm der Gutsherr es ihm weg, sobald es erwachsen war, und gab ihm einen Ochsen dafür. Dieser gebührt Dir, sprach der Ritter zum Bauern, keineswegs ein Pferd. Wird ein Bursche Bräutigam, so muß er dem Herrn zwey Kühe und zwey Ochsen geben. Von einem Besthaupte bey einem Todesfalle wissen die Tscherkessen nichts. Der Sohn tritt ohne Weiteres in alle Rechte und Verpflichtungen des Vaters. Die fahrende Habe und ein bestimmter Theil des Landes ist das Eigenthum des Bauern, und der Gutsherr ist nicht berechtiget, hierüber zu schalten, so wenig wie über die Person des Bauern selbst oder seiner Angehörigen, vorausgesetzt, daß dieser sich keines Verbrechens schuldig macht und seine Verpflichtungen getreulich erfüllt. Ist der Erbpächter mit dem Gutsherrn unzufrieden, so kann er ihn alsbald ungehindert verlassen; in welchem Falle er dann ohne Zweifel seine fahrende Habe mitnimmt. Macht sich der freye Insasse eines Verbrechens schuldig, so kann ihn der Herr als Sclave verkaufen; jedoch muß der Fall erst dem öffentlichen Schrannengerichte vorgelegt werden. In diese drey Klassen oder Stände, in Fürsten, Adel und gemeine Freyen zerfällt die Nation der Tscherkessen; der Sclave wird hier wie allenthalben als Sache betrachtet und nicht zum Volke gerechnet. Alle haben sie Sitz und Stimme in der Gau- und Stammversammlung, wo die wichtigern äußern und innern Angelegenheiten verhandelt und entschieden werden. Auch selbst in der Kleidung bemerkt man zwischen den drey Ständen wenig Unterschied; nur tragen die Fürsten und der Adel vorzüglich rothe Schuhe, und es scheint, als sey dieß dem dritten Stande nicht gestattet.

Die Souveränität ist bey dem Volke; sie wird ausgeübt in den Versammlungen der Dorfschaften, der Gauen und der Stämme. Hier gilt kein Vorrecht; es hat jeder, der zur Theilnahme berechtigt ist, nur eine Stimme und die Stimmenmehrheit entscheidet unbedingt. Persönliches Ansehen, Einsicht, Charakter und vor Allem Rednertalent sind natürlich auch hier, wie bey allen öffentlichen Versammlungen, von großem Einflusse. Deßhalb wird auch bey der Erziehung vorzüglich auf die Ausbildung dieses Talentes gesehen. Diese Versammlungen werden in einem freyen, von Bäumen umgebenen Platze gehalten. Da tritt der Fürst mitten unter die Menge und legt in wohlgesetzter Rede dar, weßhalb die Versammlung zusammengerufen wurde; es umgeben ihn eine Anzahl aufmerksam horchender Männer, welche geduldig den Moment abwarten, der ihnen zu reden gestattet.

Diese Versammlungen bilden auch das oberste Schöppengericht. Geschriebene Gesetze und ein besonderer Juristenstand sind hier unbekannt. Die Gemeinde findet eigens über jeden einzelnen Fall das Recht. Es ist aber, wenn nicht früher schon eine besondere Verflichtung deßhalb eingegangen wurde, Niemand verbunden, sich dem Ausspruche der Versammlung zu unterwerfen; doch muß er dieß ausdrücklich erklären. In diesem Falle beginnt er gegen seinen Feind, wo er auch immer seyn mag, eine rechtmäßige Fehde. Bevor ein Gegenstand zur förmlichen Klage gebracht wird, versucht man gewöhnlich ein Schiedsgericht; denn alle freywillig eingegangenen Verpflichtungen werden, wie Major Tausch versichert, sehr hoch von diesem Volke ge-

Digitized by Google

achtet und erhalten vor jedem Zwangsrechte den Vorzug. Man sucht deßhalb, bevor man zu diesem schreitet, durch freye Uebereinkunft eine Ausgleichung des Zerwürfnisses zu Stande zu bringen. Bey diesem Schiedsgerichte versammeln sich von jeder Seite der streitenden Parteyen eine gleiche Anzahl von bewaffneten Schiedsmännern, um auf einem im voraus bestimmten Platze eine Konferenz zu halten. Beyde Parteyen bleiben in einer bestimmten Entfernung von einander stehen, um gegen jeden Ueberfall sicher zu seyn. Reitende Boten bringen die Vorschläge von der einen zu der andern Seite, bis man sich entweder verständiget hat oder zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Ausgleichung des Zwistes unmöglich sey.

Nun noch eine Vermuthung über den Ursprung und die Bedeutung des Namens Zichen und Tscherkessen. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Völker und Stämme der Erde sich keine Eigennamen beylegen, sondern daß sie dieselben gewöhnlich von ihren Nachbarn erhalten. Sie selbst nennen sich bloß ganz allgemein Volk, Männer, Leute, Menschen u. s. w. Die Tschermessen nennen sich Mari, Männer; die Kurilen und Samojeden Ainos und Njenetz, d. h. Menschen. Sollte denn der Name Ziche und Tscherkesse nicht ähnlichen Ursprunges und gleicher Bedeutung seyn? Mensch heißt im Tscherkessischen Zichu oder Dsich — so verschieden wird das Wort von den verschiedenen Reisenden geschrieben —; r, ist der Artikel, welcher dem Worte hinten angehängt wird; durch che oder sche, das k des Armenischen, wird die Mehrheit gebildet. Die Ζυγοί der Alten wären demnach bloß aus dem griechischen Plural des tscherkessischen Wortes Dsich, Mensch, entstanden; so wie anderseits die moderne Benennung Zarkase oder Tscherkesse aus dem tscherkessischen Plural Zich- oder Dsichursche, die Menschen, hervorgegangen wäre.

Auf die Beschreibung Abchasiens, welche bereits in dem vorliegenden ersten Bande enthalten ist, so wie auf die armenischen Gräber und die Kirche von Etschmiadsin, die wir bereits aus einer Abbildung in Indschdscheans Geographie des modernen Armeniens kennen, werden wir bey der Anzeige der folgenden Bände dieser Reise, die wohl Georgien und Armenien enthalten werden, zurückkommen.

C. F. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

M. Bignon, Histoire de France, sous Napoleon, deuxième époque, depuis la paix de Tilsitt en 1807 — 1812. Vol. 8 — 10. Paris 1838. 8.

L. A. Macarel et J. Boulatignier, De la fortune publique en France et de son administration. Vol. I. Paris 1838. 8.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, von Dr. K. Ed. Förstemann. Bd. IV. Heft. 1. Halle 1838. 8.

G. C. F. Lisch, Meklenburgische Urkunden für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. I. Urkunden des Klosters Dargun. Schwerin 1837. 8.

J. C. v. Pfister, Geschichte der Verfassung des Würtembergischen Hauses und Landes. Th. I. Heilbronn 1838. 8.

Christ. Fried. Strackerjan, Beyträge zur Geschichte des Großherzogthums Oldenburg. Bd. I. Heft 1 — 3. Bremen 1837 — 38. 8.

G. C. F. Lisch, Friderico-Franciscum oder Großherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs zu Ludwigslust. Leipz. 1837. 8. Mit Atlas in Fol.

Bisset Hawkins, Germany, the spirit of her history, literature, social condition and national economy, illustrated by reference to her physical, moral and political statistics and by comparison with other countries. London 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.
Nr. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Ante-columbianarum in America. Samling af de i Nordens Oldskrifter indeholdte Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagelsesreiser til America fra det 10de til det 14de Aarhundrede.

Edidit Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium. Hafniae 1837. 479 u. XL Seiten in Folio mit 8 Facsimile's, 4 Planen und Charten, und 6 Kupfertafeln mit Abbildungen.

Es ist ein schönes Erbtheil des einzelnen Menschen und ganzer Nationen um die Erinnerung an das Gute, das ihre Voraltern gewirkt, das Große, das sie gethan haben. Kann und soll es zwar eigene Verdienste nicht ersetzen, so wird es doch da, wo es auch an diesen nicht gebricht, billig mit in Rechnung gebracht.

Wir gönnen dem Italiener, Spanier, Portugiesen gerne den gerechten Stolz, den er darein setzt, daß an die große Thatsache der Entdeckung einer neuen Welt auf ewige Zeit Namen geknüpft sind, die er unter die seinigen zählt. Nicht anders werden wir gegen unsre Brüder im hohen Norden gesonnen seyn, wenn sie wiederholt und dießmal mit vollständiger Vorlage aller Beweismittel auf den Antheil zurückkommen, der ihren Voraltern wenigstens an der Einleitung jener weltgeschichtlichen Thatsache zuzumessen seyn möchte.

Es bestehen diese Beweismittel hauptsächlich aus ausdrücklichen geschichtlichen Nachrichten, die, auf eine Entdeckung von Theilen Amerika's im zehnten, und auf fortgesetzte Verbindung mit denselben durch die folgenden Jahrhunderte Bezug habend, sich in einer Reihe von isländisch verfaßten Handschriften finden. Die eine dieser Nachrichten ist als Theil der Sage von Olaf Tryggvason in Peringskjold's Ausgabe der Heimskringla schon seit 1697 durch den Druck bekannt. Andere hat der dänische Historiograph Thormod Torfaeus in seiner Historia Vinlandiae antiquae Copenhagen 1705 auszugsweise gegeben. Seitdem haben mehrere, besonders nordische Schriftsteller, Anlaß gefunden, diese Thatsachen zur Sprache zu bringen. Es ist aber meistens nur in Zeitschriften oder in sonst vereinzelten Aufsätzen geschehen, die weniger, als es wohl die Sache verdient, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet waren. *)

Nahe lag daher der Gedanke, diesem Gegenstande ein eigenes Werk zu widmen, in welchem sich alle jene Nachrichten in ihrer Ursprache (mit dänischer und lateinischer Uebersetzung) vollständig und unter kritischer Behandlung der etwa abweichenden Texte vereint fänden. Hat Prof. Rafn das Verdienst, diesen Gedanken gefaßt und bis zur Vollendung des Druckes von fast der Hälfte des Werkes ausgeführt zu haben, so gebührt nicht geringeres Lob der K. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, die sich mit ihren ergiebigern Mitteln der Arbeit ihres unermüdlichen Sekretärs ange-

*) Auffallend ist der Name Norumbega, welcher als der eines Landstriches und eines Ortes südlich vom St. Lorenzstrom auf der Weltkarte, und auf der von America des Ortelischen Theatrum orb. terr. Ausgabe von 1574, und später, vorkommt. In der Ausgabe von 1603 wird dieser Name ausdrücklich auf eine aus Norwegen herrührende Colonie bezogen. Die Stelle Adam's von Bremen, das Winland betr., ist im J. 1595 mit dessen Buch de situ Daniae zuerst gedruckt worden.

nommen und sie mit einer so stattlichen Zugabe von erläuternden Abbildungen, Ansichten, Planen und Karten ans Licht gefördert hat.

Auf Rafn's dänische und lateinische Einleitung wird sehr zweckmäßig von den Pergamenthandschriften, in denen Nachrichten über amerikanische Länder vorkommen, eine Uebersicht gegeben, um dem Einwurf zu begegnen, derley sey nur in späten papiernen zu finden. Es werden solcher Perg. Hdschr., mit Einschluß des Wiener Cod. des Adam von Bremen, nicht weniger als achtzehn namhaft gemacht, und von den meisten derselben sind an ihrem Orte Facsimile's beygefügt.

Ehe aber die alten Texte selbst folgen, kommt noch, vermuthlich zum Besten solcher englischen oder amerikanischen Leser, die des Isländischen, Dänischen und Lateinischen unkundig seyn sollten, eine englisch verfaßte gedrängte Zusammenstellung alles Wesentlichen, was sich aus dem ganzen Werke ergiebt (an abstract of the historical evidence contained in this work).

Die Texte sind nun:

1. Bruchstücke aus einer, wie es scheint als Ganzes verlornen, Geschichte oder Saga von Eirik dem Rothen (Eirekr hinn Raudi) und seinen Söhnen, welche Bruchstücke in einem Cod. v. 1395, der aus der bey Island liegenden Insel Flatey stammt und nach ihr benannt ist, in die Sage von Olaf Tryggvason *) verflochten sind. Sie erzählen, wie im Frühjahr 986 Eirik der Rothe mit Herjulf Bardson und Andern sich von Island aus nach Grönland begeben und dort angebaut. Herjulf's Sohn, Biarni war zu der Zeit auf einer Reise nach Norwegen begriffen, und als er, nach Island zurückgekommen, den Vater dort nicht mehr fand, beschloß er, obschon mit jenem Meere noch ganz unbekannt, ihn in Grönland aufzusuchen. Nachdem er viele Tage und Nächte geschifft, sah er Land, das ihm aber, da es ohne Gebirg, blos hügelicht und durchaus bewaldet war, der Beschreibung, die man ihm von Grönland gemacht, nicht zu entsprechen schien, und also nicht berührt wurde. Er ließ es links liegen. Nach weiterer Fahrt erscheint ein zweytes Land, gleichfalls eben und bewaldet; auch dieses erkennt er nicht für Grönland. Er segelt drey Tage nordostwärts weiter, da kommt er an ein drittes Land, das hoch ist und Eisberge zeigt und eine Insel zu seyn scheint. Aber er findet sich nicht bewogen darauf zu landen und steuert in derselben Richtung weiter, bis er nach vier Tagen endlich glücklich Herjulfsnes in Grönland erreicht. Biarni's Erzählung von den Ländern, die er bloß von ferne zu sehen sich begnügt, erweckte in Andern, namentlich in Leif, einem Sohn Eiriks des Rothen, die Lust, diese Entdeckungen weiter zu verfolgen. Dieser kaufte Biarni's Fahrzeug und bemannte es mit 35 Leuten, unter welchen sich ein Deutscher Namens Tyrker befand.*) Im Jahr 1000 begann die Fahrt. Das erste Land, das sie von Grönland aus trafen, war dasjenige, welches Biarni zuletzt gesehen hatte. Sie nannten es, da es bis an die Eisberge, die es enthält, nur graslose Felsfläche (hella) zeigte, Hellu-land. Ein zweytes Land, das sie trafen und dessen flache Küste sie ebenfalls bestiegen, war gleichfalls eben, aber mit Wald (moerk) bewachsen; sie nannten es darum Mark-land. Nach zweytägiger weiterer Fahrt südwestwärts kamen sie zwischen einer Insel und dem Festlande hindurch zu einem Fluß, auf welchem sie landeinwärts schifften bis zu einem See, aus welchem dieser entsprang. Hier bauten sie, um zu überwintern, große Häuser (hús mikil).

Das Land auszuforschen, theilten sie sich in zwey Parteyen, von denen je um den andern Tag die eine ausgieng, während die andere beym Schiffe blieb. Eines Abends kam der Trupp, mit

*) Vrgl. Heimskringla v. 1777 I. pag. 304—326.

*) Thar var Sudrmadr einn i ferd, er Tyrker hét. Sudrmadr heißt freylich nur ein Südmann oder Südländer; jedoch ist aus andern alten isländischen Stellen erweislich, daß die Normänner oder Nordländer unter jenem Namen nur Einen ihrer nächsten südlichen Nachbarn, also einen Deutschen verstanden. Tyrker muß übrigens, dem was folgt, gemäß, aus einer Gegend zu Hause gewesen seyn, wo Weinbau getrieben wurde. Daß dieß am Rhein, in Franken, auch wohl anderswo schon lange vor dem 10. Jhrhdt. der Fall war, ist bekannt.

Digitized by Google

welchem auch Tyrker ausgezogen war, ohne diesen zurück. Leif schickte sich eben an, den kleinen aber kunstfertigen Deutschen, den er als des Vaters Hausgenossen von Kindheit an liebgewonnen und als seinen Erzieher und Lehrmeister (fóstri) werth hielt, mit zwölf Begleitern aufzusuchen, als Tyrker selbst erschien. Er war in aufgeregtem Zustande und fieng damit an, daß er ein Langes und Breites auf deutsch *) daher sagte, was niemand verstand. Endlich sagte er auf nordisch **): ich bin nicht weit gegangen, und habe dennoch einen neuen Fund gemacht. Ich habe Weinstöcke und Weinbeeren gefunden (ek fann vinvid ok vinber). Ist's wahr, mein Erzieher? erwiederte Leif. Gewiß, sagte Tyrker, ich bin ja da erzogen, wo Weinstöcke und Weinbeeren nichts seltenes sind.

Die nächsten Tage giengen sie aus, Weintrauben zu sammeln (at lesa vinber) und Holz zu fällen. Nachdem sie ihr Schiff geladen und das große Boot (eptir-bátr) mit Trauben angefüllt, segelten sie grönlandwärts wieder ab. Dem Lande aber gab Leif den Namen Vinland (Weinland).***)

Im Jahre 1002 wurde Leif's Fahrt nach Vinland durch dessen Bruder Thorwald wiederholt. Er kam mit 30 Gesellen dahin, wo Leif Station genommen hatte (til Leifs búda) und brachte da den Winter zu. Ein Boot, das den nächsten Sommer, auf weitere Erforschung der Küste ausgesandt wurde, brachte bloß Kunde von einer Art Kornschuppe (kornjhalm), die man auf einer Insel wahrgenommen. Den folgenden aber (1004) fuhr Thorwald selbst nordwärts auf Untersuchung aus. Eine Landspitze wo ihm sein Kiel brach, nannte er Kiel-spitze (Kialarnes). Von da kamen sie an ein waldreiches Vorgebirg, wo sich Thorwald so wohl gefiel, daß er sagte: Hier ist es schön, hier möchte ich meine Wohnung aufschlagen. Und in der That schlug er sie da auf unter Kreuzen, die über seine Leiche gesetzt wurden; denn bald fiel er im Kampfe, den er mit den Eingebornen, den Skrälingen zu bestehen hatte, die aus ihren Lederbooten (hudkeipar) mit Pfeilen auf ihn und die seinigen schossen. Jenes Vorgebirge wurde von den Kreuzen Krossanes genannt. Die Ueberlebenden kehrten nachdem sie gleichfalls Trauben und Rebholz (vinber ok vinvid) geladen, zu Ende des Winters nach Grönland heim.

Nun unternahm auch Eiriks dritter Sohn, Thorstein, die Reise nach Vinland, um des Bruders Leiche aufzusuchen. Nachdem er aber mit seinem Weibe Gudrid und 25 Gesellen den ganzen Sommer auf dem Meere umher geirrt, kam er unverrichteter Dinge wieder nach Grönland zurück, wo er kurz darauf, seiner Gudrida ihr künftiges Geschik voraussagend, starb.

Im Sommer 1006 landete in Grönland ein Schiff aus Norwegen, das ein vornehmer und reicher Mann, Thorfinn Karlsefni *) führte. Dieser brachte bey Leif den Winter zu, faßte Neigung für Thorsteins schöne und kluge Wittwe Gudrud und gewann sie zur Frau. Von ihr beredet, rüstete er sein Schiff zur Reise nach Vinland. Mit 60 Männern und 5 Frauen, auch einigem Hornvieh, kam er glücklich zu Leif's Häusern daselbst, die ihm dieser lehnweise überlassen hatte. Erst im nächsten Sommer zeigten sich bey der Ansiedlung die Skrälingen. Obgleich sie sich anfangs zu friedlichem Tauschhandel herbeyließen, erwiesen sie sich doch bald als Gäste, vor denen man beständig auf der Hut seyn mußte. Dieß bewog Thorfinn, dem in Vinland ein Söhnlein Snorri geboren war, im nächsten Frühjahr, mit Reben, Trauben und Pelzwerk wohl beladen, nach Grönland heim zu segeln.

*) Hann taladi thá fyrst leingi á thyrsku, nach andrer Lesart thysku. Schöning's, des Herausgebers der Heimskringla, hiebey (pag. 310) geäußerter Zweifel ob á thyrsku auf deutsch oder auf türkisch bedeute, war wohl sehr überflüssig, da die Abkürzung thyrskr aus dem gewöhnlichen thydverskr (deutsch), wie Rafn nachweist, auch anderwärts vorkommt.

**) á norraenu d. h. auf norwegisch oder vielmehr in der damals noch in allen skandinavischen Ländern gangbaren, auch dönsk tunga genannten Sprache.

***) Man vergleiche was im vorliegenden Werke S. 295 aus der Kristni-Saga über Leif nachgeholt ist.

*) Der Beyname bedeutet Einen, in welchem Stoff oder Anlage (efni) zu einem ganzen, tüchtigen Manne (Karl) vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Creuzer, das Mithreum von Neuenheim bey Heidelberg. Heidelberg 1838. 8.

Saxonia. Museum für sächsische Vaterlandskunde. Bd. 1. 2. 1835 — 36. Dresden. Fol.

Anton von Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhdt.

Gesandtschaft König Ferdinands I. an Sultan Suleimann I. 1530. Wien 1838. 4.

Siegfried Becher, das österreichische Münzwesen vom Jahre 1524 — 1838 in historischer, statistischer und legislativer Hinsicht. Bd. 1. 2. Wien 1838. 8.

Jos. Chmel, der österreichische Geschichtsforscher. Bd. I. II. Heft 1 — 3. Wien 1838. 8.

— — —, Materialien zur österreichischen Geschichte. Bd. II. Wien 1838. 4.

Joh. Graf Mailáth, Geschichte der Magyaren. Bd. 3 — 5. Wien 1829 — 31. 8.

J. D. E. Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller. Berlin 1838. 8.

Jos. Niesert, Münsterische Urkundensammlung. Bd. 1 — 6. Coesfeld 1827 — 1835. 8.

J. Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Bd. 8. Königsberg 1838. 8.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Bd. I. Lief. 1. Berlin 1838. 4.

Anton von Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freystaates Bern von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange im Jahre 1798. Bd. 1 — 3. Bern 1838. 8.

Gerold Meyer von Knonau, Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. I. Zürich 1838. 8.

M. Dewez, Histoire générale de la Belgique. T. 1 — 7. Bruxelles 1826 — 28. 8.

H. von Quellenburgh, Vindiciae Batavicae. Amsterd. 1684. 4.

Archives ou Correspondance inédite de la maison D'Orange Nassau, par G. Groen van Prinsterer.

Serie I. T. 4. 1572 — 1574. Leide 1837.

T. 5. 1574 — 1577. Leide 1838.

Collection de Chroniques Belges inédites. 4.

Commission royale dhistoire.

Chronique rimée de Philippe Mouskes, publié par le Baron de Reiffenberg. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836 — 38.

Jacques de Guyse, Table générale alphabétique et analytique des matières contenues dans les quinze premiers tomes formant seize volumes de l'histoire de Hainaut. Vol. II. Paris 1838. 8.

Leop. Aug. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305. Bd. III. Abth. 1. 2. Tübingen 1839. 8.

A. J. Stephens, The rise and progress of the English constitution. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

Henry Penruddoke Wyndham, The diary of the late George Bubb Dodington, Baron of Melcombe Regis, from March 8, 1749, to February 6, 1761. London 1784. 8.

Charles Smith, The ancient and present state of the county of Kerry, containing a natural, civil, ecclesiastical, historical and topographical description thereof. Dublin 1774. 8.

— — — —, The ancient and present state of the county and city of Cork. Vol. 1. 2. Dublin 1750. 8.

— — — —, The ancient and present state of the county and city of Waterford. Dublin 1774. 8.

Valentine Green, The history and antiquities of the city and suburbs of Worcester. Vol. 1. 2. Lond. 1796. 4.

Joseph Ritson, Annals of the Caledonians, Picts and Scots and of Strathclyde, Cumberland, Galloway and Murray. Vol. 1. 2. Edinburgh 1828. 8.

Edmund Carter, The history of the county of Cambridge, from the earliest account to the present time. Cambridge 1753. 8.

Henry Lord Brougham's Speeches upon questions relating to public rights, duties and interests; with historical introductions and a critical dissertation upon the eloquence of the ancients. Vol. 1 — 4. Edinburgh 1838.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America. etc.

(Fortsetzung.)

Zu derselben Zeit aber, in welcher Thorfinn zurückkam (1008), lief ein andres aus Norwegen nach Grönland gekommenes Schiff nach Winland aus. Es war von den Isländern Helgi und Finnbogi, dessen Bruder, geführt.

Ihnen gesellte sich Freydis, eine Halbschwester Leif's, mit ihrem Manne Thorward und einer Anzahl ihrer Leute zu. Den nächsten Sommer kam Freydis mit den Ihrigen allein nach Grönland zurück. Das Mannweib hatte in Amerika wohl die erste That europäischer Habgier und Ruchlosigkeit vollführt, sie hatte in jenen oft genannten Häusern Leif's die schlafenden Brüder und deren Leute überfallen und umbringen lassen, fünf Weiber eigenhändig erschlagen.

Ueber Thorfinn Karlsefni aber wird noch erzählt, wie er mit seinen aus Winland mitgebrachten Waaren nach Norwegen geschifft, um sie zu verkaufen, und wie ihm ein deutscher Mann aus Bremen (Sudrmadr einn aettadr af Brimum or Saxlandi) seinen Besen*) (husa-snotra) um eine halbe Mark Goldes abgefeilscht. Karlsefni wußte nicht, von welchem Holz das aus Winland mitgebrachte Ding sey; der deutsche Mann aber erkannte es als „mausur" (in der dänischen und lateinischen Uebersetzung moesur, etwa Maser?).

Hiemit und nachdem noch über Karlsefnes Ende, und wie seine Wittwe nach Rom gepilgert und dann Nonne geworden, endlich über seine Nachkommenschaft einiges beygefügt worden, enden diese in die Geschichte Olafs Tryggvasons verflochtenen Fragmente.

2. Saga oder Geschichte von Thorfinn Karlsefni und Snorri Thorbrandson.

Es ist dieß eine längere und vollständigere Sage, die sich um den in jenen Bruchstücken weniger ausführlich behandelten Haupthelden dreht. Sie ist einer Pergamenthdschrft. des anfangenden 14ten oder endenden 13ten Jhrhdts. entnommen, mit welchen 9 andere jüngere verglichen worden sind. Eine derselben, vom isländischen Annalisten Biörn Jonäus von Skardsa herrührend, war auch schon von Torfäus in seiner Vinlandia benutzt worden.

Wir begnügen uns, blos die Abweichungen anzugeben, unter denen in dieser Karlsefni's Saga die auf Winland bezüglichen Hauptmomente erzählt werden. Hier geschieht der Reise Biarni's (998) keine Erwähnung, und die Entdeckung Winlands wird dem Leif zugeschrieben, der von Norwegen aus dahin gekommen sey. Den Bruder Leif's, Thorwald, läßt diese Saga auf der Winlandsfahrt Karlsefni's umkommen, auch setzt sie die verunglückte Reise Thorstein's vor den Tod Thorwald's. Von einer vierten Fahrt nach Winland, der der Freydis, sagt sie nichts.

Wenn man erwägt, daß der Verf. der Karlsefni Saga dasjenige, was auf seinen Helden min-

*) So wird das isl. Wort v. Schöning u. Rafn übersetzt. Torfäus p. 28. gibt es durch coronis, was nach dem Folgenden passender scheint, wenn man darunter etwa eine am Schiffe, wie sonst an einem Hause angebrachte Zierfigur verstehen darf. Weiter unten (S. 291) wird in einer alten isländischen Geographie ebenfalls eines Husasnotratré als eines Baumes gedacht, den Karlsefni in Markland gehauen.

Digitized by Google

dern Bezug hatte, gar wohl übergehen durfte, und daß, da unter den Nordmännern ein und derselbe Name oft vorkam und nicht einmal die übliche Beysetzung des väterlichen immer vor Verwechslung der Personen sicherte, der Thorwald der einen Sage leicht ein von dem der andern ganz verschiedener seyn kann: so wird man am Ende sogar in diesen Abweichungen selbst nur eine Bestätigung des Hauptfactums zu finden, nicht umhin können.

Der Geschichte Karlsefnis sind, um mit zu deren Bestätigung zu dienen, fünf kleinere Textstücke beygefügt, nämlich:

a) eine Stelle aus dem Landnámabók (oder der Geschichte der ersten Ansiedelungen auf Island), wo von einigen oben berührten Personen die Rede ist,

b) eine Stelle aus Snorri's Heimskringla, wo erwähnt wird, wie Leif Winland (Vinland hit góda) gefunden,

c) eine andere ähnlichen Inhalts aus der Geschichte von Olaf Tryggvason;

d) eine aus der Eyrbyggia Saga, endlich

e) eine aus einem spätern Arna-Magnäischen Cod. genommene, ans Abenteuerliche streifende Erzählung, die ihren Helden nicht Thorfinn sondern Thorbjörn Karlsefni nennt.

3. Erzählung von der ersten Colonisation Island's aus der Geschichte Olaf Tryggvason's, Ari Fródi's Islendingabók und dem Landnámabok.

4. Erzählung von der ersten Colonisation Grönlands.

In 3 u. 4 kömmt zwar nichts, was sich gerade auf Winland bezöge, vor. Indessen bildeten Island und Grönland für die Normänner die Stationen, über welche sie dorthin gelangten.

Andrerseits zeigen diese Erzählungen, daß Island, wie die Färoen lange schon, ehe Normänner dahin kamen, von christlichen Iren (Papa's, Einsiedlern) bewohnt gewesen, die sich vor den heidnischen Ankömmlingen zurückzogen. Von Grönland, welches von Eirik dem Rothen gefunden und, um seine Landsleute zu Fahrten dahin lüstern zu machen, also (nämlich Grünland) genannt worden, sagt Ari Fródi († 1143), daß man sowohl auf der Ost- als der Westküste desselben Spuren von Wohnungen, Reste von Schiffen und Werkzeuge von Stein aufgefunden habe, woraus man schliessen könne, daß das Land von Skrälingen aus Winland bewohnt gewesen sey.

5) Erzählung von Ari Márson. Dürfte man sich an diese, übrigens aus einer guten Quelle, dem Landnámabók, genommene Erzählung halten, so würde die Ehre der ersten Auffindung des neuen Welttheils gewissermaßen den Normännern entzogen. Sie würde von Völkern germanischen Blutes auf ein celtisches, die Iren, übergetragen und in eine noch viel frühere Zeit hinaufgerückt, was ganz zu der Thatsache stimmen würde, daß dasselbe Volk auch Island schon lange vor den Normännern besucht hatte. *)

Es sey, heißt es in dem genannten Werke, Ari Márson (einer der bedeutendsten Männer Islands, dessen auch in der Geschichte der Einführung des Christenthums daselbst, der Kristni-Saga, zum J. 981 Erwähnung geschieht) durch den Sturm nach Hvitra Manna land (Weißer Männer Land) verschlagen worden, welches, sechs Schiffstagereisen von Irland westlich bey Winland liegend, auch Groß Irland (Írland ed mikla) geheißen. Hier sey er getauft worden und sehr geehrt, habe aber das Land nicht mehr verlassen dürfen. So habe Rafn Hlymreksfari erzählt, der sich lange zu Hlymrek (Limerick) in Irland aufgehalten, und so hätten es auch einige Isländer von Thorfinn, dem Fürsten der Orkaden (Thorfinn jarl i Orkneyum um 1060) gehört.

Eine Stelle, die bey dieser Gelegenheit aus

*) In der Ausgabe von 1513 der Chronik des Sigibert von Gemblours S. 19 wird gar schon zum J. 473 bemerkt: Arturus parata classe Hiberniam petit, illato bello regem captum deditioni cogit, et subjugata Hibernia Islandiam insulam debellatis habitatoribus suo dominio subjicit. Sollte das mehr als eine später eingeschobene Fabel seyn? Vrgl. Dicuil de mensura orb. terr. cap. VII. §. 2. ed. Letronne p. 36—39, auch in zwey Münchner Hdschr.

Digitized by Google

einer jüngern HS. beygebracht wird, lautet folgendermaßen: Südlich von Grönland, welches bewohnt wird, sind wüste und unbebaute Gegenden und Eisberge, dann die Skrälingen, dann Markland, dann Winland das gute; nächst daran und etwas rückwärts liegt Albania d. i. Hvitramannaland, wohin vorzeiten von Irland aus geschifft wurde. Hier erkannten irische und isländische Männer Ari den Sohn Mar's und Katla's von Reykjanes, von dem man lange nicht gewußt, wo er hingekommen, und den die Bewohner zum Häuptling erkoren hatten.

Nach diesen Stellen müßte man gar annehmen, daß lange, ehe Isländer nach Amerika gekommen, von den Iren sogar schon das Christenthum dorthin getragen worden sey, und daß ein fortgesetzter Verkehr derselben mit jenem Continent statt gehabt habe.*)

6. Erzählung von Björn dem Breidwikinger Kämpen (Breidvikinga kappi), aus der Eyrbyggia-Saga.

Diese Erzählung gehört nur wegen ihres Zusammenhanges mit der folgenden hieher. Sie dreht sich um die Leidenschaft Björn's für Thurid, das Weib eines andern, Mord und Todschlag, die daraus erfolgen und Björns Flucht zuerst zu Palnatoki und den Jomsvikingen, und nach seiner Zurückkunft abermalige freywillige Entfernung auf einem Schiffe, von dem man nachher nicht wieder erfahren.

7. Erzählung von Gudleif Gudlaugsson aus obiger Eyrbyggia-Saga.

Gudleif, ein Bruder Thorfinn's des Stammvaters der Sturlüngen, wollte von einer Handelsreise, die er gegen Ende der Lebenszeit König Olafs des heiligen, also ums Jahr 1030, nach Dublin gemacht, von da nach Island zurücksegeln, wurde aber südwestwärts an ein unbekanntes Land von ungeheurer Ausdehnung verschlagen. Er ward von den Einwohnern, von denen es ihm däuchte, daß sie irisch sprächen (sem their maelti irsku), mit den Seinigen umringt, und soviel glaubte er aus ihren Reden zu verstehen, daß sie sich berathschlagten, ob die Ankömmlinge zu tödten oder als Sclaven zu vertheilen seyen. Da kam ein Trupp Eingeborner angezogen*), unter ihnen ein Greis von ausnehmender Gestalt und Größe, der leicht als Häuptling zu erkennen war. Er ließ sich die Fremdlinge vorführen und redete sie auf nordisch (á norraenu) an. Als er erfahren, daß sie größtentheils aus Irland seyen, fragte er nach verschiedenen dortigen Personen, namentlich nach Thurid und den Ihrigen. Er bewirkte, daß Gudleif ungehindert wieder wegsegeln durfte, und reichte ihm einen Ring und ein Schwert, jenen an Thurid, dieses an ihren Sohn Kiartan auf Island zu überbringen. Der Greis war Björn der Breidvikinger Kämpe.**)

8) Auszüge aus isländischen Annalen, deren 8 verschiedene namhaft gemacht werden.

Zum Jahre 1121 heißt es: Eirek, der erste Bischof von Grönland fuhr aus, Winland zu suchen.

Zum J. 1285 heißt es in verschiedenen jener Zeitbücher: Adalbrand und Thorwald, Helgi's Söhne, fanden ein neues Land westlich von Island. In zweyen aber steht: Man fand die Dûneyjar (Eiderdunen-Inseln). Darunter kann nach Rafn keineswegs Dûney bey Norwegen verstanden seyn. Er vermuthet, es sey Neufundland gemeynt.

Zu 1288 — 1295 wird verschiedener Ausfahrten Rolfs (Landa-Rolfs) gedacht, neue Länder zu suchen, deren jedoch keines angegeben wird.

Zu 1347 wird bemerkt, daß nach Island ein Schiff gekommen, das im Markland gewesen.

Aus diesen in der That spärlichen Anführungen ist vielleicht zu schließen entweder, daß der Ver-

*) Vielleicht finden sich auch hierüber noch Aufschlüsse in der gaelischen Litteratur. Wie denn z. B. der gaelische Dichter Meredithο um 1477 von einem Prinzen Madoc ap Owen Guineth, singt, der sich um 1170 mit zehn Schiffen nach einem vorher von ihm entdeckten Westlande begeben habe und nicht wieder gekommen sey. Auch St. Brandan und seine Insel gehört gaelischer Sage an.

*) Rida wird wohl hier nicht als reiten zu verstehen seyn.

**) Vrgl. Torfaei Historia Vinlandiae p. 70.

Digitized by Google

kehr mit den transatlantischen Ländern so gäng und gebe war, daß er keine besondere Erwähnung verdiente, oder aber, daß er sich, was glaublicher ist, wieder fast gänzlich verloren hatte.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Excerpta e rotulis finium in Turri Londinensi asservatis, Henrico tertio rege, a. D. 1216 — 1272. Cura Caroli Roberts. Vol. II. a. D. 1246—1272. London 1836. 8.

The ancient Kalendars and inventaries of the treasury of his majesty's exchequer, together with other documents illustrating the history of that repository. Collected and edit. by Francis Palgrave. Vol. 1—3. London 1836. 8.

The history of England; continued from the late Right Hon. Sir James Mackintosh, by William Wallace. Vol. 7. 8. London 1837. 8.

Proceedings and Ordinances of the privy council of England. Edit. by Harris Nicolas.
Vol. V. 15 Henry VI. 1436 to 21 Henry VI. 1443. London 1835. 8.
Vol. VI. 22 Henry VI. 1443 to 39 Henry VI. 1461. London 1837. 8.
Vol. VII. 32 Henry VIII. 1540 to 33 Henry VIII. 1542. London. 1837. 8.

Registrum vulgariter nuncupatum „the Record of Caernarvon"; e codice Msto. Harleiano 696 descriptum. Printed by command of her Majesty queen Victoria. London 1838. f.

General Report to the King in council from the honourable board of Commissioners on the public Records, appointed by his Majesty King William IV. London 1837. f.

Rotuli litterarum patentium in Turri Londinensi asservati. Accurante Thoma Duffus Hardy.
Vol. I. p. 1. Ab anno 1201 ad annum 1216. London 1835. fol.

Rotuli Chartarum in Turri Londinensi asservati. Accurante Thoma Duffus Hardy.
Vol. I. p. 1. Ab anno 1199 ad annum 1216. London 1837. fol.

Rotuli de Oblatis et Finibus in Turri Londinensi asservati, tempore regis Johannis. Accurante Thoma Duffus Hardy. London 1835. 8.

Rotuli Curiae Regis. Rolls and records of the court held before the King's justiciars or Justices. Edit. by Francis Palgrave.
Vol. I. From the sixth year of King Richard I. to the accession of King John. Lond. 1835. 8.
Vol. II. The first year of King John. London 1835. 8.

Fr. Thaarup, Statistisk Udsigt over den danske Stat. Kiobenhave 1825. 8.

Carpi Papadopuli, Refutatio earum rerum, quae ad historiam Athenarum referuntur de duce Ulysse Andrutzi filio et exercitui praefecto Carolo Fabbiero. Athenis 1837. 8.

Henry Headley Parish, The diplomatic history of the monarchy of Greece, from the year 1830. London 1838. 8.

Expedition scientifique de Morée par Ab. Blouet, A. Revoisié, A. Poirot, F. Trezel et F. de Gournay. Paris.
Vol. III. Livr. 13 — 16. Text in 4. Atlas in Fol.

Dr. G. L. Kriegk, das Land Otuquis in Bolivia. Frankf. 1838.

D. Lucas Fernandez Piedrahita, Historia general de las conquistas del nuevo reyno de Granada. Amberes. s. a. fol.

James Cordiner, A description of Ceylon, containing an account of the country, inhabitants and natural productions; with narratives of a tour round the island in 1800, the campaign in Candy in 1803, and a journey to Ramisseram in 1804. Vol. 1. 2. Lond. 1807. 4.

Major Dirom, A narrative of the campaign in India, which terminated the war with Tippoo Sultan in 1792. London 1794. 4.

Bryan Edwards, The history civil and commercial of the British West Indies. Vol. 1—5. With an Atlas in 4. London 1819. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America. etc.

(Schluß.)

9) Notizen der alten (isländischen) Grönländer über die nördlichen Küsten Grönlands (Nordrseta), wohin sie im Sommer auf den Fischfang zu fahren pflegten. Man fand da z. B. Ueberreste der Skrälingen. Holz trieb hieher aus den Buchten von Markland.

10) Auszüge aus den geographischen Schriften der alten Isländer.

In einer derselben (hier S. 290) heißt es: „Südlich von Grönland liegt Helluland, dann Markland, und nicht weit davon Winland, welches Einige für eine Fortsetzung von Afrika halten (er sumir menn aetla at gangi af Affrica), so daß sich wohl das Weltmeer (uthaf) zwischen Winland und Markland einbiegen mag." Hier wird auch Leifs als Entdeckers von Winland gedacht. S. 296: . . . „zwischen Winland und Grönland ist Ginnunga gap (ein sonst aus der mythischen Völuspá bekannter Ausdruck), welches aus dem Ocean fließt, der den ganzen Erdkreis umgibt." Interessant sind ein paar ältere Beschreibungen von Grönland, das ja selbst schon wohl mit zum amerikanischen Continent gehört, aber in neuerer Zeit unwirthlicher geworden ist, als es weiland gewesen seyn muß.

10) Faeröische Ballade von Finn dem Schönen (Finnur hin Fruji), dem eine irische Königstochter (Ingjibörg), um die er wirbt, ihre Hand gelobt, unter der Bedingung, daß er vorher nach Winland (Vujnland) schiffe und drey der dortigen Könige (Vujnkonganar) tödte, ein Wagestück, über welchem er selbst umkommt. Es hat dieses Lied zwar an sich keinen historischen Werth, zeugt aber von der auf den Färöen fortlebenden Tradition, daß früher zwischen Irland und Winland Verkehr statt gehabt, wie denn auch dort noch jetzt allgemein der Glaube gelte, daß Winland von den Iren, die dahin gesegelt und dort Krieg geführt haben, entdeckt sey.

11) Den Schluß macht eine Stelle Adams von Bremen, deren Berichtigung aus dem ältesten (Wiener) Codex unserm rastlosen Pertz verdankt wird. Praeterea unam adhuc insulam (regionem) recitavit (Rex Danorum) a multis in eo repertam Oceano, quae dicitur Winland, eo quod ibi vites sponte nascantur vinum optimum ferentes etc. Edit. 1670. cap. 246 pag. 159. *)

Bey dieser Gelegenheit wird auch auf eine Stelle in des Ordericus Vitalis Historia ecclesiastica (10. Buch, S. 767 der Pariser Ausg. v. 1619) aufmerksam gemacht, wo es bey Aufzählung der im 12. Jhrhdt. zum Reiche Norwegen gehörigen Länder heißt: Orcades insulae et Finlandia, Islanda quoque et Grenlanda etc. und worüber Rafn vermuthet, es werde in den HSS. statt Finlanda zu lesen seyn Vinlanda. **)

Diesen auf Pergament und Papier erhaltenen Zeugnissen folgen einige andere auf viel dauerhafterm Stoffe, auf Stein und Fels, die, wie kurz und zum Theil räthselhaft ihre Schrift seyn mag, uns vergangene Zeiten gleichsam körperlich vorführen.

*) Vrgl. Torfäus a. a. O. 66.

**) Diese Vermuthung wird (S. 460) durch die deshalb erbetenen Berichte französischer Gelehrten nicht bestätigt.

Darunter gehören drey Steine mit isländischer Inschrift, die eine in lateinischen, die beyden andern in Runenbuchstaben, welche auf der Westküste (Vestribygd) Grönlands nördlich von Julianehaab gefunden sind. Zwey derselben sind Grabsteine (auf die Namen Kolgrim und Vigdis lautend), der dritte bezieht sich, nach der Erklärung der nordischen Runenkenner, auf die Errichtung von Marksteinen (varda), im J. 1135 von drey benannten Männern hier vorgenommen. Genaue Abbildung dieser Inschriften, so wie die von den Ruinen einer ansehnlichen in dieser Gegend (in der Bay von Kakortok) erbauten Kirche findet sich in den Beylagen. Lauter Beweise für den frühern wohnlichen Zustand dieser Küste, die allein schon keinen Zweifel übrig ließen, daß auch die nur durch die Davisstraße getrennte, gegenüber liegende nicht unbesucht geblieben seyn konnte.

Nahe lag nun die Frage, ob nicht auch auf dieser nächsten amerikanischen Küste oder auf ihrer Fortsetzung gegen Süden hin irgend Denkmäler dieser Art, die von europäischen Besuchern oder Ansiedlern herrühren könnten, erhalten seyen. Man setzte sich deßhalb i. J. 1829 mit verschiedenen Gelehrten Gesellschaften der nordamerikanischen Freystaaten, namentlich mit der historischen von Rhode-Island zu Providence in Verbindung. Diese gab ausführlichen Bescheid auf verschiedene ihr vorgelegte Fragen und berichtete insonderheit über den sogenannten Dighton Writing Rock, einen etwa mannshohen Block feinkörniger Grauwacke (aus der Klasse der räthselhaften Wanderblöcke, Blocs erratiques), der am Taunton Fluß, Dighton gegenüber, westlich von der Landzunge Assonet Neck (Grafschaft Bristol, Staat Massachusetts) liege, und dessen eine, 11 1/2 Fuß breite Seitenfläche über und über mit einer Art Hieroglyphenschrift bedeckt sey, die nicht anders als mit einem eisernen oder metallenen Werkzeug eingehauen seyn könne. Sie gab zugleich Nachricht von mehreren andern ähnlichen Steinen, die sich theils in Massachusetts, theils in Connecticut, Georgia und Kentucki finden, und in großer Gefahr sind, als ein den industriösen Ansiedlern willkommenes Baumaterial ihres monumentalen Charakters entkleidet zu werden. Die meisten sind bisher nur unvollkommen abgezeichnet; nur der Dighton Rock ist schon im Jahre 1680, dann 1712, 1768, 1788, 1790, 1807, 1812, so wie denn noch einmal ganz neuerlich sehr genau durch Dr. Webb aufgenommen worden.

Alle diese Zeichnungen, die mitunter bedeutend von einander abweichen, so wie auch einige der übrigen Inscriptionrocks, finden sich in den Beylagen. Der bekannte Runologe Finn Magnussen hat sie mit Inschriften der Art, die sonst im Norden vorkommen, sorgfältig verglichen und sich überzeugt, daß Alles, was darin unter andern Figuren von Menschen, Thieren, Schiffen &c. als Buchstabe oder Buchstabenverbindung gelten kann, der nordischen Runenschrift angehöre. Er findet auf dem Dighton-Stein die Besitznahme des Landes (land-nam) durch Thorfinn Karlsefni, die Zahl der Männer, die mit ihm gekommen, die Anfangsbuchstaben von einzelnen ihrer Namen, den Kampf mit den Skrälingen u. s. w. ausgedrückt.

Unter den Fragen, welche die historische Gesellschaft von Rhode-Island beantwortet, findet sich z. B. die, ob hier der wilde Weinstock vorkomme. Sie wird bejaht, indem sich dieser in Ueberfluß und von verschiedenen Varietäten finde. So sey auch der Vineyard Sound nach der Insel benannt, welche von den ersten englischen Ansiedlern den Namen Vineyard erhalten habe. Die Frage, ob es in dieser Gegend Mahagony- oder anderes derley kostbares Holz gebe, wird in Bezug auf Mahagony verneint, dagegen aber werden der Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), die Robinia pseudacacia, dann Acer rubrum et Saccharin als Hölzer gerühmt, die dem feinsten Mahagony nicht nachstünden.

Was nun folgt sind geographische und naturhistorische Bemerkungen über das alte Island und Grönland sowohl als über die amerikanischen Küstenländer, und die Puncte derselben, welche durch die vorausgehenden Erzählungen und Untersuchungen in Frage gekommen.

Diesen Bemerkungen entsprechen vier schöne Charten: 1) von Island ums Jahr 1000, vom isl. Geographen Björn Gunnlaugson und von Finn Magnussen, 2) vom Julianeshaabs-District (ehmals Eystri-bygd) in Grönland, von Capitän Graah,

Digitized by Google

3) Generalcharte über die Entdeckungen der Normänner im Norden und in America vom 10ten durch das 11te, 12te, 13te und 14te Jahrhundert, mit den alten isl. Benennungen sowohl dieser Länder und ihrer Localitäten, als auch der mit enthaltenen Westhälfte von Europa, 4) eine Specialcharte vrn Winland.

Man findet auf Ch. 4. Ginnunga gap am Eingang der Davisstraße und Baffinsbay angesetzt. Hellaland it mikla (Groß-Helluland) nimmt die Küste vom C. Walsingham südlich bis gegen Neufundland ein, diese Insel selbst aber heißt Litla Helluland (Klein H.). Nieder-Canada, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland sind als Markland bezeichnet. Von da an südlich bis an die Chesapeak-Bay wird Vinland it góda gesetzt. Ueber die beyden Carolinas an die Südspitze von Florida verbreitet sich Irland it mikla (Groß-Irland) oder Hvitra manna land (Weißer Männer Land).

Auf Ch. 4. wird Kialarnes im Norden der Halbinsel Cape Cod, Krossanes bey Plymouth H. angesetzt. Leifsbudir (Leif's Häuser) liegen im Osten, Thorfinnsbudir im Westen der Monthaup- (oder Mount-Hope)-Bay.

Die Skrälingen der alten Isländer werden als die Stammväter der heutigen Esquimaux genommen. Vermuthlich wird man, so lange es noch Zeit ist, auch auf die Sprache und Gebräuche der Eingebornen dieser Strecken die nöthige Aufmerksamkeit richten, um zu bestimmen, ob sich nicht in dieser sonst so andauernden Art Denkmale irgend Spuren früherer Vermischung mit europäischen (irischen und scandinavischen) Ansiedlern vorfinden. Einige Andeutungen sind S. 454 gegeben.

Am Schluß des ganzen Werkes findet sich 1) ein chronologischer Index, 2) Index der Personen, 3) geographischer Index, 4) Sach-Index, und endlich 9 genealogische Tabellen, von denen die 7te die Stammväter des berühmten isländischen Gelehrten Finn Magnusen, der so großen Antheil an diesem Werke hat, bis auf Ari Marsson (983), die 8te und 9te aber die seines noch berühmtern Landsmannes Bertel Thorwaldsen *) bis auf Thorfinn Karlsefni und die schöne und kluge Gudrid (1007) zurück nachweist, welcher Ari Marsson selbst, wie Thorfinn und Gudrid, in den vorangehenden Tafeln auf alte nordische Könige zurückgeführt sind.

Welche Geltung die mannichfaltigen Zeugnisse für frühere Bekanntschaft der Scandinavier mit America, die wir hiemit nach ihrer Reihenfolge aufgezählt haben, ansprechen können, wird aus der Natur derselben leicht zu ermessen seyn. Sie scheint so ziemlich in der Mitte zu liegen zwischen der von bestimmten beglaubigten Documenten und der von bloßen Sagen, die mitunter in Dichtung verschwimmen. Jedenfalls möchte sie der geistreiche Verfasser des Werkes „Geschichte des Lebens und der Reisen Christophs Columbus“ etwas zu gering angeschlagen haben. *) Indessen dürfte auch er, seit die gegenwärtige Sammlung vorliegt, andrer Meynung geworden seyn, da er doch den einschlägigen alten, früher nur im Allgemeinen genannten isländischen HSS., wenn sie als ächt und nicht als hinterher interpolirt nachgewiesen würden, Beweiskraft für jene Thatsache zugesteht.

Einer Frage freylich kann man sich über allen den Erzählungen nicht erwehren: wie ist es gekommen, daß die alten Normänner, denen keine Küste zu entfernt lag, ja die damalige Welt überhaupt zu enge schien, jenes einmal gekannte überseeische Westland, zu welchem über Island und Grönland gleichsam schon der Weg ausgesteckt war, trotz seiner Trauben, seines Pelzwerkes und andrer schätzbaren Artikel, nach der Hand wieder in so völlige Vergessenheit konnten gerathen lassen?

Man möchte sagen, daß diese Unterlassungssünde das Verdienst des frühern Fundes gewissermaßen wieder aufhebe, wenigstens sehr in den Schatten stelle. Amerika 4 — 500 Jahre früher der alten Welt aufgethan — welche unübersehlichen Wir-

*) Man vrgl. den Bericht über die Anwesenheit des gefeyerten Künstlers in der Vierteljahresversammlung der k. Alterth. Gesellschaft zu Kopenhagen, den 6. October 1838 in der allgemeinen Zeitung vom 5. Nov. desselben Jahres.

*) He has generally found these stories very confident deductions drawn from very vague and questionable facts. Washington Irving's history etc. of Christopher Columbus. Appendix Nro. XIII.

Digitized by Google

kungen für jenes, wie für diese, hätten sich ergeben müssen!

Wohl nur geringen Trost für so viel Versäumtes kann die Annahme gewähren, die S. XXIV. der Vorrede berührt und von Finn Magnusen im 2ten B. der Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed S. 127 ff. 167 ff. weiter ausgeführt ist, daß nämlich der spätere Entdecker Amerika's, der sich an eine von Portugal aus ungleich weitere, unsichrere Fahrt nach dem Indien seiner Vorstellungen gewagt, Columbus, auf einer Nordreise von Bristol aus, im J. 1477 auch nach Island gekommen, daselbst mit den Erzählungen von Leif's und Anderer Entdeckungen bekannt und so erst recht in seiner Idee von transatlantischen Ländern bestärkt worden sey. *)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Theatro Americano, descripcion general de los reynos y provincias de la nueva España y sus jurisdicciones. Vol. 1. 2. Mexico 1746. f.

James Rennell, Memoir of a map Hindoostan, or the Mogul empire, with an introduction, illustrative of the geography and present division of that country. London 1792. 4

Edward Long, The history of Jamaica, or general survey of the ancient and modern state of that island. Vol. 1—3. London 1774. 4.

Antiquitates Americanae sive scriptores Septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America. Edidit societas regia antiquariorum Septentrionalium. Hafniae 1837. f.

W. H. Medhurst, China, its state and prospects with a special reference tho to spread of the gospel; containing allusions to the antiquity, extent, population, civilisation, literature and religion of the Chinese. London 1838. 8.

D. A. C. Marques de Basto, Memorias diarias de la guerra del Brasil, Madrid 1654. 4.

Santjago de Tessillo, Guerra de Chile, causas de sa duracion. Madrid 1647. 4.

Luys Piñeyro, Relacion del successo de nuestra santa fe en los reynos del Japon. Madrid 1617. f.

Bartol. Leonardo de Argensola, Conquista de las islas Malucas. Madrid. 1609. f.

Montgomery Martin, The history, antiquities, topography and statistics of Eastern India; comprising the districts of Behar, Shahabad, Bhagulpoor, Goruckpoor, Dinajepoor, Puraniya, Rungpoor et Assam. Vol. 1 — 3. London 1838. 8.

Vol. I. Behar and Shahabad.

Vol. II. Bhagulpoor, Goruckpoor and Dinajepor.

Vol. III. Puraniya, Ronggopoor and Assam.

Montgomery Martin, History of the West-Indies: comprising Jamaica, Honduras, Trinidad, Tobago, Grenada, the Bahamas and the Virgin isles. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

— — — —, History of Nova Scotia, cape Breton, the Sable islands, New Brunswick, Prince Edward island, the Bermudas, Newfoundland etc. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the Mediterranean: comprising Gibraltar, Malta, Gozo and the Jonian islands. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the East Indies. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the Indian and Atlantic Oceans; comprising Ceylon, Penang, Malacca, Singapore, the Falkland islands, St. Helena, Ascension, Sierra Leone, the Gambia, cape Coast Castle etc. London 1837. 8.

R. Morrison, A view of China, for philological purposes; containing a sketch of Chinese chronology, geography, gouvernment, religion et customs. Macao 1817. 4.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche über diese Reise des Columbus, A. v. Humboldt Histoire de la Géographie du nouveau Continent. Tome II. p. 105. 114. Sie beruht auf einer nicht völlig deutlichen Stelle, welche von Ferdinand Columbus in der Vida del Almirante cap. 4. aus einer HS. seines Vaters über die cinco zonas habitables citirt wird.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nr. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Regiae Friderico-Alexandrinae literarum universitatis Prorector D. Ed. Jos. Schmidtlein etc. successorem suum civibus academicis commendat. Dissertationem de Tacito transpositione verborum emendando praemittit D. Ludov. Doederlein, graec. et lat. litt. P. P. O. et sem. philol. director, societ. litt. Monacensis sodalis. Erlangae, typis Jungeanis MDCCCXXXVIII. 4.

Indem der Herr Verf. nach einer von Hrn. G. Bernhardy an ihn ergangenen Aufforderung im Begriffe steht, eine neue Ausgabe der Schriften Tacitus zu besorgen, um sie als Theil der zu Halle in Sachsen herauskommenden Bibliotheca latina erscheinen zu lassen, macht er, bey der neuerlich gewonnenen Ueberzeugung, daß er um seinen Schriftsteller lesbar zu machen leider auch Conjecturen in den Text aufnehmen müsse, in diesem Programme einige der von ihm vorbereiteten Besserungsversuche vorläufig öffentlich bekannt, um allenfalls von Lesern seines Programms sey es öffentlich oder auf dem Wege brieflicher Mittheilung belehrt zu werden, wenn er irgendwo in seinem Verbesserungsbestreben zu weit gegangen seyn sollte, und mit der Versicherung, daß er seine Conjecturen sogar widerlegt zu sehen wünsche. Diese Notiz vorausgeschickt glauben wir auf Nachsicht rechnen zu dürfen, wenn wir im Interesse der zu erwartenden neuen Ausgabe des herrlichen Tacitus uns hier mit diesem Programme umständlicher beschäftigen, als sein äußerer Umfang zu erfordern scheint.

Der Hr. Verf. will bemerkt haben, daß die Abschreiber der Werke des Tacitus besonders oft darin gefehlt haben, daß sie Wörter, Zeilen und Perioden versetzten; wenigstens glaubt er viele Stellen, besonders in den Annalen, durch bloße Wort- und Satz-Umstellung leicht und glücklich geheilt zu haben; und als Proben davon legt er seinen Lesern 41 Stellen aus den Annalen, 3 aus den Historien und 2 aus dem Dialog. de oratoribus, nach seiner Anordnung zur Beurtheilung vor, um von ihnen zu vernehmen, ob auch sie das von ihm angewandte Heilmittel als ausreichend anerkennen.

Wir nun unsers Theils bekennen im Allgemeinen nicht zu begreifen, wie es sollte zugegangen seyn, daß gerade die Abschreiber der Werke Tacitus' so unglücklich, so ungeschickt oder gar so böswillig gewesen wären, so häufig Sylben und Wörter, ja ganze Sätze und Perioden mit Abweichung von dem ihnen vorliegenden Originale von unten nach oben zu holen oder von oben nach unten zu versetzen und mannigfaltig durch einander zu mengen, indeß doch die Abschreiber anderer Werke sich nur selten solche Verirrung zu Schulden kommen ließen und dieß nur in Fällen, wo man die Veranlassung dazu mit großer Wahrscheinlichkeit auch jetzt noch nachweisen kann. Doch ohne uns bey diesen Allgemeinheiten länger aufzuhalten, wollen wir an einigen von Hrn. Döderlein behandelten Stellen aus den Annalen, im Einzelnen zu zeigen versuchen, daß die meisten derselben, recht verstanden, gerade so wie sie uns überliefert sind, sich vollkommen gut verhalten und alle Versetzung oder sonstige Aenderung verschmähen, andere aber entweder einige Wortveränderung oder — was jedoch kaum ein und das andere Mal der Fall ist, — eine andere, begreiflich zu machende Wortversetzung zu ihrer Heilung bedürfen.

I, 25. lasen wir zeither: Stabat Drusus silentium manu poscens. Illi quotiens oculos ad

Digitized by Google

multitudinem retulerant, vocibus truculentis strepere: rursum, viso Caesare, trepidare etc.

Da nun aber, wenigstens nach Fr. de Furia Zeugniß, im Codex nicht retulerat, sondern sed tulerat geschrieben steht, so schlägt Hr. Död. vor: Stabat Dr. sil. manu poscens. Sed illi quot. ocul. ad multitud. tulerant, vocibus truculentis strepere, etc., indem er sich wegen tulerant auf Virgil. Aeneis II, 570 beruft: Erranti passimque oculos per cuncta ferenti. — Allein diesen Text als ursprünglichen angenommen, ließe sich zwar allenfalls begreifen, daß ein Abschreiber sed übersehen und ganz weggelassen hätte; daß er es aber um 5 Worte weiter hinab gesetzt haben sollte um sedtulerant, ein „monstrum scripturae", wie es Hr. D. selbst nennt, in seine Abschrift zu bringen, dieß scheint ganz unbegreiflich zu seyn. Wir würden retulerant beybehalten, sey es Lesart des Codex oder bloße Correction; denn es paßt einzig in den Zusammenhang: „wenn die Soldaten (vom Cäsar weg) auf die versammelte Menge zurückschauten" und dagegen: „wenn sie hinwiederum (vor sich hinschauend) den Cäsar sahen"; und man begreift leicht, wie, wenn ursprünglich rettulerant geschrieben war, dieß als settulerant gelesen und als sedtulerant geschrieben werden mochte.

I, 38. Maenius . . . intumescente motu profugus repertusque, postquam intutae latebrae, praesidium ab audacia mutuatur.

Död.: „Nemodum haesit. Atqui postquam repertus est Maenius, latebrae non intutae fuere, sed nullae vel ereptae, vel omnia potius quam intutae. Scribe: Maenius . . . intum. motu, postquam intutae latebrae profugus, repertusque praesidium ab audacia mutuatur."

Mit Recht, wie uns scheint, hat noch Niemand vor dem Hrn. Verf. bey dieser Stelle nach der handschriftlichen Ueberlieferung einigen Anstand gefunden, da sie unverkennbar richtig sagt: „Mänius . . ., bey anschwellender Gährung geflüchtet und (in seinem Zufluchtsorte) aufgefunden, greift, nachdem der Versuch sich durch Verstecken zu retten nicht gelungen ist (postquam intutae latebrae sc. fuere) zu dem Mittel sich durch Kühnheit zu sichern (praesidium ab audacia mutuatur) u. s. w." Die Forderung noch bestimmter zu schreiben als hier von Tacitus geschehen ist, könnte auch dem besten Schriftsteller das Schreiben verleiden. — Mehr als eine Einwendung, welche gegen Hr. D.'s Text zu machen wäre, halten wir der Kürze wegen absichtlich zurück.

I, 65. En Varus et eodemque iterum fato vinctae legiones.

„Sic liber MS. (sagt Hr. D.), in quo aut et aut que structuram manifesto pervertit . . . Nos corrigimus: En Varus et legiones, eodemque iterum fato vinctae!"

Dagegen meynen wir, daß Tacitus so nicht geschrieben haben könne, wohl aber etwa so:

En Varus et uno eodemque iterum fato vinctae legiones. Armin wollte die Seinigen dadurch anfeuern, daß er ihnen zurief: „Seht da, abermal ein Varus und abermal Legionen von einem und demselben (von ganz gleichem) Geschicke umstrickt (wie damals die Legionen des Varus)!"

III. 65. Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

Darüber äußert der Verf. sich so: „Mallem sic scripsisset Tacitus: ex posteritate infamia et metus sit. Causa in aperto est. Ut vulgo scribitur, simplex est munus annalium de pravis factis: ut metuant homines infamiam; sin ego recte emendo, duplex est, primum ut infamia homines puniantur, alterum ut metuant eam poenam."

Zugegeben, daß dieß alles wahr und richtig sey (was es nicht ist): woher das Recht den Schriftsteller statt dessen, was er, an sich gut und richtig, urkundlich gesagt hat, durch eine uns beliebige Aenderung seines Ausdrucks etwas anderes sagen zu lassen?

IV. 33. Tacitus (cap. 32) räumt ein, daß seine Annalen, in denen er nur kleinliche und kaum bemerkenswerthe Dinge zu berichten habe, mit den

Digitized by Google

Werken der ältern Schriftsteller, welche ungeheure Kriege, Eroberung von Städten u. s. w. erzählen, nicht zu vergleichen seyen. „Non tamen sine usu fuerit, (fährt er dann fort) introspicere illa primo aspectu levia etc.“, führt diese Behauptung (cap. 33) nach seiner Ansicht aus, und knüpft daran die Worte: „Caeterum ut profutura, ita minimum oblectationis afferunt. Nam situs gentium, varietates proeliorum, clari ducum exitus retinent ac redintegrant legentium animum: nos saeva jussa, continuas accusationes, fallaces amicitias, perniciem innocentium, et easdem exitu causas conjungimus, obvia rerum similitudine et satietate.“

Darüber Hr. Död.: „Ultima verba si nervum habitura sunt, superiore loco ponenda et legenda in hunc modum puto:

Caeterum ut profutura, ita minimum oblectationis afferunt, obvia rerum similitudine et satietate. Nam situs gentium ... causas conjungimus. — Nam obvia idem est quod obstante, ut Nep. Eum. 9. etc.“

Dadurch wird nach unserer Meynung Tacitus nicht verbessert. Denn ganz richtig ist in dem handschriftlich überlieferten Texte jedes Wort gestellt. Hat nämlich Tacitus vorher ausgeführt, warum auch seine Annalen nützlich werden können, so räumt er nun gern dagegen ein, daß sie dem Leser bey weitem nicht so viel Vergnügen gewähren, wie die Geschichtwerke der Alten, wovon er als Grund anführt: „Denn die Mannigfaltigkeit und Größe der von den Alten erzählten Dinge fesselt und erfrischt immer wieder den Geist der Leser; wir dagegen haben nur grausame Befehle, Anklagen, falsche Freundschaften u. s. w. an einander zu reihen, wobey das stets wiederkehrende Einerley ähnlicher Dinge dem Leser zum Eckel wird“ — alles ganz klar gedacht und unverbesserlich gut ausgedrückt. Nähmen wir mit Död. die letzten Worte „obvia --- satietate“ hinweg, so bliebe uns hinkender Gedanke und Ausdruck, auf der einen Seite nämlich: Gegenstände der Darstellung und ihre Wirkung auf den Leser; auf der andern Seite: Gegenstände der Erzählung und —? nichts mehr!

XIII, 15. Nero parari venenum jubet, ministro Pollione Julio, ... Locusta, multa scelerum fama. Nam ut proximus quisque etc. provis. erat. Primum venenum etc.

Sehr richtig erkennt Hr. Död., daß der fehlerhaft geschriebenen Stelle durch eine Umstellung müsse geholfen werden. Aber wenn er mit Umstellung eines ganzen Satzes schreibt: Primum venenum ab ipsis educatoribus accepit (nam ut proximus quisque Britannico neque ... provisum erat) tramisitque etc. so wird durch die weite Trennung der beyden Sätze „venenum accepit“ und „tramisitque (sc. acceptum venenum)“ die Structur hart; auch begreift man so nicht, was den Abschreiber zur Umstellung veranlaßt haben sollte. Beydes anders, wenn wir annehmen, daß Tacitus geschrieben habe:

Nero .... Locusta, multa scelerum fama. Primum venenum, nam ut proximus quisque Britannico neque fas neque fidem pensi haberet, olim provisum erat, ab ipsis educatoribus accepit, tramisitque exsoluta alvo parum validum, sive temperamentum inerat, ne statim saeviret.

XIII, 25. geben die MSS. „deinde adagnitum oraverat.“ Hr. Död. meynt, man könnte entweder adagnitum (wie adagnitio bey Tertullian) sich als ein ἅπαξ εἰρημένον gefallen lassen, oder mit einer von ihm ausgedachten Verbesserung, da ohnehin oraverat für deprecatus erat nicht ganz passend gesagt scheine, etwa schreiben: „... deinde agnitum adoraverat, quasi etc.“ Wegen adoraverat beruft sich Hr. Död. auf Tac. hist. I, 36. adorare vulgus, und auf Plin. H. VIII, 1. Elephanti regem adorant, genua submittunt.

Wir meynen, man brauche weder adagnitum als ἅπαξ εἰρημ. anzunehmen, noch das wunderliche adorare in diesen Text zu bringen, noch irgend etwas zu versetzen, sondern bloß mit Trennung der Präposition ad von agnitum zu schreiben:

(Julius Montanus) congressus forte per tenebras cum principe, quia vi attentantem acri-

Digitized by Google

ter repulerat, deinde ad agnitum oraverat, quasi exprobrasset, mori adactus est —

wobey man sich nur erinnern darf, daß der Ausdruck „ad agnitum oraverat" dem andern „apud agnitum causam dixerat (se defenderat)" gleich gilt und somit vollkommen in unsern Zusammenhang paßt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

George Bancroft, A history of the united states from the discovery of the American continent to the present time. T. 1. 2. Boston 1834—37. 8.

Thomas L. M'Kenney, History of the Indian tribes of North-America, with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs. Part 1—5. London 1837—38. fol.

Prinsep's useful tables.
Part. III. A Tabular view of the generic character in Roxburgh's flora Indica. Compiled by H. Piddington. Calcutta 1837. 8.

Luis Joseph de Sotomayor, Relacion y compendioso epitome de la general expulsion de los Hebreos de Oran. Oran 1670. f.

Memoirs of Sir William Knighton. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Christ. Ditlev Frederik Reventlows, Virksomhedsom Kongens Embedsmand og Statens Borger, af A. F. Bergsoe. Deel 1. 2. Kiobenhavn 1837. 8.

Samuel Pegge, Memoirs of the life of Roger de Wescham. Lond. 1761. 4.

Alex. Sallé, Vie politique du prince Charles Maurice de Talleyrand. Berlin 1838. 8.

Samuel Pegge, The life of Robert Grosseteste, Bishop of Lincoln. Lond. 1793. 4.

Thomas Hollis, Memoirs. Vol. 1. 2. Lond. 1780. f.

William Cavendish's, Memoirs of the life of Cardinal Woolsey. London 1708. 8.

Richard Cecil, Memoirs of John Bacon, with reflections drawn from a review of his moral and religious character. London 1801. 8.

Henry Martyn, Journals and letters by S. Wilberforce. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Nuno Alvarez Pereira, Vida y hechos heroicos del gran Condestable de Portugal, por Rodrigo Mendez Silva. Madrid 1640. 8.

F. H. Lister, Life and administration of Edward, first Earl of Clarendon; with original correspondence and authentic papers never before published. Vol. 1—3. London 1838. 8.

Nathan Drake, Shakspeare and his times; including the biography of the poet; criticisms on his genius and writings, a new chronology of his plays, a disquisition on the object of his sonnets, and a history of the manners, customs, amusements, superstitions, poetry and elegant literature of his age. Paris 1838. 8.

Johannes Frederus. Eine kirchenhistorische Monographie. Th. 1. 2. Stralsund 1837. 4.

Mémoires, correspondance et manuscrits du Général Lafayette. Vol. 4—6. Paris. 1838. 8.

J. G. Lockhart, Memoirs of the life of Sir Walther Scott. Vol. 1—4. Paris 1838. 8.

Suworow's Leben und Heerzüge, von Fr. v. Smitt. Th. 1. Wilna 1838. 8.

J. A. Grunert, Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik. Th. 1. Brandenburg 1838. 4.

J. N. Lang von Hanstadt, Anleitung zur Markscheidekunst. Mit Atlas. Pesth 1835. 4.

Dr. Emil Wilde, Geschichte der Optik, vom Ursprunge dieser Wissenschaft bis auf die gegenwärtige Zeit.
Th. 1. von Aristoteles bis Newton. Berlin 1838.

L. Fr. Wolfram, Vollständiges Lehrbuch der gesammten Baukunst. Bd. 3. Lehre von den Hochgebäuden. Wien 1838. 4.

H. Freyh. von Paulucci, der Chaussee-Bau in England. Wien. 1838. 8.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nr. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Regiae Friderico-Alexandrinae literarum universitatis Prorector D. Ed. Jos. Schmidtlein etc.

(Schluß.)

XIV, 32. Jam oceanus cruento aspectu, sic labente aestu humanorum corporum effigies relictae, ut Britanni ad spem, ita veterani ad metum trahebantur.

„Haec omnia (sagt Hr. Död.), etiamsi a Rhenano inde violenter immutata, unam ac levem habent labem: sic labente!“ und diese Mackel meynt er entfernen zu können, nicht durch eine Correction wie z. B. dilabente (von Walther), sondern auf gelindere Weise durch Wortversetzung, indem er sic mit dem weiter unten folgenden ut zu sicut verbindet, wodurch er den Text erhält:

Jam ocean. cruento aspectu, labente aestu humanor. corpor. effigies relictae, sicut Britanni ad spem, ita veterani ad metum trahebantur.

Zur Erklärung wird beygesetzt, daß (mit Walther) Britanni und veterani als Genitive der einfachen Zahl zu nehmen seyen: „non Britanni de se sperasse, non veterani de se metuisse dicuntur, sed vulgus de Britannis sperabat, de veteranis metuebat.“

Für uns nicht recht begreifliche Dinge. Denn wie hätte doch ein Abschreiber auf den Gedanken gerathen können, von sicut die Sylbe sic abzureißen und sie nach oben, wo sie lediglich zum Verderbnisse des Textes dienen konnte, zu verpflanzen? Und wer würde, ohne ausdrückliche Weisung dazu, Britanni und veterani, zumal in der Stellung, welche sie einnehmen, als Genitive für Britannorum und veteranorum zu nehmen sich beygehen lassen? Endlich, wie kömmt das im Texte nicht erwähnte vulgus in die Erklärung? u. s. w. — Wir würden die Stelle ungefähr so schreiben:

Jam oceanus cruento aspectu et relabente aestu humanorum corporum effigies relictae, ut a Britannis ad spem, ita a veteranis ad metum trahebantur.

Um die Entstehung des Verderbnisses dieses Textes zu erklären würden wir beysetzen: Ein Abschreiber dachte nicht daran, Oceanus und effigies als Subjecte des Zeitwortes trahebantur zu betrachten, sondern faßte die ersten zwey Sätze so: Jam (ut) oceanus cruento aspectu (fuit) sic labente aestu h. c. effigies relictae (sunt); dann dachte er: „die Britannier wurden zur Hoffnung, die Veteranen zur Furcht gestimmt,“ und schrieb dem gemäß: ut Britanni ad sp., ita veterani ad m. trahebantur.

XIV, 37. Idem auxiliarium impetus; et eques protentis hastis perfringit quod obvium et validum erat. Caeteri terga praebuere difficili effugium, quia circumjecta vehicula saepserant abitus. Et miles ne mulierum quidem neci temperabat; confixa teli etiam jumenta corporum cumulum auxerant.

So die Handschriften. Hr. Död. findet von den längst gemachten Aenderungen effugio und confixaque telis nur telis als evident; und da außerdem auch auxerant, wofür man augebant erwarte, anstößig sey, so glaubt er, daß durch Abschreiber Wirrwarr in die Stelle gebracht

Digitized by Google

worden, und sie so wieder in Ordnung zu bringen sey:

Idem auxiliarium .... validum erat, caeteri terga praebuere. Difficile effugium, quia .... abitus, et confixa telis etiam jumenta corporum cumulum auxerant. Miles ne mulierum qu. n. temperabat. Clara et antiquis etc.

Dagegen meynen wir, etwas weiter zurückgreifend, die ganze Stelle mit einigen ganz leichten Aenderungen übrigens unter Beybehaltung der urkundlichen Wort- und Satz-Ordnung, schreiben zu müssen wie folgt:

Ac primum legio gradu immota, et angustias loci pro munimento retinens, postquam propius suggressis hostibus (Lips.) certo ictu tela (i. e. pila) exhauserat, velut cuneo erupit. Idem auxiliarium impetus: et eques protentis hastis perfringit, quod obvium et validum erat. Caeteri terga praebuere, difficili effugio, quia circumjecta vehicula saepserant abitus. Et miles ne mulierum quidem neci temperabat; confixa telis etiam jumenta corporum cumulum auxerunt. Clara et antiquis etc.

So wird unsers Erachtens die ganze Schlacht-Beschreibung und namentlich das Ende vollkommen klar: „die Feinde kehrten den Rücken, am Entfliehen gehindert, weil die umher gestellten Karren und Wagen die Auswege gesperrt hatten. Und unser Soldat (die Menge niedermetzelnd) schonte nicht einmal der Weiber; auch die Zugthiere, von Geschossen durchbohrt, mehrten den Haufen der Leichname. Herrlich und den alten Siegen gleich war der Ruhm des Tages u. s. w." Ist diese unsere Fassung der Stelle richtig, so ergiebt sich von selbst, daß Hrn. Död.'s Umstellungen nicht zugelassen werden können.

XIV. 44. Libet argumenta conquirere in eo, quod sapientioribus deliberatum est? Sed etsi nunc primum statuendum haberemus; creditisne, servum interficiendi domini animum sumpsisse, ut non vox minax excideret? nihil per temeritatem proloqueretur? Sane consilium occuluit, telum inter ignaros paravit: num excubias transiret, cubiculi fores recluderet, lumen inferret, caedem patraret, omnibus nesciis? Multa sceleris indicia praeveniunt. Servi si prodant, possumus singuli inter plures, tuti inter anxios, postremo, si pereundum sit, non inulti inter noxios agere. Suspecta maior. etc.

Darüber Hr. Död.: „Demiror hanc tam otiosam oratoris interrogationem, ad quam nihil prorsus respondeat: tamquam operae non pretium sit, conquirere argumenta! Ac tamen paulo post, quae hoc loco eloqui dedignatur, referre non dubitat: Multa sceleris indicia praeveniunt. Quanto rectius omnia procedunt, si quae paulo infra leguntur ita colloces, ut responsum ad hanc quaestionem contineant. Scribe:

Libet argumenta .... deliberatum est? Multa scel. ind. praeveniunt; servi si prodant, possumus ... agere. Sed etsi nunc primum .... omnibus nesciis? Suspecta maioribus etc.

Nach uns ist hier alle Aenderung unnöthig. Die von Hrn. Död. vermißte Antwort auf die Frage, mit welcher die Stelle beginnt, liegt schon in der Frage selbst. Nämlich: „Libet argumenta conquirere in eo, quod sapientioribus deliberatum est?" heißt mit Umschreibung: „Wollen wir für das Senatusconsultum, welches für den Fall, daß ein Diener seinen Herrn mordete, der gesammten Dienerschaft Todesstrafe androhte, Gründe aufsuchen? In einer Sache, welche unsere Vorfahren, die um so viel weiser waren als wir, wohl bedacht verordnet haben? Nein (non libet), da wir uns auf die Weisheit jener Alten verlassen können und sollen." — „Sed etsi nunc primum statuendum haberemus; creditisne, servum etc.?" d. h. „Aber wenn wir auch jetzt (im vorliegenden Falle) zuerst, ohne eine solche Vorbestimmung vor Augen zu haben, eine Bestimmung zu treffen hätten: glaubet ihr wohl, daß der Sklave u. s. w." Den Anfang der Stelle so aufgefaßt, wird man ihn und alles Folgende nach der handschriftlichen Ueberlieferung in so guter Ordnung finden, daß

Digitized by Google

man sicherlich nicht das Mindeste davon wird verrückt sehen wollen.

XIV. 64. Ac puella vicesimo aetatis anno inter centuriones et milites praesagio malorum iam vita (vitae?) exemta, nondum tamen morte acquiescebat. Paucis dehinc interjectis diebus mori jubetur: cum jam viduam se et tantum sororem testaretur; communesque Germanicos et postremo Agrippinae nomen cieret, qua incolumi infelix quidem matrimonium, sed sine exitio pertulisset; restringitur vinculis, venaeque ejus per omnes artus exsolvuntur, et quia pressus pavore sanguis tardius labebatur, praefervidi balnei vapore enecatur. Additurque atrocior saevitia, quod caput amputatum latumque in urbem Poppaea vidit.

Hr. Döderlein: „Toto hoc capite ordo enuntiationum foede turbatus est. Quis enim credat Tacitum saevitiam in occisam memoraturum fuisse, antequam ipsam caedem memorasset? Atqui hoc hysterologiae monstrum apparet, ut nunc narratio legitur.“ Um dieß, wie er meynt, augenfällig zu machen, stellt er bloß den Text nach der vulg. Ordnung und denselben nach seiner Correction in Spalten neben einander.

Nach seiner Correction folgen obige Sätze so auf einander:

Paucis dehinc ... mori jubetur. Ac puella vicesimo aetatis anno, cum jam viduam ... sine exitio pertulisset, inter centuriones ... jam vita exemta, restringitur vinculis ... vapore enecatur. Nondum tamen morte acquiescebat, additurque atroc. saevitia, quod ... vidit.

Dagegen bemerken wir: wenn man obigen Text in sieben kleinere oder größere Sätze und Satztheile zerlegt, so folgen diese auf einander

nach der Ordnung der Manuskripte so: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

nach Hrn. Döderleins Stellung so: 2. 4. 6. 1. 3. 5. 7.

Welcher Abschreiber hätte es sich wohl beygehen lassen, den ihm vorliegenden Text so in Stücke zu reißen und in dieser Art die Stücke durch einander zu werfen, daß außer dem letzten kein einziges an seiner Stelle blieb? Doch wir wollen durch Erklärung der Stelle selbst zeigen, daß es kein glücklicher, durch Mißverständniß des vulgaten Textes erzeugter Gedanke war, welcher Herrn Döderlein zu dieser Entstellung des ursprünglichen Textes durch seine Umstellungsmethode verleitet hat. Die Sache ist nämlich ganz klar und einfach folgende. Nachdem der Schriftsteller (cap. 63.) erzählend gesagt hat „At Nero ... insula Pandataria Octaviam claudit,“ reiht er daran Betrachtungen über das außerordentlich traurige Loos der Octavia, indem er sagt: „Non alia exsul visentium oculos majore misericordia affecit.“ Einige erinnerten sich noch an das ähnliche Schicksal der Agrippina unter Tiberius, mehrere an das der Julia unter Claudius. Aber diese beyden waren doch schon reifern Alters gewesen und hatten wenigstens einiges Erfreuliche erlebt, so daß sie über gegenwärtiges Unglück sich durch Erinnerung an vormaliges Glück einigermassen trösten konnten. Dagegen „huic (Octaviae) primum nuptiarum dies loco funeris fuit, deductae in domum, in qua nil nisi luctuosum haberet .....; tum ancilla domina validior ...; postremo crimen (erdichtete Beschuldigung des Ehebruchs) omni exitio gravius. (Cap. 64.) Ac puella vicesimo aetatis anno inter centuriones et milites etc.“ d. h.: „Und die junge Frau nun, erst im zwanzigsten Jahre ihres Lebens, unter Centurionen und Soldaten (bey ihrer Deportation auf die Insel Pand.), durch die Ahnung der kommenden Uebel bereits dem Leben enthoben (d. h. weil aller Lebensfreuden beraubt, so gut wie todt), genoß dennoch noch nicht die Ruhe des Todes (nondum tamen morte acquiescebat — weil sie ja doch leiblich noch lebte).“ So weit die Reflexionen des Schriftstellers über die Verbannung der unglücklichen Octavia. Dann wird, anknüpfend an das obige „Nero insula Pand. Octaviam claudit,“ in der Erzählung fortgefahren: Paucis dehinc interjectis diebus mori jubetur. Cum jam viduam se ... testaretur ... et postremo nomen Agrippinae cieret, qua incolumi .... pertulisset: restringitur vinculis ...“ u. s. w., nun gewiß ohne allen Anstand verständlich, ohne durch irgend eine

Digitized by Google

Hysterologie zu stören: zum offenbaren Beweise, daß Tacitus dieß alles gerade in der Ordnung geschrieben hat, wie es uns durch die Handschriften überliefert ist.

Indem wir hiemit unsere, sich ungefähr über ein Viertheil des angezeigten Programms verbreitende Bemerkungen abbrechen, fügen wir im Allgemeinen noch bey, daß wir, falls uns Veranlassung und Gelegenheit gegeben wäre, unsere Ansicht auch über die andern drey Viertheile nach Ueberzeugung auszusprechen, über diese fast ohne Ausnahme nicht anders würden urtheilen können, als hier über jenes geurtheilt worden ist. Möge der Verf. bey seiner Bearbeitung des Tacitus mit aller möglichen Sorgfalt und Behutsamkeit zu Werke gehen und insbesondere zu verhüten suchen, daß nicht durch ein von unsicherer Voraussetzung ausgehendes Verfahren dem urkundlichen Texte in der neuen Ausgabe mehr geschadet als genützt werde.

F.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

F. W. Simms, Public works of Great Britain. London 1838. With 153 Plates. fol.
Division I. Railways, Locomotive Engines and Carriages.
Division II. Canals, Wharf Walls, Bridges and the Docks and Port of Liverpool.
Division III. Turnpike Roads, Iron, Steel and Gas Works.
Division IV. The Port and Docks of London.

M. G. de Pontécoulant, Théorie analytique du système du monde. Vol. 1. 2. Paris 1829. 8.

Dr. J. Nöggerath und Dr. J. Burkart, der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpuncte der Geognosie. Mit 5 Tafeln. Bonn 1838. Fol.

F. v. Strantz, Theorie und Erfahrung über Erdbildung, Gebirgs-Emporhebungen, Senkungen und Schichten-Neigungen insbesondere. Breslau 1838. 8.

John Fell, Daemoniacs. An inquiry into the heathen and the scripture doctrine of Daemons. London 1779. 8.

Thomas Thomson, Chemistry of organic bodies. Vegetables. London 1838. 8.
Annales des sciences naturelles.
Zoologie. II. Série. T. 4 — 8. Paris 1836 — 37. 8.
Botanique. II. Série. T. 5. — 8. Paris 1836 — 37. 8.

J. C. Loudon, The Magazine of natural history and Journal of Zoology, Botany, Mineralogy, Geology and Meteorology. Vol. 8. 9. London 1836. 8.

G. J. Martin-St. Ange, Traité élémentaire d'histoire naturelle comprenant l'organisation, les caractéres et la classification des vegetaux, animaux et les élemens de la mineralogie. Par. 1834. 8. Livr. 25—35.
Zoologie. Livr. 7.
Botanique. Livr. 17.
Mineral. Livr. 6.
Anatomie Livr. 3.

John Richardson, Fauna Boreali-Americana. Part third, the fishes. London 1836. 4.

Dr. J. v. Tschudi, die Blasenwürmer. Ein monographischer Versuch. Freyburg 1837. 4.

W. Macgillivray, Lives of eminent *Zoologists* from Aristotele to Linnaeus. Edinburgh 1834. 8.

Dr. A. D. Grube, Zur Anatomie und Physiologie der Kiemenwürmer. Königsberg 1838. 4.

Dr. C. B. Reichert, Vergleichende Entwicklungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien. Königsberg 1838. 4.

Dr. H. Rathke, Zur Fauna der Krym. Petersburg 1836. 4.

Dr. A. Bourjot Saint-Hilaire, Collection de Perroquets, pour faire suite à la publication de Levaillant. Livr. 15—24. Paris 1836. fol.

Buffon, Oeuvres complètes. Complément par Lesson. T. 9. Oiseaux. Paris 1837. 8.

Baron Cuvier, The animal Kingdom, with additional descriptions of all the species hitherto named, and of many not before noticed. Class Mammalia. Vol. 1—8. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nr. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Flora Japonica sive Plantae, quas in imperio japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de **Siebold** etc. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. **Zuccarini** etc. Centuria prima. Fasc. 3 — 10. Lugd. Bat. 1837 — 39. Imp. 4. (Jeder Fascikel mit 5 Tafeln.)

(Ueber Fasc. 1 u. 2. vergl. Gel. Anz. 1836. Nr. 22. 23.)

Nach einer aus unvorhergesehenen Hindernissen hervorgegangenen Unterbrechung von fast zwey Jahren haben die Verf. der Flora japonica ihr Werk um so thätiger wieder aufgegriffen und im Laufe des Jahres 1838 die Hefte 5 bis 12 publicirt. Auch ist für die rasche Fortsetzung nun in der Weise Fürsorge getroffen, daß alle Monate in Zukunft ein Heft sicher erscheint und somit das vorläufig auf 300 Tafeln berechnete Werk am Schluße des Jahres 1841 vollendet seyn wird.

Wir fahren fort, die merkwürdigsten Pflanzen aufzuführen, welche die bisher erschienenen Hefte enthalten. Rücksichtlich der Gattung Paulownia auf Tab. 10. im 2ten Heft, müssen wir noch nachtragen, daß De Candolle in seiner im J. 1838 erschienenen Revue sommaire de la famille des Bignoniacées sich veranlaßt geglaubt hat, unsere Pflanze (ohne dieselbe gesehen zu haben) dieser Familie beyzuzählen, obgleich wir ihre nahe Verwandtschaft mit der kleinen Gruppe der Scrofularinen, welche die Gattungen Lophospermum, Rhodochiton etc. bilden, wohl ziemlich genau nachwiesen.

Heft 3 enthält auf Tab. 11. Prunus Mume, eine Aprikosenart. Die Früchte werden nur unreif, eingesalzen oder als Gemüse verspeist, der Saft derselben dient als kühlendes Getränk in Fiebern und zur Erhöhung der Saflorfarben. Außerdem steht aber der Baum in Japan in hohem Ansehen als das liebste Schattendach der alten vergötterten Weisen und Heiligen. In allen berühmten Wallfahrtsorten zeigt man uralte Mumestämme, unter deren Zweigen große Dichter und Religionslehrer ihre gefeyertsten Lieder und Psalmen schrieben, und Ableger von solchen heiligen Stämmen werden sehr theuer bezahlt. Aber auch die mannigfachen Spielarten an Größe, Füllung und Farbe der Blumen werden in Gärten hochgeachtet, und den größten Werth haben die durch Kultur so sehr verkleinerten Exemplare, daß der Stamm mit seiner blühenden Krone kaum mehr 6 — 8 Zoll hoch wird. Wir werden auf diese in Japan und China vielfach geübte Kunst, Pflanzen mit Beybehaltung der Proportionen aller einzelnen Theile auf einen sehr verjüngten Maaßstab zu reduciren, bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zurückkommen. Tab. 12 — 14 zeigt uns Lilium speciosum und cordifolium. Die große Anzahl von Lilienarten in China und Japan ist auffallend, nicht minder daß auch hier wieder zwischen einer Art in Nepal, L. giganteum und dem L. cordifolium aus Japan die größte Verwandtschaft herrscht. Wir knüpfen hieran gleich die bey Tab. 41 Lilium callosum gemachte Bemerkung, daß bey uns Versuche gemacht werden möchten, einige Lilien als Nahrungspflanzen zu kultiviren. In Japan, auf den Kurilen und in Kamtschatka werden die Zwiebeln von Lilium cordifolium, tigrinum und camtschaticum gebraten oder gekocht häufig verspeist und eigneten sich vielleicht auch bey uns zur Anzucht in Gegenden, welche jede ergiebigere Production versagen, z. B. auf

Sandstrecken, Dünen u. dgl. Tab. 15. Citrus japonica. Japan hat keine ursprünglich dort wilde Art der Gattung Citrus. Alle sind dahin über China, vermuthlich aus Indien, oder dem indischen Archipelagus gekommen (vergl. auch Royle Illustr. p. 129). Die abgebildete Form ist durch lang fortgesetzte Kultur in allen Theilen zwergartig geworden; die Früchte kaum von der Größe eines Taubeneyes, werden indessen roh und in Zucker eingemacht häufig gegessen. Tab. 16 Benthamia japonica. Lindley trennte zuerst Cornus capitata Wallich, abermals aus Nepal, unter dem Namen Benthamia fragifera von den eigentlichen Kornelkirschen, weil die in ein Köpfchen dicht zusammengedrängten Blüthen zuletzt eine scheinbar einfache gemeinschaftliche Frucht, ungefähr wie bey den Maulbeeren, ausbilden. Die japanische neue Art ist der nepalesischen nahe verwandt. 17. Kadsura japonica. Die Blüthentheile des windenden Strauches waren in allen früheren Abbildungen nur sehr schlecht und unvollständig dargestellt. Das Holz ist wie bey den Nadelhölzern nur aus porösen Zellen zusammengesetzt. Der Bast enthält viel Pflanzenleim, der in Japan bey der Papierfabrikation im Großen Anwendung findet. 18. Stachyurus praecox. Neue Gattung aus der Familie der Pittosporeen, sehr ausgezeichnet dadurch, daß die in einfache Aehren gestellten Blüthenknospen nackt überwintern. 19. 20. Corylopsis spicata und parviflora, ebenfalls neue Gattung aus der Familie der Hamamelideen. Beyde als Ziergewächse in Japan häufig kultivirt. Die Verf. erklären übrigens, daß sie einer spätern Verschmelzung der Gattungen Hamamelis Lin., Parrotia C. A. Meier und Corylopsis nicht widersprechen würden. 21. Boymia rutaecarpa Adr. Jussieu. Officineller Strauch, aus China eingeführt. 22. Prunus tomentosa. Eine rothblühende Schlehe mit fein behaarten hochrothen Früchten. In Japan kultivirt. 23. Styrax japonicum. Schöner wohlriechender Zierstrauch. In Beziehung auf die Gattung Styrax im Allgemeinen ist die Bemerkung beygefügt, daß alle von den Verf. untersuchten Arten alter und neuer Welt vier Reihen Sternhaare auf den Antheren längs der Klappenränder tragen. Bisher war dieses nur von der verwandten Gattung Foveolaria Ruiz und Pavon bekannt. 24. Symplocos lucida. Immergrüner Baum, häufig zur Zierde gezogen, aber auch als Kohlholz sehr geschätzt. 25. Aralia edulis. Mit Aralia nudicaautis verwandt. Wurzel und junge Sprossen dienen als Gemüse und verdienen auch bey uns alle Empfehlung. Ursprünglich in China zu Hause, wo sie auch als schweißtreibendes Mittel in Gebrauch steht. 26. Schizophragma hydrangeoides. Einer der schönsten Ziersträucher aus den japanischen Gebirgen, mit niederliegenden, oft kriechenden Zweigen und großen flachen Trugdolden weißer Blumen. Die Kelche der Strahlblumen verwandeln sich in große, eyförmige schön weiße nur am Grunde noch etwas in eine Röhre zusammenlaufende Platten (calyces lingulatos). Die Familie der Hydrangieen scheint in der Flora von Mittelasien eine größere Bedeutung zu haben und insbesondere viel zahlreicher an Gattungen und Arten zu seyn, als man bisher glaubte. Deutzia (bereits 9 Arten), Adamia, Cyanitis, die beyden neuen von uns hier aufgestellten Gattungen Schizophragma und Platycrater, noch mehr aber die Gattung Hydrangea selbst geben dafür Belege. Von letzterem genus werden die Hefte 11 — 13 der Flora eine Monographie der japanischen Arten, 15 an der Zahl enthalten, von welchen außer H. Hortensia noch keine in europäischen Gärten vorkömmt, obgleich viele darunter diese an Schönheit noch übertreffen. 27. Platycrater arguta. Neue Gattung, ausgezeichnet durch die erweiterten 3 — 4 lappigen Kelche der Strahlblumen und durch eine große Anzahl von Staubgefäßen. Als Zierpflanze in Japan sehr geschätzt. Der Aufguß der Blätter dient im buddhistischen Kultus zu Abwaschungen der Idole. Daher heißt die Pflanze auch Himmelsthee. 28. Rosa rugosa. Nahe mit Rosa camtschatica verwandt. 29—33. Diervilla hortensis, grandiflora (Weigela coraeensis De Cand.), floribunda, versicolor (Weigela japonica Thunb.) Dieselbe Bemerkung, wie oben bey den Hydrangieen müssen wir hier bey den Caprifoliaceen machen. Auch diese Familie scheint ihr Maximum an Gattungen und Arten im mittleren Asien zu erreichen, wo Triosteum, Diervilla, Lonicera, Leycesteria, Abelia entweder ausschließlich oder doch in überwiegender Artenzahl

vorkommen. Diervilla war von Thunberg sehr verkannt worden. Er hielt eine Drüse im Grunde der Blumenkrone für den oberständigen Fruchtknoten, das mit dem Kelche verwachsene ovarium dagegen für den Blumenstiel. So ließ sich denn seine sogenannte Weigela nirgends recht unterbringen, bis R. Brown's Scharfsinn den Irrthum entdeckte, zugleich dieselbe Drüse auch an D. canadensis nachwies, und beyde Gattungen zusammenzog. Daher möchte auch Alphons Decandolle's Vorschlag, dieselben wegen nicht erheblicher Unterschiede im Gefüge der Frucht wieder zu trennen, kaum Zustimmung erhalten. Die japanischen Diervillen sind wegen ihrer reichlichen hochrothen Blumen auch bey uns als Ziergesträuche vorzüglich schätzbar. Die Gattung Calysphyrum Bunge aus China gehört ebenfalls hieher. 34. Abelia serrata, spathulata. Diese Gattung, bisher nur in Nepal, China und Japan, aber schon bereits wieder in 6 Arten gefunden, weist in einiger Hinsicht auf die nähere Verwandtschaft der Caprifoliaceen mit den Valerianeen hin, da bey ihr, wie bey Valerianella, nur ein Fach des ursprünglich dreyfächrigen Fruchtknotens einen Samen ausbildet, und der Kelchrand nach der Befruchtung blattartig auswächst. 35, 36. Ligularia Kaempferi, gigantea. Zwey Compositae, welche wegen ihrer späten Blüthezeit und Ausdauer gegen Frühfröste in Japan häufig kultivirt werden. Die zweyte Art soll in ihrer Heimath, der Provinz Dewa auf Nippon nach Berichten und Zeichnungen der japanischen Botaniker zu ungeheurer Größe gedeihen. Den Angaben gemäß, wären zwar die blühenden Stengel nur 3 — 4 Fuß hoch, aber die Blattstiele der Wurzelblätter erreichten eine Höhe von 6 — 15 Fuß und die Fläche des Blattes einen Durchmesser von 5 Fuß, so daß die Landleute sich ihrer oft als Regenmäntel bedienten. Ligularia Kaempferi (Senecio Kaempferi DC.) wird als Bild des Spätherbstes häufig auf den chinesischen und japanischen Lackbildern dargestellt. 37. 38. Viburnum plicatum, tomentosum. Die Gattung Viburnum ist sehr reich an Arten in Japan, aber noch nicht genau bekannt. Thunberg verwechselte z. B. manche Species mit Hydrangien. Interessant ist es, daß die Eigenthümlichkeit, unfruchtbare sehr vergrößerte Strahlblumen am Rande der Trugdolden zu bilden, oder in kultivirtem Zustande alle Blüthen so umzugestalten, wie sie unsern Schneeballen (Vib. Opulus) und einigen nordamerikanischen verwandten Arten zusteht, sich in Japan auf eine andere Gruppe der Gattung überträgt, welche unserem V. Lantana entspricht. 39. 40. Trochodendron aralioides. Neue Gattung aus der Familie der Winteraceae von höchst merkwürdigem Bau. Kelch und Blumen fehlen völlig: Staubgefäße hypogynisch, frey, in großer Anzahl. Fruchtknoten 5 — 8fächrig mit eben so vielen Griffeln und herablaufenden Narben. Kapsel mehrfächrig mit vielen hängenden Samen. Bey aller Anomalie der Formen hat die Gattung doch viele Verwandtschaft mit Illicium und rechtfertigt auch durch die glänzenden immergrünen, ebenso wie Rinde und Holz stark aromatischen Blätter ihre Stellung in der Familie der Winteraceae, deren Charakter sie freylich wesentlich abändert. Tab. 41. Lilium callosum (L. pomponicum Thbg.). Kleine, sehr zierliche Lilienart, dem L. tenuifolium an Blättern und Blüthen ähnlich, aber ausgezeichnet durch zwey ungleich lange pfriemliche an der Spitze drüsig verdickte Deckblätter unter jedem Blumenstiele. 42. Aronia asiatica. Unserer Felsenbirne (Amelanchier) sehr ähnlich. Bisher die einzige asiatische Art. Zierstrauch. 43, 44, 45. Wisteria japonica, chinensis, brachybotrys. Drey sehr schöne windende Ziersträucher, von welchen der erste und letzte in Japan wild wachsen, der zweyte aus China eingeführt ist. In Gärten werden alle häufig kultivirt. Vorzugsweise ist aber Wisteria chinensis eine Lieblingspflanze der Japaner. Sie bildet herrliche Lauben von 20 — 25 Fuß Höhe, von deren Decke die reichen oft ellenlangen Trauben blauer Schmetterlingsblumen in ungemeßner Anzahl zierlich herabhängen. Die Blüthezeit des Fudsi (Landesnamen der Pflanze), der May, ist für ein Volk, welches so viel Sinn und Geschmack für die Reize der Blumenwelt hat, überhaupt die Glanzperiode des Jahres; aber im Fudsi ist dem Japaner der Frühling zugleich verkörpert. Die Pflanze ist das Symbol desselben und wird in Gemälden auf die mannigfachste Weise so dargestellt. Die Fudsi-Lauben sind die Hauptvereinigungsplätze des Volkes zu Gesang und Tanz

Digitized by Google

an öffentlichen Orten. Die längsten Blüthentrauben werden in zierlichen Gedichten aus dem Stegreife besungen und diese dann zur Ergötzung später Besuchender an denselben befestigt. Eben so bezeichnen die jungen Leute die erst knospenden Trauben mit bunten Papierstreifen und weissagen sich, aus der verschiedenen Entwickelung derselben das künftige Glück ihrer Liebe. Die Pflanze ist schon längere Zeit (aus China) in europäischen Gärten, man hielt sie aber bisher mit Unrecht für zu empfindlich, um auch in den mildern Gegenden Deutschlands im Freyen zu gedeihen. 46. Styrax. Obassia. Zierstrauch mit sehr wohlriechenden Blumen. 47. Pterostyrax corymbosum. Neue Gattung, welche zwischen Styrax. und Halesia die Mitte hält. Zehn einbrüdrige Staubgefäße sind mit der fünfblättrigen Blumenkrone nicht verwachsen. Die Frucht, eine harte Steinfrucht ist bis über die Hälfte mit 5 aus dem verwachsenen Kelche vorspringenden Flügeln versehen. 48. Lychnis grandiflora (L. coronata. Thunb.) und 49. Lychnis Senno, beyde perennirende Zierpflanzen. 50. Cornus officinalis. Die Verf. waren zweifelhaft, ob sie diesen Strauch für eine von Cornus mascula verschiedene Art erklären sollten. Doch ließen sich genügende Merkmale zu einer Trennung auffinden. Vermuthlich beziehen sich die bisherigen Angaben der Autoren, daß die Kornelkirsche in China und Japan wild wachse, alle auf diese Art, welche ursprünglich aus China stammt und deren Früchte in Entzündungskrankheiten u. s. w. als kühlendes Mittel in großem Ansehen stehen.

Zuccarini.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Charles Darwin, The Zoology of the voyage of H. M. S. Beagle under the command of captain Fitzroy, during the years 1832 to 1836.
Part. I. Nr. 1. Fossil Mammalia by Richard Owen. London 1838. 4.
Part. II. Nr. 1. 2. Mammalia by George R. Waterhouse. Lond. 1838. 4.

Dejean, Species général des Coléoptéres. Vol. 6. Paris 1838. 8.

J. Gould, Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds. Part. II. London 1838. f.

— — The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. II. London 1838. f.

— — A synopsis of the birds of Australia and the adjacent islands. Part. 3. 4. London 1838. 8.

F. E. Guérin-Méneville, Magasin de Zoologie. 7 Année. Sect. I. Livr. 3. 4. Paris 1837. 8.

J. B. A. de Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. Vol. 7. 8. Paris 1836 — 38. 8.

J. W. Meigen, Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweyflügeligen Insekten. Th. 7. Hamm 1838. 8.

E. A. Roßmäßler, Iconographie der Land- und Süßwasser-Mollusken. Heft 5. 6. Dresden 1837. 8.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 1. London 1838. 4.

C. J. Temminck, Nouveau recueil de planches colorées d'oiseaux. Livr. 101. Paris 1838. 4.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

A Monograph of the Anatidae or Duck Tribe. By T. C. Eyton Esq. London 1838. 182 S. gr. 4. mit 24 Taf. und vielen Holzschnitten.

Eine Monographie der Familie der Enten, welche hinsichtlich der Aufstellung von Unterfamilien und Gattungen nicht bloß auf den äußerlichen Bau, sondern ebenfalls auf die Beschaffenheit des Darmkanals, des Skelets und vorzüglich der Luftröhre Rücksicht nimmt. Es ist bey dieser Arbeit weiter nichts auszusetzen, als die unnöthige Vermehrung der Gattungen, indem aus den gewöhnlich zu fünf angenommenen (Cygnus, Anser, Cereopsis, Anas und Mergus) der Verf. nicht weniger als 39 gemacht hat. Die erste Hälfte dieses Buches befaßt sich mit der Charakteristik dieser 39 Gattungen, die in kurzen Definitionen in lateinischer und englischer Sprache bestimmt werden, wobey nur dem Lateinischen etwas mehr Correctheit zu wünschen gewesen wäre. Vor jeder Charakteristik stellt ein eingedruckter Holzschnitt den Schnabel von der obern und Seitenansicht dar; ein anderer Holzschnitt am Ende der Diagnose giebt eine Abbildung des Fußes. Außerdem sind noch viele Luftröhren, Skelete und einzelne Theile desselben, auch des Darmkanales, bildlich dargestellt. In der zweyten Hälfte werden die Arten aufgeführt, von ihnen jedoch nur die Diagnosen, einige Ausmaaße, mehrere Synonyme nebst kurzen Bemerkungen, die meist die Heimath und den Bau der Luftröhre betreffen; ausführliche Beschreibungen sind nicht beygefügt. Mehrere der neuen Arten sind in vortrefflichen kolorirten Abbildungen dargestellt.

Um in der Kürze eine schematische Uebersicht über den Inhalt dieser Monographie zu geben, theilt Ref. die Charakteristik der 6 Unterfamilien mit, in welche der Verf. die ganze Familie zerfällt hat, wobey er jedoch die Namen der ihr zugetheilten Gattungen nebst deren typischen Species und die Anzahl der zu jedem Genus gehörigen Arten beysetzt. Mehr hervorzuheben erlaubt der Raum dieser Zeitschrift nicht.

I. Unterfamilie. Plectropterinae. Schnabel groß, an der Spitze verschmälert, mit starkem Nagel; die Stelle zwischen Augen und Schnabel unbefiedert; die Läufe zu 1/4 ihrer Länge nackt; Füße stark mit großen Krallen. — Luftröhre bisweilen bey den Männchen gewunden, aber nicht in das Brustbein eindringend; Blinddärme mäßig. Die Gattungen *) sind:

1) Choristopus, 1 Art [Anas semipalmata]
2) Plectropterus, 1 Art [A. gambensis].

II. Unterfamilie. Anserinae. Schnabel höher als breit; Füße mäßig, stark, Hinterzehe ungelappt. — Brustbein mäßig, hinten mit großen und offenen Ausschnitten; Kiel nicht vorwärts verlängert, breit, nicht bis zum hintern Rand fortgesetzt. Becken von mäßiger Größe mit großen und ovalen Hüftlöchern. Gabelbein stark und gekrümmt; das Hakenschlüsselbein (processus coracoideus) stark und kurz. Flügel lang. Rippen breit mit langem Fortsatz. Die Luftröhre fast flach, aber bisweilen aufgetrieben und ins Brustbein eindringend; unterer Kehlkopf manchmal blasig.

3) Cereopsis, 1 Art. [C. Novae Hollandiae].
4) Chloephaga, 2 „ [Anas magellanica].
5) Bernicla, 4 „ [A. jubata].

---

*) Die neuen, vom Verf. aufgestellten Gattungen sind mit einem * bezeichnet.

Digitized by Google

6) Cheniscus,	2 Art.	[A. coromandeliana].
7) Anser,	9 „	[Anser ferus].
8) Cygnus,	9 „	[Cygnus ferus].
9) Sarkidiornis,*	2 „	[Anas melanotus].
10) Chenalopex,	2 „	[A. aegyptiaca].

III. Unterfamilie. Anatinae. Schnabel eben so breit als hoch; Füße mäßig, Hinterzehe niemals gelappt, aber bisweilen höckerig. — Brustbein lang, schmal, hinten am breitesten; Kiel vorn verlängert, hinten breit und bis zum hintern Rande fortgesetzt. Becken breit und kurz. Gabelbein mäßig, an den Seiten zusammengedrückt. Das Hakenschlüsselbein lang, aber nicht nach vorn verlängert. Rippen und hintere Fortsätze zusammen gedrückt. Luftröhre gewöhnlich durchgängig von gleicher Stärke; unterer Kehlkopf blasig und zugleich bey den Männchen knöchern.

11) Tadorna,	2 Art.	[A. Bellonii].
12) Casarka	3 „	[A. rutila].
13) Dendrocygna,	4 „	[A. arcuata].
14) Leptotarsis,	1 „	[A. Eytoni].
15) Dafila,	4 „	[A. acuta].
16) Poecilonitta*,	2 „	[A. bahamensis].
17) Mareca,	4 „	[A. fistularis].
18) Aia,	2 „	[A. sponsa].
19) Querquedula,	11 „	[A. crecca].
20) Cyanopterus,*	4 „	[A. Rafflesii].
21) Rhynchaspis,	4 „	[A. clypeata].
22) Malacorhynchus,	1 „	[A. membranacea].
23) Chauleldanus,	1 „	[A. strepera].
24) Anas,	7 „	[A. poecilorhyncha].
25) Carina,	1 „	[A. moschata].

IV. Unterfamilie. Fuligulinae. Schnabel an der Wurzel höher als breit; Füße groß, Hinterzehe gelappt, die äußere kaum kürzer als die mittlere. Die Schwanzfedern meist kurz und biegsam; die Flügel mäßig. — Das Brustbein vorn mit schwach verlängertem, nicht bis zum hintern Ende reichenden Kiele; hinterer Rand mit 2 nach hinten schmalen, innen breiten und ovalen Ausschnitten, oder mit 2 Löchern, die hinten viel breiter als vorn. Rippen lang rückwärts gestreckt, ihre Fortsätze am hintern Rande gekrümmt oder am Ende zweyspaltig. Das Hakenschlüsselbein schwach vorwärts verlängert; das Gabelbein gekrümmt, besonders an den Enden der Aeste. Becken mäßig breit, lang. Schädel am Hinterhaupt höher als breit. Unterer Kehlkopf theils knöchern, theils häutig.

26) Micropterus,	2 Art.	[A. patagonica].
27) Melanitta,	4 „	[A. fusca].
28) Somateria,	2 „	[A. spectabilis].
29) Polysticta,*	1 „	[A. Stelleri].
30) Kamptorhynchus	1 „	[A. labradora].
31) Calliehen,	2 „	[A. rufina].
32) Fuligula,	7 „	[A. cristata].
33) Nyroca,	3 „	[A. leucophthalma].
34) Harelda,	1 „	[A. glacialis].
35) Clangula,	6 „	[A. Clangula].

V. Unterfamilie. Erismaturinae. Schnabel an der Wurzel höher als breit; Füße groß, Hinterzehe gelappt, äußere Zehe der mittlern gleich. Schwanz lang und steif, Flügel kurz. — Anatom. Merkmale unbekannt.

36) Thalassornis,*	1 Art.	[A. leuconota].
37) Biziura,	1 „	[A. lobata].
38) Erismatura	6 „	[A. rubida].

VI. Unterfamilie. Merginae.

39) Mergus, 5 Arten [M. serrator].

Demnach hat die:

1ste	Familie	3	Arten.
2 „	„	31	„
3 „	„	51	„
4 „	„	29	„
5 „	„	8	„
6 „	„	5	„

Die Anzahl sämmtlicher zur Familie der Enten gehörigen Arten beträgt also 126. Unter diesen hat der Verf. als neu aufgestellt: Anser melanopterus, Sarkidiornis africanus, Casarka castanea (mit Abbildung.); Mareca castanea (mit Abbildung.); Fuligula affinis, Nyroca brunnea (mit Abbild.); außerdem sind mehrere neue Arten, die A. Smith vom Kap mitgebracht und später ausführlicher schildern wird, hier zuerst charakterisirt. Bereits von Andern beschrieben, hier aber wenigstens zum erstenmal abgebildet sind Dafila Urophasianus und Mareca chiloensis. Auf einer Tafel sind endlich noch die Köpfe zweyer Arten zusammengestellt, die in der Unterschrift den

Digitized by Google

Namen Oxyura unifasciata und dominica führen. Eine solche Gattung kommt aber bey dem Verf. nicht vor, sondern die letztgenannte Art ist bey ihm als Erismatura dominica, und die andere, deren specifische Benennung nicht einmal im Texte aufgenommen ist, ist seine Erismatura Maccoa.

A geographical and comparative List of the Birds of Europe and North America. By Charles Lucian Bonaparte, Prince of Musignano. London 1838. 67 S. gr. 8.

Der nicht bloß durch seinen hohen Stand, sondern auch durch seine wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Verfasser hatte schon früher eine vergleichende Zusammenstellung der Vögel von Rom und Philadelphia publicirt. Indem er dieser Arbeit in vorliegender Liste eine größere geographische Ausdehnung gab, erstreckt sich jetzt diese Vergleichung auf die Vögel von ganz Europa mit denen von Nordamerika. Die Liste hat die Einrichtung, daß auf der linken Hälfte einer jeden Seite die europäischen, auf der rechten Hälfte die nordamerikanischen Arten aufgeführt sind; bey jenen sind die Abbildungen von Gould's Birds of Europe, bey diesen die von Audubon's großem Werke citirt. Abgesehen von dem Werthe, den diese Liste schon dadurch erhält, daß sie uns ein vollständiges Verzeichniß aller bisher bekannt gewordenen europäischen und nordamerikanischen Vögel gewährt, ist es im hohen Grade interessant, zu erfahren, welche Arten diesen weit auseinander gerückten Erdtheilen gemeinsam, welche jedem derselben eigenthümlich sind. Als Schlußresultat der Vergleichung ergiebt sich folgendes:

Gattungen		Gattungen	
in Europa	246	in Nordamerika	218
nicht nordamerikanisch	109	nicht europäisch	81
Arten in Europa	503	Arten in Nordamerika	471
nicht nordamerikanisch	403	nicht europäisch	371

An dieser vortrefflichen Arbeit haben wir nichts anders auszusetzen, als die ungemessene Vermehrung der Gattungen, indem nach der hier geübten Weise durchschnittlich nicht mehr als zwey Arten auf jedes Genus kommen. Hiemit fällt aber der Vortheil, den man aus dem Zusammenfassen vieler Arten unter wenige Gattungen erlangt, nämlich eine leichtere Uebersicht über die große Menge von Species ganz weg, ja die Schwierigkeit wird ansehnlich vermehrt, indem man nun zu den Artsmerkmalen auch noch halb so viel Gattungen sich merken muß, die überdieß meistentheils blos durch subtile und wenig wesentliche Charaktere geschieden sind. Mit Temminck halten wir es für gerathener, wenige, aber scharf unterschiedene Gattungen aufzustellen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Felix Avellar Broterus, Flora Lusitanica, seu plantarum, quae in Lusitania vel sponte crescunt, vel frequentius coluntur, ex florum praesertim sexubus systematice distributarum synopsis. P. 1. 2. Olissipone 1804. 4.

Anton. Sebastianus, Florae Romanae prodromus, exhibens centurias XII. plantarum circa Romam et in Cisapenninis pontificiae ditionis provinciis sponte nascentium, sexuali systematice digestas. Romae 1818. 8.

Dominico Viviani, Della struttura degli organi elementari nelle Piante. Genova 1831. 8.

Dr. Ch. G. Nees von Esenbeck, Erinnerungen aus dem Riesengebirge. Bd. 1 — 4. Berlin 1833 — 38. 8.

Steph. Endlicher, Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Wien 1838. 8.

G. L. Blume, Rumphia sive commentationes Botanicae imprimis de plantis Indiae Orientalis. Fasc. 13 — 15. Lugd. Batav. 1836. f.

A. P. De Candolle, Collection de Mémoires pour servir à l'histoire du règne végétal.

Digitized by Google

Neuvième mémoire. Observations sur la structure et la classification de la famille des Composées. Paris 1838. 4.

Dixième mémoire. Statistique de la famille des Composées. Paris 1838. 4.

Steph. Endlicher, Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Nr. 8. Vindobonae 1838. 8.

William Jackson Hooker, Flora Boreali-Americana of the Botany of the Northern parts of British America. Part. IX. London 1838. 4.

C. C. von Leonhard, Agenda Geognostica. Heidelberg 1838. 8.

K. Fromherz, Die Jura-Formationen des Breisgaues, geognostisch beschrieben. Karlsruhe 1838. 4.

A. Lévy, Description d'une collection des Minéraux, formée par H. Heuland. Vol. 1 — 3. Avec Atlas in 4. Londres 1837. 8.

Adolphe Brongniard, Histoire des végétaux fossiles ou recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du Globe. Livr. 13. 14. Paris 1836 — 38. 4.

B. M. Keilhau, Gaea Norvegica. Heft 1. Christiania 1838. fol.

David Low, Elements of practical agriculture; comprehending the cultivation of plants, the husbandry of the domestic animals and the economy of the farm. London 1838. 8.

Bye-laws for the garden of the horticultural society of London. London 1822. 8.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 169. Berlin 1838. 8.

Dr. A. G. Schweitzer, Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1838. 8.

Joh. Jos. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Bd. 8. Hygrometer-Küfer-Arbeiten. Stuttg. 1837. 8.

Jules de Hagemeister, Mémoire sur le commerce des ports de la nouvelle Russie, de la Moldavie et de la Valachie. Odessa 1835. 8.

Julius von Hagemeister, Der europäische Handel in der Türkey und Persien. Riga 1838. 8.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. T. I. II. Londres 1838. 8.

Bory de Saint-Vincent, L'homme. Essai zoologique sur le genre humain 3. edit. P. 1. 2. Paris 1836. 8.

G. Spurzheim, Observations sur la phraenologie. Paris 1818. 8.

James Cowles Prichard, Researches into the physical history of mankind. Vol. II. London 1837. 8.

Giul. Ferrario, Aggiunte e rettificazioni all' opera il costume antico e moderno di tutti i popoli. Vol. 1 — 3. Milano 1831. f.

M. Alexandre, Encyclopédie des échecs, ou resumé comparatif en tableaux Synoptiques des meilleurs ouvrages écrits sur ce jeu par les auteurs français et étrangers, tant anciens que modernes, mis a l'usage de toutes les nations par le langage universel des chiffres. Paris 1837. f.

Essay d'Analyse sur les jeux de Hazard. Paris. 1708. 4.

App. Buonafede, Istoria e indole di ogni filosofia. Vol. 4. Milano 1838. 8.

Dr. C. L. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. Th. 2. Berlin 1838. 8.

Ph. W. van Heusde, Philosophie. Utrecht 1838. 8.

Dr. Wilh. Wackernagel, Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838. 4.

Vitalis Blesensis Amphitryon et Andularia Eclogae, ed. Fr. Osannus. Darmst. 1836. 8.

Giambatista Casti, Opere complete. Parigi 1838. 8.

Miguel de Barrios, Las poesias famosas y comedias. Amberes 1674. 4.

Luis de Gongora, Obras en versos del Homero Español, que recogio Juan Lopez de Vicuña. Madrid 1627. 4.

— — — — Obras comentadas por Don Garcia Coronel. Vol. 1. 2. Madrid 1644 — 48. 4.

— — — — Soledades comentadas por Don Garcia de Salzedo Coronel. Madrid 1636. 4.

Francisco de Quevedo y Villegas, Las tres musas ultimas Castellanas. Madrid 1670. 4.

F. Gabriel de Mata, Cantos morales. Valladolid 1594. 4.

Biblioteca portátil española, ó coleccion de las mejores poesias, novelas, dramas de los escritores españoles des siglo XIX. hasta nuestros dias. T. I. Nr. 1. Brunvico 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Lao-tseu; traduit en français et publié pour la première fois en Europe, avec une version latine et le texte chinois en regard, par G. Pauthier. Paris 1838. Cura et sumptibus interpretis.

In China und den Ländern der chinesischen Bildung, namentlich in dem Reiche gen Sonnen-Aufgang — dieß heißt Japan oder Ji pen kue zu deutsch — in Korea und Kochin-China finden wir eine Religion, deren Geschichte und Lehren zu den dunkelsten Theilen der asiatischen Culturgeschichte gehören. Wann ist die Religion des Tao, der Weisheit oder Erkenntniß, entstanden, und wann ward sie unter dem Namen Sinto, d. h. Geisterglauben, Geistererkenntniß nach Japan verpflanzt? Ist dieß der Glaube der Urbewohner der nordwestlichen Kreise des chinesischen Landes, oder kam sie aus der Fremde nach dem Mittelreiche? Wer ist der Gründer oder Ordner dieses Religions-Systems, und welche sind in dogmatischer und praktischer, oder in esoterischer und exoterischer Beziehung dessen vorzüglichste Lehren? Keine dieser Fragen können wir, so mangelhaft ist bis jetzt noch unsere Kenntniß dieses weit verbreiteten Religions-Systems, mit Bestimmtheit beantworten.

Obgleich wir in unzähligen Schriften der westlichen Völker es lesen, daß Lao-tse der Gründer sey der Lehre der Erkenntniß (Tao kiao) und Confucius der Stifter der Staatsreligion (Schu kiao) des chinesischen Reiches; so ist dieß doch durchaus ungegründet. Diese beyden Religionen gehen sicherlich weit höher hinauf als das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wo Lao tse und Kong tse blüheten. Diese unter ihren Glaubensgenossen hervorragenden Männer sind bloß die vorzüglichsten Lehrer, Ordner oder Reformatoren der lange vor ihnen bestehenden Religionen. Als nämlich in der Verwirrung, welche die vielköpfige Lehnsherrschaft in den letzten Jahrhunderten der Regierung der Tscheou hervorgerufen hatte, die Lehren der alten Kaiser und Heroen, der Begründer der Civilisation des chinesischen Volkes mißachtet wurden; da erhob sich Kong tse, der Drache von Lu, und rief sie durch Schrift und That den Fürsten und dem Volke des Reiches der Mitte ins Gedächtniß zurück. „Deßhalb überströmte auch sein Name," dieß sind die Worte eines seiner Schüler, „das ganze Land wie die ihre Ufer überschreitenden Gewässer des gelben Flusses; selbst bis zu den Barbaren ist sein Ruf erschollen. Wohin immer Schiffe und Wagen kommen; wohin immer menschliche Kraft vordringt; wo die Himmel sich ausdehnen und die Erde gegründet ist; wo Sonne und Mond leuchten, mit einem Worte wo Leben herrscht und Bewegung, da ist Niemand, der Kong tse nicht verehrt, denn er gleicht dem Himmel." Und in der That wird auch Kong tse wegen seiner großen Verdienste den vergötterten Naturkräften gleich geachtet; es wird ihm geopfert, es wird zu ihm gebetet und es werden ihm andere göttliche Ehren erwiesen. Man ersieht aus der neuen Ausgabe der gesammelten Satzungen des Reiches, daß sich in China nicht weniger als 1560 dem Confucius geweihte Tempel befinden. Allein auf Kosten der Regierung werden ihm jährlich im Frühling und Herbst 6 Ochsen, 27000 Schweine, 2800 Hirsche und 27000 Kaninchen geopfert; überdieß noch 27600 Stücke Seide. Eine bey weitem größere Anzahl von Thieren und kostbaren Gegenständen wird aber jährlich dem großen Lehrer des Reiches von den Gelehrten, den Beamten und dem Volke geopfert und geweihet.

Auch die Lehre der Meister der Wissenschaft (Tao sse), war nach der Ansicht der Anhänger dieser Wissenschaft lange vor Lao tse vorhanden; sie ist so alt, wie die Entwickelung der Welt aus dem Tao. Sie ward Anfangs nicht aufgeschrieben, und es bedurfte auch damals des Schreibens nicht, denn die Menschen genossen des unmittelbaren Unterrichtes der Geister, die auf Erden umherwandelten. Hoang ti und sein Zeitgenosse Kuang tsching tse sind, nach den Angaben der Tao sse, die ersten, welche die Lehre des Tao aufzeichneten. Die Werke des Hoang ti sind verloren, die des Kuang tsching tse aber haben sich erhalten. Würde nun der In fu king oder das Buch über das männliche und weibliche Princip wirklich von einem Zeitgenossen des Hoang ti (ungefähr 2698 v. u. Z.) herrühren; so wäre es das älteste der Erde. Nach den Zeiten des Hoang ti bis auf Lao tse gab es viele Lehrer oder Meister des Tao, deren Namen und Werke nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Lao tse aber, geboren im Jahre 565 vor unserer Zeitrechnung, überstrahlte sie alle; er hat die Lehren der Religion in einem Werke Tao te king oder Buch des Wissens und Handelns überschrieben aufgezeichnet, welches Tsin schi Hoang ti, der selbst ein Anhänger der Taoreligion gewesen ist, bey der allgemeinen Bücherverbrennung verschonte. Lao tse wird aber von den Anhängern der Vernunft wie Schakia von den Bauddhen, in doppelter Eigenschaft, als Mensch und als Gottheit betrachtet. Der Mensch Lao tse ward geboren in einem Dorfe, das zu dem Bezirke einer Stadt dritten Ranges des Departements Ho nan gehörte, ehemals Kio schin, jetzt Lu i hien genannt, und war ein älterer Zeitgenosse des Kong tse. *) Der Gott Lao tse ist aber gleichzeitig mit der Entstehung des Himmels und der Erde. Gleich dem Königssohne von Kapilapura, erschien er zum Heile und zur Erlösung der Menschheit mehrmals im Laufe der Jahrhunderte; er war bald Feldherr, bald Priester, bald bewegte er sich auch in den niedersten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft. In dieser Weise nun wird von Kong tse und Lao tse in den Schriften ihrer Anhänger gesprochen; sie werden keineswegs als die Begründer einer neuen, früher nicht vorhandenen Religion betrachtet.

*) Sse ki Buch 63. Lie tschuen 3. Dieses Dorf liegt 33°, 56,, 50'' nördl. Breite. Siehe die Tabellen Tai tsing i tong tschi, Provinz Honan Blatt 212. Kien long fu ting tscheou hien tu tschi der Bch. 17. Bl. 160. Remusat hat die älteste und wie es scheint, einzig und allein sichere Nachricht über Lao tse in dem Sse ki des Sse ma tsien in seiner Abhandlung über Lao tse übersetzt, auf die wir hier, obgleich sie mehreres Unrichtige enthält, der Kürze wegen verweisen. Mémoires de l'Institut royal de France VII.

Die gelehrten katholischen Missionäre haben uns die wichtigsten Schriften der Schule des Confucius in Uebersetzungen mitgetheilt, auf die man sich im Ganzen verlassen kann; weniger haben sie sich mit dem ihnen verhaßten Buddhismus und Taoismus beschäftiget. Doch war ihre Aufmerksamkeit auch diesen Religionen zugewendet. Noel, ein Mann, wohl bewandert in allen Theilen der chinesischen Philosophie, hat das Buch über Wissen und Handeln wörtlich ins Lateinische übersetzt und mit vielen Erläuterungen versehen; seine Uebersetzung ist von Peking nach Frankreich abgesandt, aber niemals gedruckt worden. Eine Abschrift dieser Uebersetzung findet sich in der Bibliothek der königlichen Gesellschaft zu London. *) Auch erklärt Visdelou, der berühmte Verfasser der Geschichte der Tatarey, daß er ausführlich über Lao tse und seine Religionsmeynungen gehandelt habe; dieß geschah wahrscheinlich in der Geschichte der Glaubenslehre der chinesischen Philosophen, die ebenfalls niemals im Druck erschienen ist. **) Die gedruckte Abhandlung des Vielschreibers Amiot über die Anhänger der Vernunft kann, da es dieser Missionär verschmähte, seine Gewährsmänner anzuführen, nicht als Quelle benutzt werden; überdieß handelt sie bloß

*) Mém. conc. les Chinois XV, 480. XVI. 36. Montucci (Sinologus Berolinensis) Remarques philologiques sur les voyages en Chine de M. de Guignes 64.

**) Visdelou zu dem Monument du Christianisme en Chine S. 180. Seine Geschichte der chinesischen Glaubenslehren wird angeführt hinter dem Chou King S. 406.

Digitized by Google

von den guten und bösen Geistern nach den Ansichten der Tao sse. *)

Der Schwierigkeiten bey der Darstellung der Lehre und der Geschichte der Anhänger der Vernunft sind aber gar viele. Die Tao sse sind, so wie sich die Verhältnisse seit vielen Jahrhunderten gestaltet haben, mit einem Worte die Ketzer des Mittelreiches und sie haben das Unglück, daß das Meiste, was wir von ihnen wissen, von ihren Feinden, den Anhängern des Kong tse, herrührt. Die Anhänger der kalten praktischen Hausmoral des Weisen von Lu haben sowohl im Staate als in der Literatur nach vielen Kämpfen sich als Sieger behauptet. Mögen nun ihre Gegner, die ausgezeichneten Männer der Anhänger der Vernunft lehren und berichten, was sie immer wollen, — ihre Lehrsätze und Schriften werden bald verachtet, bald auch als gefährlich geschildert. Unter den Anhängern der Religion der Vernunft gab es aber viele ausgezeichnete Männer, und dieß in allen Fächern des menschlichen Wissens; es gab Philosophen, Geschichtforscher, Astronomen und Aerzte. Die Anhänger des Lao tse und des Kong tse sind eines Stammes; sie bewohnen ein und dasselbe Land; in ihrer Gesinnung und in ihrem äußerlichen Treiben, in ihrer Kleidung bey der Verrichtung religiöser Ceremonien und selbst in der Bauart ihrer Tempel **) weichen sie aber nicht minder schroff von einander ab, wie Inder und Chinesen. Hätten die Ansichten der Anhänger der Vernunft im Laufe der Jahrhunderte den Sieg davon getragen, — Volk und Staat des Mittelreiches würden sich anders ausgebildet, die ganze Civilisation würde sich der indisch-buddhistischen ähnlich gestaltet haben. Die Anhänger der Vernunft sind den nüchternen, bloß auf das Gemeinnützliche gerichteten Bestrebungen der Schüler des Kong tse durchaus entgegen; ihre Weisen zogen und ziehen sich zurück von den Geschäften und dem ganzen äußerlichen bürgerlichen Leben. In den Höhlen der Berge und in dem Dickicht der Wälder führen sie ein Einsiedlerleben, und sinnen und forschen über die höchsten Aufgaben des menschlichen Geistes, über die Ursache aller Ursachen, über die Entstehung des Universums aus dem Tao. Diese Abstraction von der äußerlichen Sinnenwelt gilt ihnen für das Höchste, und durch sie, wird behauptet, erlangt man eine Einsicht in das Wesen der Dinge. „Die Welt hat drey Pforten," sagt einer der vorzüglichsten Lehrer der Tao: „Wer seinen Leidenschaften lebt, geht ein in die Pforte der Thiere; wer den äußern Sitten und Gebräuchen lebt, geht ein in die Pforte der Menschen; wer aber sich selbst lebt in der Einsamkeit, geht ein in die Pforte der Heiligen." Philosophische Speculation im eigentlichen Sinne des Wortes findet sich bloß bey dem Tao sse. Aber nicht in dieser Beziehung allein, sondern auch in ihren Ansichten über die Geschichte und Chronologie des Mittelreiches in den ältesten Zeiten sind die Tao sse gar sehr von der herrschenden literärischen Schule verschieden. So findet man in ihren Geschichten, wie in dem Lu sse des Lo pi, daß ehemals die Genien des Himmels, der Erde und des Menschen die Welt beherrschten, daß damals Alles in einem Zustande der Unschuld und Herrlichkeit erblühete, — Perioden und Zustände, von welchen die als klassisch geachteten Geschichtschreiber des Mittelreiches nichts wissen wollen. Nach ihnen hat sich der Mensch von einem Zustande der äußersten Rohheit, in dem Laufe der Jahrhunderte durch seine eigene Thätigkeit zur Cultur emporgeschwungen. „Am Anfange bey dem Werden der Menschen," sagen diese Historiker, „waren sie von den Geflügeln und andern Thieren nicht unterschieden; sie kannten wohl ihre Mutter, aber nicht ihren Vater; sie kannten wohl die Liebe, kannten aber nicht die Sitten; wann sie schliefen, schnarchten sie; wann sie aufwachten, räusperten sie sich; hatten sie Hunger, rissen sie den Fraß an sich; hatten sie genug, warfen sie ihn weg; sie aßen rohes Fleisch sammt den Haaren und tranken Blut; ihre Kleider waren die Felle wilder Thiere." Ja selbst das Idiom der Tao sse ist zum Theile von der Sprache der Anhänger des Kong tse verschieden; sie gebrauchen mehrere Wörter in einer von der gewöhnlichen ganz abweichenden Bedeutung,

*) Mém. XV. 208. Klaproth hat, ohne Amiot zu nennen, in einer Abhandlung, die drey Religionen Chinas überschrieben, die im Jahre 1833 im Londoner asiatischen Journal, und daraus im Ausland 1833 S. 470 folg. abgedruckt steht, diesen beynahe wörtlich abgeschrieben.

**) Siehe die Encyklopädie, Juen kien lui han, Buch 354, wo von der verschiedenen Bauart der Tempel der Tao sse gehandelt wird.

Digitized by Google

wie dieß die chinesischen Ausleger zu den ältern Werken der Tao sse hie und da bemerken. Schon zu den Zeiten der Dynastie Sui im 6ten Jahrhundert, nach unserer Zeitrechnung, hatte diese Religionsparthey eine Literatur, welche 1950 Werke in 6198 Bänden umfaßte. *)

Die Sinologen und Gelehrten Europas haben sich bis jetzt wenig mit diesem Glaubenssysteme beschäftiget. Remüsat hat in diesem Zweige der Culturgeschichte des östlichen Asiens, mag er auch hier wiederum mit fremdem Kalbe gepflügt haben, ebenfalls die Bahn gebrochen. Er übersetzte bereits im Jahre 1816 ein ethisches, in China sehr verbreitetes Werkchen der Tao sse über die Belohnung guter und über die Bestrafung böser Thaten hienieden; er schrieb überdieß eine ausführliche Abhandlung über Lao tse und sein Werk, die in den Abhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften abgedruckt wurde. Ein Auszug daraus findet sich in dem zweyten Bande seiner asiatischen Miscellaneen. Es war Remüsat darum zu thun, die ostasiatischen Sprachen und Literaturen in Europa einzuführen und ihnen neben denen des westlichen Asiens den gebührenden Rang zu verschaffen; er suchte deshalb auf alle Weise die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt und des großen Publikums auf diese Studien hinzulenken und sie wo möglich mit den Meynungen und Wünschen seiner Zeitgenossen und namentlich der einflußreichen Männer seiner Umgebung, in Verbindung zu setzen. Er huldigte deßhalb in der Darstellung der Lehre der Tao sse, so wie in den meisten Abhandlungen über philosophisch-religiöse Gegenstände den Ansichten einiger alten Missionäre, welche von höhern politisch-religiösen Zwecken ausgehend, sich bemüheten, einen Zusammenhang der alten chinesischen Weisheit mit der heiligen Offenbarung des alten und neuen Testamentes aufzusuchen und nachzuweisen, — Ansichten, welche nach der wundervollen Umwandlung aller Dinge wiederum die Meynung des Tages geworden waren.

---

*) Sui schu; Abtheilung Literatur Buch 30. a. E.

(Fortsetzung folgt).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Eugenio de Ochoa, Tesoro del teatro Español. T. I. Moratin, Origenes del teatro Español Piezas dramáticas anteriores a Lope de Vega. Paris 1838. 8.

T. II. Teatro escogido de Lope de Vega. Paris 1838.

T. III. Teatro escogido de Calderon de la Barca. Paris 1838.

T. IV. Teatro escogido desde el siglo XVII. hasta nuestros dias, de Tirso de Molina, Mira de Mescua etc. Paris 1838.

Alphonse de Lamartine, La chute d'un ange. Episode. Vol. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

L. B. Picard, Theatre républicain. Paris 1832. 8.

Casimir Delavigne, Oeuvres complètes. Bruxelles 1838. 4.

Gautier de Coinsy, Le miracle de Théophile, publié par D. Maillet. Rennes 1838. 8.

L. B. Picard, Oeuvres. Vol. 1—10. Paris 1821. 8.

Benjamin Thorpe, The Anglo Saxon version of the story of Apollonius of Tyre, from a Ms. in the library of C. C. C. Cambridge. London 1834. 8.

Shakspeare and his friends; or the golden age of merry England. Paris 1838. 8.

Künec Ortnit. Künec Ortnides Mervart unde Tot. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1838. 8.

C. Greith, Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur näheren Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Frauenfeld 1838. 8.

Hoffmann von Fallersleben, Elnonensia. Monumens des langues Romane et Tudesque dans le neuvième siecle. Avec traduction et des remarques par J. F. Willems. Gand 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Lao-tseu; etc.

(Fortsetzung.)

Sollte man glauben, daß der helle Geist des ersten Professors der chinesischen Sprache in Europa die radicale Verschiedenheit der Offenbarung des alten Testamentes von den Lehren der Tao sse mißkennen und in den unverständlichen Lauten J, Hi, Wei einen Anklang an den heiligen Namen Jehovah hätte finden können? Haben denn die Tao sse auch nur im Entferntesten einen Begriff von der Persönlichkeit Gottes, der Vorsehung u. s. w.? Das Werkchen über die Belohnung und Bestrafung hat ein Schüler Rémusats von Neuem herausgegeben und aus dem chinesischen Originale mit mehreren Geschichtchen vermehrt, welche R. theilweise wohl ihrer Albernheit wegen zu übersetzen verschmäht hatte. Herr Julien zeigte sich bey dieser, wie bey jeder andern Gelegenheit als ein Verkleinerer der Verdienste seines Lehrers. Wir geben zu, R. hat sich sowohl bey der Bearbeitung als Uebersetzung chinesischer Werke manchmal geirrt. Wer irrte sich aber wohl nicht, selbst bey der Uebertragung der Werke aus solchen Sprachen, welche bey weitem nicht so schwierig sind, als das Chinesische? Folgt aber daraus, daß R., wie man hie und da dreist genug ist zu behaupten, kein Chinesisch verstanden habe und ein bloßer Charlatan gewesen sey? In dem Berichte über die Reiche Buddha's von Fa hian (Foe koue ki, ou relation des royaumes Bouddhiques etc. Paris 1836), der von Rémusat, Klaproth und Landresse übersetzt und bearbeitet wurde, finden sich mehrere höchst auffallende Versehen. Reisende (Tao schin) sind in Meister der Wissenschaft (Tao sse) verwandelt und auf diesem hohlen Grunde allerley luftige Gebäude errichtet worden, daß sich nämlich viele Anhänger des Lao tse in Indien vorfänden u. s. w. Die vier Klassen einer jeden buddhistischen Gemeinde haben sich eine Metamorphose in die vier Kasten des Brahmanenstaates gefallen lassen müssen; während doch diese ausgezeichneten Gelehrten wohl wußten, daß der Buddhismus das Kastenwesen gebrochen hat (Foe koue ki, 22, 98, 367, 334). Wer wird aber dessen ungeachtet nicht die großen Kenntnisse, den Scharfsinn und den Fleiß der drey Forscher, die sich um die Uebersetzung und Bearbeitung dieses schwierigen Reisewerkes so große Verdienste erworben haben, nicht anerkennen und bewundern wollen? Soll die chinesische Literatur in Europa Eingang finden, so ist vor Allem eine gegenseitige Anerkennung der Leistungen der Sinologen unter sich selbst vonnöthen. Kann das Publikum, können die Gelehrten nicht mit Recht glauben, es sey an dem ganzen Treiben der europäischen Sinologen nicht viel, da immer einer dem andern Kahlkopf zuruft? Das einzige Werkchen der Tao sse, welches philosophischen Inhalt's, im Original und in einer doppelten, einer deutschen und lateinischen Uebersetzung, in Europa erschienen ist, befindet sich in meinem Lehrsaale des Mittelreiches (München 1836). Herr Julien hat alsbald meine Uebersetzung für unrichtig erklärt und im französischen asiatischen Journal (IV. 84.) eine neue geliefert. Hierauf erschien der leider vor Kurzem verstorbene Jaquet und zeigte (a. a. O. 544), daß Herr Julien den wahren Sinn dieser wenigen Sätze der Tao sse durchaus verkannt habe. Der Professor am Collège de France erwiderte, Herr Jaquet verstünde kein Wort chinesisch und es sey bloß von seiner Seite eine Herablassung, wenn er auf dessen

Digitized by Google

Bemerkungen und Angriffe eingehe. Der arme Jaquet lebt jetzt nicht mehr hienieden, wo man, weil man eigentlich nichts weiß, sich über das mehr oder minder Nichtwissen streitet, und kann seinen Kampf nicht mehr selbst auskämpfen. So wollen wir nun das gelehrte Kampfspiel zugleich in unserem Namen und in dem des verstorbenen befreundeten Waffenträgers beginnen, und in so wenigen Worten als möglich beendigen.

Der ganze Streit drängt sich um die Uebersetzung des Titels unseres Büchleins. Ich übersetzte: Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Herr Julien: Le livre de la pureté et de la tranquillité constantes. Der pariser Sinolog wird mir wohl zutrauen, zu wissen, daß von den beyden Tsing des Titels das eine Ruhe, und das andere Reinheit bedeute. Diese Bedeutungen finden sich in jedem Wörterbuche. Ich wollte aber absichtlich nicht so übersetzen. Findet der philosophische Leser die Worte absolute Ruhe und absolute Reinheit; so kann er sich nichts dabey denken. Liest er aber in der Ueberschrift Geist und Materie und im Verlaufe des Werkchens selbst den Lehrsatz: Das Tao oder das Wissen — das Bodhi der Buddhisten — enthält in sich, oder ist der Träger des ewigen Geistes und der ewigen Materie, so ist er gleich orientirt und weiß, wovon die Rede ist. Wer der philosophischen Systeme des Mittelreiches kundig ist, wird sich erinnern, daß die beyden Tsing der Religion der Erkenntniß, das Jang und In der Staatsreligion (Schu kiao) vertreten, und daß, was in diesem Systeme Tayki oder Wu ki heißt, in dem des Lao tse, Tao genannt wird. In et Jang, sagt P. Basilius, sunt duae differentiae materiae apud Sinas, sub quibus omnia materialia comprehenduntur. Jang est materia mota, et quicquid respectu sui oppositi indicat perfectionem, ut forma, coelum, masculus, juventus, generatio etc. In est materia quiescens et quidquid respectu sui oppositi indicat imperfectionem, ut materia, terra, femina, senectus, corruptio, etc. In qualibet re ambo reperiuntur (Supplément au dictionaire chinois - latin du P. Basile de Glemona, p. 75.) Ich übersetzte demgemäß: Diese Erkenntniß da enthält den Geist und enthält die Materie; enthält die Bewegung und enthält die Ruhe. Der Himmel ist der Geist, die Erde die Materie; der Himmel bewegt sich, die Erde bleibt ruhig; das Männliche ist Geist, das Weibliche Materie; das Männliche bewegt sich, das Weibliche bleibt ruhig, — durch das Ueberströmen des Einen in das Andere werden alle Dinge hervorgebracht. Julien: Or la Voie renferme ce qui est pur et ce qui est grossier; elle renferme le mouvement et le repos. Le mâle est pur, la femelle est grossière; le mâle se meut, la femelle reste en repos. D'en haut le ciel coule dans la terre, et ils produisent les dix mille êtres. Jaquet: Or cette Intelligence contient la pureté et l'impureté; elle contient le mouvement et le repos. Le ciel est pur, la terre est impure; le ciel se meut, la terre garde le repos; ce qui est mâle est pur, ce qui est femelle impur; ce qui est mâle se meut, ce qui est femelle garde le repos. C'est l'émanation du principe supérieur dans le principe inférieur qui donne naissance à tous les êtres. Es ist hier der Ort nicht, das ganze Büchlein auf diese Weise durchzugehen, und zu zeigen, wie diese drey angeblich verschiedenen Uebersetzungen in den wesentlichen Puncten übereinstimmen. Wir hielten es bloß der Sache wegen für nöthig, bey dieser Gelegenheit, wo wir von den philosophischen Ansichten der Tao sse handeln, auf diese Uebereinstimmung aufmerksam zu machen, damit der Laie nicht glauben möchte, es ließe sich in der That ein chinesischer Text auf drey verschiedenerley Weise verstehen und übersetzen. Hätte nun auch Herr Julien einige Sätze richtiger aufgefaßt; so hätte er bedenken sollen, daß der zweyte Uebersetzer auf den Schultern des ersten steht; er hätte das, was ihm in der Editio princeps eines so schwierigen philosophischen Werkes fehlerhaft erschien, rügen können; ohne daß es nöthig gewesen wäre, eine sogenannte neue Uebersetzung zu liefern, um den Unkundigen glauben zu machen, die meinige wäre in der That ganz verschieden von der des pariser Sinologen. Wir erlauben uns hier noch an den Ausspruch des Lao tse zu erinnern, den ich folgendermassen übersetzte: Der Lehrer Lao sagt: die vollkommenen Jünger streiten nicht; die Jünger niedern Ranges

lieben zu streiten. Herr Julien ebenso: Les hommes d'un ordre supérieur ne se disputent point (le mérite et la reputation); les hommes d'un ordre inférieur aiment à se (les) disputer. *) Jaquet: Lao-tseu a dit: Les hommes éminents dédaignent les contestations sur la supériorité de mérite; les hommes médiocres se plaisent à ces contestations.

Herr Pauthier, der sich schon seit langer Zeit mit den philosophischen Systemen Indiens und China's beschäftigte (vrgl. das Mémoire sur l'origine et la propagation de la doctrine du Tao; suivi de deux Oupanichads des Védas, avec le texte sanskrit et persan, par M. G. Pauthier. Paris 1831 in 8.), und die berühmten Abhandlungen Colebrooke's über die verschiedenen philosophischen Lehrsätze der Hindu ins Französische übersetzte, hat nun die längst versprochene Herausgabe des Tao te king begonnen. Die vorliegende erste Lieferung enthält die ersten neun Abschnitte dieses berühmten, von den Tao sse für heilig geachteten Buches. Die von mir herausgegebene Schrift über den ewigen Geist und die ewige Materie verhält sich zu dem ganzen Tao te king, wie ein Auszug zu einem vollständigen Werke. Man kann über das Verständniß einzelner Stellen und ganzer Capitel dieses tiefsinnigen Buches verschiedener Meynung seyn; ohne jedoch dadurch das große Verdienst dieses Sinologen, welcher auf seine eigenen Kosten den Gelehrten des Westens zuerst den Tao te king zugänglich macht, zu schmälern.

Das heilige Buch der Tao sse über das Wissen und Handeln besteht aus zwey Abtheilungen, wovon die eine das Esoterische, (Tao king) und die andere das Exoterische (Te king) enthält. Beyde Abtheilungen werden dem Lao tse zugeschrieben und in ein und achtzig Capitel abgetheilt, welche zusammen 5748 Wörter enthalten. Es findet aber zwischen diesen Abtheilungen und Abschnitten des berühmten Werkes, die höchst wahrscheinlich gar nicht von dem ursprünglichen Verfasser, sondern, wie beynahe alle Eintheilungen der Werke des Alterthums, in Bücher und Kapitel, von spätern Diaskeuasten herrühren, ein inniger Zusammenhang statt, der bey der Uebersetzung des Ganzen nicht übersehen werden darf. Die drey ersten Abschnitte müssen als Einleitung zu dem ganzen Werke betrachtet werden. Es wird hierin von dem Inhalte des Absoluten, von der Art und Weise, wie man sich selbst ausbilden und das Volk regieren, d. h. in Ruhe halten solle, gehandelt. Nachdem dieses geschehen, geht Lao zur Erörterung der einzelnen Puncte über. Er spricht von dem Urgrunde des Nichtseyns; von der Thätigkeit der Leerheit oder des Nichtseyns; von der Weise des Heraustretens oder Entstehens der Dinge; von dem Lichte in der Dunkelheit; von der Natur des Wandelbaren und der Weise dieses Wandels. Dieß sind die Ueberschriften der neun Abschnitte, welche in der ersten Lieferung der europäischen Ausgabe des Tao te king enthalten sind. Da wir den innern Zusammenhang derselben anders als H. P. auffaßten; so müssen wir natürlich auch im Verständnisse vieler Stellen der einzelnen Capitel von dem französischen Herausgeber abweichen. Wir können aber hier unmöglich in das Einzelne eingehen. Es müßten zuvörderst auch einige Vorfragen erörtert werden. Hr. P. scheint sehr viel auf die chinesischen Commentare zu halten, ohne zu bedenken, daß die verschiedenen Ausleger des Mittelreiches selbst über das Verständniß der einzelnen Sätze und Abschnitte unseres Werkes ganz verschiedener Meynung sind. Ehe man von den einheimischen Commentaren einen wissenschaftlichen Gebrauch machen kann, muß man wissen, ob sie zu dieser oder jener philosophischen Schule sich bekennen, und zu welcher Zeit sie gelebt haben. Denn die Meynung eines Anhängers des Confucius, aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, über den Sinn einer Stelle des heiligen Buches der Tao sse, aus dem sechsten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, kann natürlich für uns von gar keinem Gewichte seyn. Die chinesischen Ausleger haben aber im Ganzen, so scheint es wenigstens dem Unterzeichneten, für uns bloß eine philologische Wichtigkeit. Wir ersehen aus ihnen die eigentliche Bedeutung eines Wortes oder philosophischen Ausdruckes; sie unter-

*) Die in Klammern eingeschlossenen Worte stehen nicht im Texte; sie wurden vom Herrn Julien der Deutlichkeit wegen hinzugefügt.

Digitized by Google

richten uns über diese oder jene Sitte, auf welche im Buche angespielt wird, — in philosophischer Beziehung können wir aber nichts von ihnen lernen. Wir müssen durch ein fortgesetztes Studium der Werke selbst in ihren Geist eindringen, und dann aus diesem Geiste heraus die Schriften der alten Philosophen übersetzen und erklären. Mit der Grammatik, dem Wörterbuche und den Scholiasten in der Hand reicht man hier nicht aus. Denn, um mit den Meistern des Wissens zu reden, ins Innere bringt allein der Geist.

Vielleuchtend ist die ewige Vernunft
Unerschaffen und selbst existirend,
Ehe der Himmel ward und die Erde;
Der Anfang und das Ende aller Zeiten.
Im Osten belehrte sie den Vater Confucius;
Im Westen erneuerte sie den goldenen Buddha;
Hundert Könige haben dieses Gesetz angenommen;
Die Masse der Weisen folgte dem Meister.
Sie ist die erste aller Religionen;
Majestätisch über alle Majestät.

Diese Stelle aus dem Buche eines Tao sse hat der berühmte protestantische Missionär Medhurst mitgetheilt, in seinem Werke: China; Its state and prospects. London 1838, S. 197.

Wir wollen nun, um den Leser mit dem Inhalte des heiligen Buches des Wissens und Handelns, so wie mit der Art und Weise der Darstellung in den esoterischen Schriften der Tao sse bekannt zu machen, die drey ersten Abschnitte dieses berühmten Werkes in einer wo möglich wörtlich getreuen, deutschen Uebersetzung mittheilen. Neben der Ausgabe des H. P. benutzten wir noch den Text und die Glossen in der großen Sammlung der esoterischen und exoterischen Schriften der Tao sse. Die Ueberschriften der einzelnen Kapitel des Tao te king lauten hier ganz anders, als die des Ho schang Kong, welchem P. in seiner Ausgabe folgte.

Erstes Kapitel.

Die Erklärung des Tao.

Das Tao, das erkannt werden kann, ist nicht das absolute Tao; der Name, der genannt werden kann, ist nicht der absolute Name. Das Namenlose ist der Urgrund des Himmels und der Erde; das Namen Habende, die Mutter aller Wesen. Deshalb strebt das absolute Nichtseyn zu schauen seine Geistigkeit, und das absolute Seyn zu schauen seine Körperlichkeit. Diese beyden entstehen zugleich und sind nur dem Namen nach verschieden; beyde zusammen nenne ich die Tiefe. Diese Tiefe und nochmals diese Tiefe sind die Pforten alles Geistigen.

Zweytes Kapitel.

Das Schöne und das Gute.

Auf Erden wissen Alle, daß das Schöne schön ist, und doch sind sie böse; auf Erden wissen Alle, daß das Gute gut ist, und doch sind sie lasterhaft; denn das Seyn und das Nichtseyn entstehen zugleich; das Schwere und das Leichte werden zugleich vollendet; das Lange und das Kurze werden zugleich gebildet; das Hohe und das Niedere werden zugleich umgestürzt; Laut und Ton harmoniren mit einander; das Frühere und das Spätere folgen auf einander. Deshalb weilen die Heiligen in dem Geschäfte des Nichtwirkens (in der Kontemplation); sie wandeln in der Lehre des Unaussprechlichen. Alle Dinge entstehen, und doch leisten sie keinen Widerstand; sie werden und doch sind sie nicht; sie sind und doch haften sie nicht; Verdienste werden erworben und doch bleiben sie nicht; da sie nun nicht bleiben, so entstehen sie auch nicht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nr. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1) **Aristotelis Politicorum libri octo** ad recens. Imm. Bekkeri recogniti. Criticis editorum priorum subsidiis collectis auctisque apparatu critico plenissimo instruxit, interpretatione germanica explanavit atque indice Nominum propriorum ornavit Adolfus Stahr Dr. (fascic. III.) Lipsiae 1839.

2) **Politique d'Aristote**, traduite en français d'après le Texte collationné sur les Manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire. 2 Tom. Paris 1837. 8.

Herr Dr. Ad. Stahr, jetzt Conrector des Gymnasiums in Oldenburg, ließ das erste Heft seiner Ausgabe der Aristotelischen Politik im Jahre 1836 erscheinen; es wurde gleich damals in diesen Blättern angezeigt (Nr. 85). Das zweyte Heft folgte im Jahre 1837; mit dem dritten Heft ist das Volumen I., die 8 Bücher der Politik enthaltend, geschlossen. Es ist schon damals gesagt worden, daß der griechische Text und die Uebersetzung so gut und sorgfältig gearbeitet seyen, als man billigerweise fordern könne; desgleichen auch, daß die genaue und vollständige Sammlung der Lesarten und Vermuthungen zumeist empfehlend; und dabey bleibt es nun denn auch. Denn was auf dem Umschlag der beyden ersten Hefte noch weiter versprochen ward: Prolegomena, Commentarii und Arist. Rerum publicarum fragmenta a Carolo Stahrio primum accurate collecta, emendata, explicata; das werden wir — wenigstens als zweytes Volumen dieses Unternehmens nicht erhalten; nicht durch die Schuld Hrn. Stahr's, sondern des Buchhändlers. Nam quum redemptor, klagt H. St. in der Vorrede zum dritten Heft, editis prioribus duobus fasciculis animadvertere sibi videretur, operis instituti eventum optatis commodisque suis non satis respondere, primum ille totum suscepti negotii consilium abjicere constituerat, mox meis adhortationibus commotus novas mihi perficiendi operis conditiones proposuit, iisque a me haud meo sane commodo acceptis, tandem aliqua ex parte absolvendae et ad exitum perducendae hujus editionis spem mihi praebuit. Dieß ist sehr zu bedauern, um Hrn. Stahr's und um des Publikums willen; denn gewiß haben viele auch die ersten Hefte nur abgenommen in der Hoffnung auf das zweyte Volumen, das einen sprachlichen und sachlichen Commentar, der so wünschenswerth ist, und die für die griechische Städtegeschichte unschätzbar lehrreichen Bruchstücke der πολιτεῖαι enthalten sollte. Unter den von ihm angegebenen Umständen blieb aber nichts weiter übrig, als mit der Vollendung des Textabdruckes und der Uebersetzung diese Arbeit zu schließen. Um die Variantensammlung so vollständig als möglich zu geben, trägt H. St. in der Vorrede zum dritten Hefte aus der inzwischen erschienenen obengenannten französischen Ausgabe die Beschreibung der für dieselbe gebrauchten Handschriften und das Ergebniß ihrer Vergleichung p. IV — XXV. nach, und erklärt schließlich die von ihm gebrauchten Siglen.

Wiewohl durch diesen Nachtrag die Bearbeitung des Deutschen in kritischer Hinsicht einen Vorzug vor derjenigen des Franzosen hat, so hat doch dieser andrerseits seine Ausgabe so vortrefflich ausgestattet und sein Unternehmen mit so viel Fleiß, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Ende geführt, daß es mit Fug als eine Bereicherung der philolo-

Digitized by Google

gischen Litteratur angesehen und um so mehr gepriesen zu werden verdient, je seltener dergleichen Erscheinungen zur Zeit noch aus Paris kommen, und je liebenswürdiger Hr. Barthélemy St. Hilaire sich zeigt. Rec. wird nur über die Préface zum ersten Band berichten; sie füllet 189 römisch numerirte Seiten; und zwar bis S. 57 wird erst bestimmt la Place de la Politique dans le système d'Aristote; dann folgt Réfutation de quelques reproches addressées à la Politique. — Um der Staatslehre ihren Platz im System des Aristoteles anzuweisen, berührt H. B. de St. Hil. die Geschichte der philosophischen Entwickelung bey den Griechen; und weil Forchhammer und Cons. neulich so viel Redens machten vom Sokrates dem Revolutionär, so sey es erlaubt, der — vordem — ernsten deutschen Nation das Urtheil eines Gelehrten der sonst wohl leichtfertigen Franzosen mitzutheilen:

„Dans ce monde admirable de la Grèce, qui joue sur la scène de l'intelligence humaine un rôle si magnifique et en même tems si net et si bien circonscrit, quatre siècles avant notre ère, un fait philosophique s'accomplit, unique jusqu' à ce jour en importance, et destiné sans doute à l'être éternellement. C'est là que, par le génie d'un sage, qui ne légua point d'écrits à la postérité, mais dont sortirent Platon et Aristote, comme ses fils légitimes et ses interprètes fidèles, l'humanité se mit pour la première fois à réfléchir avec méthode, et prit régulièrement possession d'elle-même. La vie tout entière de Socrate n'eut qu'un objet, ce fut de montrer — — qu'avant d'étudier la nature, l'homme devoit s'étudier lui même, qu' il fallait connaître l'instrument avant de l'employer, qu'il était besoin d'une méthode, — — — que la méthode n'avait qu'une seule base légitime, la connaissance de l'homme."

Die erste Aufgabe der Philosophie demnach, wie Hr. B. de St. Hil. sagt, war de faire une psychologie. In der ausgedehnten Bedeutung, in der hier Psychologie genommen wird, sind die meisten Systeme psychologisch, namentlich das kritische Kant's und seiner näheren oder entfernteren Nachfolger; es wird daher nicht sehr befremden, wenn man weiter lieset: Platon fut, on peut dire, tout psychologique. Renfermé dans le monde des Idées, qu'il avait créé, il n'en sortit pas —; es folgt eine begeisterungsreiche und wunderschöne Schilderung des philosoph. Geistes und der Art des Plato. Jene psychologische Propädeutik hat aber zu ihrem Ziel die Anwendung auf die äußere Welt, insbesondere auf die Menschheit. Dieß leitet zu einer Anzeige aller der Schriften, die Aristoteles, nach den Berichten der Alten, geschrieben; auch mehrere andere griechische Schriftsteller über Staat und Verfassung werden erwähnt.

S. XXXI. beginnt die Réfutation de quelques reproches; zunächst wird Montesquieu (l. 4 ch. 8 und l. 29 ch. 19) zurückgewiesen, dann Brucker und M. Victor Cousin u. a., und Aristoteles mit vollem Recht gegen mancherley aus der Luft gegriffene Anschuldigungen vertheidiget. Die Abfassung der Politik wird S. 52 zwischen d. J. 330 — 323 vor Chr. G. gesetzt; Hr. B. de St. Hil. rechnet dieses Werk unter die ἀκροαμάτικα S. 71 Note, meines Erachtens mit Unrecht. Von S. 47 — 141 wird abgehandelt: Transmission de la Politique depuis Aristote jusqu'à nous. — (Geschichte seiner Bibliothek und Schicksal seiner Schriften bey Griechen und Römern nach A. Stahr's Aristotelia und Aristoteles unter den Römern.) — Albert le Grand, saint Thomas d'Aquin, Buridan. — Editions grecques générales et spéciales. — Traductions latines, françaises, italiennes, allemandes, anglaises, espagnoles etc. Commentaires. — Alle diese Puncte sind so vollständig durchgegangen; alle Ausgaben, Uebersetzungen und Commentarien so vollständig aufgezählt, daß diesem allem Rec. wenigstens nichts zuzusetzen weiß. Was man allein vermissen kann, die Nachweisung des Einflußes, den dieß Aristotelische Werk auf die späteren griechischen und byzantinischen Gelehrten und kaiserlichen Schriftsteller z. B. Manuel Paläologus (Praecepta educationis regiae), insbesondere aber auf die jüdischen und arabischen Schriftsteller von Spanien bis an den Imaus gehabt hat, dieß wird wohl noch lange ein pium desiderium bleiben. Der Punct jedoch, um dessen willen das vorliegende Werk hier angezeigt wird, ist die Discussion de l'ordre des livres de la Politique von S. 141 bis 172; diese thut dar nicht allein, daß die bisherige Aufeinanderfolge der

Bücher und ihrer Materien sehr confus und dem Anschein nach lückenhaft ist, was alle Leser von jeher gefühlt und gestanden haben, ohne Hülfe schaffen zu können; diese aber schafft Hr. Barth. de St. Hil., indem er mit eben so einfachen und klaren, als überzeugenden und siegreichen Gründen darthut, daß l'ordre réel est celui-ci: I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. livres. S. 172. Um dieses darzuthun giebt er S. 143. 144 l'analyse fort succincte mais fort exacte de huit livres de la Politique, und zieht daraus die zwey Folgerungen 1. Que l'ouvrage du philosophe, dans l'ordre où il est actuellement disposé, ne procède pas logiquement; — 2. Que le sujet interrompu au III. livre recommence et continue dans le VII. et dans le VIII.; et que le sujet incomplétement traité dans le IV. est achevé dans le VI. Hr. Barth. de St. Hil. führt mehrere ältere Vorgänger auf für einen Theil dieser seiner Herstellung, der er in seiner Ausgabe gefolgt ist; indessen Bern. Segni in seiner italienischen Uebersetzung Bl. 99 V. sagt nur: ove e' dice nell ultimo, che vuol' parlar' della Republica ottima, di tale non parla egli nel principio del IIII. ma nel VIII. che nel IIII. ua ei parlando universalmente di tutti gli stati: et degli ottimi per suposizione, et non assolutamente u. s. w. Segni will aber damit noch gar nicht eine Umstellung vorschlagen; dieß Verdienst bleibt Hrn. Barth.: er weiset nach, daß der unvollendete Schluß des dritten Buches sich am Anfang des siebenten beynahe wörtlich wiederholt, und daß diese beyden Bücher III. und VII. sont liés entre eux intellectuellement et matériellement; — er beweiset die Richtigkeit dieser Stellung der Bücher aus dem Gedankengang des Aristoteles, und aus den Rückweisungen, die er im vierten Buche auf Puncte, als abgehandelte, giebt, da sie doch erst im siebenten Buche nach der herkömmlichen Ordnung in Betrachtung genommen sind; z. B. B. IV. Kap. 2. §. 1. Kap. 3. §. 2. und 10. Kap. 9. §. 13. Kap. 10. §. 11. verweisen alle auf etwas schon vorgetragenes, was wir aber erst in unserem siebenten Buche lesen. Wenn Göttling in B. 7. K. 8. §. 1. auf B. 4. s. fin. bezieht, so siehet Hr. Barth. de St. Hil. darin mit gleich vielem Recht eine Beziehung auf II. 1, 2. oder III. 1, 8 u. m. a.

Weiter gehend sagt er S. 157 fg.: Le sujet du VI. livre est évidemment connexe avec celui de l'ancien IV. Après avoir traité à la fin de celui-ci de la division des pouvoirs et de leur organisation générale dans les divers systèmes des gouvernements, Aristote passe, par une conséquence tout naturelle, aux principes d'organisation spéciale dans chacun de ces systèmes: or, cette dernière partie de la discussion ne se trouvait dans l'ordre ancien qu'au VI. livre, séparé du IV. par le V. qui traite d'un objet tout-à-fait différent, c'est-à-dire des revolutions. Il suffit d'une simple lecture pour se convaincre de la liaison logique du sujet de l'ancien IV. livre et de celui de l'ancien VI. Dazu kommt ein sprachlicher Beweis aus dem Schlußsatz des sechsten Buches, περὶ μὲν οὖν τῶν ἀρχῶ. . . εἴρηται σχεδὸν πασῶν.

Diesem μὲν entspricht kein δὲ zu Anfang des siebenten B. (nur 2 Hdschrf. bieten δὲ), auch schließt sich der Inhalt nicht an. Dagegen aber kommt der angeführte Schlußsatz des sechsten B. im Gedanken und Ausdruck dem Anfang des fünften B. ziemlich nahe, und hat dort das μὲν seinen Nachsatz mit δὲ. „En joignant cette preuve toute matérielle à la preuve logique indiqués plus haut, on peut en conclure que l'ancien VI. livre vient avant le V. et que la fin de l'un aura été commandée par le début de l'autre, de même que la fin du III. avait été suspendue par le déplacement de l'ancien VII. livre. Für diese neue Ordnung wird eine entscheidende Stelle aus Aristoteles Politik selbst IV. 2, 5 beygebracht, die keinem Zweifel mehr Raum läßt, daß das bisherige fünfte Buch den Beschluß des Werkes machen muß. Vier Stellen des bisherigen sechsten Buches (c. 1. §. 1. 2. 4. 5. 9. und c. 2. §. 1. 9. c. 3. cap. 5. §. 1.), welche förmlich auf das fünfte Buch zurückweisen, erklärt Hr. Barth. de Hil. für interpolirt; ein Fall, der bey dem bekannten Schicksal und der Behandlung der Aristotelischen Schriften sehr leicht möglich war und durch viele andere Nachweisungen, die sich in des Arist. Schriften finden, und unmöglich alle von ihm herrühren können, sogar sehr wahrscheinlich gemacht werden kann. Was weiter folgt, die Anzeige der gebrauchten Handschriften, hat Hr.

Digitized by Google

Stahr in der Vorrede schon beygebracht, wie oben erwähnt worden. Mit den Grundsätzen, die bey der Auswahl und Aufnahme der Lesarten geleitet haben S. 181, kann man im Allgemeinen nur einverstanden seyn; über die Uebersetzung aber bescheidet sich Rec. gerne und bekennt offen, daß ihm kein Urtheil zustehe, auch wenn er sie bedächtlich und nicht bloß hier und da und flüchtig angesehen hätte: aber auch so schon hat sie auf ihn den Eindruck gemacht, daß er von allen Arten Uebersetzungen eine von solcher Art am liebsten lesen würde.

Der letzte Punct, den diese lehrreiche Vorrede berührt, betrifft l'influence de l'ouvrage d'Aristote, oder wie es S. 183 ausgedrückt wird: sa transmission intellectuelle, c'est-à-dire, dans les ouvrages politiques qu'elle a inspirés. Außer einigen schon früher genannten werden hier aufgeführt Macchiavelli, Bodinus, H. Grotius, Hobbes, Harrington, Sidney, Spinoza, Montesquieu, theils Verfechter, theils Gegner. Hier jedoch kam es dem Hrn. Barth. de St. Hil. nicht darauf an, vollständig zu seyn. Den Beschluß macht die Danksagung an alle, die das Werk gefördert. „Parvenu maintenant au terme de la tâche que j'avais entreprise, et qui n'est que le préliminaire de travaux beaucoup plus vastes, et je puis dire, beaucoup plus graves, il me reste un devoir bien doux à remplir: c'est de remercier publiquement, et avec un sentiment profond de reconnaissance, toutes les personnes etc. Möge Hr. Barth. de St. Hil. die Arbeiten, die er noch vor hat, zum Heil und Segen für sein Vaterland und zum allgemeinen Vortheil der gelehrten Welt glücklich zu Stande bringen; denn von einem Manne seiner Art ist nur tüchtiges zu erwarten, zumal er mit gründlichen klassischen Kenntnissen eine überraschende Vertrautheit mit der deutschen Litteratur beurkundet.

J. K.

Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Lao-tseu; etc.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Das Nichthandeln.

Der nicht ehrgeizige Weise bewirkt, daß das Volk sich nicht streitet; der schwer zu erwerbenden Reichthum nicht schätzende (Weise) bewirkt, daß das Volk nicht raubt; der Lust Erweckendes nicht zeigende (Weise) bewirkt, daß das Volk nicht in Unruhe versetzt wird. Deßhalb ist die Regierungsweise des Heiligen der Art, daß die Seele (des Volkes) geleert und der Bauch angefüllt werde; daß dessen Wille geschwächt und dessen Knochen gestärkt werden. Er strebe immer dahin, daß das Volk ohne Wissen sey und ohne Begierde; daß der Wissende aber nicht zu handeln wage, sondern handle im Nichthandeln (dem beschaulichen Leben sich hingebe), — dieß ist durch und durch eine gute Regierung.

Dem Kenner der philosophischen Systeme des Alterthums werden sich hier eine Menge Vergleichungspuncte aufdringen. Das Tao wird in zweyfacher Beziehung, als noch nicht Herausgetretenes und als Herausgetretenes betrachtet. In der erstern Beziehung spricht Lao tse vom Tao, gerade so wie Timäus von Locri von der Idee. Καὶ τὸ μὲν, εἶμεν ἀγένατόν τε καὶ ἀκίνατον, καὶ μενόον τε καὶ τᾶς ταυτῶ φύσιος, νόατόν τε καὶ παράδειγμα τῶν γενομένων, ὁκόσα ἐν μεταβολᾷ ἐντί· τοιοῦτον γάρ τι τὰν ἰδέαν λέγεσθαί τε καὶ νοεῖσθαι.

Neumann.

Berichtigungen.

In Nr. 68. (Rede zu Fürst Wrede's Gedächtniß) S. 547 Z. 9 v. o. statt erwerben lies erwarten. Z. 12. v. o. st. sahen l. sehen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nr. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; précédé d'une excursion dans l'Arabie-Heureuse, et accompagné d'une Carte de ces diverses contrées. Par M. M. Ed. Combe et M. Tamisier. 1835 — 1837. 4 voll. Paris 1838.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. von Katte. Mit einer Karte. 1. Bd. 180 S. 8. Stuttgart 1838.

Obgleich Hr. v. Katte seine Reise der Chronologie nach später angetreten, und so zu sagen erst in dem Augenblick, in welchem er die HH. Combe und Tamisier von einem abenteuerlichen Zuge nach Schoa und Galla-land wieder an die Arabische Küste zurückkommen sah, den Plan zu einem größern Unternehmen dieser Art entworfen hat: so muß man doch seiner, der Bogenzahl nach kürzer gedrängten, in gewisser Hinsicht aber wichtigern Erzählung zuerst erwähnen. Herr v. Katte ist Preuße, Edelmann und Philosoph, — seiner Meynung nach drey Rechtstitel um Dinge zu thun, die auch in der Zukunft noch zu reden geben.

Wie einst Kandid die Burg Thundertentronkh und die unvergleichlichen Lektionen des weisen Pangloß verließ, um durch eine Wanderung ins Bulgaren-Land die „beste Welt" zu erproben; eben so ist Herr v. Katte aus den Hörsälen der Berliner Akademie in die Staaten Mohammed-Ali's, und weiter bis an die Küsten der Königin von Saba, nach Moka und Hodeida gekommen, festen Sinnes, den Hauptsatz der neueren Philosophie: „der Mensch vermöge Alles," praktisch zu erhärten.

Der Leser mag sich beruhigen, wir scherzen nicht, weder auf Kosten des Hrn. v. Katte, noch der Philosophie. Wir sagen nur, was in seinem Berichte steht und er selbst — nach einer derben Lection eines Bessern belehrt — freymüthig und warnend eingesteht.

Kann man aber dagegen aus dem glücklichen Abenteuer der HH. Combe und Tamisier etwas anderes erkennen, als das muthwillige Spiel des Glückes, wie es — allzeit auf den Ruhm des λόγος neidisch, den leichten Sinn begünstiget, schulgerechte Syllogismen aber zu Schanden macht? „Wir sind in Angolala gewesen, und im Galla-land von den Männern ausgeplündert, von den Weibern aber geschirmt und vertheidiget worden," ist der verhältnißmäßig unscheinbare Epilog, das kurze Μῦθος δηλοῖ des vier Bände starken Werkes von Combe und Tamisier, während Hr. von Katte am Schlusse einer kleinen Broschüre, seinen Zeitgenossen gegenüber und im flagranten Gegensatze mit dem Berliner Schulprincip, das Axiom aufstellt: der Mensch kann nicht Alles, der Mensch ist kein incarnirter Gott und Hegels Weisheit möge sich von Danzig bis Stolpe bewähren, sey aber ohne Nerv und ohne Kraft, sobald man bloß mit ihrer Hülfe von Habesch bis Kongo mitten durch Afrika ziehen will.

So nahe an der libyschen Küste wollte H. v. Katte den Stolz dieses Welttheiles demüthigen, und gleichsam für die Unterwürfigkeit rebellischer Materie unter die Herrschaft des Geistes kämpfen. Hemmt nicht dieses Afrika allein noch den Flug der Geognosie, und hat es bisher nicht ungestraft, wie über den Geiz und die Wißbegierde, so über den Muth und den ungebändigten Wandersinn der nordischen Völker triumphirt? Dieser antediluvianische Troß

Digitized by Google

sollte nun doch sein Ende haben, seit dem ein Preuße und Hegel'scher Philosoph, was bisher noch nicht geschehen, am rothen Meere erschienen ist. Nach der Herbe des Styles zu urtheilen, ist Hr. von Katte ein ernster, strenger, an Geist und Körper militärisch eindisciplinirter Mann mit der redlichsten Ueberzeugung, daß bisher alle Versuche queer durch das Innere Lybiens zu dringen nicht an der Physik des Welttheiles, sondern an der geistigen Unzulänglichkeit der Unternehmer gescheitert sind. Der Ruhm dieses Ungethüm zu erlegen, könne nur deutscher Wissenschaft, deutscher Beharrlichkeit aufbehalten seyn.

Wer immer den Hochmuth der philosophischen Schulen kennt, den wird Katte's Räsonnement in nichts befremden,

Affectasse ferunt regnum celeste Gigantes,
Altaque congestos struxisse ad sidera montes.

Es ist aber dieses Buch von allen Schriften ähnlicher Art verschieden, und gewiß trägt keines die Zeichen übermüthiger Unabhängigkeit und schonungsloser Härte gegen menschliche Schwachheiten so offen an seiner Stirne wie Katte's Reisewerk. Indessen hält er es unter seiner Würde in der Erzählung nur eine Linie breit von dem, was ihm Wahrheit schien, abzuweichen, oder dem Effecte, der Täuschung, dem Schmucke, der Unterhaltung den leisesten Einfluß auf die Bildung der Phrase zu gestatten. Was er schreibt, hat er selbst gesehen und selbst gethan; er entlehnt von keinem Vorgänger, ihm gilt überall nur sein eigenes Urtheil; das Gute, das Böse, das Irrige, das Richtige, das Tröstliche wie das Betrübende der Nachricht ist aus Hrn. v. Katte's Feder geflossen, und gehört ihm als Eigenthum an. Er verlangt keine Nachsicht, giebt aber auch keine, und schreibt unumwunden wie und was er denkt über Heiliges und Gemeines. Wer aber ohne Hinterlist, nach dem Maaße seiner Erkenntniß, zu uns redet, wird immer ein geneigtes Ohr finden; und ungeschminkter Ueberzeugung, selbst in hartem Tone ausgesprochen, versagt man selten eine gewisse Achtung. Dieses wird hier um so weniger der Fall seyn, da Hr. v. Katte's Prosa kraftvoll und nervicht ist. Er schreibt schöner als die HH. Combe und Tamisier, die er namentlich in Darstellung Abyssinischer Naturscenen weit hinter sich läßt. In Katte's Styl liegt etwas Dramatisches; der Leser theilt seine Empfindungen, wandert mit ihm unter tiefblauem Himmel, durch Seven- und wilde Citronen-Wälder, durch Myrten und Lorberhaine, lagert am spiegelhellen Gebirgswasser, athmet balsamische Lüfte und horcht voll Entzücken auf den kullernden Flötenton des Bülbül, während ihn die breitgetretene, von Ueberladung, Empfindeley und Eitelkeit nicht allzeit freye Rede der beyden Gallier häufig ermüdet. Aber Combe und Tamisier sind glatt, biegsam, elastisch, gestatten fremder Eigenliebe gerne ihr Recht und haben insbesondere für das, was Katte als Aberglauben, Ignoranz und Vorurtheil mit Hohn verlacht, überall nur Nachsicht, Mitleid und Schonung. Sie gehen von dem Grundsatz aus, man müsse niemals einen nützlichen oder tröstlichen Irrthum zerstören, wenn wir nichts haben, um den Zauber der verlornen Illusion zu ersetzen. Herrn von Katte dagegen muß man ganz und gar jenes Billigkeitsgefühl, jene Clementia et Benignitas absprechen, ohne welche die glänzendsten Vorzüge des Geistes — unserem Mitmenschen gegenüber — die Hälfte ihres Werthes verlieren. Vielen Menschen ist dieses Gefühl von Natur fremd, und sie erwerben es nie; viele gewinnen es nach langen Erfahrungen und bitteren Täuschungen; wenigen ist es angeboren. Hr. v. Katte gehört sicher in die erste Kategorie. Er stellt seinem Mißgeschicke den hochmüthigen Trotz der Wissenschaft entgegen, und klagt in Ausdrücken voll Erbitterung über den Mangel aller Poesie in Abyssinien. Das dunkle Grün der Landschaft, konische Bergformen, die abgerundeten Schwingungen der Hügel; Tamarinden, Cedern, Orangen, zahme Dammhirsche und Gazellen, die Pracht der Aloe am Wege, der blaurothe Federschmuck der Waldvögel, kolossale Bäume und zwölf Fuß hohes Gras lassen diese Leute ohne Begeisterung! Und so unphilosophisch sey nebenher die moralische Constitution dieses Volkes, daß es über den Werth der Zeit, über Enthaltsamkeit von fremdem Gute, über Wahrmund, Strassen-Polizey, gute Zucht und Ordnung die mangelhaftesten Begriffe hat. Warum ist es in Habesch nicht wie im Preussischen! warum lügt jedermann in jenem Lande?

Digitized by Google

warum betrügt und bestiehlt man den Fremdling? warum wollen die Großen Geschenke und die Geringen Almosen? warum wohnt in Habesch Mensch und Vieh beysammen? warum fressen die Leute schwarzen Pfeffer und verpichen den Milchnapf mit frischem Kuhmist zum Grausen reisender Philosophen aus Berlin?

Will nun aber Hr. v. Katte in Afrika durchaus Alles nach dem Bildungsgrade seiner Landsleute beurtheilen, und glaubt er, der sicherste Weg zur Förderung gelehrter Zwecke unter den Bewohnern jenes Erdtheiles sey Spott und Insolenz, so wird man wohl fragen dürfen, welcherley Vorkehrungen er getroffen, welche materiellen Hilfsmittel er gesammelt, und welche Vorstudien er gemacht habe, um den Erfolg seines Unternehmens zu sichern, und im Interesse der Wissenschaft ein Problem zu lösen, an welchem bisher Macht und Gelehrsamkeit der unternehmendsten Völker Europa's erlegen sind?

Hr. von Katte versuchte die That ohne Gefährten, ganz allein, und hatte nicht mehr als 160 Thaler im Sacke, um sich den Weg vom rothen Meere bis zum atlantischen Ocean zu öffnen. Seine Vorstudien scheinen sich auf mündliche Nachfragen zu beschränken, die er an Afrikanische Pilger und Sklavenhändler auf dem Basar zu Dschiddeh richtete. Die Schwierigkeit bey ihm war nur in der Wahl des Weges. Sollte er im gegenüberliegenden Hafen Suakin landen, und durch Nubien, Kordofan, Darfur, Bornu und Haussa nach Tombuktu und von dort an die Mündung des Senegal wandern? oder sollte der Triumphzug von Abyssinien aus, südlich vom Aequator, durch das geheimnißvolle, unerforschte Negerland zu den portugiesischen Besitzungen in Kongo gehen? Die mißtrauische Politik des Herrschers von Darfur, der keinem Europäer den Durchzug gestatte, und dann die ausserordentlichen Kosten einer Reise über Bornu und Tombuktu, die nach vorläufiger Rechnung nicht weniger als 15 — 20,000 Thaler betrugen, nöthigten auf den ersten Plan zu verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit.
Bd. 5. Herbort's von Fritslâr liet von Troye, herausgegeben von G. K. Frommann. Quedlinburg 1837. 8.

J. H. Bormans, Notae in Reinardum vulpem ex edit. F. J. Mone. Fasc. III. Gandavi 1837. 8.

H. Hoffmann, Horae Belgicae. P. 5. 6. Vratislaviae 1837. 8.

Wilh. Wackernagel, Deutsches Lesebuch. Th. 1. Poesie und Prosa vom 4ten zum 15ten Jahrhundert. Basel 1829. 8.

Fergnut. Ridderroman mit den Fabelkring von de ronde Tafel, uitgegeven door L. G. Visscher. Utrecht 1838. 8.

Alessandro da Morrona, Pisa illustrata nelle arti del disegno. Vol. 1 — 3. Livorno 1812. 8.

Federigo, Ueber moderne Malerey. Götting. 1838. 8.

Achille Jubinal, Tapisserie de Flandre qui formait l'interieur de la tente de Charles le Temeraire. Gravure au trait de Victor Sansonetti. Texte de Jubinal. Livr. 1 — 9. Paris. fol.

Rob. Dumesnil, Le peintre graveur français. Vol. 3. Paris 1838. 8.

Thomas Busby, Allgemeine Geschichte der Musik. Aus dem Engl. übersetzt von G. F. Michaelis. Th. 1. 2. Leipzig 1821. 8.

Revue étrangère et française de législation et d'economie politique, par M. Foelix. Vol. IV. Paris 1837. 8.

C. von Rotteck und C. Welcker, Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften. Bd. 4 — 6. Altona 1837 — 38. 8.

Thomas Tooke, A history of prices, and of the state of the circulation, from 1793 to 1837. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Diego Henriquez de Villegas, Levas de la gente de guerra. Madrid 1647. 4.

Digitized by Google

H. E. W. von der Lühe, Militär-Conversations-Lexikon. Bd. 6. 7. Adorf 1838. 8.

A. C. P. Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon. Bd. 25. 26. Copenhagen 1837. 8.

Universal-Lexikon der praktischen Medicin und Chirurgie. Bd. 5. 6. Leipzig 1838. 8.

Wörterbuch, encyklopädisches, der medicinischen Wissenschaften.

Bd. 17. Homopata - Iliacus musculus.

Bd. 18. Ilingus - Jochbein. Berlin 1838. 8.

Xav. Bichat, Traité d'Anatomie descriptive. Vol. 1 — 5. Paris 1801. 8.

Lorenzo Martini, Lezioni di fisiologia. Vol. 1 — 12. Torino 1826 — 31. 8.

G. Cuvier, Leçons d'anatomie comparée. Seconde edit. Vol. 2. 5. Paris 1837. 8.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain ou descriptions avec figures lithographiées des diverses alterations morbides, dont le corps humain est susceptible. Livr. 27 — 29. Paris 1836. fol.

Alphee Cazenave et H. E. Schedel, Abrégé pratique des maladies de la peau d'après les auteurs les plus estimés et surtout d'après les documens puisés dans les leçons cliniques de M. le Docteur Biett. Paris 1838. 8.

Pietro Manni, Della Malattie periodiche e principalmente delle periodiche febrili. Roma 1830. 4.

— — — Manuale pratico per la cura degli apparentemente morti. Firenze 1834. 4.

J. N. Nobili de Raimann, Principia pathologiae ac therapiae specialis medicae. T. 1. 2. Viennae 1835. 8.

E. Esquirol, Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneykunde. Bd. I. II. Berlin 1838. 8.

Codex medicamentarius Europaeus. Sectio sexta. Pharmacopoea Hispan. et Lusitania. Vol. 1. 2. Lipsiae 1822. 8.

Dr. J. Weiske, Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. Bd. I. Lief. 1 — 3. Leipzig 1838. 8.

M. E. Lerminier, Introduction générale à l'histoire du droit. Bruxelles 1830. 8.

Dr. Rob. Schneider, Index omnium rerum et sententiarum quae in corpore juris Justinianei continentur. Vol. I. Fasc. II. Acta - Ademtio. Lipsiae 1838. 4.

Ignaz Wildner, Das österreichische Fabrikenrecht mit einem Anhange über das Recht der Wasserleitungen. Wien 1838. 8.

Jos. Mar. de Gerando, Institutes du droit administratif français. Vol. 1 — 4. Paris 1829. 8.

Dr. K. S. Zachariä, Handbuch des französischen Civilrechts. Bd. 1 — 4. Heidelberg 1837. 8.

Paschal Jos. Mellius, Institutiones juris civilis Lusitani. Vol. 1 — 7. Coimbricae 1827 — 29. 8.

William Petyt, Jus Parliamentarium, or the ancient power, jurisdiction, rights and liberties of the most high court of parliament, revived and asserted. London 1729. fol.

William Probert, The ancient laws of Cambria: containing the institutional Triads of Dynwal Moelmud, the laws of Howel the Good, Triadical commentaries, code of education, and the hunting laws of Wales. Translat. from the Welsh. London 1823. 8.

Codice civile della republica e Cantone del Ticino. Bellinzona 1837. 8.

Federigo Sclopis, Storia della antica legislazione del Piemonte. Torino 1833. 8.

Regolamento legislativo e giudiziario per gli affari civili emanato da Gregorio Papa XVI. Roma 1834. 8.

Ed. Ducpetiaux, Statistique comparée de la criminalité en France, en Belgique, en Angleterre et en Allemagne. Bruxelles 1835. 8.

J. A. Th. Kindii, Quaestiones forenses. T. 1 — 4. Lipsiae 1807. 8.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor Kerkelijke Geschiedenis. Deel. 8. Leiden 1837. 8.

Apparatus omnigenae eruditionis ad theologiam et Jus Canonicum. Romae 1773. 8.

The Holy Bible containing the old and new testaments translated from the originals into the Marwar language. Vol. 5. Serampore 1821. 8.

— — — containing the old and new testaments translated from the originals into the Bhugelkhunda language. Vol. 5. Serampore 1821. 8.

Psalterium Coptice, ed. Ideler. Berolini 1837. 8.

Libri Psalmorum versio antiqua latina, cum paraphrasi Anglo-Saxonica, ed. B. Thorpe. Oxonii 1835. 8.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nr. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.

2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber wer sagte dem Hrn. von Katte, daß dieselben Bedenklichkeiten, die ihn von Darfur und Tombuktu zurückschreckten, sich auf dem zweyten Wege in geringerem Maaße zeigten? Wie will man sich den Leichtsinn erklären, ohne Geld, ohne Geschenk, ohne currente Tauschwaare, ohne Begleitung, ohne Schutz und Recommandation, über Habesch hinaus, in die grausenvollen Regionen einer unbekannten Welt hinabzusteigen? Hr. von K. wußte in der That nicht, was er unternahm, und man darf sogar mit Grund bezweifeln, ob er je einen Reisebericht in das Innere von Afrika gelesen habe. Ein Optimismus oder vielmehr eine Unkunde und ein fast kindischer Mangel aller gesunden Begriffe über die Natur seines Wagstückes, wie sie der Verf. selbst, naiv genug, in der Vorrede zur Schau stellt, ist an einem wissenschaftlich gebildeten Deutschen eine eigene Erscheinung. Statt unwissende Sklaven in Aegypten, und lügenhafte Handelsleute in Dschiddeh über Natur, Thunlichkeit und Beschwerden einer Reise durchs Innere auszufragen, und auf das leichtfertige Geschwätze zweyer islamitischen Vagabunden schimärische Hoffnungen zu bauen, hätte an seiner Stelle jeder andere, bevor er den Fuß auf die afrikanische Küste setzte, wenigstens die sparsamen Notizen der portugiesischen Missionäre über die von Abyssinien längst getrennten Reiche Narea, Kaffa und Dschindschiro gelesen, besonders aber die merkwürdige, von 1828 — 1830 von Kongo aus gegen das Aequinoctial-Afrika unternommene Entdeckungsreise des französischen Mineralogen Douville auf das sorgfältigste zu Rath gezogen. Dieses letztere Buch hätte Hrn. v. K. vielleicht besser als jedes andere belehrt, was in den Landschaften zwischen Habesch und Kongo den Fremdling erwarte. Denn Hr. Douville hat gerade denselben Plan, wie Hr. v. K., nur in umgekehrtem Sinne durchzuführen unternommen, und etwa zur Hälfte auch wirklich durchgeführt. Von Loanda, einer Seestadt auf der südlichen Halbkugel, zog er aus und drang durch die wilden Neger-Staaten von Holo-Ho, Matamba, Cassandschi, Hume, Muschinschi, Mukangama bis in das große Neger-Reich, der Moinas unter dem Aequator, und noch weiter vorwärts bis zu einer Stadt Muene-Hai in der schon auf der nördlichen Halbkugel gelegenen Landschaft Bomba, wo physische Erschöpfung, Mangel an Tauschwaaren, an Geschenken und an Medicin, Tod vieler Begleiter, steigende Wildheit der Eingebornen und die Schreckbilder einer endlosen Region weiterem Fortkommen unbesiegbare Hindernisse entgegenstellten, und den unerschrockenen Wanderer wieder auf die atlantische Küste zurücktrieben. Und doch waren Douville's Anstalten von denen unseres Landsmannes so wesentlich verschieden! Erstens hatte derselbe durch längeren Aufenthalt in Kongo eine weit ins Innere reichende Negersprache gelernt. Zweytens war er von seiner Regierung autorisirt und so reichlich ausgestattet, daß er neben einer großen Anzahl schwarzer Dollmetscher und Mundköche, auch noch eine eigene Leibwache von 50 wohlbewaffneten, von ihm selbst militärisch eingeübten Negern unterhalten und mit Inbegriff der Lastträger zur Fortschaffung des Gepäckes und der Waaren überhaupt mehr als — 400 mit Flinten und Munition versehene Begleiter ernähren und bezahlen konnte. Drittens hatte er zu Mehrung und Erleichterung des Transportes vor seinem Auszuge auf verschiedenen Puncten, und so weit vorwärts als möglich, durch Hülfe vertrauter Eingebornen

Digitized by Google

Vorräthe von Lebensmitteln und Tauschwaaren niedergelegt, um mit frischer Kraft und ungeminderten Hülfsmitteln über den Rand der Kongo-Länder in das unbekannte Wilde hineinzutreten.

Wir wollen hier nicht Douville's Unerschrockenheit, seine Menschenkenntniß, sein kluges und gewinnendes Wesen, seine Vorsicht, seine speciellen, technischen Fertigkeiten auf Kosten Hrn. von Katte's hervorheben, obgleich er hauptsächlich dem Besitze dieser Vorzüge seine partiellen Erfolge, und die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens verdankte. Vorausgesetzt daß alles, was er schreibt, strenge Wahrheit ist, so bleibt es indessen zweifelhaft, ob der cannibalische Sinn der Menschen oder der unversöhnliche, das europäische Lebenselement im Keime aufzehrende Lufthauch der afrikanischen Tropenländer dem Wanderer größere Hindernisse bereiten. Nach dem Urtheile competenter Richter *) widersteht in der That kein nordischer Körper, kein Muth, selbst der glühendste Enthusiasmus nicht in die Länge den entnervenden Anfällen dieses Himmelsstriches. Und mit Recht wird der verhältnißmäßig langsame Gang in der Entdeckung Afrika's hauptsächlich dem mörderischen Klima beygemessen. Fände man im Innern große Reiche, wie z. B. die Staaten Mohammed-Ali's am Nilstrome, so könnte man durch Eilfertigkeit des Zuges vielleicht den verderblichen Miasmen entrinnen und der Habsucht der Fürsten leichter genügen. Aber zum Unglücke ist das Land, so weit man es durch Erfahrung und Kundschaft kennt, in eine Unzahl kleiner Staaten zerfällt, die ihre Gränzen mit Eifersucht hüten und in ewiger Feindschaft mit den Nachbarn leben. Tod oder Knechtschaft ist das Loos des Auswärtigen, der ohne Wissen und Willen des Gebieters das Land betritt. Und die Wildheit mancher Tribus, namentlich in der ausgedehnten Strecke zwischen den Moluas-Negern und der Ostküste, geht so weit, daß sie selbst an ihres Gleichen nicht gestatten, von einem Kanton in den andern zu ziehen, jeden aus der Ferne kommenden Fremdling aber ohne Unterschied erwürgen. Ohne Geschenk aber ist selbst bey den duldsamsten Häuptlingen nicht durchzukommen:

*) Siehe die Vorrede zu Rich. Lander's Entdeckungsreisen am Niger. 1832.

Sitte und Majestät der Herrschaft machen es zum unausweichlichen Gesetze. Aber nicht etwa nur der Landesherr, auch die Großen und die Höflinge, besonders aber die Fetisch-Priester und die Landesgötter wollen ihren gesetzlichen Antheil an der Gabe. In allen Staats-Gemeinden, die Hr. Douville besuchte, opfert man zu gewissen Zeiten des Jahres, und manchmal unter gräßlichen Umständen, in öffentlicher Versammlung einen Menschen und verzehrt sein Fleisch in gemeinsamer Mahlzeit: gräßliche Scene, die er uns als Augenzeuge erzählt. Unglücklicher Weise geben die afrikanischen Götter auf ihren Altären den weißen Menschenopfern eben so entscheidenden Vorzug, als die Neger dem Fleische derselben bey ihrem Festschmause. *) Und Douville selbst, seiner Klugheit und Bedeckung ungeachtet, wäre dem Schicksale nicht entronnen, wenn ihm die Mittel gefehlt hätten, den Zorn der Priesterschaft durch rechtzeitig und kräftig vertheilte Gaben zu stillen.

Zugleich sind die Gebräuche in diesen Neger-Staaten unter einander selbst so abweichend und von unsern Sitten so weit entfernt, daß ein Fremder der gesetzlichen Schuld und ihren Strafen unmöglich entrinnen kann. In dem einen Lande ist es unter strengster Ahndung verboten, Schuhe zu tragen, andere verpönen Kopfbedeckung, ein drittes duldet kein Beinkleid, lauter Zeichen und Regalien der Landesfürsten, die mit aller Eifersucht barbarischer Oberherren über ihr Privilegium wachen. Gesandtschaften, Unterhandlungen, besonders aber Geschenke, sind hier wieder unerläßlich, um die Empfindlichkeit der Schwarzen Majestäten zu beschwichtigen.

Mehremale verlegten feindliche Kriegshaufen den Weg, und Douville mußte sich durch förmliche Gefechte, mit Feuergewehr und Brandfackel den Durchzug erkämpfen. Man vergiftete ihm Dollmetscher und Lastträger, verweigerte ihm selbst im freundlichen Lande Führer und Lebensmittel, um ihn auf immer zu behalten, und seine Kenntnisse im Kriegswesen, in Bergkunde und Verwaltung

*) Nach Versicherung der Neger strömt aus dem Körper des Weissen ein süßer Duft, der sie durch einen eigenthümlichen Nervenreiz anzieht.

zur Erhöhung der Macht des Königs von Molua zu benützen, so daß Gunst und Feindschaft der Afrikaner seinem Fortkommen gleich hinderlich waren. Reisen scheint man in diesem Welttheile überhaupt als etwas Verrätherisches, der menschlichen Natur Entgegengesetztes und Strafbares zu behandeln. Besteht nicht selbst in dem christlichen, verhältnißmäßig humanen Habesch noch immer das alte Reichsgesetz, welches die Fürsten berechtigt, jedem Fremdling den Wiederaustritt aus dem Lande auf ewig zu versagen? Und war nicht selbst den Herren Combe und Tamisier die Freundschaft des Bas-Ali in der Christen-Stadt Devra-Tabor im Grunde noch verderblicher als der Räubersinn des Gallafürsten Hassan-Dullo? Bis in das Land der Nineanaï, etwa halbweges zwischen dem rothen und dem atlantischen Meere, sind einheimische Handels-Caravanen von Norden her durchgedrungen, brauchten aber sechs volle Monate um von der Küste bey Massaua dahin zu gelangen. Weiter südlich wagte sich selbst afrikanische Gewinnsucht nicht.

Alle diese Einzelheiten hat man absichtlich hieher gestellt, um das Unverhältnißmäßige in Katte's Unternehmen desto anschaulicher zu machen. In dem Gedanken, ein einzelner Mensch vom Baltischen Meere her, wolle bloß mit Hülfe der Metaphysik im Kampfe gegen solche Uebel den Sieg erringen, liegt aber auch etwas so Monströses, daß einen allerhand Bedenken über den Grad der Verstandes-Gesundheit des Helden anwandeln. Man täusche sich aber nicht, und hüte sich wohl, den Grund des Phänomens lieber in Verirrung der Denkkraft, als im Princip der Wissenschaft des Hrn. von Katte zu suchen. Nach der philosophischen Schule, für deren Haupt in Deutschland Hegel gilt, „schaffet der menschliche Geist die That.“ Und nach den Lehren derselben Schule offenbart sich dieser Geist, die anima universalis, in der Geschichte vorzüglich in vier Modalitäten, deren letzte in der Versöhnung des Kampfes zwischen Ganzheit und Getrenntheit besteht, und sich in den Völkern Germanischen Ursprungs, hauptsächlich aber in der preussischen Monarchie unserer Tage verkörpert. In dieser Eigenschaft ohne Zweifel, d. i. als Repräsentant der Harmonie zwischen Ganzheit und Getrenntheit auf der libyschen Küste, glaubte er Mutacalumbo und Lambi-Liankita, die grausenvollen Götter der Aequinoktial-Neger zu besiegen, Elemente, Krankheit und Klima, Bosheit und Tücke der Menschen, ja die Natur selbst zu überwinden, und die Doktrin seines Meisters unwiderleglich zu erproben.

Der Versuch ist aber ungünstig ausgefallen, und die Schultheorie hat nicht Stich gehalten. Katte's Niederlage war schnell, vollständig, ohne Wiederkehr. Und wie die Heiden im Mißgeschick ihre Götter aus Thon zerbrechen, eben so wendet sich nun Hr. von Katte nach seinem Unglück mit zornigem Blicke und drohenden Worten von den Adepten der philosophischen Menschenallmacht.

„Es giebt verschiedene Leute,“ schreibt er am Schluße seines Werkes, „die, obgleich sie in ihrem Leben niemals etwas unternommen und ausgeführt haben, sich trotz dem einbilden und es sogar schreiben: der Mensch könne Alles, was er wolle, und wenn Jemand daher den festen Entschluß fasse, durch das Innere von Afrika zu reisen, so käme er hindurch, sollte er auch als Bettler reisen.“

„Erstens kann der Mensch nicht Alles, was er will, er kann sogar nur sehr wenig thun. Das geringste Ungefähr, der unbedeutendste Zufall, vernichtet die besten Plane, zerstört die gewissesten Calcüls. Es giebt gar keine menschliche Vorsicht und Klugheit, die allen Umständen begegnen oder sie gar schaffen könnte, und noch hat ein jeder auch noch so feste Charakter sich endlich dem Schicksale beugen müssen. Nur der aufgeblasene Glückstropf, der, dem Glück in dem Schooß, die meisten seiner Unternehmungen gelingen sah, kann im tollen Wahne ausrufen: „Ich allein bin es, der es that.“ Aber auch das erste Unglück schmettert ihn danieder, und zwar gewöhnlich so, daß er sich nicht wieder erhebt.“

Die Bemerkungen, die Hr. von Katte S. 176 ff., für alle jene anfügt, die etwa künftig seinem Beyspiele folgen, sind so klug, so gesund und den Umständen angemessen, daß der Gegensatz zwischen Praxis und Theorie dieses Mannes nur um so lebendiger hervorspringt. Man bedauert, daß so viel gerader Sinn, so viele Kraft, so viele Energie sich unter dem Blendwerke scholastischen Aberwitzes nutzlos verzehren mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Schluß.)

Thesaurus patrum ed. Carol. Cajetano. Vol. 1 — 5. Mediolani 1827. 8.

Joannis Chrysostomi opera omnia quae exstant, opera et studio D. Bernardi de Montfaucon. Vol. 6 — 11. Paris. 1836 — 38. 4.

Georgius Florentius Gregorius, Turonensis, Historia ecclesiastica Francorum, lat. et gall. T. 1 — 3. Paris 1836 — 37. 8.

A discourse of the grounds and reasons of the christian religion. London 1741. 8.

John Ward, Dissertations upon several passages of the sacred scriptures. London 1761. 8.

The revelation of St. John, considered as alluding to certain services of the Jewish temple. London 1787. 8.

Jeremiah Jones, A new and full method of settling the canonical authority of the new testament. Vol. 1 — 3. Oxford 1837. 8.

Samuel Horsley, Biblical criticism on the first fourteen historical books of the old testament, also on the first nine prophetical books. Vol. 1 — 4. London 1820. 8.

William Hales, An essay on the origin and purity of the primitive church of the British isles and its independence upon the church of Rome. London 1819. fol.

Henry Stebbing, Polemical tracts; or a collection of papers written in defence of the doctrines and discipline of the church of England. Cambridge 1727. fol.

John Sharp, The theological works. Vol. 1 — 5. Oxford 1829. 8.

Thomas Secker, Works. Vol. 1 — 6. London 1811. 8.

Edmund Calamy, Thirteen sermons, concerning the doctrine of the Trinity. London 1722. 8.

Friedr. Hurter, Geschichte Papst Innocenz des dritten und seiner Zeitgenossen. Bd. 3. Hamburg 1838. 8.

Juan-Antonio Llorenté, Portrait politique des Papes, considérés comme princes temporels et comme chefs de l'église, depuis l'établissement du Saint-Siége à Rome, jusqu'en 1822. Vol. 1. 2. Rouen 1822. 8.

Storia del Duomo di Orvieto. Roma 1791. 4.

John Whitaker, The ancient cathedral of Cornwall, historically surveyed. Vol. 1. 2. London 1804. 8.

Joseph Pellicer de Tovar, Mission Evangelica al Reyno de Congo por los Capuchinos. Madrid 1649. 8.

Jvan Alonzo Calderon, Memorial historico, juridico, politico de la S. iglesia Catedral de la puebla de los Angeles en la Nueva-España. s. l. et a. f.

Jvan Carillo, Relacion historica de la real fundacion del monasterio de las Descalças de S. Clara de la villa de Madrid. Madr. 1616. 4.

Christoval Suarez de Figueroa, Historia y anal relacion de las cosas que hizieron los Padres de la compañia de Jesus, por las partes de Oriente y otras en la propagacion del Santo Evangelio, los annos passados de 1607 y 1608. Madrid 1614. 4.

Antonio Ruiz, Conquista espiritual hecha por los religiosos de la compañia de Jesus, en las provincias del Paraguay, Parana, Vruguay y Tape. Madrid 1639. 4.

Formularies of faith put forth by authority during the reign of Henry VIII. Oxford 1825. 8.

Carol. Gottl. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 5. Halis Saxonum 1838. 4.

Francisco Solano, Vida, virtudes y milagros, por Diego de Cordova. Madrid 1643. 4.

Constituciones Synodales por Alvaro de Villegas. Madrid 1622. fol.

Bulas Breves e Indultos Apostolicos para Castilla y Leon. Madrid 1635. fol.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nr. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.

2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Katte ist aber radical geheilt und glaubt, er könne seinen Wissenschaftsgenossen nicht eindringlich genug zurufen, wie verschieden der Mensch in der Wirklichkeit und namentlich in Afrika, von dem Menschen der Schul-Philosophen sey. „Lasset euch ja nicht ohne Geld in jenen Gegenden blicken, und versäumet ja nicht die Fürstengunst zur rechten Zeit durch Geschenke zu erkaufen, denn in Afrika sowohl als im Orient kennt man nur zwey Leidenschaften: den Egoismus und den Eigennutz. Befriediget ihr diese, könnet ihr zu Allem gelangen, sogar Staaten umstürzen und neue gründen, und endlich auch noch mitten durch die unbekanntesten Länder ziehen, wenn ihr zahlreiche Begleitung, festen Willen, gute Gesundheit, heiteres Gemüth, Besonnenheit, versöhnliches gewinnendes Wesen, Unerschrockenheit, und vor allem große Geduld zur Verfügung habt.“ Wo ist aber der Mensch, der alle diese Vorzüge besitzt? Muth und Unbeugsamkeit ausgenommen, fehlte Hrn. von Katte ungefähr alles Uebrige, was er später als unerläßliche Vorbedingung seiner Reise erkannte.

Dessen ungeachtet fehlte nicht viel, und der Muth vorwärts zu gehen, wäre ihm schon im Augenblicke seiner Landung auf der Abyssinischen Küste entsunken. Der ausgebrannte Strand bey Arkiko, die Gesichter der schwarzen Beduinen, die unübersehbare Bergwand, die den Zugang in's Innere verschließt, und das unsichere Loos, dem er sich anvertraute, kehrten seinen Sinn gegen die Heimat zurück, und er fühlte seine Verlassenheit in einer barbarischen Zone mit doppeltem Gewichte. Nach dem Eingeständnisse aller Europäer schauet von dem afrikanischen Küstengebirge, besonders unter dem tropischen Himmelsstrich, etwas herab, vor dem das unerschrockenste Gemüth verzagt. Sey es die eigenthümliche Gestaltung des afrikanischen Weltrandes und seine traurige Einförmigkeit, vor der sich der europäische Mensch fürchtet, oder sey es die Oede selbst, oder die konische Form der Hütten, oder endlich der allen Afrikanern eigene Leopardenzug im Gesichte, der unwillkührliches Grauen erregt, die Thatsache selbst ist außer Zweifel,

Horor ubique animos, atque alta silentia terrent.

Bekanntlich ist Habesch durch einen Gürtel wilder Volksstämme von der übrigen Welt rundum abgeschnitten, und das Seestädtchen Arkiko das einzige Thor, wo man dem Fremdling unter gewissen Bedingungen den Eingang in's verschlossene Land gestattet. Dicht an der Küste, und nur durch einen schmalen Wasserstrich getrennt, liegt das gleichfalls altabyssinische Eiland Massaua mit einem Städtchen gleiches Namens, wo man die letzte ägyptische Besatzung, mit Ordnung und Sicherheit, wie in allen Staaten Mohammed-Ali's findet. In Arkiko ist schon eine andere Welt und gleichsam die Grenzwacht der Anarchie, des Faustrechts und des Bürgerkrieges, der seit vielen Menschenaltern ununterbrochen das schöne Abyssinien verheert. Ein mohammedanischer Häuptling, dem Namen nach ägyptischer Unterthan, schaltet hier nach Willkühr und brandschatzt den Fremdling, dem er Dolmetscher, Diener, Lastthiere, Wegweiser und endlich die Erlaubniß in's Innere zu reisen um die unverschämtesten Preise verhandelt. Der Engländer Salt gab seiner Zeit, neben den Miethpreisen, noch 1000 Maria Theresien Thaler als Geschenk, was man bis heute noch im

Gedächtniß hat. Rüppell in unsern Tagen mußte 150 erlegen. Von Combe und Tamisier begehrte man 100 Stücke derselben Münze, begnügte sich aber wegen der Klugheit der beyden jungen Leute zuletzt mit 10. Hr. von Katte aber nahm sich vor, klüger und sparsamer als seine Vorgänger zu seyn, und ausser dem Miethlohn für Führer und Lastthier gar nichts zu geben. Er vermied es sogar, den Naib im Städtchen zu besuchen, stieg seitwärts von Arkiko ans Land, wo er Wegweiser und Saumthier erwartete, und ausserhalb der Caravanenstraße das etwa zwey gute Tagreisen entlegene Gebiet von Habesch zu erreichen suchte. Der Führer war aber ein Knecht des Häuptlings und hatte geheimen Auftrag dem geizigen Franken unterwegs Verlegenheiten aller Art zu bereiten und ihn endlich, anstatt nach Gurra, wohin er wollte, in das Dorf des christlichen Grenzfürsten Heilu zu bringen, der ein Bundesgenosse des Naib, und seines Räubersinnes wegen nicht weniger berüchtiget war. Als Nachbar verstand man sich gegenseitig, und Hr. von Katte mußte für seine Anmassung, weiser als andere zu seyn, unausbleiblich gezüchtiget werden.

Hegels Princip von der alles zermalmenden Gewalt des Germanischen Geistes im Kampfe mit dem libyschen Genius ist ein zu merkwürdiges Spiel, um nicht dessen vorzüglichste Wendungen näher anzudeuten. Spiegelt sich nicht in Katte's Zug von Arkiko nach Adowa treulich das Geschick der Deutschen, ihre Schultheorien auf das praktische Leben überzutragen?

Der Krieg zwischen Herrn und Diener erhob sich augenblicklich, und je weiter man sich von der Seeküste entfernte, desto störriger und unverschämter zeigten sich Führer und Treiber, sie wollten nicht weiter, und drohten den Fremdling mitten in der Oede zu verlassen. Unter Zank, Versprechen und Drohung wurde endlich am vierten Tage im ersten abyssinischen Dorfe übernachtet, wo aber die Noth erst recht anfieng. Man erklärte Hrn. von Katte geradezu, er müsse seinen Weg durch die Residenz des obengenannten Fürsten nehmen. Begleiter, Treiber und Dorfleute, alles verschwor sich, vom Führer aufgewiegelt, gegen den Fremdling. Man versagte Wegweiser und Lastthiere. Hr. von Katte tobte, und wollte allein und zu Fuße fort, bis man ihm endlich einen Soldaten vorstellte, der bey Maria und allen Heiligen schwor, ihn getreulich nach Gurra zu führen. Der Soldat war aber von dem nur sechs Stunden Weges entfernten Heilu geschickt, der von Katte's Ankunft und seiner Weigerung an den „Hof des Sultans" zu kommen schon unterrichtet war. Der Sprache unkundig, verrathen und verkauft von Allem was ihn umgab, wanderte er, ohne Verdacht zu schöpfen, wirklich nach Sassagga, wo das gefürchtete Ungeheuer seinen Sitz hatte. Die Audienz begann unverzüglich, Heilu auf einem Bund Heu sitzend, der Boden umher mit Mist bedeckt, sah den Fremdling lange schweigend an, setzte dann einige Fragen, und ließ ihm bedeuten, er habe ihn genug gesehen, er könne jetzt gehen. Dieser Anfang war nicht ganz im Geschmacke des Hrn. von Katte, und er meynte auf den Fürsten keinen günstigen Eindruck gemacht zu haben, „weil er ihm nicht die unterthänige Demuth bewiesen habe, an die er gewöhnt sey und die er vielleicht auch von ihm zu erlangen glaubte." Hr. von Katte hat in diesem Puncte seine eigene Ansicht und meynt, der Stolz abyssinischer Fürsten stehe jedesmal in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Armuth und ihrem Elende, und man müsse, um sich bey ihnen in Ansehen zu erhalten, sie höchstens wie seines Gleichen behandeln, ihnen aber niemals eine Superiorität einräumen. Man denke sich nun den blondhaarigen Preussischen Baron mit schneidendem Berliner Accent, wie er den schwarzen, einäugigen, stumpfsinnigen, verzerrten Sultan auf dem Heubündel, mit Impertinenz in Stimme und Geberde von seiner Wichtigkeit überzeugen will!

In einer zweyten Audienz an demselben Tage empfing ihn der Fürst sehr gnädig, ließ ihn neben sich niedersitzen und that verschiedene Fragen über europäische Sitten und Gebräuche. Am Ende ließ er ihm noch seine Kostbarkeiten zeigen, die aus zwey halb zerbrochenen, verrosteten Luntengewehren, einem altdeutschen breiten Haudegen, einigen Schilden und Lanzen, und einem kürzlich abgehauenen jungen Elephanten-Rüssel bestanden.

Tags darauf erklärte man sich deutlicher. Ein Unterhändler erschien und verlangte im Namen des Fürsten ein Geschenk. Auf die Frage, was es für ein Geschenk seyn müsse, wurde nach langem Zö-

gern erwiedert, daß, wenn nichts Bedeutendes da wäre, der Sultan sich mit hundert Thalern begnügen würde. Nicht ohne Mühe konnte Hr. v. Katte zur Audienz gelangen und trat, gegen das ausdrückliche Verbot bewaffnet zu erscheinen, aller Widerrede ungeachtet in das Gemach oder vielmehr den Stall des Fürsten, wo Se. Hoheit, wie Hr. von Katte sagt, mit vieler Behaglichkeit im Mist ausgestreckt lag. Der Baron setzte sich sogleich ohne Umstände zu ihm, und fragte, aus welchem Grunde er ihm ein Geschenk oder vielmehr einen Tribut von hundert Thalern abverlange? Heilu ließ erwiedern, jeder Reisender sey genöthigt, ihm Geschenke zu machen, und da die Franken sehr reich seyen und viel Geld haben, so müßten sie auch mehr zahlen, als alle andern. Der Missionär Wolff habe ihm ausser der Bibel, aus der er sich nichts mache, kein Geschenk hinterlassen, und er habe auch nichts von ihm verlangen können, da man ihm gesagt, er sey der neue Oberpriester von Habesch; würde er aber jemals wieder zu ihm zurückkommen, so würde er schon wissen, sich schadlos zu halten. Da dieß aber nicht gewiß sey, so müsse er (Katte) für ihn bezahlen, und das Wenigste, was man verlangen könne, seyen hundert Thaler.

Hr. von Katte machte den Fürsten aufmerksam, daß er, obgleich Beherrscher der Provinz, doch nur Vasall des Fürsten Ubie von Tigre sey, der die Weißen von allen Abgaben und Durchgangs-Zöllen befreyt habe, und folglich könne von ihm nichts gefordert werden. „Hier, erwiederte Heilu, bin ich der Sultan, Ubie hat mir nichts zu befehlen, und wenn ich will, kann ich dir Alles nehmen, was du hast, selbst dein Leben. Hast du dreyhundert Soldaten, wie ich, so kannst du thun, was dir beliebt, jetzt aber bist du in meiner Gewalt und von mir abhängig."

Gegen ein solches Argument war nicht viel einzuwenden, und Hr. von Katte versuchte die List, um wo möglich seine Thaler zu retten. „Wisse," sagte er ihm, „ich bin ein Engländer; in Massaua liegt ein englisches Kriegsschiff, man kennt meine Abreise, und wenn in einigen Tagen keine Nachricht von mir eingelaufen ist, wird man Soldaten ausschicken, mich aufzusuchen. Erfährt man, wie es mir ergangen, so wird hier Alles mit Feuer und Schwert verwüstet und die Bevölkerung in die Sklaverey weggeschleppt. Willst du es darauf ankommen lassen, so thue, was du willst. Ausserdem bin ich entschlossen, gutwillig nichts herauszugeben." Diese Drohung schien Eindruck zu machen, besonders auf Omar, den Interpreten, einen zu Massaua ansässigen Kaufmann, der für Vermögen und Familie zu fürchten begann und Katte's Sache so kräftig vertheidigte, daß endlich nach mehrstündigen Debatten, die mit dem größten Geschrey und den heftigsten Gestikulationen geführt wurden, der Fürst erklären ließ, er wolle auf jedes Geschenk verzichten und zugleich befehlen, daß man dem Fremden zur Abreise auf den folgenden Tag die benöthigten Lastthiere zum Verkauf vorführe. Sogar ein schöner bengalischer Schawl, den ihm Katte gutwillig nach dieser Scene überschickte, wurde abgelehnt. Jedoch rieth man ihm von mehreren Seiten auf seiner Hut zu seyn, da der Fürst ohne Zweifel Absichten habe, die er verberge.

Als Hr. Katte wenige Stunden später nach Hause kam, begegneten ihm seine Bedienten, nackt und mit dem Ausdrucke des Kummers und des Schreckens. Sie erzählten ihm, wie die Soldaten des Fürsten auf seinen Befehl sich der Effekten bemächtiget, sie zu ihm getragen, die Koffer mit Gewalt erbrochen und Alles herausgenommen hätten. Hiemit noch nicht zufrieden, sey man auch über sie, die Bedienten, hergefallen, habe ihnen die Kleider abgerissen und das, was sie noch sonst hatten, genommen. Jetzt wären sie im Begriffe fortzugehen, und riethen auch ihm zu fliehen, da die Soldaten geschworen hätten, ihn umzubringen. Hr. von Katte gerieth in die äusserste Wuth, und ging, statt die Flucht zu nehmen, gerade in das Haus des Fürsten. Der Vorsaal war mit Soldaten angefüllt. Erstaunt über seinen plötzlichen Eintritt macht ihm Alles Platz; er schritt rasch durch den Haufen hindurch zur Thüre, die zum Fürsten führt. Zwey Wächter versperrten ihm den Weg, aber mit ein paar tüchtigen Faustschlägen warf er sie auf die Seite, und versuchte die von innen zugeriegelte Thüre aufzumachen, was aber unmöglich war. Die Soldaten, von ihrem Erstaunen zurückgekommen, erheben sich von allen Seiten mit Lärm, rotten sich

Digitized by Google

zusammen und rücken mit gehobenen Lanzen auf den Thürerstürmenden Katte ein. Dieser zieht die Pistolen und droht Feuer zu geben, wenn sie noch einen Schritt weiter vorrückten. Die Drohung hielt sie zurück, sie blieben in weitem Kreise um ihn stehen und sahen ihn starr an. Neuer Versuch die Thüre zu erbrechen, neues Geschrey und Lanzenschwingen der Soldaten, die wüthend eindringen. Katte war eben im Begriff Feuer zu geben, als sich plötzlich ein Mann mit kräftigen Faustschlägen durch die Angreifer hindurch drängt und sich zwischen die streitenden Partheyen stellt. Es war Omar der Kaufmann, gefolgt von den beyden Bedienten Katte's. Er drängt die Soldaten zurück und beschwört Hrn. Katte, keine Gewalt zu brauchen. Zugleich versichert er, erst jetzt von der Beschlagnahme der Effekten gehört zu haben, und verspricht ihre Zurückerstattung, wenn er ruhig bleibe. Katte, schon ruhiger geworden, willigte ein, verlangte jedoch die Räumung des Vorsaales oder vielmehr Stalles von den Soldaten, was nach vielen Schwierigkeiten endlich dem Ansehen des Kaufmanns gelingt. Ihm öffnet sich auch die Thüre des Fürsten, der hinter derselben, die nur ein starkes Gitter war, die ganze Scene mit angesehen, aber nicht gewagt, irgend einen thätigen Antheil daran zu nehmen. Die Diskussion war laut, und dauerte lang. Erst in der Nacht kehrte Omar zurück. Zwey Leute trugen die Effekten herein, die Koffer gewaltsam erbrochen, Alles durchwühlt und in der größten Verwirrung durch einander geworfen. Verschiedenes, namentlich das Geld, sagte man ihm, habe der Fürst zurückbehalten und wolle es auf keine Weise herausgeben. Es wäre besser, mit dem, was wieder erstattet sey, sich zu begnügen, nach Adua zu gehen und dort Klage beym Fürsten Ubie zu führen, der alsdann wahrscheinlich Alles vom Heilu wieder zurückfordern würde. — Beynahe alle Geschenke, für die verschiedenen abyssinischen Fürsten bestimmt, die ganze Wäsche, mehrere Stücke Basta*) und eine Menge Kleinigkeiten gingen in dieser Plünderung zu Grunde. Der härteste Schlag war jedoch der Verlust von 87 Thalern, die in den Händen des Fürsten geblieben waren. Alle Bemühungen, wenigstens diese wieder zu erhalten, blieben vergeblich. Nur ein kleiner indischer Kasten war nicht geöffnet worden, worin sich der Rest des Geldes und die beyden Instrumente befanden. Auf Omars Einladung verließ er das Haus des Räuberfürsten und brachte die Nacht mit ihm in seiner Hütte zu. Derselbe verschaffte ihm auch ein Paar andere Bediente und einen Wegweiser, weil die vorigen aus Furcht mit dem geplünderten Katte nicht weiter ziehen wollten.

*) Indischer Baumwollenzeug, der in Habesch als Münze cursirt.

Aus dem Umstande, daß er in einem christlichen Lande von einem christlichen Fürsten beraubt und mit Mord bedroht, von einem Muselmann aber in Schutz genommen und der Gefahr entrissen wurde, glaubt Hr. von Katte zu einer bittern Parallele zwischen beyden Religionen berechtigt zu seyn. „Es bestätige sich hiedurch nur das, was er so häufig im Orient gefunden habe, daß nämlich dort die Bekenner des Christenthums in jeder moralischen Hinsicht tief unter den Mohammedanern stehen. Wer dort Treue und Rechtschaffenheit suche, der klopfe nur nicht an die Thüre des Christen, er werde sich auf die bitterste Weise getäuscht finden. Der Grund hievon liege nicht in dem Drucke, den der Islam auf das Christenthum ausübe, denn dieser Druck sey keineswegs so stark, als man sich in Europa einbilde; er liege vielmehr in dem Haß, mit dem sich die verschiedenen christlichen Partheyen verfolgen, in den endlosen Familien-Intriguen, von der Habgier erzeugt und von der Lüge unterhalten, in der Ausübung der von ihrer Religion selbst vorgeschriebenen strengen Casteyungen, die das Herz veröden und versteinern, und endlich in der moralischen Verworfenheit, in der die Jugend, und namentlich die männliche, daselbst erzogen werde."

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nr. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.

2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Obwohl für seinen Fehler auf das empfindlichste bestraft, ließ Hr. von Katte den Muth dennoch nicht sinken, und selbst das Vertrauen auf seine Weisheit und Menschenkenntniß wankte noch nicht. Mit seinen 73 Thalern und seiner preußischen Energie glaubte er, des letzten Unglückes ungeachtet, noch immer mitten durch Afrika an die Küste von Kongo zu kommen, und als Entdecker unbekannter Länder seinen Namen glorreich auf die Nachwelt zu bringen.

In Gurra war der Ortsvorstand, ungeachtet eines Empfehlungsbriefes von Massaua unschlüssig, ob er den Wanderer aufnehmen solle oder nicht. Nach langer Berathung mit der männlichen Bevölkerung des Dorfes ward ihm endlich gesagt, er könne im Hause die Nacht zubringen, wenn er dem Herrn desselben für zwey Thaler Getreide abkaufe. Ein solcher Antrag von Seite eines Mannes, dem er empfohlen ward, empörte Hrn. v. Katte aufs äußerste, weit mehr noch, versichert er, als selbst die Beraubung in dem Hause des Heilu. Eckel begann sich seiner zu bemächtigen und der Gedanke, die Weiterreise über kurz oder lang vielleicht aufzugeben und unverrichteter Dinge ein Land wieder zu verlassen, dessen Volk ihm das schlechteste und verachtungswürdigste schien, das er bis jetzt noch gesehen, faßte von diesem Augenblicke in ihm Wurzel. Die Unmöglichkeit, einen Wegweiser zu erhalten, und dann die Unverschämtheit der Weiber von Gurra, die sich um ein paar Nähnadeln oder ein Stück Band, selbst in Gegenwart ihrer Männer, dem Fremdling antrugen, mußte die Bitterkeit seiner Gefühle noch vermehren.

Am allerschlimmsten aber erging es ihm einige Stationen weiter vorwärts, im Dorfe Hadisch-Adi. Man quartirte ihn im Hause des Vorstandes, oder vielmehr vor demselben, wie gewöhnlich, auf den Mist ein. Der Vorstand erschien später: ein junger Mensch von frecher, unverschämter Miene, der ohne den Fremdling zu grüßen, sogleich die Effekten besah und befühlte, und ohne weiters ein Geschenk von 20 Thalern verlangte. Und wie ihn Katte statt aller Antwort auslachte, nahm er Führer und Bediente auf die Seite und schien sich mit ihnen zu berathen. Die Bewohner des Orts standen herum und sahen den Fremden finster und schweigend an. Endlich fragte ihn der Wirth mit ironischem Lächeln um seine Pistolen. Ein Schuß, mit dem Herr von Katte eine in der Nähe sitzende Taube erlegte, verbreitete allgemeines Schrecken, und verschaffte wenigstens für die erste Nacht Sicherheit und Respect. Morgens war aber der Führer, der ihn bis Adua begleiten sollte und auch bis dahin bezahlt war, nirgend mehr zu finden, und die Bedienten erklärten sich auf das Entschiedenste, weder die Esel beladen, noch ohne Führer mit ihm abreisen zu wollen. Dieß Alles war auf Anstiften des Wirthes geschehen, der ihm hohnlachend sagte, jetzt sey er gezwungen, in Hadisch-Adi zu bleiben. Katte schäumte vor Zorn und wollte allein fort. Aber selbst die Lastthiere schienen gegen den Wüthenden im Komplott zu seyn. Da trat endlich der Wirth dazu, und versprach ihn nach Adua zu führen, wenn er 50 Thaler dafür gäbe. Man verstand sich zu nichts und erklärte, vor der Hand hier liegen zu bleiben um das Land und seine Sitten kennen zu lernen. Zum Unglücke war aber auch der eine von Katte's Bedienten im Komplott,

Digitized by Google

und hatte Sultan Heilu's Raub mit Zusätzen erzählt und den Wirth zu einem ähnlichen Streich aufgemuntert: „alle Koffer seyen mit Gold angefüllt.“ Alles wollte nun Geschenke, und der Dorfschulze begehrte jetzt gar 150 Thaler für die Erlaubniß abzureisen. Acht Tage stritten sie herum, jene fordernd, dieser verweigernd und um hohen Preis den täglichen Lebensbedarf erkaufend, auf dem Mist im Hüttenvorhofe gelagert, vom Ungeziefer aufgefressen, von der Nachtkälte gepeinigt, durch die mit ihm eingepferchten Kühe im Gesicht beschmutzt und eingewässert, seine Sachen hütend. Niemand hatte mit dem Fremdling Mitleiden, ausgenommen eine junge, hübsche Frau, die sich heimlich näherte und vor einem Ueberfall warnte: keffü! keffü! (Schlecht! Schlecht!) sagte sie, und deutete auf den Dorfvorstand. Keine List blieb unversucht; aber Katte weigerte sich standhaft Gold und Geschenke zu vertheilen. Endlich ließ man um Mitternacht Bewaffnete in den Hof und forderte den Fremdling zur Abreise auf, um ihn, wie er nachher erfuhr, in einiger Entfernung von der Ortschaft zu ermorden und auszuplündern. Katte weigerte sich vor Sonnenaufgang zu gehen. Der verrätherische Bediente war der Unterhändler und riß, wie alles Zureden zur Abreise vergeblich war, einen Sack mit Pfeffer los, und flüchtete sich unter die Bewaffneten. Katte gerieth ins Handgemenge, schlug den Dieb zu Boden, nahm ihm die Beute ab, und drohte Alles zu erschiessen, was sich nähern würde. Das Gesindel verlief sich aus Furcht vor der Drohung und mit ihm zugleich der Bediente. Drey volle Wochen dauerte nach dieser Scene noch der Aufenthalt im Pferch und der kleine Krieg zwischen Hrn. Katte und den Dorfleuten. Ein Taschen-Sextant und der Compaß wurden gestohlen, der Barometer zerbrochen, zuletzt noch Chinin und Zink-Sulfat entwendet, weil Hr. Katte durch die Nachtluft blind mit verbundenen Augen dasitzend die Sachen nicht mehr hüten konnte. In der Wuth gab er Peitschenhiebe rund um sich und ließ niemand mehr in die Nähe kommen. Dieses ungebärdige Wesen, und ein 28tägiger Kampf hatte aber auch die Geduld des Dorfes erschöpft. Man hielt einen großen Rath, in dem beschlossen ward, den Fremdling Tags darauf mit einem Führer zu versehen und ziehen zu lassen. Weil er aber alle Zumuthungen, ein bedeutendes Geldgeschenk zu erlegen, auch in diesem Augenblicke mit derselben Standhaftigkeit, wie früher, zurückwies, so kam man nach langen Debatten auf den Einfall, ihm den Packesel zu stehlen, den sie ihm zuletzt gutwillig genug um zwey Hände voll schwarzen Pfeffer wieder herausgaben.

Den Sieg über die Dorfleute von Hadisch-Adi hatte Hr. v. K. durch hartnäckige Geduld und brutale Unbeugsamkeit freylich davon getragen. Allein ein zweyter Sieg dieser Art, das fühlte er wohl, mußte Gesundheit, Hülfsmittel und moralische Kraft ungefähr gänzlich erschöpfen. Von jetzt an gab er sein Spiel selbst verloren, und konnte sich nicht mehr verhehlen, daß mit seinem Charakter und seiner Weltansicht, besonders aber mit seinen schlechtgefüllten Taschen unter den Afrikanern nicht fortzukommen sey; der Vorsatz, durch die Galla-Länder bis Kaffa und Dschindschiro vorzudringen, erschien auf einmal colossal. An den Aequator, an die Ninnanaï, an das Unbekannte, an Kongo und Atlantische Küsten konnte er ohne Grausen nicht einmal mehr denken. Das Delirium philosophischer Allmacht hatte endlich nach vierwöchentlichem Kampfe auf dem Misthaufen zu Hadisch-Adi einem nüchternen Menschensinne Platz gemacht.

Um jedoch so großes Ungemach nicht ganz ohne Gewinn erduldet zu haben, wollte er nur bis in die nächste Hauptstadt Adua, und wo möglich zum Fluße Taccazze, erstem Beystrom des Blauen Niles ziehen; dann aber mit den Trümmern seines Glückes und seiner Philosophie wieder an die Küste des rothen Meeres zurückwandern, und sich an seinen Feinden, den diebischen Abyssiniern, durch treue und kräftige Schilderung ihrer Schlechtigkeit vor ganz Europa für den verlornen Ruhm eines Afrika-Durchwanderers rächen. Sein böses Geschicke war aber noch nicht ausgesöhnt, und die kurze Strecke bis zur benannten Stadt noch so reich an Unfällen, daß man ohne abergläubisch zu seyn, den Einfluß eines eigenen feindseligen Gestirnes nicht verkennen kann.

So viele angeblich mit Gold gefüllte Kisten ohne allen Profit zu entlassen, schien dem Dorfschulzen von Hadisch-Adi doch zu hart. Er be-

Digitized by Google

gleitete Hrn. von Katte eine Strecke, um den Weg zeigen zu helfen, und erschien plötzlich mit 10 Bewaffneten, um sich, wenn nicht gutwillig, doch durch Gewalt seines Antheils am vermeintlichen Gute zu bemächtigen. Der Anfang war schon gemacht, als ein Pistolenschuß, der glücklicher Weise nicht traf, die Räuber endlich verscheuchte. Der Zug gieng nun mit einem einzigen Bedienten ohne Wegweiser ruhig vorwärts. Dagegen fand Hr. von Katte im nächsten Nachtlager in einem vergessenen Dorfe so freundliche, so barmherzige und so uneigennützige Menschen mit so viel Lebensweisheit, und so ganz im Widerspruche mit Allem, was er bisher in Habesch gefunden, daß er sich diese Erscheinung nicht erklären konnte. Er fragte, ob es einen Priester im Orte gäbe; sie erwiederten: „wir haben weder Priester noch Kirche, wir sind Christen; aber wir halten keine Fasten, und statt Heiligenfeste und Sonntage zu feyern, bebauen wir unsere Felder. Der Fleiß ist der wahre Segen Gottes, denn mit ihm stirbt man nicht vor Hunger; wie die Leute in Tigre, die nicht arbeiten wollen, dagegen in die Kirche laufen und zu Gott beten, wenn ihre Faulheit die Hungersnoth, die dort alle Jahre herrscht, über's Land gebracht hat."

Hr. von Katte fragt bey dieser Stelle seines Buches, ob es die gesunde Vernunft, oder der Teufel war, der aus diesen Ungläubigen sprach? und glaubt, die Antwort müsse den heidenbekehrenden Missionarien überlassen bleiben. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, den Namen des gastlichen Dorfes aufzuschreiben, gleichsam als hätte er für das Gute ein weniger treues Gedächtniß als für das Böse. Vielleicht war es ihm auch nicht ganz angenehm, eine Gemeinde zu finden, über die er unmöglich das allgemeine Verdammungs-Urtheil schleudern konnte, mit dem er in seinem Sinne damals schon das Abyssinische Volk bedrohte. Dagegen wurde ihm den nächsten Abend in mehreren Dörfern der Eingang mit Knüppeln verwehrt und er mußte die Nacht neben der Hecke eines einzelnen Gehöftes im Freyen zubringen, mit kranken Augen, der feuchten Nachtluft ausgesetzt, ohne Labung für Mensch und Lastthier. Pflege und gastliches Dach, die man im letzten Dorfe so freundlich bot, hat er verschmäht; hier aber im Mangel aller Dinge und den Anfällen der Hyänen preisgegeben, mußte er dritthalb Tage liegen bleiben, weil sich in der ersten Nacht schon das Augenübel so weit verschlimmerte, daß er am Morgen das Sonnenlicht von der Finsterniß nicht mehr unterscheiden konnte. Er glaubte von der ägyptischen Ophthalmie befallen zu seyn, und rettungslos zu erblinden, da es an Medicin und schneller ärztlicher Hülfe gebrach. Am Heile schon verzagend wollte er nur noch den andern Tag abwarten und im Falle wirklicher Erblindung schnell seinem Daseyn ein Ende machen. Sey es, daß die Ruhe, sey es, daß die Anfeuchtungen mit Wasser das Ihrige dazu beytrugen, denn als er des andern Tages die Augen aufschlug, hatte er die unbeschreibliche Freude wieder das Tageslicht zu erblicken. Es war zwar nur ein Lichtnebel, aber Hr. von Katte war wenigstens nicht blind, und durfte hoffen, wieder hergestellt zu werden. Noch ein Tag Ruhe, völlige Enthaltung von aller Nahrung und der Gebrauch des Wassers bewirkten so viel, daß er am dritten Tage wieder die entfernteren Berge deutlich unterscheiden und die Reise fortsetzen konnte. Am zweyten Morgen darauf rückte er endlich in Adua ein, und fand im Hause seines Landsmannes, des Methodisten-Predigers Isenberg, freundliche Unterkunft. Der Weg von der Seeküste bey Massaua bis in die Hauptstadt von Tigre wird bequem in 14 Tagen zurückgelegt. Hr. von K. hatte 2 1/2 Monat (5. August bis 20. October) gebraucht, weil er eine neue Methode erfinden, besonders aber schneller und wohlfeiler als seine Vorgänger reisen wollte.

Sechs Wochen blieb Hr. von Katte in Adua, um sich von den Mühesalen des Zuges erholen und Notizen über das, wenigstens ihm gänzlich unbekannte Habesch zu sammeln. Durch die Sorgfalt des gastlichen Hauses kam in kurzer Zeit Gesundheit und Kraft, und mit ihr auch Muth und Energie der Seele wieder zurück. Viel hat nicht gefehlt und es wäre mit den Nerven auch der Glaube an die unwiderstehliche Gewalt seiner Philosophie wiedergekehrt. Ubie, der Vierfürst von Simien und Tigre, der eben mit seinem Heere in der Nähe lag, hatte Audienz gewährt, den Fremdling an seiner Tafel bewirthet und selbst Gerechtigkeit gegen Heilu ver-

Digitized by Google

sprochen. Eine Ordonnanz mit Katte's Diener wurde nach Sassagga abgefertigt, um die 87 Thaler sammt dem geraubten Gute zurückzufordern. Hr. von K. begann schon wieder an Dschindschiro und sogar an die Reise durch Afrika nach Congo zu denken, als der ausgesandte Krieger glücklicher Weise mit leeren Händen von Heilu zurückkam. „Es sey nur ein Irrthum gewesen, man habe geglaubt, der Fremdling ziehe zu Ubie's Gegner, dem Fürsten Kassaï von Agamien, und da habe man die Hülfsmittel des Feindes mindern wollen. Jedoch wolle man alles Geraubte zurücksenden, wenn Ubie wirklich darauf bestehe.“ Hiebey hatte es auch sein Bewenden; der Vierfürst zog mit dem Heere fort und Hr. v. Katte, vielleicht wieder zur Besinnung gekommen, ließ die Sache fallen und traf Anstalten an die Küste des rothen Meeres zurückzugehen.

Die Lastthiere waren ihm aber in Adua alle gefallen, und neue zu kaufen oder auch nur zu miethen, erlaubte der Cassastand nicht. Er machte sich also mit sämmtlichen Bedienten Hrn. Isenbergs, die Geschäfte halber nach Halaï, der Grenzstation gegen den Seebezirk, zogen, zu Fuße auf den Weg. Hrn. Isenbergs Esel und zwey Domestiken, die sich Hr. von K. um eine Kleinigkeit bis Massaua dingte, schafften das Gepäcke fort. Einen Weißen zu Fuß durch Habesch ziehen zu sehen, war freylich eine ungewöhnliche Erscheinung. Hr. von K. kümmerte sich aber wenig um das vorwitzige Erstaunen der Eingebornen, und war fester als je entschlossen die armseligen Ueberbleibsel seiner Habe gegen räuberischen Angriff zu vertheidigen, und ungestraft keine Plünderung mehr zu dulden. Beym Dorf Adai verlegte eine Menge mit Lanzen und Steinen bewaffnete Menschen den Weg und hielten die Lastthiere an. Die Sache schien ernstlich zu werden. Hr. von Katte setzte sich allein zur Wehr; mit dem Säbel in der einen und einer Pistole in der andern Hand sich vor das Gepäck hinstellend flößte er den Räubern solchen Respekt ein, daß sie die Caravane nach langem Geschrey und fruchtlosem Unterhandeln ziehen ließen. Zwey andere Anfälle wurden mit gleichem Erfolge abgewiesen. In Halaï, wo Hr. von K. mit den zwey Domestiken wieder allein war, begehrte der Häuptling vor aller weitern Unterhandlung ein Geschenk von 50 Thalern, obwohl man ihm die frühern Unfälle erzählt hatte. Hr. von K. war aber vorsichtiger, lachte dem Schum nicht ins Gesicht, tobte auch nicht, sondern redete mit Klugheit und Mäßigung, so daß jener nach und nach bis auf einen halben Thaler herabging und zuletzt auch diesen noch aufgab gegen die Erlaubniß, Katte's Pistolen anzusehen, für Lastochsen und Führer aber mußte er von Halaï bis Arkiko den mäßigen Preis von vier Thalern erlegen. Durch prachtvolle Cedern-Wälder und die üppigste Vegetation gieng es über das Gebirge hinab in den Taranta-Paß, wo ihm 20 bewaffnete Mohammedaner in den Weg traten. Der Anführer reichte Hrn. Katte mit einem Salam-aleikum die Hand und gab ihm auf arabische Art durch Drücken auf die Finger zu verstehen, wie viel er ihm geben müsse. Es war aber ein sehr gemüthlicher Räuber, der sich nach vielem Parlamentiren endlich mit einer Tasse Kaffe begnügte und Hrn. Katte einlud, die Nacht in seinem Lager zu bivouakiren, wo sie ihm höflich von ihrer Abendkost anboten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachschrift zu Nr. 87. (Polit. d'Aristote.)

Die Anzeige dieser Arbeit in einer andern deutschen Zeitschrift gedenkt des Tadels, den Hr. Barth. St. Hilaire über das bekannte Motto des Esprit des lois ausspricht. Er sagt in der Vorrede S. XXXVII. „Aussi a-t-on remarqué avec raison que l'épigraphe choisie par Montesquieu: proles sine matre creata, était plus ambitieuse qu' exacte, et que son Esprit des lois n'était pas plus sans antécédens que ses Considérations sur la G. et la D. des Romains.“ Wenn man einer Angabe der Frau Necker trauen darf, der es an innerer Wahrscheinlichkeit nicht fehlt, so thut Hr. Barth. St. H. mit dieser Bemerkung seinem großen Landsmanne Unrecht. Frau Necker sagt (Mélanges I. 191.) „M. de Montesquieu avait mis à la tête de son livre: prolem sine matre creatam. C'est, disait-il, qu'un livre sur les lois doit être fait dans un pays de liberté: la liberté est la mère; je l'ai fait sans mère.“

Digitized by Google

.# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nr. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen trennte man sich aufs Beste von der Welt. Ein jeder wünschte dem Wanderer einen Salam, und eilte dann schnell den Paß hinauf. Um sich für die Gastfreundschaft dankbar zu zeigen, hatte sich Herr v. Katte den Spaß gemacht, ihnen von einer reichen Karavane zu erzählen, die Tags darauf im Paß erscheinen würde, um nach Arkiko zu gehen. Sie jauchzten und schlugen mit den Lanzen auf die Schilde, als sie die Kunde erfuhren, und sagten, sie hätten das wohl gedacht, denn Allah läßt niemals einen ächten Moslim im Ramadan umsonst auf der Straße liegen.

Die Strafe für eine so muthwillige und undankbare Lüge blieb nicht aus. Er war schon aus dem Gebirge auf die ausgebrannte Ebene der Seeküste gekommen, als er auf das äußerste ermüdet an einer mit Dornen eingehegten Stelle übernachtete. Nicht weit von Arkiko, auf dem Territorium Mohammed-Ali's, glaubte er sich vollkommen sicher, und machte Anstalten, seit langer Zeit einmal wieder eine Nacht mit Gemächlichkeit zuzubringen, d. h. er wagte die Waffen abzulegen und in der drückenden Hitze sich auszukleiden. Er lag im tiefsten Schlaf, als ihn plötzlich ein furchtbares Geschrey erweckte. Schlaftrunken, wie er war, sprang Hr. v. Katte auf: die Ochsen liefen wild durch einander, die Bedienten auf der andern Seite, dazwischen schwarze Gestalten, die er sich, vom Schlafe betäubt, nicht enträthseln konnte. Er glaubte, eine Hyäne sey im Lager, als plötzlich ein Mann auf ihn lossprang, und ihm einen starken Schlag auf den Kopf versetzte. Dieß brachte Hrn. Katte zu sich selbst. Er drückte die Pistole dicht vor dem Kopfe des Angreifers ab. Unglücklicher Weise versagte sie aber, der nächtliche Thau in des Meeres Nähe hatte das Pulver angefeuchtet. Aber der Schlag des Hahns auf die Batterie und die tapfere Abwehr der Bedienten reichte hin, die Elenden zu verscheuchen. Aber der Wegweiser mit den Lastochsen hatte im Tumult über die Dornen gesetzt und war im Dickicht verschwunden. Er selbst kehrte zwar nach der Gefahr wieder, aber die Ochsen blieben aus. Zum Glück kam in derselben Nacht noch eine Karavane, die das Gepäck auflud, und Hrn. Katte selbst am folgenden Tag nach Arkiko führte.

Der Schlag auf den Kopf hatte eine unbedeutende Wunde verursacht; da aber kein Wasser am Orte war, das Blut abzuwaschen, kam Herr Katte in einem abschreckenden Zustande im Städtchen an. Der Weg dahin war der abscheulichste, In einer völligen Wüste, ohne einen Tropfen Wasser und von unerträglicher Hitze gepeiniget, konnte er vor Durst kaum marschiren. Grausames Geschick! Am Ende der Wanderschaft, da er schon als armer Mann zu Fuß zog, schlug man ihn noch mit einem Prügel auf den Kopf, und führte ihn, von Blut überronnen, voll Hunger, Durst und Ungeziefer, baarfuß am 14. December zu Arkiko ein, welches er wohl ausgestattet, voll Stolz und Hoffnung am 6. August verlassen hatte, um triumphirend mitten durch Afrika zu reisen.

Ein Besuch, den er in etwas besserer Toilette noch desselben Tages dem Naib abstattete, um sich über den nächtlichen Ueberfall auf seinem Gebiete zu beschweren, blieb natürlich ohne Folgen, da er die Reklamation nicht zugleich mit einer anständi-

Digitized by Google

gen Gabe unterstützen konnte. Der Naib antwortete nur mit ironischem Lächeln, und begehrte vor Allem die aus Abyssinien mitgebrachten Lastthiere in herkömmlicher Weise zum Geschenk. Wie ihm nun Hr. Katte sagte, er habe keine und sey zu Fuß von Adua nach Arkiko gekommen, sah er ihn mit vieler Verachtung an, und entließ ihn mit den Worten: „das ist ein Meskin," d. h. ein Bettler.

Das Unglück sollte Hrn. v. Katte, so war es ohne Zweifel vorher bestimmt, bis an's Ende seiner Reise verfolgen. Nachdem er alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten einer Landreise ertragen hatte, sollte er eine ähnliche Lektion nun auch noch auf dem Meere erhalten. Auf seiner Ueberfahrt von Massaua auf die arabische Küste litt er in einem heftigen Gewittersturm unweit Konfuda Schiffbruch und konnte sich nur mit genauer Noth an's Land retten. Von den Effecten, die ihm nach allen Plünderungen noch geblieben waren, wurde erst den folgenden Tag ein Theil aus dem Meere gezogen, das Uebrige gieng verloren. In diesem Zustande kam er in seine frühere Station nach Dschiddeh, und von dort nach Alexandria zurück, wo er zu Nutzen und Frommen Europäischer Reisender die vorliegende Schrift über Abyssinien niederschrieb.

Urtheile man selbst, ob nach solchen Vorgängen die Schilderung Abyssinischer Sitte und Kultur frey von Leidenschaft und Bitterkeit sey! Kann man es Hrn. v. Katte übel deuten, wenn er in jedem Individuum dieser Nation einen persönlichen Feind erblickt? War sein Besuch im Lande nicht eine ununterbrochene Kette von Mißgeschick, von Beleidigung, von Kränkung der Eigenliebe und Verletzung in den theuersten Interessen? Einem Feind, der uns überwunden und gedemüthiget hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen und die gute Seite auch an demjenigen zu loben, der uns Uebels gethan, — ist eine Tugend, die Hr. v. Katte vielleicht noch nicht vollständig besitzt. Indessen gereicht es ihm nicht wenig zur Ehre, sein eigenes Unrecht, seine Thorheit und scholastische Fatuität freymüthig einzugestehen und einen großen Theil der Schuld am verunglückten Unternehmen sich selbst beyzumessen. Dieses reuevolle Selbstbekenntniß hindert ihn aber nicht, das ganze Gewicht seines Zorns auf Habesch fallen zu lassen. Vergleicht man seine Schilderung mit dem Bilde, welches die HHrn. Combe und Tamisier von diesem Volke entwerfen, so würde Niemand erkennen, daß hier von den Bewohnern eines und desselben Landes die Rede sey. Nur die Natur mit ihrem prachtvollen Farbenspiel, die Alpenlandschaft unter tropischem Himmel, die Hügel mit ihrem frischen, warmen Grün und ihrer Pflanzenfülle finden vor ihm Gnade; sie allein haben Herrn von Katte nicht beleidiget, verhöhnt und ausgeplündert; sie allein setzten seiner Eitelkeit keine Schranken; sie bereiteten ihm vielmehr Genüsse und flößten seinem Gemüthe Bewegungen ein, die er in der brandenburgischen Heimath noch niemals empfunden hatte. Auch die Thierwelt von Habesch erregt in ihm Beyfall und Bewunderung, besonders das Kamel und der Elephant, die Waldvögel, der Ibis und das Einhorn, dessen Existenz im Simischen Hochgebirg sich Hr. v. Katte einreden ließ. Den Charakter der Thiere hat Hr. v. K. viel sorgfältiger beobachtet, und er beurtheilt sie überall mit mehr Liebe als die Menschen. Die Stellen, worin er den ersten Anblick einer Elephantenheerde in der Wildniß beschreibt, oder die erbliche Feindschaft derselben gegen das Kamel erzählt, oder das plötzliche Verstummen des durchdringenden, kreischenden Lärms im Walde schildert, sobald der tiefe, bedeutungsvolle Glockenton eines einsamen, beständig alleinsitzenden, blaurothen Vogels mit bedächtiger Doctormiene vom Baume erschallt, mögen als Belege dienen. Viele Leser werden in Katte's abyssinischen Thierstudien Neues finden, alle aber das Kraftvolle und Malerische seiner Rede anerkennen. Nur der Mensch ist in diesem Lande durchaus schlecht und auf der untersten Stufe der Cultur. Abyssinien ist ein wogendes Räubermeer; Lügen, Betrügen, Faulenzen, Stehlen und Pfefferfressen die einzige Beschäftigung des Volkes. Niemand in Habesch verstehe einen Kahn zu bauen, eine Brücke zu schlagen, ein Brett zu sägen, einen Balken zu behauen, ja nicht einmal einen Baum zu fällen oder Kalk zu brennen haben diese Elenden die Mittel, obgleich sich alles Material in Hülle und Fülle darbietet.

Gewisse Stellen des Buches sind Zweifelsohne in heftiger Nervenerschütterung und im Moment

Digitized by Google

eines wahren Furor Teutonicus geschrieben. Jedoch würden die Abyssinier, wenn sie von Katte's Buch je Kunde erhielten, die Verunglimpfung ihres Nationalcharakters noch gerne verzeihen, wenn nur ihre Priester und ihre Heiligenbilder mit mehr Achtung behandelt wären. Erstere seyen nicht nur unwissend, zänkisch und boshaft, sondern meistens auch durch physische Gebrechen verunstaltet, einäugig, verdreht und bucklicht. Unter den Kirchenheiligen aber, „lauter schwarzbraune Gesichter mit schwarzen glühenden Augen," zeichne sich vor allen das Bild der Jungfrau Maria aus. Aber nicht den niedergeschlagenen Blick unserer Madonnen, wohl aber einen glühenden, stechenden Seitenblick, lasse die Abyssinische Heilige erkennen u. s. f.

Hr. v. Katte fühlt nicht, daß solche Bemerkungen, oder vielmehr die Form derselben, für viele Gemüther verletzend sind, wenn auch nur von Abyssinien die Rede ist. Die HHrn. Combe und Tamisier, obgleich viel jünger und aus dem angeblich so irreligiösen Frankreich gebürtig, hätten ihm in diesen Dingen und in vielen andern als Muster dienen können. Der Leser wird wohl thun, den Eindruck der talentvollen, aber giftigen Diatribe des Preussischen Barons durch die humanen Sittenschilderungen der letztern zu schwächen. Ohne daß es in Hrn. v. Katte's Absicht läge, prediget sein Buch in mehreren Stellen Haß und Verachtung gegen das Christenthum, und verunstaltet die Grundzüge des Abyssinischen Volkes zu einem Zerrbild, welches zum Troste des Menschenfeundes als gänzlich verfehlt zu betrachten ist. Man vergesse niemals, daß Hr. von Katte seine Pinselstriche nur im Vorhofe von Habesch gesammelt hat, wo in der Regel nicht die auserlesenste Gesellschaft getroffen wird. Dagegen sind die HH. Combe und Tamisier bis in die innersten Gemächer dieses Reiches vorgedrungen, die seit 200 Jahren von keinem Europäer besucht wurden, haben ein volles Jahr in Habesch gelebt und die Landessprache so weit erlernt, um mit den Eingebornen ohne Dolmetsch zu verkehren. War nicht Beschir, ihr Begleiter, treu, anhänglich, jung, dankbar und uneigennützig? Es fehlte zwar hie und da nicht an Begehrlichkeiten und ungerechten Zumuthungen aller Art, allein Auftritte, wie Hr. von Katte beynahe täglich hatte, findet man in ihrem langen Berichte nirgend. Wohl aber machen sie die sonderbare Bemerkung: je weiter sie sich von Tigre und den von Europäern besuchten Gegenden des Reiches entfernten, desto herzlicher wurden die Menschen, desto gastlicher die Aufnahme. Man gab ihnen Nahrung und Bett, weinte sogar häufig aus Mitleid über ihre Gefahren vor wilden Thieren und schlechten Menschen, und über den Kummer ihrer in Frankreich zurückgelassenen Mutter. Ueberall genossen sie den Schutz der Weiber, die ihnen Besuche machten, die Füße wuschen, Milch und Süßigkeiten brachten, und dagegen Neuigkeiten aus Europa und Jerusalem begehrten. Die unzugängliche Hochebene Devra-Damo mit ihrem sorgfältigen Anbau, ihren 150 Cisternen, ihrem reichen Kloster, wo eine ganze Provinz ihre jährlichen Ersparnisse niederlegt, zeiget hinlänglich, daß auch Arbeit und Oekonomie im Sinne der Abyssinier liegen, sobald Sicherheit und Ordnung die Frucht des Fleißes beschützen. Alles Uebel an Land und Leuten fällt in Habesch den Provincial-Regierungen zur Last, und man muß sich verwundern, daß ihre Mißgriffe und Thorheiten noch nicht alles Gefühl für Menschlichkeit in den Herzen ihrer Untergebenen erstickt haben. Nicht Faulheit und Stumpfsinn, wie Hr. von Katte sagt, sondern der Bürgerkrieg, der sich seit 100 Jahren von Provinz zu Provinz wälzt, legt die paradiesischen Thalgründe brach, und nöthiget das gewerbsame Bauersvolk seine Hütten in Einöden und Felsengeklüfte zu verbergen. Lese man nur bey HH. C. und T., wie diese Kriege geführt werden, wie man an Soldes Statt dem Heere jedesmal eine gewisse Anzahl Dörfer zum Raube überläßt, wie überhaupt Regieren und Plündern seit dem Untergang der kaiserlichen Dynastie in Habesch synonym geworden sind, und man wird die üble Laune der Dorfleute beym Anzuge eines Haufens bewaffneter Fremden leicht erklären, besonders wenn man mit so wenig Rücksicht auf Brauch und Landessitte in ihre Hütte tritt, wie Hr. von Katte.

Nur einen Vorwurf kann man den Habessiniern, von unserm Standpunct aus mit Recht machen: das Schamgefühl, pudor der europäischen Völker, wird in ihrem Lande nicht gefunden. Nicht nur erwachsene Personen setzen sich in diesem Puncte keine Schranken, sogar kleine Mädchen von 10 —

Digitized by Google

12 Jahren bieten in Gegenwart von Vater und Mutter, ohne zu erröthen, ihre Dienste an. Niemand findet hierin einen Tadel. Man glaubt natürlich zu handeln und fühlt keine Mahnung im Gewissen. Die Anchara-Sprache hat sogar kein Wort, um eine prostituirte Person zu bezeichnen. Die Nachsicht in diesem Puncte ist ohne Grenzen, die Freyheit ohne Zügel. Jedermann in Habesch bietet Weiber an, und besorgt sie: Mutter, Bruder, Fürst und Fürstin unterziehen sich diesem Dienst mit gleicher Sorgfalt, nur versteht sich, daß letztere nur ihre Mägde zur Verfügung stellen.

Die Herren Combe und Tamisier behandeln abyssinische Erotik umständlich nach den reichen Materialien, die sie auf ihren Querzügen, besonders durch längern Aufenthalt am Hoflager des Fürsten Ubie von Tigre, und des Ras Ali von Anchara in seiner Winter-Residenz Devra-Tabor gesammelt hatten. Der Gegenstand ist aber zu schlüpfriger Natur, als daß die Kritik lange bey ihm verweilen könnte. Besonders ergiebig in diesem Puncte waren ihre Erfahrungen im Land der Galla, ein Volk, welches politisch in Abyssinien ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie die Slaven des Mittelalters den byzantinischen und germanischen Stämmen gegenüber. Olivengelber Farbe, und mehr wild als kriegerisch, brachen sie am Ende des 16. Jahrhunderts aus einem noch unerforschten Hochlande unter dem Aequator, in unzähligen Schaaren gegen Habesch hervor. Oefter besiegt als Sieger, wälzte sich die Fluth dennoch unaufhaltsam gegen den Nil und die Küsten des Rothen Meeres herab, bis alle Niederungen überschwemmt und mehr als die Hälfte des alten Reiches der Negus ihre Beute ward. Nur die drey Hochländer Schoa, Narea und Kaffa, mit uralten, wildwachsenden Kaffewaldungen, vertheidigten ihre Freyheit gegen die Fremdlinge und ragen bis auf die gegenwärtige Zeit, wie grüne Eilande, mitten aus der unübersehbaren Fläche der Galla-Ueberschwemmung hervor. Von diesem schönen, wohlgebauten, ganz christlichen und von einem gleichfalls christlichen Monarchen unabhängig beherrschten Lande Schoa und dem schmalen Galla-Saum, der es auf der Nordseite von dem noch freyen Habesch trennt, ist in HH. Combe und Tamisier's Werke vorzüglich die Rede. Und wenn sie auf dem Titelblatte ihres Buches von einer Reise in die Galla-Länder sprechen, so muß der Leser nicht glauben, die beyden unerschrockenen Wanderer seyen bis in den Herzpunct dieses, seit den portugiesischen Glaubensboten des 17. Jahrhunderts, von keinem Europäer besuchten Volkes vorgedrungen. Der Landstrich, welcher Schoa vom blauen Nil und der Provinz Anchara trennt, ist nicht breiter als ungefähr 20 Wegstunden, und wurde von den Galla nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern vertragsmäßig und auf Einladung der Schoa-Dynastie besetzt, um als Scheidewand gegen die endlosen Verwirrungen und Bürgerkriege von Althabesch zu dienen. Dieser Vormauer verdankt Schoa seine Blüthe und sein Glück. Die Fluth der feindlichen Stämme, die es von allen Seiten umringt, hindert die Bewohner in feigen Schlummer zu versinken, und bewahrt sie zu gleicher Zeit vor dem Loose der noch nicht unterjochten Abyssinischen Provinzen des Reiches Gondar.

Die Galla treiben Viehzucht und Ackerbau, haben Dörfer und nach Landesart befestigte Städte mit Besatzung und überall wohlbestellte Obrigkeiten zum Schirm von Person und Eigenthum. An den Sklaven aus diesem Volke, deren man eine große Menge in Aegypten findet, lobt jedermann den klugen und verständlichen Sinn, Schicksamkeit, Treue und Dankbarkeit bey freundlicher und billiger Behandlung; aber auch Rachsucht und Tücke gegen grausame und ungerechte Herren ist nicht unbekannt. Wollte man nur auf Hrn. von Katte achten, wären diese afrikanischen Galla einer der werthvollsten Volksstämme unter den Menschen, in jedem Falle aber unendlich besser und edler als die Abyssinier von Tigre und Anchara. In Habesch selbst lautet das Urtheil freylich verschieden. Der Name Gallä ist dort der Inbegriff alles dessen, was ein christlicher Mensch fürchten und verabscheuen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Alles Unheil, welches die Galla als eroberndes Volk über das Land gebracht, wird jedem Individuum insbesondere zur Last gelegt, und folglich die Charakteristik des Einzelnen aus den Gräuelthaten der Masse zusammengesetzt. Es war von jeher Galla-Gewohnheit in den eroberten Provinzen alles Lebendige, Menschen und Vieh zu erschlagen. Zeit und gegenseitige Berührung haben zwar die Wildheit gezähmt, aber die ersten Eindrücke sind bis auf den heutigen Tag geblieben. Jeder Leser von J. Bruce wird sich des Galla-Häuptlings erinnern, der sich seiner Menschlichkeit rühmte, weil er bey seinen Streifzügen gegen Habesch allerorts die Kühe verschone und schwangern Weibern nicht mehr den Leib aufschlitze.

Wundert man sich also, daß die Herren Combe und Tamisier bey ihrer Ankunft auf der Grenze des wilden Volkes Niemand fanden, der sie führen und begleiten wollte. Sie gingen allein über den Baschilofluß, der als Markscheide dient, und kamen nach Malek-Sanka, einer festen Grenzstadt mohammedanischer Galla, mit einer Schildwache am Thor und einem Platz-Commandanten in der Burg. Die harmonische, sanfte Vokalsprache des Volkes überraschte sie nicht weniger als der freundliche Sinn, mit dem sie jedermann zu Gaste lud. Die vornehmsten küßten ihnen die Hand, die Weiber wuschen ihnen die Füsse, und der Häuptling bat sie, bey ihm einen Tag auszuruhen. Fünf Stunden weiter, in Amba-Faret, fanden sie einen andern Fürsten, dessen Minister, einst Sklave zu Mekkeh, die Wanderer schon plündern wollte. Aber der Fürst und seine Gemahlin erlaubten es nicht, und schirmten die Fremdlinge freundlich und gastlich. Am dritten Tage kamen sie nach Busso, wo ein Weib die Herrschaft führte. Amscha, so hieß die Königin, wies Hütte und Nahrung an, besuchte sie, beweinte ihr mühseliges Loos und lud sie ein, den Tag mit ihr in Gesellschaft hinzubringen. Wie aber die beyden Wanderer von einem Spaziergang heim kamen, sagte die Herrscherin ohne allen Umschweif: „Ihr müßt mir ein Geschenk machen; eure Flinte will ich nicht, ihr braucht sie gegen Räuber und wilde Thiere; aber das Papier wollen wir theilen, die Hälfte ist für euch hinreichend." Zugleich waren die Effekten schon in die fürstliche Hütte gebracht und mit Bewaffneten umgeben, alles auf Anleitung eines mohammedanischen Scheichs. Etwas Seide, Tuch und Sammt, was sie noch hatten, blieb unberührt; allein von 30 Heften Papier wurden 15 weggenommen. Dann gieng alles fort und Amscha behielt die Fremdlinge zum Mittagessen, war freundlicher als je, gab ihnen noch insbesondere Süßigkeiten, begleitete sie des andern Tags, gab noch eine Magd als Wegweiserin bis Guel, der nächsten Residenz, und beschwor sie am Ende noch, die Affäre von gestern zu vergessen. Guel schien ein Name von übler Vorbedeutung. Sie hatten Ahnungen, daß ihnen an diesem Orte Unglück drohe, und verbargen vorläufig Compaß und Uhr unter dem Sattel. Jedoch der Empfang war freundlich; Hassan Dullo, der Häuptling, wies dicht neben seiner Hütte eine Wohnung an, und rief sie ungesäumt zur Audienz. Alles stand bey ihrem Eintritte auf und neigte sich mit Respect, die Großen küßten den Weißen die Hand und Hassan lud sie ein, neben sich am Feuer Platz zu nehmen. Zaliah, die 15jährige Gemahlin des Fürsten,

Digitized by Google

guckte vom Alkoven heraus. Beym Mahle saßen die Fremdlinge allein; man gab ihnen vor dem Koniglein und servirte am Ende den Kaffe. Voll guter Hoffnung und Freude gaben sie die Doppelflinte zum Geschenke. Hassan nahm sie mit unendlichem Entzücken an, und entließ die großmüthigen Fremdlinge in ihre Hütte. Am Morgen standen die Lastthiere gesattelt vor der Thüre, und weil der Fürst mit den Großen Conferenz hielt, empfieng seine Mutter mit Würde den Abschiedsgruß. Froh über ihr Glück zogen sie aus dem Dorfe, in der Ueberzeugung, alle Gefahr in Guel sey vorüber.

Zum Unglück war aber kurz vor ihrem Auszug Amédé Coro, ein benachbarter Gallahäuptling nach Guel gekommen. Dieser war einmal in Gondar und hatte dort mehrere Europäer gesehen, die er nach Afrikaner Sitte alle für unendlich reich hielt. Wie er nun hörte, daß Hassan zwey solche Europäer gut bewirthet und ungeplündert habe ziehen lassen, warf er ihm seine Einfalt vor und bewies ihm, daß ein Fang wie dieser mehr werth sey als alle Beute, die er mit seinen Kriegern gewinnen könne; und weil das Loos dieser Fremdlinge in seine Hand gegeben, so sey es lächerlich, sie entrinnen zu lassen. Eine Strecke außer dem Dorfe holte man sie ein, brachte sie zurück und ließ sie lange vor der Hütte warten, in welcher sich Hassan mit Coro und den übrigen Vornehmen laut berieth. Dieser Umstand schien nicht viel Gutes zu verkünden. Nach einer Stunde ungefähr wurde es stille, man führte sie ein und hieß sie sitzen, worauf neuerdings Alles schwieg. Endlich sagte man ihnen auf Ancharisch: sie seyen Heiden. Auf ihre Erwiederung, daß sie Einen Gott glaubten, nannte man sie Lügner, weil die Weissen bekanntlich nicht zum Islam gehörten, und zugleich befahl Coro, ihnen die seidenen Gürtel abzunehmen, aus welchen man noch 10 M. Theresien-Thaler herauszog. Zu gleicher Zeit nahm man ihnen den Mantel, eine Phiole mit Schwefel-Säure, die 15 Hefte Papier, das Tagebuch und die Toilette sammt den beyden Lastthieren vor der Thüre. Sie ließen ruhig gewähren. Wie man ihnen aber auch die rothe Mütze vom Kopf nehmen wollte, wurden sie wüthend, stiessen die Angreifenden zurück, sprangen auf und nahmen Stellung, um dieses letzte Unglück abzuwehren. Die Häuptlinge riefen Bewaffnete herein, die ihre Säbel zogen. Der Widerstand war unmöglich: zornig warfen sie ihre beyden Mützen hin und setzten sich wieder. Zuletzt wollte man ihnen auch noch die abyssinische Leinwand-Toga nehmen, was Hassan doch nicht zuließ. Die junge Königin war bey der ganzen Scene anwesend. Die beyden Fremdlinge wurden dann in eine Hütte gebracht, mit einer Wache vor der Thüre.

Vom Gelde erhielt Coro einen Thaler, und vom übrigen Gute verhältnißmäßig, worauf er Guel verließ, aber unzufrieden über den geringen Befund der Beute den Rath ertheilte, noch weiter nachzuforschen; denn alle Weissen seyen Zauberer und könnten das Geld unsichtbar machen. In der That ließ Hassan bald darauf den Gefangenen ankündigen, „sie seyen zum Tode verurtheilt, und müßten des andern Tages frühe sterben, wenn sie das verzauberte Geld nicht herausgeben. Sie sollen wohl bedenken, was sie thun.“ Die beyden erwiederten, daß sie außer dem, was man ihnen abgenommen, nichts weiter besitzen. Zugleich kamen eine Menge Besuche, besonders Weiber, um das Loos der Gefangenen zu beweinen. „Das sind muskulöse, kräftige junge Leute! das sind vornehme Personen,“ schluchzten sie in ihrer Betrübniß. Endlich allein gelassen versenkten sie ihren Sinn in wehmüthige Betrachtungen über das nahe Loos. Dem Leser wird aber die Threnodie, welche der Reisebericht an dieser Stelle gibt, für die Umstände vielleicht doch zu theatralisch erscheinen, da die jungen Leute ja selbst fühlen mußten, daß es mit der Verurtheilung nicht ernstlich gemeynt war. Nachdem sie satt waren

ὀλοοῖο γόοιο

ließen sie bey Hassan um die Erlaubniß zu einem Spaziergange nachsuchen, was auch gleich gestattet wurde. Abends brachte man sie sogar in die frühere Wohnung zurück, gab ihnen zwey Brode, und überließ sie ruhig dem Schlafe. Morgens führte man sie wieder in das Gefängniß und wiederholte Hassans Drohung, auf die sie dieselbe Antwort ertheilten. Um Mittag brachte ein kleines Mädchen Brod und Confekt mit der Bemerkung, daß es von der Königin komme. „Hoffet,“ fügte die

kleine Creatur hinzu, „es ist ein Gott.“ „Zaliah soll der unsrige seyn,“ erwiederten die höflichen Gallier. In dieser Weise ging die Unterhandlung vier Tage fort. Dann lud ein Knabe die Fremdlinge ein, sich an einer bestimmten Stelle an die Sonne zu setzen, weil sie die Königin aus dem Verborgenen sehen wolle. Beym Wiedereintritt in die Hütte fanden sie Bier und Milch, Visiten und Trost von jedermann. „Fürchtet nichts,“ rief man ihnen mit Theilnahme von allen Seiten zu. Sie ließen die Königin um Zurückgabe des Tagebuches bitten, und erhielten günstige Antwort. Auch Hassan gewährte Audienz, hieß sie sitzen und sich die Sache nicht zu Herzen nehmen. „Morgen,“ fügt er bey, „dürft ihr abreisen; ich werde euch Lastthiere und Wegweiser bis an die Galla-Grenze geben.“ Zugleich trat die Königin aus dem Alkoven, und gab ihnen Manuskripte, Schreibzeug, Kamm und Zahnbürste zurück. Voll Dank verlassen sie den Saal, lustwandeln frey in der Gegend herum und schreiben noch denselben Abend ihre Empfindungen über die letzten Ereignisse nieder.

Am andern Morgen nahmen sie von Hassan und seiner Gemahlin Abschied und verließen mit Führer und zwey Reitpferden versehen die Residenz. Sie hatten sogar das unverhoffte Glück, im Sattel des einen Pferdes Compaß und Uhr noch unversehrt zu finden. Man muß im Buche selbst nachlesen, wie sie im ersten Dorfe von einem Gallaweib in die Hütte geführt und mit mütterlicher Zärtlichkeit gelabt, getröstet und gesegnet wurden. Der Weg ging durch reiche und gut angebaute Felder, an einer Menge Dörfer vorüber. In der Station angekommen, bat der Führer reuig um Vergebung, bey ihrer Plünderung geholfen zu haben, küßte ihre Hand und ging mit den Lastthieren nach Guel zurück, nicht ohne Hinterlassung von Hassans Ordre an den Ortsvorstand, die Fremden mit Obdach und Abendessen sammt Lastthieren bis zum Dorfe des Grenzhäuptlings Abbié zu versehen.

In der Abwesenheit des Mannes wurden sie von den Frauen aufs freundlichste empfangen, denen sie ungesäumt in gutmüthiger Geschwätzigkeit ihr Unglück in Guel erzählten. Unter Thränen und Verwünschungen gegen den ungerechten Hassan wiederholten die Weiber den Hergang der Sache beym Abendessen dem Vorstande, der nach genauer Erkundigung über das geraubte Gut plötzlich schweigsam wurde und seine heitere Miene verlor. Zu spät erkannten die Beyden ihre Unklugheit und daß sie besser geschwiegen hätten, weil sich der Dorfvorstand versucht fühlen könnte, das Beyspiel seines Oberherrn in Guel nachzuahmen. In der Frühe gab man ihnen zwey Reitpferde, aber der Chef begleitete sie selbst bis auf eine abgelegene Stelle, wo er sich plötzlich mit der Frage an sie wendete, ob ihnen Hassan gar nichts gelassen habe, was sie ihm schenken könnten? Auf ihre Verneinung nöthigte er ihnen die eine Leinwand-Toga ab, und ließ sie zu Fuß den Weg bis zum Residenz-Dorf des Häuptlings Abbié fortsetzen. „Geht, geht zu Samu-Negus“ (christlicher Grenzbefehlshaber in Schoa), war alles was dieser letztere sagte und ließ sie durch einen Führer vollends in das äußerste Galla-Dorf bringen, mit Auftrag an den Schulzen für Obdach und Nahrung zu sorgen, ihnen aber auch noch die zweyte Toga für seine Rechnung abzunehmen. Morgens darauf überschritten sie ohne Begleitung, zu Fuß, ohne Schuh und Kopfbedeckung die Markscheide von Schoa und kamen in das Berg-Castell Dher, wo Samu-Negus, der erste christliche Fürst, seinen Sitz hatte.

Wenn Hr. von Katte liest, wie dieser edle und tapfere Christen-Häuptling die beyden unbekannten Fremdlinge aufgenommen und behandelt hat, dürfte er an seiner abyssinischen Charakteristik vielleicht manches zu ändern finden. Am nämlichen Tage noch gab er jedem einen ganz neuen, vollständigen Anzug, und ließ vom benachbarten Galla-Häuptling sogar die eine Toga wieder holen. Acht Tage lang bewirthete er sie ehrenvoll an der fürstlichen Tafel bis der ans königliche Hoflager abgegangene Courier mit dem Auftrage zurück war, die Fremdlinge in die Hauptstadt zu senden. Samu hatte väterliche Sorgfalt, gab ihnen zwey Reitpferde mit drey Domestiken, Lebensmittel und Zehrung auf den ganzen Weg, fünf Tagreisen durch ein Land voll Dörfer und blühender Cultur, voll Ordnung und Sicherheit.

Sahle-Selasi ist der Name des hochherzigen Königs, der heute noch den Thron von Schoa schmückt. Besieger der Galla, Gesetzgeber und Bild-

Digitized by Google

ner seines eigenen Volkes, steht er unter allen afrikanischen Fürsten den heilbringenden Verwaltungs-Grundsätzen des Europäischen Königthums am nächsten. Und wenn der Reisebericht der HH. Combe und Tamisier kein anderes Verdienst hätte, als die Notizen über diesen vortrefflichen Mann und sein gesegnetes Walten in Schoa, so wäre dieses allein schon eine würdige Belohnung für alles Mühsal ihrer Wanderschaft. Schoa, mit den Provinzen Ifat und Tegoulet, ist ein Binnenland, 20 Karavanen-Märsche vom Indischen Meere entfernt, von dem es eine Reihe halbwilder islamitischer Gallastaaten trennt. Gegen diese Seite kehrte hauptsächlich Sahle-Selasi seine Waffen, und sein siegreicher Arm reicht bis an die Küste, nicht um zu siegen und zu herrschen, sondern eine Handelsstrasse zu gewinnen und sein Reich mit der gesitteten Welt in Berührung zu bringen. Denn Sahle-Selasi ist ein König der Industrie; Künste, Handel und Gewerbfleiß sind in seiner Vorstellung die stärksten Hebel, den Flor eines Landes zu fördern. Auf diesem Wege hat er sein Heer mit Flinten versehen und in seiner Hauptstadt, neben den unentbehrlichen Handwerken, eine Waffenfabrik gegründet, in seiner Lage die erste und nothwendigste Kunst, um Daseyn und Fortgang seiner neuen Schöpfung zu schirmen. Für diese irgend einen Gewinn zu schaffen, hatte er die beyden Fremdlinge mit so viel Zuvorkommenheit an das Hoflager beschieden. Denn in Schoa zweifelt man so wenig als anderswo in Afrika am alles umfassenden Talente eines Franken. Der König kleidete sie gleich nach ihrer Ankunft mit noch mehr Pracht als der Statthalter an der Grenze, gab ihnen Zelt, Waffen, Pferde und Taschengeld, ritt täglich mit ihnen auf die Jagd, that alles um die Anhänglichkeit der beyden jungen Leute zu gewinnen, und sie für den Rest ihres Lebens in seinem Lande zu behalten. Er führte sie in die beyden Hauptstädte Angolala und Ankober, zeigte ihnen alle Herrlichkeit des Hofes, gab glänzende Mahlzeiten, versprach Glück, Ehren und Reichthümer, wenn sie ihre Heimath vergessen und Schoa als Vaterland ansehen wollten. Sie lehnten aber alles Drängen ab, stellten sich unwissend, schützten Heimweh und Sehnsucht nach der Mutter vor und erklärten, unter keiner Bedingniß bleiben zu können. Der König weinte über ihren Entschluß, und entließ sie nach langem Aufenthalte mit Reisegeld und Anweisung an alle Ortsvorstände für freye Verpflegung bis an die Grenze.

Obgleich in Erreichung ihres Reisezieles über Erwarten glücklich, waren sie doch zu klug, um der Verführung weiter südwärts zu bringen, oder gar durch den ganzen Welttheil bis an die Atlantische Küste zu wandern, in falschem Vertrauen auf ihren Glücksstern zu unterliegen. Die HH. Combe und Tamisier glaubten nicht, wie Hr. v. Katte, an die Allmacht des Menschen, und waren überzeugt, daß große und bleibende Erfolge in allen Dingen sich selten revolutionär und mit einem Schlage bilden, sondern meistens aus partiellen und so zu sagen schrittweise gemachten Errungenschaften langsam zusammenwachsen. Sie hatten ihrerseits für Erweiterung der Erdkunde und für ihren Ruhm genug gethan und entschlossen sich ohne Gram, an die Küste des Rothen Meeres zurückzugehen, künftigen Wanderern die Sorge überlassend, mit gleichem Muthe und demselben Glücke die Zugänge nach Kaffa, Narea und Dschindschiro zu öffnen. Zugleich wollten sie auf dem Heimwege Gondar, die Hauptstadt des freyen Abyssiniens besuchen, vor Allem aber dem Galla-Stamm ausweichen, dessen Häuptlinge Coro und Hassan die Gastfreundschaft an ihnen so schmählich verletzt hatten, und deren Beutelust durch die prachtvolle Ausrüstung und die volle Börse aus Schoa frische Nahrung finden könnte. Man rieth ihnen, durch das Gebiet der Galla-Borena, etwa eine kleine Tagreise westlich von Guel, zu ziehen, wo freundliche Aufnahme und gute Verpflegung nicht fehlen werde. Obgleich Nachbarn ihrer Mohammedanischen Brüder, sind die Borena doch ohne allen Cultus, scheinen aber dessen ungeachtet einen Begriff von socialen Tugenden, von Gastfreundschaft und Gerechtigkeit zu besitzen. Weit entfernt, die Fremdlinge in irgend einer Weise zu verletzen, beherbergte und bewirthete man sie überall mit wahrhaft kindlicher Einfalt und Gutmüthigkeit.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. Von O. F. Gruppe. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1838. 8. VII u. 408.

Die vor uns liegende Schrift enthält dreyerley: erstens und hauptsächlich literarhistorische Untersuchungen und ästhetische Betrachtungen über die Poesie der römischen Elegiker; zweytens philologische Beyträge zur Wortkritik ihres Textes, und drittens deutsche Uebersetzungsproben. Wir wollen von allen drey Leistungen des durch seine Ariadne und anderes bereits bekannten Verfassers gesonderte Meldung und Rechenschaft geben.

Die erst genannten Untersuchungen dürfen wir vorne herein als eine jedenfalls geistreiche, und, wenn sie Probe halten, als eine bedeutende Erscheinung auf dem Felde der alten Literatur bezeichnen. Ob ihr Resultat wirklich eben so sicher und objectiv begründet sey wie es durch die lebensvolle Darstellung des Verfassers bey der ersten Prüfung besticht, das getraut sich Ref. nicht vorauszusagen; es ist aber der Mühe werth und dem Zweck dieser Blätter keineswegs entgegen, von dem Ergebniß einstweilen Nachricht zu geben und die strengere Prüfung einer späteren Zeit vorzubehalten, wozu vielleicht die dereinstige Anzeige des zweyten Bandes Anlaß giebt. Daß sich der Verf. mehr oder weniger auf Lachmann's Zustimmung zu den Ergebnissen seiner Forschungen berufen darf, begründet allerdings ein günstiges Vorurtheil.

Man hat nämlich die Elegie des Tibull und Properz (denn auf diese zwey Dichter beschränkt sich hauptsächlich der erste Band) bisher allgemein als eine Sammlung einzelner Gedichte, jede Elegie, als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet, eine Ansicht, zu welcher die Ordnung der Gedichte in den Handschriften und Ausgaben berechtigte und nöthigte. Nach Hrn. Gr. dagegen stehen sie in einem inneren Zusammenhang, so daß großentheils eine Reihe dieser Elegien ein größeres Ganzes bildet und einen zusammenhängenden bald aus 5 bald aus 10 Gedichten bestehenden Liebesroman ausmacht; wo dann nur wenige übrig bleiben, welche als einzeln stehende, in sich abgeschlossene, meist aber eben deßhalb weniger bedeutende Productionen gelten dürfen.

Dieß ist der Hauptgedanke, dem das Buch seine Entstehung und seinen Fortgang verdankt, mit solcher Beredsamkeit und in solchem Zusammenhang durchgeführt, daß Hr. Gr. allerdings das Recht zu der Bitte an den Leser hat,

> daß er sein Buch nicht als ein Nachschlagebuch betrachte, sondern es der Reihe nach durchgehe, weil sich gegenseitig eines auf das andere stützt und die Beweisgründe für jedes Einzelne mehr oder weniger im Ganzen vertheilt liegen.

Wie in dem ganzen Buch ein Geist der Freyheit herrscht, im scharfen Gegensatz gegen die herkömmliche Form philologischer Untersuchungen, so auch in der Anordnung. Das Werk heißt: die römische Elegie; aber Hr. Gr. reißt seinen Leser oder Mitforscher gleich medias in res, zu der elegischen Kunstart des Tibull, welche gleich auf der zweyten Seite an der 10. Elegie des ersten Buchs nachgewiesen wird; darauf die Vertheilung der Gedichte nach Hrn. Gr. Ansicht, und dann erst über das Leben des Tibull; daran schließen sich ähnliche Untersuchungen über Properz an, und den Schluß macht, was nach der Forderung eines pedantischen

Kritikers durchaus die Einleitung bilden sollte, einiges über die Entwickelung der Elegie, wo nun erst auf den ältern Catull und dann auf Ovidius u. a. die Rede kömmt. Das Prinzip dieser Anordnung liegt in der S. 356 ausgesprochenen Ansicht, daß Tibull der eigentliche Mittelpunct der römischen Elegie sey.

Demnach gehört auch der bey weitem größeste Theil des Buchs, S. 1—271, lediglich der Betrachtung des Tibull an. Wir wollen die Resultate hier kürzlich verzeichnen.

Voran einige Vorbemerkungen über die Kunst des Tibull in Versification und Structur der Elegien, dann über das Wesen des Distichon's, zum Theil bekannte Sachen wie die Aehnlichkeit zwischen dem Verhältniß von Hexameter und Pentameter und zwischen dem Parallelismus der hebräischen Poesie, aber auch das Bekannte in einer Form dargestellt, welche neues Licht und neue Anregung und lebendige Anschauungen gewährt.

Hierauf vertheilt Hr. Gr. die sämmtlichen Gedichte Tibulls in 8 Bücher, denen er nach ihrem Inhalt, ohne traditionelle Autorität, Namen und Titel verleiht. I. Buch Sulpicia. II. Buch Nemesis. III. Buch Lygdamus. IV. Panegyrikus auf Messala. V. Buch Delia. VI. Buch Marathus. VII. Buch Glycera. VIII, die Priapischen Gedichte.

Das Buch Sulpicia setzt Hr. Gr. großentheils aus Elegien des vierten Buchs zusammen, aus El. 2. 3. 4. 5. 6. 7, und schließt es mit der zweyten Elegie des zweyten Buches ab. Sie enthalten die Liebesgeschichte, des Cerinthus und der Sulpicia und bilden zusammen einen Roman, ein kleines Drama oder wie man es nennen will. Sein kurzer einfacher Inhalt ist: die hochgeborne, weise, schöne Sulpicia glüht für den unebenbürtigen Cerinthus, wider Willen ihrer Mutter, erkrankt tödtlich, giebt sich ihm hin, wird endlich seine Gattin. Cerinthus selbst wird nicht mitsprechend eingeführt; es sind nur Monologe seiner Geliebten, Sulpicia, eingeleitet, unterbrochen und abgeschlossen durch den Dichter selbst, der ein Freund des Cerinthus ist und die Entwicklung des Liebesverhältnisses gleichsam wie ein tragischer Chor beobachtet, oder wie sich Hr. Gr. ausdrückt, S. 44., um zugleich zu motiviren warum dem Cerinthus keine Rolle zugetheilt ist:

> Während Sulpicia, die von der Leidenschaft getrieben, durchweg redend erscheint in unbelauschtem Monolog, spricht der Dichter dazwischen als Mitwisser und Beförderer ihrer Liebe, doch mehr mit dem Wunsch als mit der That.

Wir sind ganz mit dem Verf. einverstanden, der diese Gedichte zu dem schönsten zählt, was Tibull oder überhaupt die elegische Poesie geliefert hat.

In der Polemik gegen die bisherige Ansicht über diese Gedichte findet sich auch die alte Meynung erwähnt, daß sie „gar nicht dem Tibull gehörten, noch auch der augustischen Zeit, sondern einer späteren Dichterin Sulpicia. Eine solche soll es nämlich unter Domitian gegeben haben.“ Ohne Zweifel kennt Hr. Gr. jene dürre Satira Sulpiciae aus Domitians Zeit, die regelmäßig einen Anhang zu Persius und Juvenal bildet. Hätte er sich ihres unerquicklichen Inhalts und Wesens lebhaft erinnert, er würde gewiß mit mehr Laune gegen diese wahrhaft komische Ansicht gesprochen haben!

Dem zweyten Buch giebt Hr. Gr. den Namen der bekannten Geliebten des Tibullus selbst, Nemesis. Zu ihm gehören 5 Elegien, nämlich II. 1, 3, 4, 5, 6, denn die zweyte Elegie desselben Buches ist ja, wie bemerkt, der Sulpicia als Schlußgedicht einverleibt.

Wir bekommen auf diese Art fünf Elegien von bestimmter Gliederung, wobey die Fünfzahl eben so wenig etwas Zufälliges und Unabsichtliches seyn kann, als bey den fünf Acten der Tragödie. Das wäre also ein Pendant zu der Entdeckung Fr. Thiersch's, der kürzlich einen ähnlichen Organismus in den platonischen Dialogen und nun, dem vorläufigen Vernehmen nach, auch in den Demosthenischen Reden nachgewiesen hat; eine für das innere Verständniß der alten Kunstwerke höchst folgenreiche Entdeckung!

In dieser Sammlung Nemesis glaubt Hr. G. entschiedene Fehler und Nachlässigkeiten zu entdecken, die der eigentlich tibullischen Kunst nicht zugetraut werden könnten, große Parenthesen, welche

durchaus unpoetisch und unerhört seyen, (hat Hr. Gr. sich an die Parenthese in Catull's elegia ad Hortalum erinnert?) lästige Wiederholungen, scheinbare Lücken ꝛc. Diese Fehler will Hr. Gr. nicht sowohl als Verderbnisse des Textes ansehen, sondern lieber daraus erkennen, daß das ganze Gedicht unvollendet geblieben, daß Tibull vom Tode überrascht worden, ehe er die letzte Hand anlegen und dem flüchtigen Entwurf die Vollendung seiner übrigen Poesie geben konnte.

Die Ueberschrift des III. Buches, Lygdamus, nimmt die vor 30 Jahren entstandene philologische Controverse über die Aechtheit des dritten Buchs der tibullischen Gedichte wieder auf. Auch Hr. Gr. findet einen bedeutenden Contrast gegen die übrigen Tibulliana, den er S. 112 in folgender Weise individualisirt: Es ist eine andere Sinnesart, ein anderer Gedankenkreis, besonders aber ist alles unwillkührlich anders und nur mehr auf der Oberfläche; im Ausdrucke und an einigen Stellen zeigt sich die Nachahmung, hier aber so sichtlich und so stark, so daß man wohl sagen darf, Tibull hätte eher etwas schwächeres machen als sich so wiederholen können. Auch fehlt ganz die tibullische Structur, man erkennt weder etwas von derjenigen, welche das erste Buch so charakteristisch an sich trägt, noch auch die, welche dem vierten eigen ist. Nicht jene kleinen umrahmten Gemählde, nicht jener berechnete Wechsel der Scenen und Stimmungen, sondern ein viel ebnerer Fortschritt und eine ungemeine Leichtigkeit in den Uebergängen ꝛc.

Von diesen negativen Betrachtungen geht der Verf. schrittweise zu dem kühnen Versuch über, der wahren Paternität des Buches Lygdamus auf die Spur zu kommen. Er findet viel Aehnlichkeit im allgemeinen und besondern, im Geist der Dichtung und in einzelnen Gedanken mit — Ovidius: dieser ist der Verfasser, nach S. 133. So gewagt diese Vermuthung heißen mag, und so wenig sie jemals troß alles von dem Verf. aufgewendeten Scharfsinnes zur Evidenz sich erheben wird, so ist sie doch durch die Tradition selbst sehr nahe gelegt. Bekanntlich giebt der vermeyntliche Tibull III. 5, 16 sein Geburtsjahr an:

Natalem primo nostri videre parentes
Cum occidit fato consul uterque pari

d. h. unter dem Consulat des Hirtius und Pansa im J. d. St. 714. So wie dieß aber aus vielen Gründen das Geburtsjahr des Tibull nicht seyn kann, so ist es notorisch das des Ovidius, der es wörtlich eben so bezeichnet. Trist IV. 10, 6:

Editus hic ego sum, nec non, ut tempora noris,
Cum occidit fato consul uterque pari.

Man hat deßhalb bisher jenes Distichon im Tibull fast einhellig für eine Interpolation erklärt; nach Hrn. Gr. Hypothese aber würde sich das Räthsel allerdings viel einfacher lösen. Ovid hat von sich selbst geborgt und einen witzigen Gedanken oder wenigstens frappanten Vers zweymal in die Welt geschickt, nach Hrn. Gr. Ansicht nicht einmal mit Wissen: denn er habe, meynt er S. 139, diese Elegien, Lygdamus und Neära, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, ja vielleicht für gar nicht mehr vorhanden gehalten und darum das Eigenthümliche und Schöne, soviel ihm noch davon erinnerlich war, in allen späteren Werken angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Schluß.)

Am zweyten Tage kehrten sie bey Odatsche, Häuptling von Derra, ein, der eben eine Streitsache über Mein und Dein zu entscheiden hatte. Ein Galla-Weib klagte einen Stammgenossen des Diebstahls an. „Mir scheint, dieses Weib hat Recht," sagte Odatsche zum Verklagten. „Mein Freund, was du gethan hast, ist nicht gut, dein Betragen verdient Tadel; ich will nicht, daß man sich bey mir so benehme, und du wirst dem Weibe auf der Stelle zurückgeben, was du gestohlen hast, oder ich werde ernstlich böse. Geh mein Kind, folge ihm," sich zur Klägerin wendend, „er wird dir das Gut zurückstellen, und wenn er sich weigert gerecht zu seyn, komm wieder her, ich verspreche dir Genugthuung." Abbaye, der junge und

sanfte Chef von Anco, wo sie am dritten Tage ausruhten, hatte niemals Europäer gesehen, und wollte nicht glauben, daß die Weißen auch vom Weibe geboren werden; sie kommen, wie er meynte, auf außerordentlichen Wegen in die Welt; sie seyen zu schön, um gleich den armseligen schwarzen Sklaven denselben menschlichen Schwachheiten zu unterliegen. „Oft habe er sagen gehört, es gebe einen Gott, ein unsichtbares Wesen, größer als Alles, der die Welt und die Menschen regiere, und Niemand als sie müsse es besser wissen, ob dieser mächtige König wirklich existire, da sie gerade von ihm herabsteigen.“ Er blickte sie an rief: „O, ihr seyd wahrhaft glücklich! Dieser Gott, dieser unbedingte Gebieter, setzt man bey, belohne die Guten und strafe die Bösen in einer andern Welt.“ — Nun hielten die beyden Fremdlinge, so gut es in der Anchara-Sprache gehen wollte, eine Lection über Religion, Gott und Unsterblichkeit zu allgemeinem Erstaunen der versammelten Galla, die voll Freude und Hoffnung diese Reden hörten.

Jedoch das Ende der Vorlesung hatte mit dem Anfang nur geringen Zusammenhang, die Rede fiel auf das Frauenzimmer und auf den gegenseitigen Verkehr der Geschlechter im Galla-Lande, ein Artikel, über den die beyden Wanderer überall die sorgfältigsten und umständlichsten Erkundigungen einzogen. Der junge Anco befriedigte ihre Neugierde im weitesten Sinne und fragte zuletzt, ob sie die Galla-Mädchen schön finden und ihnen Zutritt in die Hütte gestatten würden, wenn er ihnen Abends zwey schickte. Die Gäste antworteten, daß sie von dem Frauenzimmer des Landes eine zu hohe Meynung hätten, um eine solche Ehre nicht mit Freuden anzunehmen. Man hielt eine reichliche Mahlzeit mit Hydromel, Fleisch und Brod, und der freundliche Anco sorgte für das Weitere zu allgemeiner Zufriedenheit der Gesellschaft. Tags darauf führte er sie zu seinem Vater, der mit dem jüngern Bruder abgesondertes Hauswesen hielt. Die Fremden gratulirten dem alten Manne, daß er so schöne und freundliche Söhne habe. Anco und sein Bruder wiesen aber das Lob mit Artigkeit zurück und versicherten, der Vater sey viel schöner, und sie werden sich wohl hüten, sich mit ihm zu vergleichen.

Obwohl die Reise langsam vorwärts ging, kamen sie am sechsten Tage dennoch an die Grenzscheide dieser gutmüthigen Wilden und traten unweit den Quellen des Blauen-Nils in das Gebiet der Christenheit. Will man ihren Worten glauben, hatte der Zug nach Gondar, besonders durch die Landschaft Godscham, den Schein eines Festgepränges. Ueberall erregten sie Erstaunen und Bewunderung. „Negus mata! Negus mata!“ d. i. „der König ist gekommen! der König ist gekommen!“ erscholl es in den Dörfern. Süße Musik in den Ohren der eiteln jungen Leute. Weiß und stattlich von Figur, gut beritten, prachtvoll gekleidet und reichlich mit Geld versehen durch den König von Schoa, mußten sie freylich in den Augen der halbnackten, armen schwarzen Abyssinier als Wesen höherer Art erscheinen.

In Gondar, wo sie lange blieben und mehrere Europäer trafen, wurde nach ihrem eigenen Geständniß nicht nur ein großer Theil des Geldes, sondern, wie es scheint, auch die Hofkleidung des Fürsten von Schoa in thörichten Unternehmungen vergeudet, und nur so viel in der Tasche behalten, als nöthig war, um vollends die Seeküste bey Massaua zu erreichen. Daselbst fanden sie frische Hülfsmittel, weil sie die Vorsicht hatten, bey ihrer ersten Anwesenheit in benannter Stadt eine gewisse Summe beym ägyptischen Befehlshaber niederzulegen.

Ihre Gefühle beym Eintritt ins wohlbekannte Haus mußten von denen Katte's an demselben Orte merklich verschieden seyn. Ein gefahrvolles, aber in seinen Ergebnissen fruchtbares Unternehmen war ihnen gelungen, weil sie in gerechtem Mißtrauen auf menschliche Kraft ihr Ziel in mäßige Entfernung gestellt, im Laufe selbst aber biegsamer Klugheit niemals vergessen haben. Dagegen wurde Hr. v. Katte, der wie ein anderer Phaethon den Sonnenwagen mitten durch Libyen führen wollte, nur zu früh und zu grausam für seinen Weisheitsdünkel bestraft.

Hic situs est Phaethon, currus auriga paterni,
Quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis —

paßt als Sinnspruch auf seinen Reisebericht.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nr. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die ganze Deduction aber faßt Hr. Gr. am Schluß in folgendes Resumée zusammen:

„Man wage den Versuch anzunehmen, Ovid sey nicht der Verfasser, sondern ein anderer Dichter jener Zeit, so wird er der Unwahrscheinlichkeit ein weites Feld und dem Zufall die seltsamste Neckerey zugestehen müssen. Lygdamus muß alles mit Ovid gemein haben: Geburtsjahr, Verse, Schicksale, Lebensverhältnisse, Sprache, Freunde; er muß ein Dichter seyn von Ovids ganzer Art und von Ovids früher Entwickelung, ein besonderer unbekannt gebliebener zweyter Ovid, nur nicht Ovid!“

Den Panegyrikus auf Messala hält Hr. Gr. für ächt, ohne ihm viel mehr Werth zuzusprechen, als jene Gelehrten, die ihn dem Tibull absprechen als seiner unwürdig. Er war damals noch Jüngling und Anfänger, welcher die Rhetorschule noch nicht überwunden hatte und nicht verläugnen konnte; daher das viele Mythologische, und andere Spuren von Gelehrsamkeit, deren seine Meisterwerke fast ganz gerathen; der Vers ist ungefüge, holperig und ungraziös, weil der lateinische Hexameter überhaupt damals noch nicht durch Ovid seine vollendete Form erhalten hatte; und dem Ganzen fehlt die Poesie überhaupt, durch Schuld des Gegenstandes und seiner Veranlassung.

Das Buch Delia umfaßte die schönsten Elegien des ersten Buchs, und zwar ursprünglich in folgender Ordnung: 1. 3. 5. 2. 6: die einzigen Elegien dieses Buchs, in denen Delia vorkömmt, theils mit Namen, theils in der ersten, noch bloß angedeutet. Auch sie bilden einen Liebesroman wie die Nemesis, indem die erste Elegie „den Charakter der Einleitung ja gewissermassen einer Dedication (?) an den Messala enthält, die sechste aber einen natürlichen Schluß gewährt, wie sich namentlich in den Endversen ausspricht:

Nos Delia amoris
Exemplum cana simus uterque coma.“

Den Gang des Romans, wie ihn Hr. Gr. dem Gedichte entnimmt, wird Niemand gereuen bey ihm selbst nachzulesen. Dabey wird eine bedeutende Verschiedenheit zwischen der bißherigen Auffassungsweise und der des Hrn. Gr. klar. Bisher ließ man die historischen Anspielungen als Haltpuncte für die Chronologie gelten, und schien z. B. anzunehmen, daß die Elegie über seine in Corcyra ausgestandene Krankheit in der That dortselbst, auf dem Krankenbett, wie Körners Sterbelied unter der Eiche, gedichtet sey. Hr. Gr. dagegen setzt aber diese Elegie in ein so enges Verhältniß zu der vorhergehenden und nachfolgenden, daß jene wörtliche Annahme kaum mehr denkbar ist. Die Krankheit selbst als Factum wird nicht geläugnet, aber das Datum der Krankheit steht in keinem Bezug mehr zu dem Datum der Abfassung des darauf bezüglichen Gedichts.

Das Buch Marathus besteht nur aus drey Elegien des ersten Buches, 4. 9. 8. Die noch nicht untergebrachten, weder der Delia noch dem Marathus einverleibten zwey Elegien, die siebente und zehnte, betrachtet Hr. Gr. als einzeln stehende Gelegenheitsgedichte.

Das siebente Buch überschreibt der Verfasser Glycera, obschon dieser Name im ganzen Tibull nicht zu lesen ist. Hier muß er sich natürlich über die Zahl von Tibulls Geliebten erklären, welche an

Digitized by Google

so mancher Verwicklung leidet und so manchen Entwicklungsversuch erfahren hat. Es handelt sich hier bekanntlich um die vier Namen Delia, Nemesis, Glycera und Neära. Hier stimmen Tibulls Gedichte nicht genau zu den Zeugnissen seiner Freunde. Ovid nennt nur zwey Freundinen des Tibull: Delia und Nemesis; im Tibull selbst aber kommen drey vor, Delia, Nemesis, Neära. Diese Schwierigkeit ist bereits von Hr. Gr. beseitigt, indem er alle die Neära erwähnende Gedichte dem Ovid zuschreibt, mithin auch die Neära dem Tibull raubt und dem Ovid übergiebt. Aber Horaz nennt noch eine immitis Glycera als eine Geliebte des Tibull, auf welche er miserabiles elegos gedichtet habe; warum geschieht dieses Namens im ganzen Tibull keine Erwähnung? Den Versuch, die Schwierigkeit durch die Annahme zu heben, daß Nemesis und Glycera nur verschiedene Namen einer und derselben Person seyen, wie Delia und Plancia, wie Lesbia und Clodia, wie Cynthia und Hostia, weist Hr. Gr. mit beachtungswerthen Gründen zurück, und entkräftet das gegen die Dreyzahl sprechende Zeugniß des Ovidius erst durch die an sich etwas schwache Bemerkung, daß Ovid kein Geschichtschreiber sey, daß ihm die Elegien auf Glycera vielleicht verborgen geblieben wären, aber bloß um beyde durch einen desto feiner und tiefer gegriffenen Beweisgrund entbehrlich zu machen:

> Nun nehmen sich aber auch, poetisch betrachtet, nur zwey Geliebten am Grabe aus, und dieß war Grund genug eine dritte zu verschweigen, selbst wenn er Elegien, die von einer solchen handeln, gekannt hätte.

Darauf hin nun hält Hr. Gr. die Existenz einer Glycera neben der Delia und Nemesis fest, glaubt aber die elegos miserabiles verloren bis auf Bruchstücke. Für solche gilt ihm IV. 13 und 14, obschon der Name Glycera nicht darin zu lesen sey, so wenig als der Name Delia in der ersten Elegie des so benannten Buchs. Diese Deutung dieser beyden Elegien auf Glycera und der Verlust von noch drey dazu gehörigen Elegien ist dem Hrn. Gr. in dem Grade eine ausgemachte Sache, daß er sogar selbst die Restauration des ganzen Buches übernimmt und S. 227 — 230 das Buch Glycera mit einer Uebersetzung des Vorhandenen anfängt, und, wo das Orignal abbricht, den Roman nach eigner Phantasie fortsetzt und zu Ende spinnt. Den etwaigen Gang erräth er nämlich aus den Ausdrücken des Horaz, die er natürlich auf die Goldwage legen muß, um folgendes daraus zu entnehmen:

> Er beklagt an Nemesis ihre Härte, ihre Habsucht, aber daß sie es mit einem andern hält, findet er im Grunde ganz natürlich. Er bleibt ganz unter ihrer Herrschaft, er schmachtet nach ihrer Liebe, aber ihre Treue verlangt er nicht. Das ganze Verhältniß ist von Hause aus leichter genommen, als daß von verletzter Treue ernstlich die Rede seyn könnte.

In diesem Sinne ist die Restauration gewagt, in welcher Niemand einerseits eigenen Geist und Phantasie, andererseits glückliche Aneignung der Denkweise und Manier des Dichters verkennen wird.

Die priapischen Gedichte, welche sich den Elegien angefügt finden, hält Hr. Gr. für ächt, und vindicirt dem Tibull sogar ein anonymes *Πριάπειον*, welches bisher ohne handschriftliche Autorität dem Catull beygelegt wird, mit dem Anhang

> Hunc ego juvenes locum villulamque palustrem.

Wie sich bekanntlich zwar beweisen läßt, daß z. B. die Marcelliana nicht von Cicero herrühren könne, aber keineswegs, daß die officia wirklich von ihm herrühren, so wird auch Hr. Gr. auf die Evidenz dieser Hypothese gern Verzicht leisten. Gegen die Möglichkeit ihrer Wahrheit wüßten wir nichts einzuwenden.

Der folgende Aufsatz, Chronologie und Ueberblick überschrieben, enthält noch mehr und wichtigeres als der Titel verspricht, nämlich eine Entwicklung der Kunst des Tibull, der Zeitfolge seiner Gedichte. Daß er hiebey ganz andere Grundsätze als seine Vorgänger befolgen werde, war schon nach seiner früheren Aeußerung S. 194 zu erwarten:

> Tibull verwebt Erlebtes mit Erfundenem. Wie könnte er sonst auch diese symmetrische Gliederung erreichen? Das Ganze ist nach einem durchgreifenden Plan componirt und alles fehlt daran, daß der Dichter jede Ele-

Digitized by Google

gie zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Ort gedichtet habe . . . Hiemit muß denn auch das Bestreben aus den Gedichten überall die wahre Lebensgeschichte des Dichters herauszubringen, wie neuerdings namentlich wieder von Dissen geschehen, als ein müssiges wo nicht verkehrtes angesehen werden.

Dabey giebt es Gelegenheit auch zu ästhetischen und in das innere der Dichtkunst eingreifenden Bemerkungen, wo Hr. Gr. besonders auf seinem Felde ist. Wir heben folgende Stellen aus: (S. 266)

> Ich erinnere zurück an die geschilderte Abschliessung und Construction des Distichons und namentlich an die Feinheiten in der Bildung des Pentameters, dann wieder an das wellenartige Schweben der Bilder und Scenen und den sanften Wechsel stets neuer Stimmungen und kleiner Contraste, so wie an das Durcheinanderflechten mehrerer verschiedener Ingredienzien zu Einer Elegie, welche sich trennen und wiegen, bis sie zuletzt harmonisch in einander verschmelzen. Dieß ist eigentlich der bleibende Charakter der tibullischen Elegie ꝛc.

Dann die Charakteristik der Elegien Sulpicia, welchen er den Vorzug vor allen übrigen und selbst vor der ganzen römischen Poesie zuspricht: (S. 268)

> Mit der seltensten Kühnheit ist hier an der ursprünglichen Quelle des Lebens geschöpft. Welch ein Griff in die unmittelbarste Wirklichkeit und Gegenwart, und welche Verklärung durch eine ideale Kunst, die sich selbst das Gleichgewicht hält und die mit tiefster Kenntniß des menschlichen Herzens das Zweydeutigste, was die Gemeinheit am meisten zu sich herabzuziehen gewohnt ist, zu halten, zu heben und zu adeln weiß! In diesem Gedicht ist alles echt, überall die Spitze der Blüthe, überall das innerste Herzblatt der Poesie; aber bey allem Reichthum nichts Gedrängtes und Gekeiltes, sondern eine klare und bequeme Bewegung, und durchaus jenes Minimum von Pinselstrichen, deren jeder treffend und lebendig ist.

Hierauf folgen ähnliche Untersuchungen über Properz, aber viel gedrängter und kürzer, ungeachtet wir von Properz fast dreymal mehr besitzen als von Tibull. Ref. will auch seinerseits die Resultate in verhältnißmäßig entsprechender Kürze zusammendrängen.

Die Hauptheldin der properzischen Poesie ist bekanntlich Cynthia oder, wie ihr eigentlicher Name gewesen seyn soll, Hostia. Ihr hat Properz zwey Elegienkränze gewidmet oder nach ihr benannt, eine kleinere Cynthia und eine große. Die kleinere besteht aus bloß 10 Elegien des ersten Buchs, welche folgendermassen zu ordnen sind: 1. 4. 5. 6. 14. 7. 9. 13. 10. 12., so daß sich der Anfang des ganzen Gedichts

> Cynthia prima suis miserum me cepit ocellis.

auf den Schlußvers desselben

> Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit

bezieht und so das Ganze wohlberechnet und kunstgerecht sich zusammenschließt. In den ersten 5 Elegien spricht sich glückliche, in den letzten 5 aber unglückliche Liebe aus.

Die erste Elegie ist demnach ein Einleitungsgedicht. Wenn aber Hr. Gr. um dieß zu beweisen S. 283 sagt:

> Gegen den Schluß wendet sich der Dichter noch an seine übrigen Freunde: diejenigen, welche ihn jetzt zu spät von der Liebe abmahnen wollten, möchten verzichten, mit Vernunftgründen etwas bey ihm auszurichten, diejenigen aber bleiben und ihn anhören, denen Amor günstig sey. Diese Elegie sagt wohl deutlich, daß an Freunde gerichtete Elegien folgen werden;

so ist das eine, wo nicht sophistische doch so willkührliche und so leichte Beweisführung, daß sich Hr. Gr. den Schluß von diesem Argument auf seine Argumentationen überhaupt wohl zu verbitten Ursache hat. Man betrachte unbefangen das Object dieser Mißdeutung: Heilet mich von meiner Liebeskrankheit, ruft der Dichter seinem Freunde zu, ich will jedes Kurmittel ertragen, Eisen und Feuer, Entfernung und Reisen über Land und Meer, die ihr für heilsam und nöthig halten möchtet.

Digitized by Google

Ferte per extremas gentes et ferte per undas
Qua non ulla meum femina norit iter.

Wenn nun der Dichter, unmittelbar fortfährt:

Vos remanete quibus facili deus adnuit ore,
Sitis et in tuto semper amore pares.

Wer kann dieses Bleiben wohl anders verstehn als so: „Aber nur wer unter meinen Freunden unglücklich liebt wie ich, oder gar nicht liebt, möge mich bey dieser Parforcekur begleiten; dagegen wer ein glücklich Liebender ist, der bleibe daheim und pflege seiner Liebe!" Nur wer etwas zum Beweis einer vorgefaßten Meynung taugliches herauslesen will, kann hier an ein Bleiben beym Vorlesen denken.

Die große Cynthia besteht aus 5 Büchern, jedes zu 10 Elegien. Diese 50 Elegien sind aber durch alle 4 Bücher zerstreut und bunt durcheinander gewürfelt. Das berühmte Gedicht III, 1:

Callimachi manes et Coi sacra Philetae

dient als Einleitung zu denselben, und IV, 7:

Sunt aliquid manes, letum non omnia finit,

gedichtet nach und auf Cynthia's Tod, mit welchem der Roman tragisch endet, als Schlußgedicht desselben. Das einzelne und weitere will bey Hrn. Gr. S. 287—310 selbst nachgelesen seyn.

Die übrigen nicht in den beyden Cynthien begriffenen Gedichte sind theils einzelne Briefe in Form von Elegien, unter denen Hr. Gr. den der Arethusa, IV. 3, besonders auszeichnet, theils lassen sie sich in noch folgende fünf Klassen rangiren:

1) localrömische Elegien; Gedichte, welche gewöhnlich am meisten hervorgehoben werden, besonders wegen ihres historischen und antiquarischen belehrenden Inhalts, aber in poetischer Hinsicht hinter den meisten andern zurückstehen und trocken heißen können: IV. 1. 2. 4. 9. 10.

2) Threnodien III. 7. 18. IV. 11. Ueber die letzte, den berühmten Grabesgesang der Cornelia

Desine Paule meum lacrimis urgere sepulcrum,

welche die Kunstrichter aus der altphilologischen und holländischen Schule als die regina elegiarum zu bezeichnen pflegten, spricht sich Hr. Gr. folgendermassen, mehr beschränkend, als herabsetzend aus: (Seite 318.)

> Es ist unter den Dreyen gewiß bey weitem das vorzüglichste und namentlich hat der Styl etwas Ernstes und Feyerliches, wiewohl er dabey doch ohne eigentlichen Schwung ist und die verschiedenen Vorstellungen, welche durchlaufen werden, nirgend mit wahrhaft darstellender Kraft der Phantasie ergreifen. In der Mitte stagnirt der Fluß der Sprache sogar etwas und der Ausdruck wird abstract und unanschaulich. Schöner wird das Gedicht gegen den Schluß, wo die mütterliche Liebe für die hinterlassenen Kinder mehr Wärme giebt.

3) Erotische Elegien, zwölf an der Zahl; nach der bisherigen Ausgabe eigentlich bloß zehn. Aber Hr. Gr. theilt die El. II, 18 oder 14

Assiduae multis odium peperere querelae

in zwey Gedichte, wovon das zweyte mit V. 25.

Nunc etiam infectos demens imitare Britannos

anfangen soll, und ähnlich verfährt er mit El. II. 28, ohne sich ausführlicher darüber auszusprechen. Diese sämmtlichen Gedichte hält er für ein nachträgliches Buch zur Cynthia, obgleich Cynthia nicht genannt sey.

4) Elegien auf August, welche ein wohlerhaltenes Kunstwerk ausmachen, aus 5 zusammengehörenden Gedichten bestehend: II, 10. III. 11. 4. 5. IV. 6. eingeleitet durch den kräftigen Vers:

Arma deus Caesar dites meditatur ad Indos.

5) Didaktische Elegien III. 14. II. 22. III. 13

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nr. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. 2c.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hr. Gr. auf diese Weise mit genialer Kühnheit den traditionellen Tibull und Properz zerrissen hat, um auf den Grund einer inneren Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit einen neuen und schöneren zusammen zu setzen, hat er noch die Frage zu beantworten, wie denn jene schöne Urform zerstört und die neue Ordnung oder Unordnung entstanden sey. Das ist ein kitzlicher Punct, und Ref. glaubt nicht, daß der Verf. bey altgläubigen Kritikern mit der Vermuthung ausreicht, die er S. 328 ausführt.

Der letzte Abschnitt, Entwicklung überschrieben, verbreitet sich kurz über Catull und Gallus, um noch einmal auf Tibull als den Mittelpunct der römischen Elegie zurückzukommen und sein Verhältniß zu Properz festzustellen. Wir heben folgende Stellen als besonders beachtenswerth aus: (S. 355.)

> Tibull war römischer Ritter und gehörte zum Landadel. Die Römer haben in ihrer glorreichsten Periode eine entschiedene Vorliebe für den Landbau und die einfachen ländlichen Sitten gehegt. Das Aristokratische wurde hier auf dem Lande patriarchalisch; hier rettete sich am längsten Pietät für das Heilige und Althergebrachte, hier erhielt sich eine Fülle des alten poetischen Aberglaubens, hier die alte Biederkeit und Herzlichkeit, hier der Sinn für ein einfaches Naturleben.

Dann S. 360 in Bezug auf sein äußeres Verhältniß zu Properz und den befremdlichen Umstand, daß sie sich einander ignoriren:

> Auch scheint Tibull einem ganz andern Kreise angehört zu haben. Er hielt sich als Mittelpunct an seinen Freund Messala, Properz dagegen gleichwie Horaz, an Mäcen. Dort bey Messala wurde nun wahrscheinlich mehr das Römische, wie hier mehr das Griechische begünstigt; jene hielten mehr an der alten Sitte fest, und wenn sie auch die neue Gestalt der Dinge nicht ändern konnten, so waren sie doch wenigstens nicht ihre Lobpreiser und wollten sich nicht zur Schmeicheley erniedrigen, wie hier willkommen war.

Einen ähnlichen Gedanken über die literarischen und poetischen Parteyen im damaligen Rom hat Manso: Ueber Horazens Beurtheilung der ältesten Dichter der Römer, in seinen verm. Abhandl. S. 87 — 106 geistreich ausgeführt. Dann über Properz insbesondere S. 362:

> Jedenfalls war er gleichwie Cicero ein homo novus, ohne mit besondern Fäden an die gute alte Zeit gebunden zu seyn . . . hieraus erklärt sich der auffallende Mangel an concreter Individualisirung in dem Gedichte des Properz. Nichts von altrömischer Sitte, nichts von römischem Aberglauben, für welchen Tibull soviel Pietät hegte, sondern eine völlig abstracte Welt, und um die Leere auszufüllen, ist griechische Gelehrsamkeit herangezogen.

Die Vermuthung, die bey eben dieser Gelegenheit hingestellt wird, daß Properz von orien-

Digitized by Google

talischer Abkunft sey und die kühne Folgerung aus dieser kühnen Hypothese, daß nämlich sein orientalisches Blut sich auch in seinem Talent verrathe, welches mehr formelles Talent als erfindende Kraft d. h. Genie sey, diese Vermuthung stützt sich auf El. IV. 1, 77:

Me creat Archytae soboles, Babylonius Horos,
Horos et a proavo ducta Conone domus.

Aber mit welchem Rechte Hr. Gr. diese Worte dem Properz in den Mund legt, während sie doch offenbar dem mit Properz sich unterhaltenden Astrologen angehören, findet sich nicht einmal angedeutet. Ist es ein bloßes Versehen, so ist es freylich ein arges.

Wenn in diesen ausgehobenen Stellen Properz etwas herabgesetzt erscheint, so könnten wir dafür auch andere Stellen anführen, in denen seine Virtuosität von Hrn. Gr. anerkannt und treffend individualisirt wird, freylich immer so, daß er dem Tibull gegenüber in allem Wesentlichen der Poesie im Schatten steht. Aber Hr. Gr. hat ein offenes Auge für Vorzüge der verschiedensten Gattung und läßt jeden in seiner Art gelten. Dieß zeigt sich auch in der Beurtheilung des Ovidius, auf welchen er S. 370 übergeht:

> Die Leichtfertigkeit, welche wir bey Properz beginnen sahen, tritt hier entschieden hervor, der Dichter legt ausdrücklich alles poetische Pathos und zugleich alle moralische Haltung ab; so wie man aber dieß thut, muß sich der Gesichtskreis sogleich erweitern und der Productivität ist ein neues großes freylich aber auch zweydeutiges Feld geöffnet.

Und nachdem dieß auf genügende Weise mit Beyspielen und Ovids eigenen Worten belegt ist, weiter S. 373:

> Und womit wiegt denn der Dichter alles dieses auf? . . . durch eine auf der andern Seite gleich liebenswürdige Offenheit, sodann durch die Leichtigkeit und Heiterkeit, durch die geistreiche Belebung, vor allen Dingen aber durch die Anmuth und Grazie.

Die weiteren Bemerkungen über die einzelnen Werke des Ovidius und über noch andere Dichter der damaligen Zeit muß Ref. hier unberücksichtigt lassen, um zu den übrigen Leistungen des Hrn. Verf. überzugehen.

Hr. Gr. bekennt an manchen Stellen, daß er kein eigentlicher Philolog sey, ja es lautet fast als wenn er sich dagegen verwahren wolle. Daraus erklären sich einzelne Mißverständnisse, die jedoch auch wohl einem Philologen ex professo als etwas menschliches widerfahren können. Wir rechnen dahin S. 307, wo Cynthia in ihrem letzten Willen verordnet haben soll, „daß Lalage gehangen und Lygdamus verbrannt werde;" im Original heißt es aber IV. 7, 40:

Caeditur et Lalage tortis suspensa capillis

und darauf

Lygdamus uratur: candescat lamina vernae.

Gleichwohl verschmäht er es nicht, sich im Gebiete der eigentlichen philologischen Wortkritik zu versuchen, und wenn er hier auch den Naturalisten nicht verläugnen kann, so wüßten wir ihm doch keinen Versuch nachzuweisen, der ihn als Idioten in der lateinischen Sprachkenntniß darstellte.

Wir wollen einige dieser kritischen Bemerkungen, die jedenfalls nur eine anspruchlose Zugabe seyn sollen, näher ins Auge fassen, weniger um zu zeigen, daß hierin die eigentliche Stärke des Buches nicht bestehe, als um selbst einige eigene gleichfalls anspruchlose Versuche ihnen entgegen zu stellen und so etwas zur Verbesserung oder Erläuterung des Tibull beyzutragen; des Tibull, denn auf ihn beschränkt sich die kritische Thätigkeit des Hrn. Gr.

S. 190 giebt Hr. Gr. die Lesarten an, denen er in der Uebersetzung der Delia gefolgt sey, also zunächst zu der allerersten Elegie.

Daselbst V. 24 heißt es:

Jam modo non possum contentus vivere parvo,
Nec semper longae deditus esse viae.

Digitized by Google

Er selbst schlägt vor: Jam modo sic possim etc. mit der Erklärung: Wie gern wäre ich zufrieden mit so geringem Besitz, wenn mir seine Dauer nur gesichert wäre; und mit dem aus der Schatzkammer der allerwohlfeilsten Kritik entlehnten Zusatz: „Aus dem sic scheint nunc verschrieben zu seyn und aus diesem erst die Vulgata non, die jedenfalls sinnlos ist." Was ist denn aber eigentlich gegen die Lesart der keineswegs verächtlichen Exc. Frising. einzuwenden?

Jam modo, jam possum contentus vivere parvo.

Daß modo keinen Sinn habe, wie Dissen meynt? ich dächte doch, der läge nahe und offen vor: jam modo heißt: jetzt bereits, aber erst seit ganz kurzer Zeit. Ob jam modo noch einmal so verbunden vorkömmt, weiß Ref. zwar nicht, aber nunc nuper bey Terent. Eun. prol. 9. ist wenigstens Analogie genug.

El. III. 37 nimmt Hr. Gr. an

Nondum caeruleas pinus contemserat undas

Anstoß, welches ihm „untibullisch erscheint und viel zu gesucht und viel zu abstract." Das ist gewiß ein sehr subjectives Gefühl, dem Hr. Gr. allzuviel Vertrauen schenkt. Hätte er sich an die eigentliche Bedeutung von contemnere d. h. eine Gefahr verachten, und an den Inhalt der dritten horazischen Ode, welche denselben natürlichen Gedanken weiter ausführt, erinnern mögen, er hätte sich und uns seine an sich nicht üble Vermuthung conscenderat erspart.

Auch in dem V. 33

Et tantum venerata virum hunc sedula curet

verlangt er abermals einen starken Glauben an sein poetisches Gefühl, wenn er allen Ansichten zunftmäßiger Philologen gleichsam zum Trotz „in dem Hiatus (?) an dieser Stelle eine dichterische Absicht und eine besondere feine Schönheit" findet. Ref. kann sich von der Aechtheit der Lesart noch nicht überzeugen. Die Ausleger vergleichen bloß Stellen, die ihn nicht beruhigen können, wie Virgils

Posthabita coluisse Samo; heic illius arma

gerade als ob, was sich Virgil erlaubte, auch eo ipso in dem tersissimus poeta Statt finden könne; und als ob die vernachläßigte Elision eines langen Vokals, Samŏ heic, auf einerley Stufe stände mit der statt der Elision eintretenden Verlängerung eines kurzen Vokals; virum̆, hunc. Ref. vermuthet:

Et, tantum venerata virum hunc, hunc sedula cures

selbst um der Latinität willen, welche das griechische τὸν τοσοῦτον ἄνδρα kaum ohne das Pronomen hic ausdrücken würde.

V. 42 ist Et pudet et narrat freylich unzulässig, aber enarrat, was Hr. Gr. vorschlägt, paßt hier durchaus nicht, weil ausdrücklich von unwahren erdichteten Aussagen die Rede ist. Man interpungire nur:

Et — pudet! et narrat scire nefanda meam.

So ist nämlich das zweyte et nur eine Wiederholung des ersten, oder vielmehr ein neuer Anlauf das auszusprechen, was durch die Aposiopese und den Ausruf pudet! abgebrochen war.

Dagegen scheinen uns die vorgebrachten Bedenken gegen die Aechtheit des folgenden Distichons

Talis ad Haemonium Nereis Pelea quondam
Vecta est frenato coerula pisce Thetis

obgleich noch niemand an ihm Anstoß genommen und auch keine Handschrift einen Anlaß zum Verdacht giebt, allerdings gegründet; denn „nichts liegt dem Tibull so fern als Mythologisches so äußerlich als Schmuck anzubringen, und hier unterbricht es völlig den Zusammenhang."

Auch V. 60 erklären wir uns einverstanden, wenn er nam donis vincitur omnis amor gegen Vossen's non donis in Schutz nimmt. Ein Wort der näheren Begründung hätte jedoch nicht geschadet, obschon die Uebersetzung errathen läßt, daß er nam eben so faßt wie Ref., der die kurze Redeweise so vervollständigen würde: nam: Donis, inquit, vincitur omnis amor, ganz wie in Tac. Ann.

Digitized by Google

II, 63. Nam multis nationibus . . Romanam amicitiam praetulisse.

S. 60 behandelt Hr. Gr. den Schluß von El. IV. 6 wo die MSS. geben:

Si (oder Sis) juveni grata adveniet cum proximus annus
Hic idem votis jam vetus adsit amor;

Hr. Gr. aber vorschlägt:

Sis, Juno, grata, adveniet etc.

mit dem apodiktischen Zusatz, daß „der Sinn dieß auf das bestimmteste fordere und nichts anderes zulasse." Ref. läßt sich gleichwohl nicht abschrecken einen neuen Versuch zu wagen, der sich zunftmäßiger Sitte gemäß fester an den Buchstaben halten soll. Je williger und unbedingter nämlich Ref. auf Hrn. Gruppe's geistreiche und ansprechende Darstellung dieses Liebesromanes eingeht, desto mehr befriedigt ihn folgender Schluß:

Sit juveni grata, ac, veniet cum proximus annus
Hic idem votis jam vetus adsit amor.

Sulpicia liebt ja den Cerinthus glühender als sie geliebt wird; es fehlt nicht an Andeutungen, als wenn ein Rücktritt desselben wo nicht aus Erkältung doch aus andern Gründen zu besorgen stehe. Nun fleht der Dichter als Zwischenredner: Sulpicia möge nur dem Jüngling theuer bleiben, und bey der nächsten Geburtstagsfeyer mögen sie beyde schon längst verbunden seyn. Oder sollte der Ausdruck gratus in diesem erotischen Zusammenhang zu wenig besagen, weil Dissen es in cara ändern wollte? Hatte er Horazens Donec gratus eram tibi ganz aus dem Gedächtniß verloren?

Hr. Gr. beabsichtiget nach Vorr. S. VIII. auf den Rath eines gelehrten Gönners den Text nach der Ordnung abdrucken zu lassen, welche aus den obigen Untersuchungen resultirt; möge er da die Wortkritik nicht als ein πάρεργον behandeln!

Mit großem Vergnügen geht Ref. zu dem dritten Theil der Arbeit über, zu den Uebersetzungen. Sie sind, wie sich nach der ganzen Individualität des Verf. nicht anders erwarten läßt, mehr in der freyen Weise Schlegel's als in der strengen Weise Voßen's gefertigt. Ueber den Werth beyder Manieren wird noch gestritten und wird noch lange gestritten werden, aber in dem genus, für welches er sich einmal entschieden hat, hat Hr. Gr. unstreitig ausgezeichnetes geleistet. Ueber die Voßische Uebersetzung selbst spricht er sich S. 1, ohne ihre Verdienste zu verkennen, nicht allzu glimpflich aus:

> Statt der Milde und Sanftmuth, statt der Süssigkeit und Traulichkeit strebte Voß vielmehr einem prunkenden Verstact nach und da er namentlich hier im Tibull eine sehr harte Prosodie für das Deutsche befolgt, so erhält das Metrum in der That zuweilen etwas Knirschendes ꝛc.

Diese Milde und Sanftmuth des Originals, die er bey Voß vermißt, hat nun Hr. Gr. mit meisterhafter Kunst und dem glücklichsten Erfolge wiedergegeben, so daß Verf. nur bedauert, nicht den ganzen Tibull in diesem Geiste übersetzt zu sehen; denn das Gegebene beschränkt sich auf die sieben Elegien der Sulpicia S. 38, dann auf fünf der Delia S. 188 (worunter eine Elegie von Emanuel Geibel), dann auf drey Elegien des Marathus S. 206, und auf die zwey der Glycera nebst noch drey Restaurationsgedichten aus eigener Fabrik S. 227, läßt also außer dem angeblich ovidischen Lygdamus noch die ganze Nemesis, den Panegyrikus und die kleineren Gedichte zu wünschen übrig.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nr. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Disquisitio de L. Aelio Stilone, Ciceronis in Rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore. Inserta sunt Aelii Stilonis et Servii Claudii fragmenta. Scripsit J. A. C. van Heusde phil. th. Mag. litt. hum. Doct. Trajecti ad Rhenum, apud Robert Natan, Bibliopol. Academic. 1839. 109.

Unter den Schriften des Aristoteles und des Cicero findet sich dort ein griechisch, hier ein lateinisch geschriebenes Lehrbuch der Rhetorik, beyde von großer Aehnlichkeit; sie sind ein Abbild der Theorie der Beredsamkeit, welche nur allmählig vermehrt und verbessert wurde und tragen daher weniger das Eigenthümliche ihrer Verfasser, als der Lehre überhaupt. Aristoteles hat wie überall, so auch in der überlieferten Theorie der Rhetorik reformirt, und die Rhetorik ad Alexandrum ist es, gegen welche seine Lehre gerichtet ist. Auch Cicero, der in seiner Jugend die Bücher ad Herennium theilweise umgearbeitet und vermehrt herausgegeben hat, eifert in seinem spätern Alter mit Hilfe der aristot. Rhetorik gegen die Theorie seiner Zeit, ohne daß es ihm, wie dem griechischen Philosophen, gelingen will, bedeutende Aenderungen hervorzubringen. Beyde, sowohl die Rhetorik ad Alexandrum als die ad Herennium sind, wie die neuern Untersuchungen bewiesen haben, älter als die rhetorischen Schriften jener, unter deren Namen sie uns überliefert worden sind; in beyden geben die darin angeführten geschichtlichen Ereignisse den Haltpunct für die Zeitbestimmung der Abfassung.

Den Namen des griechischen Verfassers würde niemand errathen, und er wäre gleich dem seines lateinischen Gefährten völlig unbekannt, hätte nicht Quintilianus zufällig eine wesentliche Stelle mit Angabe des Autors herausgehoben, wornach kein Bedenken mehr übrig bleibt, daß der in Schrift wohlbewanderte und kundige Rhetor Anaximenes als Urheber jenes Lehrbuches zu betrachten sey. Durch diese Entdeckung ist unsere Wißbegierde befriedigt, wir haben jetzt die Schrift eines Autors, von dem sich sonst nichts erhalten hat; aber wichtiger als dieses ist, sich den Inhalt des Buches eigen zu machen, mit den vorhandenen griechischen Reden zu vergleichen, und das Wahre und Falsche der Behandlung kennen zu lernen.

Nicht so glücklich war man, den Namen des Verf. der Rhetorik an den Herennius aufzufinden; sie wurde stets unangefochten als Cicero's Werk betrachtet, schon Priscianus führt es unter diesem Namen an, bis Raphael Regius zuerst 1492 den Zweifel der Aechtheit aufgeworfen und den Streit hervorgerufen hat, der lange genug bald für Cicero, bald gegen ihn, doch ohne Entscheidung geführt wurde. Es ist das Verdienst des jüngern Burmann, die Verschiedenheit dieser Schrift von denen des Cicero gründlich nachgewiesen zu haben, noch mehr aber muß Chr. Gottfr. Schütz's Abhandlung anerkannt werden, worin gezeigt ist, daß das letzte historische Ereigniß, welches der Autor ad Herennium erwähnt, in das Jahr 665 fällt, Cicero aber seine Bücher de inventione aus jenem entlehnt hat, und wenn man diese Jugendarbeit in das 20 — 26te Jahr seines Lebens setzt, auf die Jahre 666 — 672 geführt wird, wornach sich von selbst ergiebt, daß auch die Abfassung der Rhetorik an Herennius wie nicht vor 665, so nicht später als 672 angenommen werden darf. So weit kann die Untersuchung als sicher betrachtet werden, und wird

Digitized by Google

die Grundlage jeder weitern Fortbildung geben; das Buch ist nicht ohne mehrfache Zusätze späterer Zeit, welche große Vorsicht nothwendig machen,*) doch muß das einzelne dem ganzen weichen, und was wir als einen vorzüglichen, noch nicht geltend gemachten Beweis für die Schützische Darstellung halten, die Theorie selbst, verglichen mit den übrigen rhetorischen Schriften, weist dieser Rhetorik unter den vorhandenen lateinischen den ältesten Platz an. Dieser Annahme Schützes wurde auch allgemeine Zustimmung, nur eine Stimme, unsers Wissens, hat sich in letzter Zeit dagegen ausgesprochen, Büchner in seinen Bemerkungen zu Cicero's Rede für Roscius Amerinus; **) ohne jedoch bis jetzt den versprochenen Beweis des Gegentheils zu liefern. Anders jedoch verhält es sich mit der Bestimmung des Namens; Schütz glaubte durch Vergleichung der Rhetoren und Grammatiker bey Suetonius ihn in der Person des M. Antonius Gnipho gefunden zu haben, was bey Vielen Beyfall fand, doch sieht man leicht, daß bey dem völligen Mangel aller positiven Beweise, jeder andere Rhetor jener Zeit mit gleich guten Gründen als Verfasser angenommen werden kann und H. Westermann in seiner Geschichte der römischen Beredsamkeit p. 187 — 192, wo eine gedrängte Uebersicht des ganzen Verhältnisses gegeben ist, hält nicht mit Unrecht für das rathsamste, die Frage nach dem Verfasser auf sich beruhen zu lassen.

*) Am bekanntesten ist I, 12. Tullius heres meus Terentiae uxori meae. I, 14 ergo in judicium non venit; at in Senatum, aut ante imperatorem aut in consilium talis causa venire potest. Diese Worte könnten auf die Zeit der Imperatoren hindeuten, doch ist der Feldherr im Kriege zu verstehen, welchem die Entscheidung zustand, wie bey Cicero pro Mil. §. 9. Schütz hat die Worte aut ante imperatorem für einen spätern Zusatz gehalten.

**) 1835. pag. 295. über den Ausdruck quod multi ab reo faciunt II. 28. §. 43. neque tamen ut hujus loci auctoritatem amplectamur, ab animo possumus impetrare, quum libri ad Herennium scripti non ab Cicerone, sed ab rhetore potius aevi serioris sint profecti, id quod alio tempore perspicue docebitur.

Hr. van Heusde hatte in seinem Cicero φιλοπλάτων nach Schütz's Vorgang den Ant. Gnipho als Verfasser angenommen, aber durch Prof. Baehr's Bedenken in dessen Anzeige in Heidelb. Jahrbüchern zur eigenen Untersuchung geführt, verfiel er auf Aelius Stilo und hielt die Vermuthung für wichtig genug, sie zum Gegenstande einer besondern Abhandlung zu machen. Von den 5 Kapiteln, in welche das ganze zerfällt, giebt das erste und zweyte die Meynungen der Vorgänger über den Namen des Verfassers, das dritte eine Uebersicht der grammatischen und rhetorischen Studien bey den Römern bis auf Cicero's Zeit, das vierte und fünfte handelt von L. Aelius Stilo und Ser. Claudius. Der Inhalt des letzten als des wichtigsten soll, da zugleich die Gründe kurz angedeutet sind, mit den Worten des Verfassers bezeichnet werden:

L. Aelius, operis Herenniani, ut videtur, auctor.

1. Instituit Ciceronem.
2. Potuit scribere de Rhetorica, ac re vera scripsisse videtur.
3. Opus Herennianum primum fuit, quod Latine conderetur. Aelius primus et grammaticus et rhetor.
4. Similitudo in moribus ac doctrinae ratione.
5. Negotiorum familiarium mentio in Aelium prorsus congruit.
6. Vocabula novissima et novissime, ab Aelio damnata, in libris ad Herennium frustra quaeruntur.
7. Stoicae philosophiae similitudo.
8. Mentio in libris ad Herennium fit orationis, quam verisimiliter Aelius composuit.

Durch die Annahme, daß Aelius Stilo der Verf. sey, weiß van Heusde das Verhältniß der Ciceronischen Rhetorik zu dem Autor ad Herennium und das des Quintilianus zu beyden auf eigne Art zu erklären, und der Sache eine äußere Wahrscheinlichkeit zu geben, die ihr sonst nie zu Theil wird. Er meynt nämlich, Cicero, der die rhetorischen Vorlesungen des Aelius, dann später noch andere griechische Rhetoren und Philosophen besucht hatte, habe, um auch seinen Bruder Quintus zum

Digitized by Google

Studium der Rhetorik aufzumuntern, die Bücher de inventione nach den Heften seines Lehrers Aelius mit Zusätzen und ausführlichen Erörterungen aus dem Unterrichte der griechischen Lehrer geschrieben und bekannt gemacht; inzwischen habe Aelius, der von Cicero's Arbeit nichts wußte, durch Herennius aufgefordert, die Rhetorik in einzeln ausgegebenen Büchern bearbeitet, Cicero aber dann aus Achtung für seinen Lehrer freywillig auf die Fortsetzung und Vollendung seiner Rhetorik Verzicht geleistet, Quintilianus endlich, von diesem Verhältniße genau unterrichtet, habe absichtlich den Verf. der Bücher an Herennius nirgends namentlich angeführt, um nicht Cicero eines unfreywilligen Plagiats zu beschuldigen und dem großen Ansehen dessen, den er so hoch verehrte, Eintrag zu thun.

Dieß ist die Ansicht, welche van Heusde von dem Verf. der Rhetorik an Herennius aufgestellt hat; sollten wir zwischen M. Antonins Gnipho und L. Aelius Stilo die Wahl treffen, so würden wir uns unbedenklich für letzteren entscheiden, aber alle vorgebrachten und aufgezählten Gründe, auch unbedingt zugestanden, beweisen nur, daß Aelius diese Rhetorik schreiben konnte, nicht, daß er sie geschrieben habe. Eine Hypothese, welcher um Gewißheit zu erlangen, die erforderlichen Bestimmungen fehlen, die aber doch vieles wahrscheinliche und glaubliche in sich hat, kann gewöhnlich nur wieder auf dieselbe Art, d. h. durch wahrscheinliche Gründe widerlegt werden; diese jedoch hervorzuheben wird für nöthig erachtet, um die Sache von allen Seiten aufzufassen und vor einer zu raschen Annahme des wenig begründeten zu sichern. In dieser Beziehung haben sich dem Ref. gegen die neue Entdeckung folgende Bedenken aufgedrungen:

1) Cicero hat seine Rhetorik nicht aus Vorträgen, sondern aus den geschriebenen Büchern, wie sie uns vorliegen, geschöpft. Dieß erhellt, wie wir glauben, aus den Erläuterungen, die der Autor seinem Buche giebt. Hatte derselbe früher schon die Theorie öffentlich gelehrt und im Unterrichte vorgetragen, so konnte er nicht gegen Herennius über Schwierigkeit des Gegenstandes, über Mangel an Zeit klagen, nicht sagen, daß er die wenigen Mußestunden lieber der Philosophie als der Rhetorik widme; er hatte sie ja fertig, und mußte sie fertig haben, er durfte sie nur ausgeben. Stellen, wie I, 27. Sed si tardius haec, quam studes, absolventur, quum rerum magnitudini, tum nostris quoque occupationibus assignare debebis — zeigen, daß der Verf. als er an die Abfassung gieng, seinen Stoff keineswegs schon verarbeitet und vor sich fertig liegen hatte, ebenso daß seine übrige Beschäftigung außer dem Bereiche der Rhetorik zu suchen ist; weßwegen wir auch in den Anfangsworten unter den negotia familiaria keine rhetorischen Uebungen verstehen, wie gewöhnlich angenommen wird. Daraus aber folgt zugleich, daß der Verf. früher

2. keinen öffentlichen Unterricht der Rhetorik ertheilt habe; auch ist nirgends eine Andeutung davon zu finden, vielmehr wird wiederholt darauf hingewiesen, daß nur Zuneigung und Bande der Verwandtschaft mit Herennius die Veranlassung zu diesen Büchern gegeben haben.

3. Aelius Stilo ist, wie van Heusde p. 39 — 44 nachgewiesen hat, ein eifriger Anhänger der Optimaten, er begleitete sogar den durch Saturninus verbannten Metellus ins Exil; der Autor ad Herennium dagegen ist ein Liberaler, ein warmer Anhänger und Vertheidiger der Gracchen, ja selbst des Saturninus; dieß zeigen die Beyspiele im vierten Buche, die der Verfasser selbst erfunden hat, und in welchen sich die eigene Gesinnung des Autors am deutlichsten ausspricht. Die Worte §. 38. Tumultus, C. Gracchus, tumultus domesticos et intestinos comparat sind allerdings im Sinne eines Optimaten gesprochen; dagegen aber vergleiche man folgende ausführlichere Stellen. §. 22. Te nunc alloquor, Africane, cuius mortui quoque nomen splendori atque decori est civitati; tui clarissimi nepotes suo sanguine aluerunt inimicorum crudelitatem. §. 68. Quod simul atque Gracchus prospexit, fluctuare populum, verentem, ne ipse auctoritate senatus commotus a sententia desisteret, jubet advocari concionem. Iste interea scelere et malis cogitationibus redundans, evolat ex templo Jovis et sudans, oculis ardentibus, erecto capillo, contorta toga, cum pluribus aliis ire celerius coepit. Illi praeco

Digitized by Google

faciebat audientiam; hic subsellium quoddam calce premens, dextra pedem defringit et alios hoc idem facere jubet. Quum Gracchus deos inciperet precari, cursim isti impetum faciunt; ex aliis alii partibus convolant atque e populo unus: Fuge, inquit, Tiberi, fuge. Non vides? respice, inquam. Deinde vaga multitudo, subito timore perterrita, fugere coepit. At iste spumans ex ore scelus, anhelans ex intimo pectore crudelitatem, contorquet brachium, et dubitanti Gracco quid esset, neque tamen locum in quo constiterat, relinquenti, percutit tempus. Ille nulla voce delabens insita virtute concidit tacitus. Iste viri fortissimi miserando sanguine aspersus, quasi facinus praeclarissimum fecisset, circumspectans et hilare sceleratum gratulantibus manum porrigens, in templum Jovis contulit sese. Noch entschiedener sind folgende Beyspiele §. 32. Ti. Gracchum rempublicam administrantem indigna prohibuit nex diutius in ea commorari. C. Graccho similiter occisio oblata est quae virum reipublicae amantissimum subito de sinu civitatis eripuit. Saturninum fide captum malorum perfidia per scelus vita privavit. Tuus, o Druse, sanguis domesticos parietes et vultum parentis aspersit. Sulpicium cui paulo ante omnia concedebant, cum brevi spatio non modo vivere, sed etiam sepeliri prohibuerunt. §. 67. Noli, Saturnine, nimium populi reverentia fretus esse; inulti jacent Gracchi. Man wird bey der Betrachtung dieser Beyspiele gestehen, Aelius war ein schlechter Freund der Optimaten, und hat diesen einen geringen Dienst erwiesen, wenn er sie so behandelte, oder was wahrscheinlicher ist, er hat dieses und ähnliches nicht geschrieben.

(Schluß folgt.)

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. ꝛc.

(Schluß.)

Wir geben zum Schluß dieser Anzeige als Probe das schöne Gedicht aus der Sulpicia, IV. 4., die uns mit besonderer Liebe gearbeitet und darum besonders gelungen scheint.

Komm, o Phöbus, und rette das Mädchen von zehrender Krankheit,
Komm, o Phöbus, herab, Stolzer mit fliegendem Haar.
Glaube mir, Eil ist Noth, und nimmer wird Dich's gereuen,
Daß Du dem schönen Kind rettend, o Helfer, genaht.
Laß die schönen Glieder, die bleichen, laß sie nicht schwinden,
Noch entstelle sie auch röthend die fiebernde Glut.
Und was alles ihr droht, und was wir alles befürchten,
Nimm es und senk's in des Meer's reißende Wogen hinab.
Heiliger, komm, und bringe mit dir wohlthätigen Balsam,
Und den Gesang, der lind krankende Glieder erquickt.
Quäle den Jüngling nicht, der fürchtet ein finstres Verhängniß,
Und Gelübde für sie stündlich unzählige thut.
Bald gelobt er und bald, ach, weil die Geliebte so krank ist,
Stößt er ein lästerndes Wort gegen die Himmlischen aus.
Laß, Cerinthus, die Angst; der Liebenden schonet die Gottheit,
Gieb nur der Liebe Dich hin, siehe, so wird sie gesund.
Jetzo weine Du nicht, dann magst Du weinen mit Grunde,
Wenn sie künftig einmal finstere Laune Dir zeigt.
Doch jetzt ist sie ja Dein, Dich trägt sie nur stets in Gedanken,
Und der Bewerber Schaar täuscht sich mit Hoffnung umsonst.
Hilf, o Phöbus, es wird Dir der Ruhm, in Einem getheilten
Körper habest Du zwey liebende Herzen geheilt.
Freudig und ruhmvoll schauest Du bald, wie die schuldigen Opfer
Froh auf heiligem Heerd beyd' um die Wette Dir weihn.
Und glückselig preist Dich die Schaar der Götter, der guten,
Jeder wünschet sich auch Deine beneidete Kunst.

L. Döderlein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. Unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Bayern. München 1839. 272 S. in 8. (Mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers und einer Musikbeylage.)

Der hohe Reisende, den wir in dem eben genannten Werke auf seinen Wanderungen durch das Morgenland begleiten, gewährt dem Leser seines Buches nach zwey Seiten zugleich den Genuß einer wohlthuenden Anschauung. Denn indem er uns in seiner Reisebeschreibung das Bild einer wunderreichen Natur, die sein Fuß betrat, mit anspruchloser Treue vor Augen stellt, läßt er zugleich, ohne es selbst zu wissen, einen eben so ergötzlichen Blick in die an Wohlwollen und Gaben reiche Natur seines Innern thun. Es waren vornehmlich sieben Mitgaben, welche man etwa in alten Zeiten den Pilgrimen, die nach dem gelobten Lande zogen, oder den Rittern, die zur Fahrt dorthin ihr Schwert umgürteten, anwünschte; die Namen jener Sieben heißen:

Sinn von frommer Art;
Lieb und Lust zur Fahrt;
Los seyn von dem Heerd;
Eignes Roß und Schwert;
Recht getroster Muth;
Fröhlich leichtes Blut;
Fürsicht auf der Hut.

Und in der That, so wie Prinz Maximilian von Bayern in der Beschreibung seiner Wanderungen sich dem Leser zeigt, wird dieser an ihm jene sieben Mitgaben zur Pilgerfahrt nicht vermissen. Denn was die erste und nothwendigste derselben, den „frommen Sinn“ betrifft, so blickt dieser gleich einem Talisman, den unser Reisender von den Tagen seiner Kindheit an der Brust trägt, öfters aus dem Staubmantel wie aus der fürstlichen Uniform desselben hervor, und erregt um so mehr Theilnahme, je unwillkührlicher und ungesuchter sein Hervorschimmern erscheint. Ganz besonders gilt dieses von der kunstlosen Beschreibung des ersten Eindruckes, den der Anblick von Jerusalem (nach S. 207) auf den Reisenden machte, dann von jener des ersten Besuches im heiligen Grabe (210 u. 212), wie von so vielen andern Stellen des Buches, in denen sich ein kindlich liebendes Gemüth und ein treues Andenken an den Erlöser, so wie an die verstorbenen Eltern und die lebenden Verwandten ausspricht (S. 5, S. 212, 218 u. f.). Was die zweyte und dritte der genannten Mitgaben angeht: „die Lust zur Fahrt und das Losseyn von dem Heerd“ d. h. von dem vergeblichen Sorgen und Ankleben für und an das Haus, wodurch die Freudigkeit zu solcher Reise gelähmt werden muß, so spricht unser Wanderer das Sehnen, das ihn nach dem gelobten Lande zog, und sein Freyseyn von den alltäglichen Gewohnheiten seines heimathlichen Lebens gleich in den ersten Worten der Einleitung aus:

„Schon längst nährte ich den sehnlichsten Wunsch, den heiligen Boden jenes Landes zu betreten, an welches sich die ersten Erinnerungen der Kindheit knüpfen, das die Wiege unserer Religion — das Vaterland unseres Erlösers war. Doch nicht dieß allein war es, was mich zu dieser Reise bewog. Es trieb mich ein unwiderstehliches Gefühl, ein nicht zu besiegendes Drängen aus der ewigen Einförmigkeit des bis zur Unbequemlichkeit bequemen Alltagslebens, bey welchem man nicht mehr lebt, sondern bloß vegetirt; denn ein Daseyn ohne Schatten und Licht gleicht einem schaalen Gemälde, das spurlos an der Wand eines Zimmers verbleicht.“

Digitized by Google

Die vierte Aussteuer zur Pilgerfahrt: „eignes Roß und Schwert“ war dem ritterlichen „Hadschi“ *) nicht bloß äußerlich, sondern, was mehr bedeuten will, auch innerlich beschieden, indem er durchaus auf allen fremden Schmuck, der etwa seinen Beschreibungen einen gelehrten, glänzenden Anstrich geben könnte, verzichtend, bloß das treulich beschreibt und giebt, was er mit seinem natürlich guten und hellen Auge gesehen. Der „recht getroste Muth“, als die fünfte der Gaben, zeigt sich namentlich bey seiner Ausdauer auf der Reise nach den Katarakten des Nils, während der furchtbaren und für die Gesundheit sehr gefährlichen Zeit der Chamsim, so wie darin, daß er sich durch den Ausbruch der Pest nicht von dem Besuch von Jerusalem und seinen heiligen Stellen, dann Bethlehems, St. Johanns, Nazareths und des Tiberiassees hindern ließ. Die sechste Eigenschaft eines guten Wandersmanns nach dem Orient: „Fröhlich leichtes Blut“ schaut allenthalben aus der Reisebeschreibung hervor, und auch die siebente: „Fürsicht auf der Hut“ verräth sich in vielen solchen Zügen, in denen unser Verfasser jene Menschenkenntniß kund giebt, die in der Regel eine Eigenschaft der höchsten Stände zu seyn pflegt; eine Eigenschaft, die bey ihnen von Jugend an durch so manche bittere Erfahrung an den Menschen theuer genug erkauft wird. Wenn unser Prinz zuweilen, wie in der Begebenheit mit dem alten Derwisch in Belbeys (S. 193 u. f.), fremden Täuschereyen sich hingab, dann geschah dieses mit vollem Bewußtseyn seiner Absicht: zu sehen, wie weit der Betrug gehen wolle. Und so darf man wohl sagen, daß das Lesen des Buches im Allgemeinen ein ähnliches Gefühl errege als jedes Gespräch mit einem natürlich wohlwollenden, heitern, anmuthig erzählenden Manne des höchsten Standes; für uns Bayern kommt aber noch jenes besondere, patriotische Interesse hinzu, welches der Gedanke gewährt, daß der erste deutsche Prinz von Geblüt, der das heilige Land seit Jahrhunderten wieder betrat und am Grabe des Erlösers mit dem Schwert Gottfrieds von Bouillon sich umgürtete, ein Bayerischer Prinz war.

*) Dieß ist die orientalische Benennung eines Pilgrim's nach den heiligen Stätten.

Wir begleiten jetzt in einigen flüchtigen Federzügen den Wanderer auf seiner Reise.

Der Weg gieng zuerst über Venedig und Triest mit dem Oesterreichischen Dampfschiffe: „Graf Kolowrat“ nach Griechenland. Die Jahreszeit (die Abfahrt geschah am 1. Februar) war keineswegs eine zur Seefahrt über das stürmische adriatische Meer günstige; Regen und heftiger Sturm begleiteten das Schiff bis nach Ankona, wo man wegen der Quarantäne nicht landen durfte. Diese Ungunst der Elemente, mit wenigen Unterbrechungen, machte auch noch an mehreren der folgenden Tage die Fahrt beschwerlich. Desto wohler that die kurze Ruhezeit auf dem herrlichen Korfu; desto empfänglicher war die Seele für den Eindruck des Anblickes von Kapo d'Istria's Grabe, das mit der Erinnerung an das große Wirken des Mannes zugleich die an den Undank seines Volkes mit aufregt. Mit „freudigem Erstaunen“ und mit einer ganz besondern Theilnahme, wie sie das Werk eines nahen Freundes und Verwandten erregen muß, betrachtete unser Reisender in Athen das viele Große, Herrliche und Neue, das seit wenig Jahren in Griechenland geschehen ist. Der junge König befand sich so eben auf einer kleinen Reise nach Nauplia, wo das Jahresfest seiner Landung in Griechenland gefeyert werden sollte; so mußte für dießmal auf die Freude seines Wiedersehens verzichtet werden. In Syra, das gleich bey der Einfahrt in den Hafen durch den Anblick der schönen Bauwerke eines bayerischen Architekten (des wackern Erlacher) an das liebe Vaterland erinnert, brachte der Prinz einige sehr angenehme Stunden mit dem Seehelden Canaris zu. Auf die Tänze im Ballsaale zu Syra, in denen sich der muntere Reisende „im Schweiße seines Angesichts“ (nach S. 49) abmühte, folgten bald wieder andere, noch viel beschwerlichere Tänze auf dem stürmisch bewegten Meere, denen das Schiff auf der Fahrt von Syra nach Candia hingegeben war.

(Schluß folgt.)

Disquisitio de L. Aelio Stilone, Ciceronis in Rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore.

(Schluß.)

4. Dem Quintilianus war die Schrift des Auctor ad Herennium nicht bekannt. Zwar lesen wir drey Beyspiele, die der Autor zuerst gegeben (eines der gradatio IV. 25, welches gelobt wird, zwey der traductio IV. 14. 21, welche getadelt und verworfen werden) mit denselben Worten bey Quintilianus IX. 3 p. 814. 819 Burm., doch ist dieses noch kein Beweis, daß ihm die Schrift selbst vorlag, da, wie auch van H. bemerkt p. 107, die einmal gang und gäben Beyspiele bey griechischen und lateinischen Rhetoren noch mehr als bey Grammatikern, immer wiederkehren. Er erwähnt öfter Angaben von Theoretikern ohne nähere Bezeichnung durch quidam, alii, Angaben die sich in unserm Autor finden und wo dieser mit jenem unbestimmten Ausdrucke eingeschlossen gedacht werden kann, anderseits aber hat dieser doch manches eigene, was wir bey Quintilianus vergebens suchen, und wovon man sich schwer überzeugen kann, er habe wenn er es kannte, absichtlich davon geschwiegen. Es hat noch niemand die Institutiones oratoriae mit besonderer Beachtung der Bücher ad Herennium durchgegangen, nicht etwa um die übereinstimmenden Stellen nachzuweisen, das hat Spalding und andere vor ihm gethan, sondern um die streitigen Puncte der Theorie aufzuzeichnen, bey welchen Quintilianus dieses alte Lehrbuch wenn er davon Kunde gehabt hätte, gewiß nicht stillschweigend umgangen haben würde; z. B. III. 6, 45 bey der Eintheilung der causae in drey status: secuti Antonium apertius voluerunt eosdem status distinguere, itaque dixerunt coniecturalem, legalem, juridicialem, qui et Verginio placent. Wozu hier die Erwähnung des Verginius, da der Autor nicht nur dieselbe Eintheilung selbst in die Species genau befolgt, sondern auch den Urheber dieser namentlich bezeichnet? II, 1, 11 causarum constitutiones alii quatuor fecerunt, noster doctor Hermes tres putavit esse, non ut de illorum quidquam detraheret inventione, sed ut ostenderet, id quod oportuisset simpliciter ac singulari modo doceri, illos distribuisse dupliciter et bipertito. Wie sollte Quintilianus dieses und vieles andere, wenn er es wußte, anzugeben versäumt haben? Manches Bedenken erregt seine Erklärung der Ciceronischen Rhetorik III, 6, 59. Sed quod ipsius de his libris judicium fuerit, supra dixi; sunt enim velut regestae in hos commentarios quos adulescens deduxerat scholae, et si qua est in his culpa, tradentis est. Gerade das, was die Veranlassung zu diesem Ausspruche gegeben hat, der status negotialis, findet sich bey unserm Autor nicht, und doch ist, wie wir wissen, dieser es, welchen Cicero seinen Büchern zum Grunde gelegt hat, er ist also auch jener tradens nicht, auf welchen die culpa gelegt werden könnte und wir werden dadurch, wenn anders die Aussage von diesen scholae begründet ist, auf anderer Lehrer Unterricht verwiesen.

Diese Bedenken — und ihnen können noch manche andere angereiht werden — machen wir geltend, um bey dem Mangel aller positiven Beweise auf das schwankende und unsichere jeder Annahme hinzudeuten, sie mögen den Commentar zu Westermanns Meynung bilden, daß es am rathsamsten sey, die Frage nach dem Autor auf sich beruhen zu lassen. Weit erspießlicher aber wird es seyn, die Aufmerksamkeit des gelehrten Verfassers dieser Abhandlung auf eine andere Seite dieses Buches, die auch er nicht gehörig gewürdiget, auf dessen inneren Werth zu lenken; man hat gegenüber der Rhetorik des Cicero, in welcher man dasselbe anmuthiger und gelehrter ausgeführt zu finden glaubt, diesen viel zu gering angeschlagen, doch hat niemand mit so vornehmer Verachtung auf dieses Werk herabgesehen, als H. Bernhardy in seiner römischen Litteraturgeschichte S. 23, der es für eine trockene, gerippartige Ausführung nach griechischem Zuschnitt und mit nothdürftiger Kenntniß der älteren lateinischen Litteratur ausgestattet erklärt, aus dessen Geist die Meisterschaft des vorgegebenen Antonius Gnipho nicht hervorleuchte. Ganz anders Joh. Aug.

Digitized by Google

Ernesti, der sich bitter beklagt, daß seine Zeit den Werth dieses Büchleins zu schätzen unfähig sey und es unbedingt für den Unterricht allen andern vorzieht, *) ein Urtheil dem wir völlig beystimmen, nachdem wir durch vielfache Anwendung und Vergleichung mit den Ciceronischen Reden zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die Grundlehren der Theorie nirgends einfacher und faßlicher als hier dargestellt sind; viele verwickelte Puncte bey griechischen und lateinischen Rhetoren, wie z. B. das dritte Buch des Quintilianus über die *στάσεις*, sind uns nur durch das Studium des Autor verständlich geworden. Die Beyspiele zur Figurenlehre im vierten Buche zeigen eine Gewandtheit und Erfindungsgabe, daß man die griechischen Worte, die einen tüchtigen Redner bezeichnen, *οὐδενὸς ἥσσων γνῶναί τε τὰ δέοντα καὶ ἑρμηνεῦσαι ταῦτα*, ohne Scheu von unserm Verfasser aussagen darf; man vergleiche das Beyspiel der notatio cap. 50.; vorzüglich beachtungswerth ist im zweyten Buche die Lehre der constitutio conjecturalis, welche Cicero selbst in seinen schönsten Reden, wie in der Miloniana, sorgfältig angewendet hat und das sind Vorzüge, die man in den Büchern de inventione entweder ganz vermißt oder, wie die Beweisführung und was bey derselben zu meiden ist, nicht mit derselben Kürze, Klarheit und Einfachheit durchgeführt findet. Cicero sucht durch litterär-historische Bemerkungen und Zusätze anderer Art, welche ihm seine philosophischen Studien darboten, dem ganzen ein gefälligeres Aeußere zu geben; der Autor hält sich strenge an den dogmatischen Theil seines Gegenstandes und meidet absichtlich alles was außer diesem liegt; darum hat für die Lectüre jener größere Anmuth, dem Zwecke aber die Theorie zu lernen, entspricht weit mehr dieser, weil er weniger zerstreut. Von der Vorzüglichkeit dieser Rhetorik könnte sich jeder überzeugen, wenn eine Bearbeitung geliefert würde, welche sämmtliche Lehren aus den Reden des Cicero durch gewählte Beyspiele begründete. Dieß wäre um so mehr zeitgemäß, da auch der Text nach den besten und ältesten Handschriften hergestellt, vielfache Aenderung erleiden würde und die Sprache dieses Autors einen color antiquioris aevi trägt, welchem weniges aus dem römischen Alterthume an die Seite gestellt werden kann.

*) Praefat. Edit. p. 5. in iis tota ars rhetorica ad usus discentium breviter et subtiliter descripta est, suntque praeterea ad docendum quidem et ad artem universam cognoscendam ceteris accommodatiores.

Hr. van Heusde hat den Werth seiner Abhandlung dadurch erhöht, daß er die Fragmente des Aelius Stilo und des diesem verwandten Servius Claudius, gleichfalls römischen Ritters, beygegeben hat; ihre Zahl ist nicht groß, die Zusammenstellung aber, da sie eine Uebersicht gewährt, dankenswerth. Claudius oder, wie Suetonius schreibt, Clodius, ist aus Cicero's Briefen ad Attic. I, 20. II, 1. bekannt; die Bibliothek desselben ging an dessen Bruder Paetus über, der sie dem Cicero zum Geschenke machte; er wird als vorzüglicher Kenner der Plautinischen Poesie gerühmt, Epist. ad div. IX. 16. Servius, quem litteratissimum fuisse judico, facile diceret: hic versus Plauti non est, hic est, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum et consuetudine. Dahin gehören auch die wenigen Fragmente welche Varro aus ihm erhalten hat. Von Aelius Stilo waren zwey größere Werke bekannt, die Erklärung der Saliarischen Gedichte, und der XII. Tafeln, beyde Grammatischer Art, er suchte Wörter, welche durch die Länge der Zeit entweder ganz aus dem Gebrauche verschwunden waren oder ihre Bedeutung geändert hatten, seinen Zeitgenossen verständlich zu machen. Grammatisch ist nicht nur, was Varro, Festus, Charisius aus Aelius erwähnen; man könnte denken, diese hätten ihrem Zwecke gemäß nur einzelnes hervorgehoben, aber auch was Cicero, Quintilianus, Gellius anführen, ist derselben Art, ein Beweis, daß sie nichts anderes von ihm kannten, denn die proloquia werden von Gellius als eine von Aelius nur zu eigenem Gebrauche, nicht für Andere bestimmte Einleitung in die Philosophie betrachtet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. Unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Bayern.

(Schluß.)

Von Candia nach Alexandrien war zur bisherigen Reisegesellschaft ein türkisch-ägyptischer Oberst nebst seinem Gefolge gekommen. Bey dieser Gelegenheit erzählt der Prinz (S. 56, 57):

„Nachmittags hatte ich auch Gelegenheit, der religiösen Waschung seines“ (des ägyptischen Obersten) „Schreibers beyzuwohnen, und es freute mich zu sehen, wie wenig er sich durch unsere Neugierde in seinem frommen Treiben irre machen ließ. Unter den Christen giebt es, namentlich in unserem jetzigen Zeitalter, manche, die sich schämen die Gebote der Religion vor den Augen Anderer auszuüben. Das mag hauptsächlich wohl darin seinen Grund haben, weil es heut zu Tage fast zum sogenannten guten Ton gehört, dergleichen entweder als Heucheley oder Beschränktheit auszulegen. Denn man findet leider Viele, welche sich zu schämen scheinen, Religion zu besitzen, indeß bey Völkern andern Glaubens vielmehr ein Jeder Ehre und Pflicht darein setzt, Gott auch öffentlich seine Verehrung zu beweisen.“

Am 17. Februar war endlich das nach solch' beschwerlicher Seefahrt doppelt ersehnte Festland, das herrliche Land des Nils, erreicht. In einem Gallawagen des Vicekönigs ward der hohe Reisende nach dem zu seiner Wohnung bestimmten Palast geführt; in der Melodie, welche der kleine Pfeiffer, der vor dem Hause aufgestellten Ehrenwache blies, erkannte man die eines alten, vaterländischen Gassenliedes, des „eo du lieber Augustin.“ Von der ägyptischen Seemacht und dem Arsenal von Alexandrien spricht unser Reisender sehr rühmlich und erkennt bey dieser Gelegenheit den großartigen, in der Wahl der Mittel glücklichen, in seiner Wirksamkeit weislich berechnenden Unternehmungsgeist des Mehemed Ali hochschätzend an. (S. 68 u. f.)

Die Fahrt zuerst auf dem Machmuts Kanal, dann auf dem majestätischen Nil nach Kairo machte auf das für Naturschönheiten empfängliche Gemüth des Prinzen einen besonders lieblichen Eindruck. Am 22. Februar des Morgens erblickte derselbe zuerst die großen Pyramiden bey Ghizeh und bezog noch an demselben Tage das für ihn in Bereitschaft stehende, trefflich gelegene, mit orientalischer Pracht ausgezierte Palais des Ibrahim Pascha, am Nil, der Insel Rouda gegenüber. Wie eine bunte Theaterdecoration zu einem Feenstücke nach „Tausend und eine Nacht“ erscheint das mächtige Kairo, mit seinen altsarazenischen Formen: „ein Paris des Orients“ (S. 84). In dem koptischen Kloster von Alt-Kairo verhinderte die Furcht der Mönche vor einem türkisch gekleideten Gesellschafter den Anblick jener beyden silbernen Rauchgefäße, welche der Sage nach ein bayerischer Herzog in den Zeiten der Kreuzzüge der dortigen uralten Christenkirche schenkte. In der Beschreibung der Audienzen bey Mehemed Ali, im Lustgarten von Schubra, giebt sich die Feinheit des wohlwollenden, das Gute überall anerkennenden Beobachters kund.

Nach einem Aufenthalte von acht interessanten Tagen in Kairo begann die Nilfahrt hinauf, nach den Herrlichkeiten Oberägyptens. Der Vicekönig hatte hiezu drey seiner schönen Barken verliehen, deren Schiffsmannschaft auf seine Kosten verpflegt wurde. Der Anfang der Reise, am 28. Februar, war von einem Wind aus Norden begünstigt. Bald aber stellte sich auch das gewöhnliche Ungemach ei-

Digitized by Google

ner solchen Reise ein. Die Hitze stieg schon in den ersten Tagen des März bis auf 24° R. im Schatten und mehr denn 35° in der Sonne, dabey waren die Nächte von auffallender Kühle. Bey dem Städtlein Girgeh traf unser Prinz mit einem merkwürdigen Landsmann, dem Baron von H—g aus der Gegend von München, zusammen.

„Sein Benehmen gefiel mir, sowie auch seine Unterhaltung für mich sehr viel Interesse hatte, da er mit ruhiger Einsicht und biederer Offenheit sprach. Ich liebe und ehre das. Wie selten hören wir Fürsten diese Sprache.“

Am 16. März bis zum 17ten des Vormittags weilte man bey Esneh.

„Am Nachmittage hatte ich keinen kleinen Schrecken. Mein Mulatte, Namens Wellington (es war derselbe, welcher im Verlaufe der Reise starb), setzte sich nämlich auf den Rand des Schiffes. In Gedanken lehnte er sich, in einer kleinen Bibel, die ihm auf dem Wege von Patras nach Athen ein nordamerikanischer Missionär geschenkt hatte, lesend, an die in einander gelegten Ruder. Sie gaben nach und er stürzte rücklings ins Wasser, so daß die Barke über ihn hinübergieng. Obgleich er gut zu schwimmen verstand, so hinderten ihn doch seine Kleider und namentlich seine Stiefel am Fortkommen, und ich sah ihn mit Schrecken, immer matter werdend in die Fluth sinken, bis ihn zwey Leute von der Barke erreichten und auf das Schiff zurückbrachten. Er hatte die Bibel noch in der Hand.“

Unterhalb den ersten Katarakten mußten die großen, bequemeren Barken mit kleineren, höchst unbequemen Fahrzeugen vertauscht werden. Der Anblick der unbeschreiblich großartigen Natur der Umgegend des ersten Wasserfalles läßt auf einige Zeit alle Gefahren und Beschwerden der neuen Fahrt vergessen; an den Thorhallen des Nachbarlandes, Nubiens, das man da jenseits betritt, begrüßt den Fremdling der hehre Anblick der Tempelgebäude von Philä. Der Charakter der Natur, wie der seiner Bewohner, erscheint in Nubien ein ernsterer, als der, welcher in Aegypten herrscht. Nur zu lange gab die Windstille, wechselnd mit widrigem Winde, Gelegenheit des neuen Anblickes zu genießen; ein Genuß, der unter solchen Umständen als kein beneidenswerther erschien. Die Kajüte des kleinen Fahrzeuges war so niedrig, daß man sich bey jeder Bewegung mit dem Kopfe an der Decke und Thüre stieß;

„was moralisch wie physisch zu den Hauptunannehmlichkeiten des Lebens gehört, es mag nun an den vergoldeten Wänden des Palastes oder an der rußigen Holzwand einer armseligen Nilbarke geschehen.“

Dazu kam die ägyptische Plage des blutgierigen Ungeziefers und eine fast unerträgliche Glut der Sonne. Die Fahrzeuge mußten beynahe immer gezogen werden. Am 25. März unterlagen die Schiffsleute fast der Anstrengung. Durch Schläge gelang es dem vom Vicekönige beygegebenen Kawas (Janitscharen) mehrere Landleute für die Mithülfe beym Schiffsziehen anzuwerben.

„Wenige Minuten darauf hörten wir sie schon singen. Die Prügel scheinen hier anders als bey uns zu wirken, und die Geprügelten willfährig und fröhlich zu stimmen.“

Ein erquickliches Ausruhen des Geistes gewährte schon bey der Hinauffahrt das Verweilen bey den riesenhaften Tempel-Gebäuden von Ibsambul. Vor der zweyten Katarakte, deren Erreichung das Endziel dieser Reise war, zeigte sich (in Wady Halfa) eine neue, aus Lehm gebaute Festung. Sie gewährt für 1000 Mann Infanterie Schutz und Unterkommen, und dennoch beliefen sich die Kosten dieses ganzen Festungsbaues nur auf 200 Thaler (S. 135). Endlich, am 28. März, war der zweyte Wasserfall erreicht und hiermit der kühne Reiseplan gelungen. Der Name des ersten europäischen Prinzen, der, so weit die Geschichte dieß weiß, bis hieher gekommen, ward, als ehrenwerthes Erinnerungszeichen, einem der Felsen eingeschrieben. Noch am Nachmittag desselben Tages durfte dann die Rückreise angetreten werden, auf welcher sich die Reisenden, wie dieß auch der Unsrige that, gewöhnlich erst die Zeit lassen, die Denkmale der alten ägyptischen Kunst genau zu besehen. In dem kleinen Tempel von Abahuda, oberhalb Ibsambul, haben die Gestalten eines früheren Jahrtausends sich gefallen lassen müssen, das Gewand eines späteren anzunehmen; dieses vormalige ägyptisch-heidnische Gebäude war später zur christlichen Kirche geworden, die alten Wandgemälde der Priester und Könige hatte man ganz einfach durch Hinzumalen einer Bischofs-

Digitized by Google

müße der neuen Bestimmung angepaßt. Die genauere Betrachtung des herrlichen Tempels von Ibsambul bildet den würdigsten Eingang zu dem großen Werke, das die Kunst des alten Aegyptens statt der Worte mit Denkmalen der Götter und Heroen, von hier an den Nil abwärts in die Masse der Felsen geschrieben hat. Wie die Façade jenes Tempels vier gewaltige Kolossen von 61 Fuß Höhe zieren, so gleicht er selber einem prachtvollen Kolosse, der am südlichen Thore dieser uralten Herrlichkeiten steht. Nicht ohne die innigste Theilnahme und das lebendigste Sehnen, dasselbe sehen zu können, was er hier sah, begleitet man den Seher des oberen Nilthales von dem Tempel bey Ibsambul zu jenem von Derr, der verarmten Hauptstadt des jetzigen Nubiens, dann zu jenen von Amada, Sebue, Meharrakah, Dakkeh, Girsche-Hussan und Meroë. Neben und auf den stattlichen Ruinen von Kalabschi erscheinen die Kothhütten der jetzigen Bewohner wie das schimmliche Moos am Stamme und an der Wurzel einer Ceder. — Der Nordwind, den man auf der Hinreise nach den Katarakten so oft vergeblich ersehnt hatte, stellte sich jetzt sehr unerwünscht in solcher Heftigkeit ein, daß er das Fortkommen hinderte oder doch sehr erschwerte. Dabey waren die Lebensmittel bis auf ein zähes, kaltes Huhn aufgezehrt, das indessen in der fröhlichsten Stimmung genossen wurde. Endlich fand man sich am 6. April in Es-souan wieder mit den hier zurückgebliebenen Nilbarken zusammen und hiemit endete der beschwerlichste Theil der oberägyptischen Reise. — Der Anblick des Tempels von Edfu erregte in unserm Reisenden den Wunsch, daß doch ein künftiger Meister der Baukunst dieses hehre Werk mit ihm möchte gesehen und als Vorbild für eigene Werke sich möchte in die Erinnerung geprägt haben. Denn

„das Gute und Schöne nachzuahmen, gereicht in keiner Sache zur Schande."

Die Beschreibung der riesenhaften Trümmer-Welt in der Gegend des alten Theben ist ein getreuer und kräftiger Nachhall der Begeisterung, von welcher der für solche Eindrücke sehr empfängliche hohe Wanderer bey dem Anblick ergriffen wurde. So oft man auch diese wundervollen Werke schon beschreiben hörte und las, vernimmt man dennoch hier mit neuem Vergnügen den Bericht über dieselben.

„Ich fühlte (so spricht er unter andrem von Karnak) in höherem Grade den Werth Mensch zu seyn, und demselben Geschlechte anzugehören, welches die große Idee, die fast übermenschliche Kraft und unbegreifliche Ausdauer gehabt, ein solches Werk zu beginnen und zu vollenden (S. 164)."

— — „Vergleicht man die kolossale Größe, den Ernst und Ehrfurcht gebietenden grandiosen Styl ägyptischer Baukunst, so kann man nicht umhin, selbst auf die Gefahr hin, von der größern Gegenparthey als Barbar verschrieen zu werden, einzugestehen, daß ihr, wenigstens in Hinsicht des ersten frappanten Eindruckes — die griechische nachstehe" (S. 166).

Wir begleiten nun unsern fürstlichen Pilger auch in einigen wenigen Zügen auf seiner Reise nach Palästina. Am 28. April verließ derselbe an der Spitze einer Karawane von 115 Kamelen und Dromedaren die Stadt Kairo, um die Richtung der gewöhnlichen Militärstraße nach Gaza zu nehmen. Schon am andren Tage lagerte man bey Belbeis, am dritten bey Korain. Während bis dahin die Gegend, durch welche der Weg ging, noch immer angebaut und fruchtbar gewesen war, begann nun jenseits des Dorfes Salhieh, das am ersten May erreicht wurde, die eigentliche Wüste. Doch ist auch diese längs der ganzen Militärstraße nach Syrien mit Posthäusern versehen, bey deren einem am 3. May ein Cavallerie-Regiment mit den schönsten arabischen Pferden angetroffen wurde, das hier sein Lager aufgeschlagen hatte.

Schon am 5. May gelangte die Karawane nach El-Arich, dessen Gouverneur den fürstlichen Gast aufs Beste bewirthete; am 7ten war die Gränze von Palästina und hierauf Gaza erreicht. Am 9ten näherte man sich Jerusalem. Die Reiter, welche der dortige Gouverneur dem Prinzen entgegengesendet hatte, brachten die traurige Nachricht mit sich, daß innerhalb der Mauern die Pest ausgebrochen sey. Doch der Anblick der heiligen Stadt überwand jedes Gefühl der Furcht.

„Die tiefste Rührung bemächtigte sich unser Aller. Mit frommer Ehrfurcht, mit einem heiligen, wohlthätigen Gefühle, das ich lange, ja seit den längst verflossenen heitern Tagen meiner Kindheitsjahre nicht mehr empfunden, näherte ich mich den Tho-

Digitized by Google

ren jener Stadt, aus deren Schooße unsere christliche Religion hervorging; jener heiligen Stadt, wo der Heiland der Welt für der gesammten Menschheit Seelenheil den Tod am Kreuze erduldete" (S. 207).

Die Väter des lateinischen Klosters, in dessen neuem Seitengebäude der Prinz seine Wohnung nahm, hatten sich mit großer Vorsicht gegen die Stadt abgesperrt. Auch unser Reisender fand diese Vorsicht für sich und seine Begleiter nöthig. Dennoch machte er sich schon am 10ten zum ersten Besuche des heiligen Grabes auf.

„Bey meinem Eintritte, so erzählt er (S. 211), ertönte der feyerliche Klang der Orgel, deren erhebenden Ton ich so lange vermißte. Doch wie soll ich Worte finden, die tiefe Rührung und geheiligte Stimmung zu beschreiben, die sich meiner Seele bemächtigte, als ich den majestätischen Tempel betrat, als ich am heiligen Grabe selbst in stillem Gebete niedersank. — Die Geister meiner entschlafenen Eltern schienen mich liebend zu umschweben. Es war mir als hörte ich deutlich den Ausruf ihrer Wonne, ihren Sohn hier an der heiligsten Stelle des weiten Erdenkreises zu erblicken, und Thränen der Inbrunst erfüllten mein Auge, das mit höchstem Entzücken auf dem Grabe des Heilandes ruhte. Ich dankte meinem Schöpfer für die Gnade, mich unversehrt an das Ziel meiner Wanderung geleitet zu haben, ich pries Ihn für das lang entbehrte, fromme Gefühl das sich meiner bemächtigte, welches ich in den Zerstreuungen eines vergnügungsreichen Lebens nicht so empfunden hatte, wie es bey einem Manne meines Standes um so eher der Fall seyn könnte, da ihm alle Mittel und jede Gelegenheit zu demselben zu Gebote stehen. Doch niemals wird die Erinnerung an diese erhabenste Stunde meines Daseyns aus meinem Gedächtniß schwinden" (S. 211).

Am 12. May besuchte der Prinz Bethlehem und von hier St. Johann; am 13ten empfieng er, der erste Prinz aus dem Hause Bayern, dem seit mehreren Jahrhunderten dieses widerfuhr, aus den Händen des Reverendissimo den Ritterschlag, der ihn zum Ritter des heiligen Grabes weihete. Noch sind die Schuhe, das goldene Kreuz und das Schwert Gottfrieds von Bouillon, womit der Ritter bey dieser Weihe angethan und umgürtet wird, ein hehres, sichtbares Erinnerungszeichen an die kräftigste Blüthenzeit des christlichen Ritterthums.

Ein Ausflug nach dem todten Meere wurde durch die aus Bethlehem eingegangene Nachricht verhindert, daß in jener Gegend ein Aufruhr ausgebrochen sey. Bey der Abreise von Jerusalem (am 15. May) wurde der Weg an Ramla und Kakun vorüber nach der Ebene Esdrelon genommen. Am 18ten schlug unser Reisender sein Zelt am Brunnen der Maria bey Nazareth auf. Von hier machte er am 20ten einen Ausflug nach dem entzückend schönen Ufer des Tiberiassees. Die Stärkung, welche der hier verlebte Abend — es war, wie er erzählt, einer der seligsten seines Lebens — ihm gewährte, that dem edlen Wanderer im hohen Grade noth, denn bey der Rückkehr nach Nazareth fand er seinen Leibarzt und Freund, den trefflichen Dr. Bayer so gefährlich krank, daß derselbe die Weiterreise nach Akre nicht mehr mitmachen konnte; wenige Tage nachher erhielt er, bey Seida, die betrübende Nachricht, daß dieser treue Gefährte gestorben sey. Eine höchst strenge, lästige Quarantäne umspann dort in der Gegend des alten Sidon die ganze Reisegesellschaft um so beengender, da auch der treue Mulatte Wellington hier von der Pest ergriffen wurde, an der er bald nachher starb. Als eine Freundin und Helferin in der Noth erwies sich damals „den kranken Deutschen" die in der Nähe wohnende, edle Lady Stanhope. Gegen die Qualen einer solchen Quarantäne, in der heißeren Zeit des Jahres, war die von Malta, welche der Prinz auf seiner Heimreise, am 22. Juny bezog, eine wahre Erholungszeit. Am 12. July wurde er auch dieser Haft entlassen, schiffte sich, nach einigen noch frey auf der Insel zugebrachten vergnügten Tagen, am 14. July auf dem Dampfschiffe Winefried nach Neapel ein, und kam, nach einem Aufenthalte von etlichen Wochen in den Städten des schönen Italiens, am 17. September, nach einer Abwesenheit von acht Monaten, wohlbehalten wieder in München an.

So haben wir hier, nur mit etlichen Federstrichen, die Hauptumrisse des farbigen Gemäldes der Reisebeschreibung des Prinzen Maximilian in Bayern gegeben. Wir wollten damit in den Lesern dieser Anzeigen nur den Wunsch erregen, das Bild selber näher und mit eigenen Augen zu betrachten.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nr. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Historische Klasse.

Von einer Sitzung dieser Klasse am 17. Nov. vor. J. haben wir folgende „Bemerkungen zu der Stelle des Tacitus über agri decumates (Germ. XXIX.)" von dem Hrn. O. C. Präsidenten v. Roth, nachzutragen.

Aus den Worten dieser Stelle trans Rhenum Danubiumque wird gewöhnlich (z. B. von Mannert, Germania S. 267) gefolgert, agri decumates seyen nicht nur auf dem rechten Ufer des Rheinstromes, sondern auch auf dem linken der Donau gewesen.

Diese Annahme geht aus den Worten des Tacitus wenigstens nicht nothwendig hervor. Tacitus konnte von den Leuten, die er hier bezeichnet, auch wenn deren keine an der Donau saßen, wohl sagen: Trans Rhenum Danubiumque consederunt. Darin liegt nicht, daß solche Leute über die Donau gezogen seyen, nur, daß sie jenseits der Donau (von Italien aus betrachtet) gewohnt haben, sey es nahe an dem Flusse oder auch in großer Entfernung davon. Die Worte „Trans Rhenum Danubiumque" sollten vielleicht nur eine, durch den Eingang des Buchs für jedermann deutliche, Umschreibung von Germania seyn; nur gebraucht, um dieses Wort hier nicht zu wiederholen. Dabey war Erwähnung der Donau, wenn auch an derselben keine agri decumates lagen, nöthig, um die Vorstellung nicht aufkommen zu lassen, als hätte man solche Landstriche auch zwischen den Anfängen beyder Ströme zu suchen. Denn stände nur trans Rhenum, so wäre das südöstliche Schwaben, welches damals schon unter römischer Herrschaft und ein Bestandtheil der Provinz Rätien war, offenbar nicht ausgeschlossen.

Sind nun die angeführten Worte nicht beweisend für agri decumates an der Donau, so sprechen sie doch auch nicht gegen solche. Aber folgende Gründe scheinen der Annahme entgegen zu stehen:

Erstens. Wo Tacitus von den Inhabern der agri decumates spricht, hat er nur Anwohner des Rheins im Auge. Er bemerkt dieß ausdrücklich c. 41. und es ergiebt sich überdieß aus der ganzen Stellung. Auf die Erwähnung der am rechten Ufer ansäßigen und gleichwohl ausnahmsweise den Römern kriegsdienstpflichtigen Mattiaker, mit welchen er bloß ihrer Verwandtschaft mit den Batavern wegen begonnen hat, folgt die Stelle von den agri decumates. Als die nächsten daran (ultra hos) nennt er die Chatten, die er östlich vom Mittelrhein ansetzt, darauf die Völker am Niederrhein, deren Reihe er c. 34. mit den Worten schließt: Hactenus in occidentem Germaniam novimus. Demnach ist die Gegend, in welcher ihm die agri decumates liegen, die römische Ostgränze, und zwar am Oberrhein.

Zweytens. Bekanntlich war die Vertheilung der römischen Kriegsmacht an den Gränzen Germa-

Digitized by Google

niens höchst ungleich. Sehr stark war das Rheinufer, namentlich von Mainz abwärts, besetzt (praecipuum robur Rhenum juxta. Tac. Annal. IV. 5.); da war es natürlich, daß die Germanen zurückwichen und ansehnliche Strecken Landes öde waren. Ganz anders an der obern Donau, wo nur ein Procurator den Befehl hatte (Tac. Hist. I. 11. III. 5.), und nicht einmal eine Legion stand, nur Raeticae alae cohortesque (Tac. Hist. I. 68.), von denen es, da sie eben daselbst auch auxilia genannt werden, mit Rücksicht auf Annal. IV, 5. (apud idonea provinciarum sociae triremes alaeque et auxilia cohortium) nicht unwahrscheinlich ist, daß sie dem Lande selbst angehörten. Eine so geringe Kriegsmacht in dieser Gegend konnte weder die benachbarten Germanen zum Abzuge vom linken Ufer bringen, noch Ansiedlungen römischer Unterthanen auf demselben befördern. Dazu kommt, daß die Bewohner des linken Ufers Hermunduren waren, (in welchen man, da von einer Vertreibung nichts vorkommt, vielleicht die Vorfahren der Alemannen zu erkennen hat,) die den Römern eben so standhaft ergeben (Tac. Germ. 41.), als diesen die Chatten und übrigen Rheinländer aufsätzig blieben. Dieses freundliche Verhältniß, das Tacitus Ausdrücke nicht gestatten als Schutzherrlichkeit zu deuten, würde für die Römer ohne Zweifel nicht nur gestört sondern aufgehoben worden seyn, hätten sie zu Gunsten von Ansiedlern aus ihrem Gebiet Strecken des linken Rheinufers in Besitz genommen.

Drittens. Als erste Anbauer der agri decumates werden Abentheurer aus Gallien bezeichnet. Eingeschränkt auf das Rheinland hat die Angabe nichts unwahrscheinliches. Ein großer Theil Galliens war stark bevölkert, und der, wie man aus Cäsar weiß (B. G. I, 4. VI, 13.), schon alte Druck der Schulden, der eine Hauptursache des Aufstandes im Jahre 21 war, (Tac. Annal. III, 42. vulgus obaeratorum) stürzte ohne Zweifel viele Leute in eine Armuth, die zur Auswanderung trieb. War auch eine Ansiedlung auf dem rechten Rhein-Ufer nicht ohne Gefahr, sie gewährte doch eine Aussicht, den Unterhalt zu gewinnen, der jenseits nicht zu finden war. Auf die obere Donau hingegen läßt sich jene Nachricht nicht wohl beziehen. Daß Auswanderer aus Gallien vom Rhein her bis an die Donau gezogen seyen, ist eben so wenig wahrscheinlich, als daß solche den Weg dahin durch Helvetien und Rätien genommen haben. Auf Leute aus Rätien selbst zu rathen, verbietet der bestimmte Ausdruck des Tacitus, der nur Gallier nennt. Zudem berechtigt nichts zu der Annahme, daß Rätien Ueberfluß an Bevölkerung gehabt; eher ist das Gegentheil zu vermuthen.

Noch ein Wort über sinus imperii. Dieser Ausdruck, den Hr. Geh. Rath Creuzer (in der gehaltvollen Abhandlung „zur Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Neckar") Winkel des Reichs übersetzt, hat in diesem Sinn genommen vermuthlich zu der Annahme Schöpflins u. a., die agri decumates seyen zwischen dem Rhein und dem Ursprung der Donau zu suchen, den meisten Anlaß gegeben. Mannert versteht darunter nicht einen Winkel, sondern Ausbeugungen; und diese Erklärung, dem erwünscht, der die agri decumates nur längs dem Rhein annimmt, wird durch die Bedeutung unterstützt, in der Tacitus Germ. 35. das Wort sinuare braucht.

In der Sitzung vom 16. März d. J. wurde von dem Herrn Ministerialrath v. Fink gelesen: „Ueber die Landgrafschaft im Nordgau, ein Versuch.

Wir versuchen, aufsteigend vom Pavischen Vertrage, die Beschaffenheit der Landgrafschaft im Nordgau zu erörtern, deren Unterschied von der Markgrafschaft wir bereits anderwärts berührt haben. *)

Der Pavische Vertrag, so wie er von den Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I. i. J. 1329 beurkundet worden ist, enthält nachfolgende Stelle:

„Wür sellen auch vnser tail, vnd Vnser erben die Landgericht alle besitzen, die zu dem Landgericht gehören, daz von dem Landgrauen von dem Leutenberg bekaufft ward, an daz, was zu den guten gehört, zu

*) Versuch einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg. S. 79.

Digitized by Google

Lengenueld: vnd zu dem tail, der nun zu München gelegt ist, das sullen vnser Herr vnd Vetter der Kayser seine kind Ludwig und Stefan: und ir erben selb richten: und die Landgericht: und all andere Gericht selb in iren tail besitzen und richten, oder ir Ambtleut.

Sy sullen auch alle die Landgericht besitzen, die zu der Grafschaft Hirschberg gehörent: vnd damit sullen wür unser tail: vnd vnser Erben nichts ze schaffen haben, doch sullen Wür vnser tail: und unser Erben alle andere Gericht in vnserm tail richten oder vnser Ambtleut." *)

Hier sind die Landgerichte der Landgrafen von Leuchtenberg jenen der Grafschaft Hirschberg entgegengesetzt, und, was besonders bemerkt werden darf, der Gebietstheil von Lengenfeld wird von den ehemals leuchtenbergischen Landgerichten getrennt, und bildet einen nachmaligen gesönderten Landgerichtsbezirk. **)

Man wird sonach annehmen dürfen, daß sich die Landgerichte der Landgrafen von Leuchtenberg einst an der Nabe herab bis an die Donau werden erstreckt haben, wie sie denn unzweifelhaft nach einer dem Kloster Reichenbach ertheilten Befreyung v. J. 1270 ***) auch das linke Nabufer in ihrem Amtsbezirke begriffen hatten. Hierdurch wird zum Theil der Umfang aufgeklärt, den die Landgrafschaft hatte, welche von den Landgrafen Heinrich und Friedrich von Leuchtenberg in den Jahren 1282 und 1283 an Herzog Ludwig den Strengen veräußert worden, †) wobey nicht unberührt zu lassen ist, daß jene Landgrafen das Landgericht und das Geleit als ein herzoglich bayerisches Lehen, besessen hatten. ††)

*) Aettenkhover Gesch. der Herzoge von Bayern. S. 229.

**) Man sehe die Verhandl. des hist. Vereines für den Regenkreis. III. Jahrg. 4. H. S. 342 ff.

***) Mon. Boic. XXVII. p. 65.

†) Reg. IV. p. 196 und 202. Der ganze Umfang der Landgrafschaft (außerhalb der Grafschaft Hirschberg) mag sich so weit als das Vicedomamt Lengenfeld erstreckt haben.

††) cit. Reg. IV. p. 202. Auch die Grafschaft (das Landgericht) Hirsperg war bekanntlich ein Lehen des bayrischen Herzogthumes.

Dieser letzte Umstand möchte zu weiteren Nachforschungen führen.

Wenn nach der kritischen Untersuchung des Professor Moritz *) die in Mon. Boic. XIV. n. III. p. 12, abgedruckte Urkunde v. J. 1123, worin Landgraf Gebhard von Leuttenberg erwähnet wird, unächt ist, und vor 1186 kein Landgraf von Leuttenberg genannt wird; so wird der in Mon. Boic. XIV. p. 408. vorkommende Gebehardus de Lukenberge vorerst nur als Dynaste zu betrachten seyn. Es würde sodann die Frage entstehen, welche Vorgänger das Haus Leuchtenberg in der Landgrafschaft gehabt habe?

Bekannt ist es, daß das Geschlecht der Burggrafen zu Regensburg zugleich eine Landgrafschaft im Nordgau besaß. Dürfte man annehmen, daß mit dem Abgange der Burggrafen zu Regensburg i. J. 1185 das herzogliche Lehen der Landgrafschaft heimfällig geworden; so würde die Belehnung des mit dem Herzoge von Bayern nahe verwandten Hauses Leuchtenberg sehr begreiflich werden, wogegen auch die dem Landgrafen von Leuchtenberg i. J. 1237 ertheilte kaiserliche Bestätigung des Geleites **) kein Bedenken erregen dürfte.

Unter der bisher erwähnten Hypothese würden zunächst die Grafen Heinrich und Otto, welche in den kaiserlichen Urkunden seit 1043 als Grafen im Nordgau vorkommen, ***) als Vorfahrer in der Landgrafschaft zu betrachten, und in dem Geschlechte der Burggrafen von Regensburg, zugleich Landgrafen von Steffling, aufzusuchen und zu finden seyn.

In Ansehung dieser letzterwähnten Landgrafen von Steffling ist nachträglich zu bemerken, daß um das Jahr 1175 ein Streit über ein Gut zu Alwigeshofen vor dem Landgrafen Otto zu Gun-

*) Cod. Trad. Mon. Ensdorf. ad n. 147. not. 18. in v. Freyberg's Samml. hist. Schriften. B. II. H. 2. S. 241 ff.

**) Reg. II. p. 266 u. 268.

***) Reg. I. p. 87 seqq. M. B. XXIX. p. 78 seqq.

Digitized by Google

ſten des Kloſters Ensdorf entſchieden worden, *) was auf die Verhandlung vor dem landgräflichen Landgerichte hinweiſet.

Ueber die Zuſtändigkeiten und Verfaſſung der Landgerichte im Nordgau haben wir anderwärts ausführliche Nachrichten geliefert. **)

Hier möchte es nicht am unrechten Orte ſeyn, ein urkundliches Beyſpiel über das Verhältniß der nordgauiſchen Landgrafen zu den Herzogen von Bayern bemerklich zu machen.

Die Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge in Bayern Ludwig und Heinrich, Gebrüder, ſaſſen im Laufe des Monats November des Jahres 1254 mit ihren Grafen, Freyen und Miniſterialen des Reiches und des Herzogthumes gemeinſchaftlich zu Gericht in Nabburg, wo ſie auf Antrag des Biſchofes von Bamberg das allgemeine Urtheil ausſprachen, daß ohne Erlaubniß des Herrn keine Wälder ausgereutet, weder Lehen noch anderes Eigenthum, Wartes Eigen genannt, veräußert, mit fremden Miniſterialen (de alia familia) keine Heirath eingegangen, und auf anderem Grund und Boden von irgend einem Herrn keine Veſte erbaut werden dürfe. ***)

Verordnungen dieſer Art lagen nach damaliger deutſcher Reichs-Verfaſſung nicht einmal in der Eigenmacht eines Herzoges, viel weniger eines Landgrafen. Beyde hatten keine geſetzgebende Reichsgewalt. Nur nach dem Urtheile der damaligen Stände des Herzogthumes konnte eine Beſchlußfaſſung über eine allgemeine Polizey-Verordnung ſtatt finden, wobey den Landgrafen lediglich die Abgabe ihrer Stimme zuſtehen konnte.

Urſprünglich waren die im Herzogthume Bayern begüterten Biſchöfe, Landgrafen, Grafen und Freyen dem Herzoge als oberſte Kriegsbeamten in Reichskriegen untergeordnet, bis ſich dieſer Verband bey den innern Zerwürfniſſen im Reiche gelöſet hatte, und die Lehenmiliz, nachmals die Soldmiliz des unmittelbaren Reichsdienſtes in den Vordergrund trat.

Weder das Amt des Herzoges noch jenes des Landgrafen hinderte, daß eine große Anzahl von Reichsfreyen in dem Nordgau *) beſtanden hatte. Das freye Eigenthum war es eigentlich, worüber ſich die Zuſtändigkeit der Landgerichte erſtreckte. **) Durch Privilegien konnte dieſe Zuſtändigkeit beſchränkt werden, ***) was zur Veränderung der Reichs-Verfaſſung häufig der Fall war.

* * *

*) Cod. Trad. Mon. Ensdorf n. 127. Alwigeshofen wird heute zu Tage Albertshofen im Landgerichte Hemau ſeyn.

**) Man ſehe die Abhandlungen über das Landgericht Burglengenfeld, (Verhandlungen des hiſtoriſchen Vereins für den Regenkreis III. Jahrgang 4. H.) ſo wie über die Landgerichte Hirſchberg, Sulzbach und Amberg. (Angef. Verh. IV. 1.) und Verſuch einer Geſchichte des Vicedomamtes Nabburg S. 21 u. 106. Man vergleiche auch die Beyträge zur Geſchichte der Grafſchaft Sulzbach in der Zeitſchrift für Bayern und die angränzenden Länder II. Jahrg. 10, 11 u. 12. H.

***) Reg. III. p. 50. v. Lang Jahrbücher S. 156.

*) Ueber die Reichsfreyen im Nordgau iſt das Weitere vorzubehalten.

**) Die angeführten Abhandlungen über die Landgerichte Burglengenfeld, Hirſchberg, Sulzbach und Amberg liefern mehrere Beyſpiele.

***) Beyſpiele ſind in der angeführten Urkunde von 1270. M. B. XXVII. p. 65, in M. B. XXIV. n. 45. p. 64, in dem Verſuche einer Geſchichte des Vicedomamtes Nabburg S. 21 und 107 und in vielen andern Urkunden zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nr. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Historische Klasse.

In der Sitzung vom 16. März d. J. wurde von dem Herrn Ministerialrath v. Fink gelesen: „Ueber die Landgrafschaft im Nordgau, ein Versuch.

(Fortsetzung.)

Ohne für den Bezirk des ehemaligen Nordgaues den erwähnten historischen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, und ohne die Grundsätze der Territorial-Streitigkeiten im 16. Jahrhunderte hier einzuschalten, *) wollen wir eine in den letzten Zeiten der Reichs-Verfassung versuchte Nutzanwendung berühren.

Man hatte in jener letzten Zeit des deutschen Reiches, und (wir können es jetzt gestehen) ohne praktischen Nutzen**) die Landgerichte der Vorzeit, die doch schon längst außer Uebung gekommen waren, ***) als petitorische Entscheidungsgründe für die Landeshoheit geltend zu machen gesucht.

*) Noch im 16. Jahrhundert wurden in den oberpfälzischen Staatsschriften die Landgerichte zu den Criterien der Landeshoheit gezählt. Aber im 17. Jahrhunderte wurde das Territorium nach dem Bezirke der halsgerichtlichen Obrigkeit bemessen. Man vergleiche die Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder II. Jahrgang 12. Heft. S. 260 — 299.

**) Man vergleiche die Druckschrift: die Rechte der Reichsstadt Nürnberg ꝛc. Nürnberg 1804. 8. S. 33 ff.

***) Angeführte Verhandlung. des historischen Vereins. IV. 1. S. 115.

Dermal, da das Reichsgebiet und die Verfassung von Bayern eine andere völkerrechtliche und staatsrechtliche Grundlage als unter der deutschen Reichs-Verfassung erhalten haben, ist die Kenntniß einer ehemaligan Landgrafschaft im Nordgau und ihrer Landgerichte mit ihren Zuständigkeiten freylich bloß der Vergangenheit und ihrer Geschichte anheimgefallen. Wir können jedoch noch immer vergleichen, in welchem Verhältnisse der praktische Rechtssinn der Vorzeit und die theoretische Rechts-Philosophie unserer Zeit bey ihrer Anwendung auf das praktische Leben gegen einander stehen mögen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. März 1839.

1. Herr Geheimer Rath von Wiebeking berichtet über ein in den Lagunen von Venedig statt findendes merkwürdiges Phänomen rücksichtlich der Richtung des Ebbestromes, welches die Adhäsion der Wassertheile an einander unwiderſprechlich beweist. *)

Die Lagunen bey Venedig bilden bekanntlich große Bassins, die während der Fluth täglich mit Wasser gefüllt und während der Ebbe davon

*) Die vom Verfasser dieses Aufsatzes der Akademie mitgetheilte genauere hydrographische Karte kann hier nicht beygegeben werden. Wer aber von dem Local eine bestimmte Kenntniß zu erlangen wünscht, findet diese Karte in dem ersten Bande des Werkes Analyse descriptive, historique et raisonnée des monumens et ouvrages hydrotechniques en Italie par le chevalier de Wiebeking.

Digitized by Google

größtentheils befreyt werden. Die zu meinen Schriften über Wasserbaukunde gehörende genaue Karte giebt eine deutliche Vorstellung von den Lagunen, und der zwischen denselben und dem adriatischen Meere liegenden Inselreihe, Lidi genannt, die das Meer verhindert, in die Lagunen gewaltsam einzubrechen, und die zum Theil mit großen Steindämmen, welche man die Murazzi nennt, gegen die Wuth der Wellen geschützt ist.

Drey Päße in dieser Inselreihe lassen die Fluth in die Lagunen einströmen und die Ebbe aus den Lagunen in das Meer ausfließen. Der eine Paß befindet sich bey Chioggia, der zweyte zwischen den Forts St. Pietro und Alberoni, zugleich die Mündung des Hafens von Malamocco bildend; der dritte Paß befindet sich zwischen den Häfen von St. Nicolo und Erasmo.

Das merkwürdige Phänomen, welches in diesen Lagunen und vielleich sonst nirgends angetroffen wird, besteht nach den Beobachtungen des gelehrten Ingenieurs Hrn. Bisognini, welcher seit einer Reihe von Jahren die hydraulischen Arbeiten Venedig's dirigirt, darin: daß der Ebbestrom aus den Lagunen in vier Richtungen dem adriatischen Meere zuströmt, und daß dieses bey zwey Theilungen zuerst bemerkbar ist. Die Venetianer heißen jede dieser zwey Wasserscheiden Parti Aqua. Der von der einen Wasserscheide beginnende Ebbestrom strömt nach zwey Richtungen dem Meere zu, nämlich nach der einen zur Mündung zwischen den Forts St. Pietro und Alberoni, und nach der zweyten gegen Venedig und den Hafen zwischen den Forts St. Nicolo und Erasmo. Von der zweyten ab strömt die Ebbe nach der Mündung bey Chioggia und zugleich nach der Mündung zwischen den Forts Pietro und Alberoni; endlich strömt nach den Beobachtungen des genannten Ingenieurs, der mich bey meiner dritten Untersuchung der Lagunen im Juny 1837 begleitete, die Ebbe aus den Lagunen mit einer größeren Geschwindigkeit dem Meere zu, als diejenige, womit die Fluth in die Lagunen eindringt. *)

Dieses Phänomen läßt sich so erklären: Zur Zeit, wenn die Ebbe vor der genannten Inselreihe eintrifft, entsteht eine Neigung in den Lagunen von den erwähnten zwey Wasserscheiden ab, und der Ebbestrom des Meeres übt eine anziehende oder einschlürfende Kraft auf das Wasser in den Lagunen aus; somit entsteht eine Rückströmung aus den Lagunen in das Meer, was die Anhaltbarkeit oder Adhäsion der Wassertheile unter sich auf das Unumstößlichste beweist.

Diese höchst merkwürdige Naturerscheinung habe ich zu einem Vorschlage zur Vermehrung der Geschwindigkeit des Wassers in den Canälen der Stadt Venedig, folglich zur Reinigung dieser Canäle und der Luft dieser merkwürdigen Stadt in meinem Werke benützt, das den Titel führt: „Vier Bücher des Wissenswürdigsten der Wasserbaukunde in III Bänden mit zwey Atlas.

Ich beabsichtige nämlich die Anlage eines Molo quer über die Kanäle von Spigno, Campana und Pioveglio. Dieser Damm würde nicht bloß den Canal oder Hafen Malamocco in bestimmte Sectionen einschränken, mithin dessen Geschwindigkeit und Kraft die Stoffe fortzuwälzen vermehren, sondern er würde auch den von den parti aqua kommenden Ebbestrom in die Kanäle von Venedig leiten, welcher durch dieselben strömen müßte, um sich dann in die Seemündung zwischen den Häfen St. Nicolo und Erasmo zu werfen. Insofern aber die größten Seeschiffe in den natürlichen Kanälen Spigno und Fisolo eine hinlängliche Tiefe und vortrefflichen Ankergrund fänden, daß man daselbst eine Flotte stationiren könnte, so soll nach meinem Vorschlage eine für den Durchgang der Schiffe hinreichende Oeffnung in dem Molo gelassen werden.

Es ist hier nicht der Ort, meinen Vorschlag über die Verbesserung der Mündung von Mala-

*) Bey Venedig beträgt der Unterschied der ordinären Fluth und der Ebbe, nämlich vor dem Meerdamm vor Malamocco, drey Fuß, — in den Lagunen, d. h. vor Venedig und in seinen Canälen, nur zwey Fuß. Die Stromfluthen des Meeres steigen aber vor den Lidi 10 Fuß über die ordinäre Fluth in den Lagunen, und 5 1/2 Fuß höher, als vor Venedig; sie überströmen die Quai längs Venedig und den Markusplatz. —

mocco noch näher und die Construction dieses Molo weiter zu erörtern. Sollte sich aber ein Leser dieses Aufsatzes bewogen finden, davon nähere Einsicht zu nehmen, so findet derselbe diese Vorschläge, so wie eine umständliche Beschreibung der Häfen, Inseln und Lagunen, und der berühmten Murazzi bey Venedig in dem dritten Bande meines Werkes: Vier Bücher des Wissenswürdigsten der Wasserbaukunde.

Endlich bemerke ich noch, daß ich, als Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich mich im Jahre 1803, in der Epoche wo ich in den Oesterreichischen Kaiserstaaten das Bauwesen dirigirte, nach Venedig sandte, um die Mittel, Venedig gegen die hohen Sturmfluthen zu sichern ausfindig zu machen, daß ich zwischen dem Lazareth und dem Fort St. Andrea einen Damm vorschlug, und daß derselbe wirklich angelegt ist und zum Schutze Venedigs gegen die Sturmfluthen wesentlich beyträgt.

---

2. Herr Konservator Dr. Vogel giebt Nachricht über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur und das Bleichen der sauren Indigo-Auflösung durch Aether.

Es ereignet sich sehr oft, daß ein filtrirtes Lacmus-Decoct nach einiger Zeit seine blaue Farbe gänzlich verliert und ins Hellbraune oder Weingelbe übergeht, ein Farbenwechsel, welcher schon von mehreren Chemikern wahrgenommen wurde.

Diese Entfärbung findet vorzüglich dann statt, wenn die Lacmus-Tinctur in gut verschlossenen und damit ganz angefüllten Flaschen einige Monate aufbewahrt und in Ruhe gelassen wird.

Die gelb gewordene Tinctur ist aber mit diesem Farbenwechsel noch nicht verdorben oder unbrauchbar geworden, sondern nimmt ihre ursprüngliche blaue Farbe unter verschiedenen Umständen wieder an.

Dieß geschieht erstlich dann, wenn sie der Luft ausgesetzt oder in einer Flasche mit Luft geschüttelt wird.

Auch durch Erwärmen bis zu einer Temperatur von + 40° R. kann in der entfärbten Flüssigkeit die blaue Farbe schnell und gänzlich wieder hergestellt werden, wenn sich in der Glocke nur einige Luftbläschen befinden.

Obgleich es alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die freywillig entfärbte Tinctur durch Oxydation an der Luft wieder blau wird, denn es bildet sich zuerst auf der Oberfläche der Flüssigkeit ein gefärbter blauer Ring, so muß doch wohl nur eine ganz geringe Menge Sauerstoff dazu hinreichend seyn, um die Farbe wieder herzustellen, denn als die gelb gewordene Tinctur unter einer Glocke mit Luft über Quecksilber gebracht wurde, nahm sie bald ihre ursprüngliche blaue Farbe wieder an, ohne daß dabey eine bemerkbare Verminderung des Luft-Volumens wahrzunehmen war.

Da das Lacmus Spuren von animalischen Substanzen enthält, so hätte man glauben sollen, daß die Entfärbung durch eine allmählige Zersetzung, respect. Fäulniß, hervorgebracht werde, und daß sich dann etwas kohlensaures Ammonium gebildet haben könne, allein diese Vermuthung wurde durch die dießfalls angestellten Versuche nicht bestätigt.

Da ferner in den im Handel vorkommenden Lacmus-Sorten etwas schwefelsaures Kali vorhanden ist, so schien es möglich und sogar wahrscheinlich, daß im Falle einer allmähligen Zersetzung dieses Salzes die Lacmus-Tinctur gebleicht werden könne. Von dem Vorhandenseyn obgleich in geringer Quantität des schwefelsauren Kali in dem angewendeten Lacmus überzeugte man sich durch die dazu geeigneten Versuche.

Die allmählige Zersetzung des schwefelsauren Kali's durch das organische blaue Pigment und namentlich der daraus entstehende Schwefelwasserstoff dürfte deßhalb wohl als nächste Veranlassung der Entfärbung der blauen Tinctur zu betrachten seyn.

Indessen als bey fortgesetzten Versuchen in einer solchen von selbst entfärbten Lacmus-Tinctur die Gegenwart von Schwefelwasserstoff nicht

Digitized by Google

aufgefunden werden konnte, so schien es nicht vollkommen erwiesen, daß das Entfärben auch wirklich dem allmählig sich bildenden Schwefelwasserstoff zuzuschreiben sey.

Allein da einige Tropfen hydrothionsaures Wasser, welche mit einer großen Menge Lacmus-Tinctur einige Tage in einer damit ganz angefüllten Flasche verschlossen aufbewahrt werden, hinreichend sind, der Lacmus-Tinctur die blaue Farbe zu nehmen und da in einer auf diese Weise entfärbten Tinctur die Gegenwart des Schwefelwasserstoffes ebenfalls durch Bleypapier nicht nachgewiesen werden konnte, obgleich dieselbe an die Luft gestellt, gleich wieder blau wurde, so ist diesem Resultate zu Folge wohl nicht mehr zu zweifeln, daß die geringe Menge von Schwefelwasserstoff, welche sich durch die successive Zersetzung des in der Lacmus-Tinctur enthaltenen schwefelsauren Kali's bildet, die Entfärbung des blauen Pigments einleite, daß dasselbe aber gleich nach seiner Bildung dadurch wieder zersetzt werde.

Aus diesem Grunde konnte nun auch der Schwefelwasserstoff nicht gefunden werden, weil er sich unmittelbar nach seiner Entstehung wieder zersetzt, indem er zur Desoxydirung und Entfärbung des blauen Pigmentes verwendet wird.

Das Desoxydiren oder Entfärben des rothen in Wasser aufgelösten Stoffes aus dem Fernambuc-Holz (Bresilin) kann ebenfalls durch hydrothionsaures Wasser in verschlossenen Gefäßen schnell hervorgebracht werden; zum Bleichen der Hämatin-Auflösung aus Campechen-Holz wird indessen ein längerer Zeitraum erfordert und in dem mit heissem Wasser bereiteten concentrirten Infusum der blauen Blumen vom Rittersporn (Delphinium Ajacis) konnte mit hydrothionsaurem Wasser vermengt nach Verlauf von 14 Tagen keine merkliche Entfärbung hervorgebracht werden.

Hieran knüpft sich folgende Beobachtung:

Wenn man Aetherdämpfe in eine verdünnte schwefelsaure Indigo-Auflösung streichen läßt, so wird dieselbe davon entfärbt.

Am sichersten geht diese Entfärbung von Statten, wenn man Aether in einem Kolben, welcher mit einer gekrümmten Röhre versehen ist, aufkocht und dann den Kolben schnell abkühlt, so daß die Indigo-Auflösung, in welche die Röhre taucht, durch den Druck der Luft in den Kolben getrieben wird.

Als aber bey einer andern Gelegenheit die Entfärbung der Indigo-Tinctur absichtlich bewirkt werden sollte, konnte dieselbe nicht so schnell und vollständig wieder hervor gebracht werden. Da nun zu diesem direkten Versuch ein sehr reiner und noch einmal über Kali rectificirter Aether angewendet war, und mit demselben die Indigo-Auflösung nicht so leicht entfärbt werden konnte, so gab dieß zu der Vermuthung Veranlassung, daß der früher angewendete Aether fremde Substanzen, wie Weinöl oder Aldehyd enthalten habe, und es schien deßhalb, daß die Entfärbung des Indigo's wohl einer dieser fremden Substanzen mehr als dem Aether selbst zugeschrieben werden dürfte.

Aus diesem Grunde wurden zu einer verdünnten Indigo-Auflösung in einer Flasche einige Tropfen Aldehyd gesetzt, wodurch die blaue Farbe nach einigen Tagen smaragdgrün wurde, dann ins Blaßgrüne überging und zuletzt größtentheils wo nicht gänzlich entfärbt wurde, aber doch noch einen Stich ins Bräunliche behalten hatte.

Da der angewendete Aldehyd das nur einmal rectificirte Produkt der Destillation aus Schwefelsäure und Weingeist über Manganhyperoxyd war, und folglich noch Alcohol enthielt, so bediente man sich nun des Aldehyds, welcher aus seiner krystallischen Verbindung mit Ammonium abgeschieden worden war, und mit diesem reinen Aldehyd ließ sich eine verdünnte Indigo-Tinctur, welche mit etwas Aldehyd in einer Flasche geschüttelt wurde, in einigen Minuten gänzlich entfärben.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nr. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. März 1839.

2. Herr Konservator Dr. Vogel giebt Nachricht über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur rc.

(Fortsetzung.)

Die blaue Auflösung war schwach strohgelb geworden und konnte durch Aufkochen, wodurch das Aldehyd verflüchtigt wurde, nicht wieder zu der ursprünglichen blauen Farbe zurückgeführt werden.

Eben so wenig kam die blaue Farbe wieder zum Vorschein, wenn ich die gelblichte Flüssigkeit unter Zusatz von Kali oder rothem Quecksilberoxyd aufkochte. Beym Abdampfen blieb eine braune humusartige Materie zurück.

Diese Entfärbung des Indigo's findet indessen nur dann statt, wenn er in Schwefelsäure aufgelöst und mit vielem Wasser verdünnt ist. Der mit Wasser fein abgeriebene Indigo läßt sich durch Aldehyd nicht entfärben.

Es ergiebt sich folglich hieraus, daß die Entfärbung einer schwefelsauren Indigo-Auflösung durch heißen Aether wohl bewirkt werden kann, daß aber mit einer geringen Menge Aldehyd diese Entfärbung viel schneller vor sich geht, und zwar ohne daß es nöthig wäre, dabey die Temperatur zu erhöhen.

3. Herr Conservator Dr. Steinheil theilt nachstehende Notiz über seine neue Drahtwage mit.

Seitdem Bessel in seiner Abhandlung über die Länge des einfachen Secundenpendels die Aufhängung in Stahlfedern theoretisch gerechtfertiget, und die Erfahrung den Gang solcher Uhren als vorzüglich bezeichnet, hat Professor Weber in Göttingen mehrere Wagen zu physikalischen Wägungen construirt, welche auf demselben Princip beruhen.

Auch Prof. Neumann in Königsberg stellte ähnliche Versuche an, die wie die Weber'schen, in Bezug auf Leistung wohl nichts zu wünschen lassen, aber noch nicht jenen Grad von Bequemlichkeit in der Handhabung solcher Wagen gewährten, die der Beobachter bey einem Instrumente verlangen darf, was so oft benutzt wird als eine Wage.

In dieser letzten Beziehung habe ich hier eine Stahlfederwage construirt und ausführen lassen, welche ich der Classe vorzulegen mir die Ehre gebe.

Die Anforderung an eine gute Wage zu physikalischen Bestimmungen ist im Grunde sehr einfach. Man muß, um alle Fehler des Instrumentes zu eliminiren, natürlich Gewicht und Sache auf derselben Schale wechseln lassen. Wenn dieses geschehen kann, ohne irgend etwas an dem Zustanden zu ändern und nach dem Wechsel die Neigung des Balkens wieder genau dieselbe ist, oder nur um bekannte Kleinigkeiten abweicht, so ist der Anforderung entsprochen, um so besser je weniger Zeit und Sorgfalt zu dieser Operation gehört. Unsere jetzigen Wagen scheinen jedoch nicht von diesem Gesichtspuncte aus construirt, denn sonst hätte man gewiß nicht allgemein die Waagschalen gehoben und alle Berührungspuncte für 2 zusammengehörige Wägungen geändert.

Dieses kann bey der Drahtwage vermieden werden, wenn man die Schaalen, statt zu heben, im Gegentheil in der Lage des Gleichgewichtes festhält und so also dieselbe Spannung aller Theile

erhält, bis auch die zweyte Wägung gemacht ist. Darauf und auf die Vermeidung kleiner Gewichte, deren Auflegen immer unbequem ist, gründet sich diese Wage.

Der Wagebalken besteht aus zwey parallelepipedischen Messingstücken, welche rechtwinklicht auf einander geschraubt sind. Er ist durch einen Quersattel gehalten, der zwey gehärtete Stahldrähte faßt, an welchen der Balken schwingt.

An beyden Enden sind ebenfalls ähnliche Stahldrähte eingeklemmt, an welchen die Schalen hängen. *)

Die Länge der Balken ist mit einer Scala von 200 genau gleich großen Theilen versehen. Längs dieser Scala hin kann ein Laufgewicht von einer Gramme, durch einen Arm mit Hacken, die in das Laufgewichtchen eingreifen, aufgehoben und verstellt werden, ohne den Kasten der Wage zu öffnen, ja selbst ohne die Wage zu sperren. Die Verstellung dieses Gewichtes giebt also nach dem Princip der Schnellwage alle Theile des zu Wägenden die kleiner sind als = 1 Gramme, und zwar so, daß man unmittelbar Milligrammen abliest. Dabey erträgt die Wage 6 Pfd. Belastung.

Um nun zu sperren, ist im Bodentheil des Kastens ein Hebelapparat angebracht, der durch Umdrehung einer Schraube um wenige Grade die Schalen von unten fest hält, so daß Gewichte aufgelegt und abgenommen werden können, ohne in der Spanunng des ganzen Systems irgend etwas zu ändern, oder Erzitterungen herbeyzuführen. Diese Hemmungsart ist höchst bequem und kann in kürzerer Zeit als irgend eine andere uns bekannte Hemmung ausgeführt werden. Die Indices am Balken zeigen, wenn dieser wieder dieselbe Neigung hat, und lehren, im Falle man genauer wägen will als die Ablesung der Theilung des Laufgewichts es giebt, noch kleinere Theile kennen. Zur Bestimmung des specifischen Gewichtes, d. h. zu Wägungen in Wasser, ist ein eigener einfacher Apparat vorhanden. Man bildet nämlich nur eine Brücke über die Schale, über welcher an einem Haar der Körper aufgehängt ist, setzt auf diese ein Glas mit Wasser und bewegt durch eine Schraube dieses aufwärts bis der Körper ganz in Flüssigkeit eingetaucht ist. So kann, ohne an der Wage zu ändern, auch im Wasser gewogen werden. Die Hauptvortheile dieser Wage bestehen, meiner Meynung nach, darin, daß die feinen Stahldrähte, auch wenn sie rosten sollten, doch gleich empfindlich bleiben, während Schneiden oder Kugeln unbrauchbar werden, ferner daß sich nie Staub ansetzen kann, der eine Trägheit veranlaßt, ferner, daß im Falle ein Draht durch zu schweres Auflegen wirklich reissen sollte, er leicht durch einen neuen zu ersetzen ist, endlich daß die Waage viel einfacher, dauerhafter und wohlfeiler wird als die jetzigen, dabey jede gewünschte Empfindlichkeit leicht und leicht und schnell zu handhaben ist, auch keine kleinen Gewichte verlangt.

*) Die Empfindlichkeit der Wage oder die Schwingungsdauer wird durch eine Schraube regulirt, welche die Höhe der mittleren Suspension ändert.

Alle diese Vortheile, hoffe ich, sollen ihr, wenn sie recht bekannt werden wird, bald vielfachen Eingang verschaffen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. **Fuchs** berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, und das Verhältniß von Eisenoxyd und Eisenoxydul darin auszumitteln; und schließt mit Bemerkungen über ein Eisenphosphat von Rabenstein bey Bodenmais.

Seitdem wir am kohlensauren Kalk oder kohlensauren Baryt ein Mittel kennen, das Eisenoxyd vom Eisenoxydul mit aller Schärfe zu scheiden, hat es in vielen Fällen keine Schwierigkeit mehr, das quantitative Verhältniß dieser Oxyde zu bestimmen, wenn sie zusammen in Verbindung mit anderen Substanzen vorkommen *) Es giebt aber auch Fälle, wo

*) S. hierüber neues Jahrb. der Ch. u. Phys. Jahrg. 1831. Bd. II. S. 184.

Digitized by Google

sich dieses Verfahren nicht anwenden läßt, z. B. wenn Phosphorsäure vorhanden ist; und in diesem Falle befand ich mich unlängst, als ich ein Mineral von Rabenstein zu untersuchen bekam, worin mich die vorläufige qualitative Untersuchung Phosphorsäure, Eisenoxyd und Eisenoxydul erkennen ließ. Da die bekannten und in diesem Falle anwendbaren Methoden umständlich sind, und mir auch nicht sicher genug schienen, so bemühte ich mich eine andere, einfachere und zugleich zuverläßige ausfindig zu machen; und dieses ist mir, wie ich glaube, gelungen.

Diese Methode, welche nicht nur in dem gegebenen Falle anwendbar ist, sondern überhaupt zur Bestimmung des Eisengehalts verschiedener Körper dient, will ich hier mittheilen, und dann auch Einiges über das angeführte Mineral von Rabenstein sagen.

Sie gründet sich darauf, daß die Salzsäure, wenn der Luft der Zutritt nicht gestattet wird, gar kein Kupfer aufzulösen vermag, daß sie aber davon, wenn Eisenoxyd hinzukommt oder vorher schon darin enthalten ist, einen, diesem entsprechenden, Theil auflöset.

Dabey wird einerseits salzsaures Eisenoxydul, oder, wenn man lieber will, Eisenchlorür, andererseits salzsaures Kupferoxydul oder Kupferchlorür gebildet. Wenn man nun ein genau gewogenes Quantum von Kupfer in eine Auflösung von salzsaurem Eisenoxyd einträgt und so lange kocht, bis sich kein Kupfer mehr auflöst, die Flüssigkeit dann abgießt und das unaufgelöste Kupfer mit Wasser gut abwäscht, trocknet und wägt, so erfährt man durch den Gewichtsunterschied, wie viel Kupfer aufgelöst worden.

Hiemit hat man Alles, was man zur Bestimmung des in der Salzsäure aufgelösten Eisenoxyds braucht; denn man darf nur mit der stöchiometrischen Zahl des Eisenoxyds (= 40) die aufgelöste Kupfermenge multipliciren und das Product mit der stöchiometrischen Zahl des Kupfers (= 31,7) dividiren. Der Quotient zeigt die Menge des Eisenoxyds an, welches in der Auflösung befindlich war. Es verhält sich nämlich die stöchiometrische Zahl des Kupfers zur stöchiometrischen Zahl des Eisenoxyds, wie sich verhält das aufgelöste Kupfer zu x, d. i. zum Eisenoxyd, was bestimmt werden soll.

Will man das dem Eisenoxyd entsprechende Eisen-Quantum wissen, so darf man nur für die stöchiometrische Zahl des Eisenoxyds die des Eisens (= 28) einsetzen; die Rechnung bleibt übrigens die nämliche.

Wenn Eisenoxyd und Eisenoxydul zugleich in einem Körper vorhanden sind, so muß man, um jedes zu bestimmen, zwey Versuche machen. Bey dem einen wird die salzsaure Auflösung sogleich mit Kupfer gehörig gekocht, wodurch man herausbringt, wieviel Eisenoxyd darin ist; bey dem anderen wird zuerst das vorhandene Eisenoxydul auch auf das Maximum der Oxydation gebracht und im Uebrigen so verfahren wie vorhin gesagt wurde. Von dem bey letzterem Versuche ausgemittelten Eisenoxyd wird das bey ersterem ausfindig gemachte abgezogen und der herausgebrachte Rest durch Rechnung auf Eisenoxydul reducirt.

Ich will nun angeben, was zu thun und zu beobachten ist, um die Versuche gut durchzuführen und zuverläßige Resultate zu erhalten.

1. Was das, bey diesen Versuchen in Anwendung zu bringende Kupfer anbelangt, so muß es rein, und insbesondere eisenfrey seyn. Es ist daher rathsam, sich dasselbe aus Kupfervitriol durch Präcipitation mittelst Eisen und Auskochen des Präcipitats mit Salzsäure zu bereiten. Dieses wird zusammengeschmolzen und dann zu Blechen ausgewalzt, welche in 3 — 4 Linien breite Streifen, geschnitten werden. Diese müssen vor dem Gebrauche nochmals mit Salzsäure ausgekocht werden, weil ihnen fast immer etwas Kupferoxydul anhängt, wodurch, wie leicht einzusehen ist, die Versuchs-Ergebnisse unrichtig würden. Wie viel man bey jedem Versuche Kupfer anwenden muß, so daß stets noch ein nicht unbedeutender wägbarer Theil unaufgelöst bleibt, wird man leicht bemessen können, wenn man bedenkt, daß, wenn sich 100 Theile Eisenoxyd in der Auflösung befänden, 80 Theile Kupfer völlig consumirt würden und daß, wenn man 100 Theile metallisches Eisen auflösen und auf das

Maximum der Oxydation bringen würde, von 114 Theilen zugesetzten Kupfers nur sehr wenig unaufgelöst zurückbleiben könnte.

2. Die Salzsäure, welche rein und ziemlich concentrirt seyn muß, ist im Uebermaß anzuwenden — nicht nur darum, daß sie während der Operation, wobey immer ein bedeutender Theil verflüchtigt wird, bis an's Ende in hinreichender Menge vorhanden sey, sondern auch, damit das sich bildende salzsaure Kupferoxydul dadurch aufgelöst erhalten werde. Mann kann auch, wenn man es für nöthig erachtet, gegen das Ende der Operation etwas Salzsäure nachtragen; sie muß aber erwärmt oder mit heißem Wasser versetzt seyn.

3. Um alles in der Auflösung befindliche Eisen oder dessen Oxyd genau bestimmen zu können, muß, bevor das Kupfer eingetragen wird, alles auf das Maximum der Oxydation gebracht seyn, weil sonst, wie leicht zu begreifen ist, ein zu geringer Eisengehalt angezeigt würde. Man bedient sich zu diesem Zweck gewöhnlich der Salpetersäure; allein diese ist hier nicht anwendbar, weil ein Ueberschuß derselben, selbst wenn die Flüssigkeit fast bis zur Trockniß abgedampft wird, nicht ganz entfernt werden kann, und dadurch auch ein Theil des Kupfers in Salzsäure auflöslich gemacht würde. Man muß daher entweder Chlorgas durch die Auflösung strömen lassen, oder, was weit bequemer ist, derselben chlorsaures Kali in hinreichender Menge zusetzen, — nicht in Pulverform, sondern in Krystallen, weil sonst die Zersetzung dieses Salzes zu rasch und mit starkem Aufwallen der Flüssigkeit erfolgt und viel chlorige Säure wirkungslos davon geht. Man hat sich dabey sehr in Acht zu nehmen, um nichts von den sich entwickelnden Dämpfen einzuathmen.

Hierauf muß man die Flüssigkeit zum Sieden bringen, und 3 — 4 Minuten lang darin erhalten, um alles Chor oder Chloroxyd zu verjagen. Dann darf man erst das Kupfer zusetzen; was aber nicht während des Siedens geschehen darf, weil dadurch ein starkes Aufwallen der Flüssigkeit verursacht würde, wobey leicht einiger Verlust statt finden könnte, der, so gering er auch wäre, den Experimentator bestimmen müßte, den Versuch als einen verunglückten zu betrachten und einen neuen anzufangen. Wenn die Flüssigkeit nur wenig abgekühlt ist, so daß sie nicht mehr siedet, so kann ohne Gefahr das Kupfer eingetragen werden. Rathsam ist es jedoch, besonders, wenn viel Eisenoxydul vorhanden war, sich vorher zu überzeugen, ob alles in Eisenoxyd verwandelt worden. Dieses geschieht dadurch, daß man mittelst eines Glasstabes einen Tropfen von der Flüssigkeit herausnimmt, und in eine geringe Menge einer Auflösung von Kaliumeisencyanid bringt. Wird diese dadurch braun, so kann man überzeugt seyn, daß sich alles Eisen auf dem Maximum der Oxydation befindet; wird sie aber bläulich, so ist es ein Zeichen, daß noch Eisenoxydul vorhanden ist, und es muß noch etwas chlorsaures Kali zugesetzt werden. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß diese Probe bey dem Versuche nicht zu machen ist, bey welchem man bloß das neben dem Oxydul vorhandene Oxyd bestimmen will, wobey auch das Chlor oder chlorsaure Kali keine Anwendung findet.

4. Während der Operation ist dafür zu sorgen, daß die Luft nicht einwirken kann. Deßhalb muß man, wenn das Kupfer eingetragen ist, die Flüssigkeit so schnell als möglich zum Sieden bringen und dieses ohne Unterbrechung fortsetzen. Darum muß man auch die Operation in einem Kolben vornehmen, der aber doch ziemlich geräumig seyn muß, damit nicht bey dem bisweilen statt findenden Aufstoßen der Flüssigkeit, etwas hinausgeschleudert wird.

5. Als Kennzeichen für das Ende der Operation dient die Farbe der Flüssigkeit. Bald nachdem das Kupfer zugesetzt worden, wird sie dunkelbraun; nach einiger Zeit hellt sie sich aber auf und wird blaß gelblich grün. Wenn man beym fortgesetzten Kochen keine weitere Veränderung bemerkt, so kann man die Operation für beendigt ansehen. Bey der darauf folgenden Verdünnung mit Wasser, muß sie sich wasserklar zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nr. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. Fuchs berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

6. Um die Auflösung von dem unaufgelösten Kupfer zu entfernen, gießt man heisses Wasser zu, und füllt den Kolben ganz damit an. Dann gießt man Alles sogleich ab und wiederholt dieses noch einmal. Zuletzt wird das rückständige Kupfer, was gewöhnlich einen bräunlichen Anflug hat, mit kaltem Wasser abgewaschen, bey etwas erhöhter Temperatur getrocknet und gewogen; worauf die Berechnung folgt, wie oben schon gesagt wurde.

Wenn man alles dieses genau beobachtet, was keine Schwierigkeiten hat, so wird man bey mehrmaliger Untersuchung des nämlichen Körpers so übereinstimmende Resultate erhalten, als man nur wünschen kann. Zudem hat dieses Verfahren noch das Gute, daß die gewöhnlichen Nebenbestandtheile der Eisensteine keinen nachtheiligen Einfluß dabey ausüben und der Bestimmung des Eisengehalts nicht hinderlich sind. Es können, so viel ich bis jetzt erfahren habe, ohne Nachtheil für diesen Proceß vorhanden seyn: Kieselerde, Thonerde, Bittererde, Kalk, Titanoxyd, Manganoxydul, Phosphorsäure, Schwefelsäure ꝛc., indem bey ihrer Gegenwart nicht mehr und nicht weniger Kupfer aufgelöst wird, als wenn sie nicht vorhanden sind. Auch das Manganoxyd und Manganhyperoxyd kann nicht schaden, da es bekanntlich beym Auflösen in der Wärme in Manganoxydul verwandelt wird. Ja, man könnte sich wahrscheinlich desselben mit Vortheil bedienen, um das Eisen auf das Maximum der Oxydation zu bringen, wenn es selbst ganz eisenfrey wäre.

Die Arseniksäure verhält sich nicht so indifferent wie die eben genannten Substanzen, es entstehen nämlich auf den Kupferblechen schwärzlich graue Schuppen, welche sich leicht ablösen und vor dem Löthrohr auf Kohle zu einem weißen und spröden Metallkorn (Arsenikkupfer) schmelzen. Dieses bemerkte zuerst Hr. Oberbergamtsassessor Bezold, welcher einen Arseniksäure-haltigen Brauneisenstein von Langenborn bey Kahl nach dieser Methode untersuchte. Ob sich auf diese Weise alles Arsenik abscheiden und quantitativ bestimmen läßt, kann ich noch nicht sagen; jedenfalls verräth sich dadurch seine Gegenwart.

Wir haben demnach hiemit eine Eisenprobe auf nassem Wege, welche sich hinsichtlich der Genauigkeit gewiß mit den beßten auf trockenem Wege messen kann, eine Probe, die nicht kostspielig ist, und keinen großen Zeitaufwand fordert, indem in Zeit von 2 Stunden leicht Alles dabey abgemacht werden kann, wenn man alle Requisiten dazu bey der Hand hat. Diese Methode dient aber nicht bloß die Eisensteine zu probiren, sondern auch den wahren Eisengehalt von Gußeisen und andern Eisen-Sorten auszumitteln und sie in dieser Hinsicht mit einander zu vergleichen.

Aus der vom unaufgelösten Kupfer abgegossenen Flüssigkeit kann man mit Eisen das Kupfer niederschlagen, um sich zu neuen Versuchen reines Kupfer zu bereiten; man kann auch Eisen und Kupfer zusammen durch Schwefelwasserstoff-Ammoniak abscheiden, um nachher in der Auflösung noch an-

Digitized by Google

dere Bestandtheile, welche man in dem, in Arbeit genommenen Eisen oder Eisenstein vermuthet, aufzusuchen.

Ich will nun einige Versuche anführen, welche ich größtentheils bloß in der Absicht anstellte, um diese Methode in Hinsicht ihrer Zuverläßigkeit zu prüfen. Dazu könnte am besten ganz reines Eisen dienen; denn wenn man dieses in Salzsäure auflösete und auf das Maximum oxydirte, so müßte hernach durch das aufgelöste Kupfer wieder eben so viel oder wenigstens sehr nahe so viel angezeigt werden, als man zum Versuche genommen. Da es aber kein solches Eisen giebt, so muß man sich zu diesem Zwecke mit solchen Sorten begnügen, welche nach ihren physischen Eigenschaften zu urtheilen als nur sehr wenig verunreinigte zu betrachten sind. Kommen nun damit bey diesem Verfahren solche Resultate heraus, daß sie den bisherigen Erfahrungen nicht widersprechen, und findet auch die Theorie dagegen nichts einzuwenden, so wird man dasselbe als hinreichend bewährt betrachten können, und ihm vielleicht vor manchen andern Methoden, den Eisengehalt zu bestimmen, den Vorzug einräumen dürfen.

Ich machte also zuerst mit mehreren Sorten von geschmeidigen Eisen einige Versuche, und gieng dann zu anderen über. Hievon will ich nur wenige als Beyspiele angeben.

1. 50 Gran sehr weiches englisches Eisen, welches ich vom Hrn. Hofmusikus Böhm erhalten hatte, wurden in Salzsäure aufgelöst und mittelst chlorsaurem Kali auf das Maximum oxydirt. Dazu wurden 85,8 Gran reines Kupfer gesetzt, wovon 29,6 Gran unaufgelöst blieben und mithin 56,2 Gran sich aufgelöst hatten.

Berechnung des Eisengehalts:

31,7 : 28 = 56,2 : x = 49,64, d. i. 99,28 Procent reines Eisen.

Bey wiederholter Untersuchung ergab sich der Procentgehalt = 99,19.

2. 50 Gran Claviersaiten wurden in der Hauptsache eben so behandelt, wie das vorhergehende Eisen — nur mit dem Unterschiede, daß die Oxydation auf das Maximum mittelst Chlorgas geschah. Das aufgelöste Kupfer betrug 55,9 Gran, welchem 49,375 reines Eisen entsprechen. Der Procentgehalt dieser Eisensorte war mithin = 98,75.

Beym Auflösen derselben in Salzsäure setzte sich ziemlich viel Kohle ab, welche während des Durchströmens des Chlorgases durch die Auflösung völlig verschwand.

3. Graues und weiches Gußeisen von der Maximilians-Hütte bey Bergen.

50 Gran desselben wurden mit Salzsäure, chlorsaurem Kali und 80 Gran Kupfer behandelt wie Nr. 1. Das aufgelöste Kupfer betrug 53,4 Gran, welchen 47,16 Gran reines Eisen entsprechen, wie die Rechnung zeigt, nämlich:

$$\frac{28 \times 53,4}{31,4} = 47,16 = 94,33 \text{ Procent.}$$

Als Nebenbestandtheile dieses Eisens fand ich Kohlenstoff, Silicium, Phosphor und Schwefel, und zwar in folgendem Verhältnisse:

Kohlenstoff	3,43
Silicium	1,75
Phosphor	0,37
Schwefel	0,12
Eisen	94,33
	100,00

Das Silicium schied sich als Kieselerde schon anfangs beym Auflösen des Eisens in Salzsäure mit etwas Kohlenstoff (Graphit 1,8 Procent) vermengt aus, und wurde von diesem mittelst Kali geschieden. Sie kam mir aber später noch einmal unter die Hand, nämlich bey der Bestimmung des Kohlenstoffs, welche ich beyläufig kurz anführen will.

Ich bediente mich dazu des salzsauren Eisen-Oxyds. Die Auflösung desselben wirkt, besonders wenn sie concentrirt ist, mit großer Heftigkeit auf pulverisirtes Eisen ein, und die Temperatur steigt von selbst fast bis zum Siedepunct, wobey sich viel Wasserstoffgas und mitunter kohlenstoffhaltiges entwickelt. Dadurch würde man folglich den beabsichtigten Zweck nicht vollkommen erreichen; die Wirkung dieses Mittels muß daher gemäßigt werden. Dieses bewerkstelligte ich dadurch, daß ich der etwas verdünnten Auflösung so lange kohlensauren Kalk zusetzte, bis sie eine dunkelbraune Farbe annahm,

Digitized by Google

und schon etwas Eisenoxyd niederzufallen anfieng. Mit dieser Auflösung, in welcher die Salzsäure möglichst abgestumpft war, wurde das pulverisirte Eisen übergossen und 3 Tage unter öftern Aufrühren bey gelinder Wärme digerirt, wodurch ohne merkliche Entwicklung von Kohlenwasserstoffgas die Abscheidung des Kohlenstoffs bewirkt wurde. Zugleich setzte sich auch ein starker Schlamm von Eisenoxydhydrat ab.

Als kein metallisches Eisen mehr zu bemerken war, wurde die Flüssigkeit abgegossen, der Schlamm mit Salzsäure weggenommen, der kohlige Rückstand auf ein gewogenes Filtrum gebracht und weiter so verfahren, wie sich von selbst versteht.

Um den Phosphor- und Schwefelgehalt zu bestimmen, wurde aus der Auflösung, welche zur Bestimmung des Eisengehaltes gedient hatte, zuerst das Kupfer und Eisen durch hydrothionsaures Ammoniak, dann die Phosphorsäure durch salzsauren Kalk und zuletzt die Schwefelsäure durch salzsauren Baryt niedergeschlagen und weiter so verfahren, wie bekannt ist.

4. Krystallisirter Spatheisenstein aus dem Lobenstein'schen.

70 Gran wurden in Salzsäure aufgelöst, mittelst chlorsaurem Kali in salzsaures Eisenoxyd verwandelt und mit 60 Gran Kupfer gehörig gekocht, wovon sich 35,08 Gran auflöseten.

Darnach berechnet sich der Gehalt von Eisen-Oxydul und Eisen wie folgt:

a) 31,7 : 40 = 35,08 : x = 44,26 Gran Eisenoxyd;

b) 31,7 : 36 = 35,08 : x = 39,83 Gran Eisenoxydul;

c) 31,7 : 28 = 35,08 : x = 30,98 Gran Eisen.

Es sind mithin in 100 Theilen dieses Spath-Eisensteins, wie sich leicht durch Rechnung finden läßt, 56,9 Theile Eisenoxydul enthalten, welche 44,3 Theilen Eisen gleichkommen und 91,68 Theilen kohlensaurem Eisenoxydul entsprechen. Das, was von 100 Theilen abgeht, nämlich 8,32, besteht in kohlensaurem Manganoxydul und vermuthlich auch etwas kohlensaurer Kalk- und Bittererde.

Ich untersuchte auch den geglühten Spatheisenstein, der bekanntlich durch das Glühen in Eisenoxyd und Eisenoxydul verwandelt wird; ich fand aber nicht, was ich zu finden gehofft hatte, nämlich, daß er wie der Magneteisenstein zusammengesetzt sey. Er enthielt viel mehr Oxydul und weniger Oxyd.

5. Eisenglimmer vom Gleißinger Fels im Fichtelgebirg.

70 Gran wurden in Salzsäure aufgelöst und der Auflösung wurde etwas chlorsaures Kali zugesetzt.

Beym Auflösen schied sich ein sandartiges Pulver ab, welches aus nichts als Quarz bestand, und 5,2 Gran wog. Es wurde aber erst nach beendigter Operation gesammelt. Von 80 Gran Kupfer, womit die Flüssigkeit gekocht wurde, löseten sich 51,2 Gran auf, welche 64,6 Gran Eisenoxyd entsprechen, wie die Rechnung zeigt:

$$\frac{40 \times 51{,}2}{31{,}7} = 64{,}6 \text{ Eisenoxyd} = 45{,}22 \text{ Eisen.}$$

Das Eisenoxyd und der Quarz zusammen machen 69,8 Gran aus, so daß also nur ein Abgang von 0,2 Gran statt fand.

Demnach sind in 100 Theilen dieses Eisenglimmers 92,3 Eisenoxyd und 7,43 Quarz enthalten, und sein Eisengehalt beträgt 64,7 Procent.

Bey einem zweyten Versuche, dessen Resultat in der Hauptsache mit dem des vorigen übereinstimmte, fand ich nur 5,46 Procent Quarz. Er muß folglich sehr ungleich in diesem Eisenglimmer vertheilt seyn. Auf keinem Fall ist darin Kieselerde mit Eisenoxyd chemisch verbunden.

Es mag überflüssig scheinen, daß ich bey diesem Versuche chlorsaures Kali in Anwendung brachte, da im Eisenglimmer das Eisen ohnehin schon als rothes Oxyd vorhanden ist; allein ich that es deßwegen, weil die Varietät, mit welcher ich es zu thun hatte, etwas auf die Magnetnadel wirkte, und daher etwas Eisenoxydul darin vermuthet werden konnte. Davon sind auch selbst manche Thon-Eisensteine nicht ganz frey; weßhalb es öfters rathsam ist, auch bey Untersuchung dieser Eisensteine

Digitized by Google

etwas chlorsaures Kali in Anwendung zu bringen, wenn man ihren Eisengehalt richtig bestimmen will.

6. Krystallisirter Magneteisenstein.

Wenn man darin nicht bloß den Eisengehalt, sondern auch das Eisenoxyd und Eisenoxydul bestimmen will, so müssen 2 Versuche gemacht werden, wie oben schon gesagt wurde.

1. Versuch.

Die salzsaure Auflösung, wozu 50 Gran Magneteisenstein genommen wurden, behandelte ich, um das Eisenoxydul auch in Oxyd zu verwandeln, mit chlorsaurem Kali, und kochte sie dann mit 50 Gran Kupfer, wovon 40,71 Gran aufgelöst wurden. Das gesammte Eisenoxyd beträgt mithin

$$\frac{40 \times 40{,}71}{31{,}7} = 51{,}36 \text{ Gran} = 102{,}72$$

Procent, und der Eisengehalt macht 71,91 Procent aus.

2. Versuch.

Dazu wurden ebenfalls 50 Gran Magneteisenstein genommen, welche, nachdem sie in Salzsäure aufgelöst waren, sogleich und ohne Zusatz von chlorsaurem Kali mit 50 Gran Kupfer gekocht wurden, um das darin präexistirende Eisenoxyd zu bestimmen.

Das aufgelöste Kupfer betrug 27,1 Gran und folglich das demselben entsprechende Eisenoxyd

$$\frac{40 \times 27{,}1}{31{,}7} = 34{,}2 \text{ Gran} = 68{,}4 \text{ Procent.}$$

Wird das präexistirende Eisenoxyd (= 68,4) von dem, beym ersten Versuche ausgemittelten gesammten Eisenoxyd (= 102,72) abgezogen, so bleiben 34,32 Theile Oxyd; nnd diese sind

$$= \frac{36 \times 34{,}32}{40} = 30{,}88 \text{ Eisenoxydul.}$$

Dieser Magneteisenstein enthält demnach, sehr nahe übereinstimmend mit der für dieses Eisenerz

von Berzelius aufgestellten Formel ($\dot{F}\ \ddot{F}$) in 100 Theilen

Eisenoxyd	68,40
Eisenoxydul	30,88
	99,28
Abgang	0,72
	100,00

Bey der hier beschriebenen Verfahrungsart, den Eisengehalt zu bestimmen, kommt gleich viel auf richtige Rechnung, wie auf genaue Manipulation an, wenn zuverläßige Resultate erzielt werden sollen; und ein Haupterforderniß dabey ist, daß die stöchiometrischen Zahlen, welche der Rechnung zum Grunde gelegt werden, ganz richtig seyen. Berzelius nimmt, indem er den Sauerstoff = 100 setzt, für das Kupfer die Zahl 395,695 an, welche sehr nahe überstimmt mit 31,7 wenn nämlich der Wasserstoff (das Doppelatom) = 1 gesetzt wird, und diese Zahl habe ich auch beybehalten.

Das Eisen hat nach Berzelius die Zahl 339,213 in der Sauerstoff-Scala, und sehr nahe 27,18 in der Wasserstoff-Skala. Allein diese Zahl scheint etwas zu klein zu seyn; denn wenn man damit rechnet, so bleibt man um ein Bedeutendes hinter dem wahren oder sehr wahrscheinlichen Eisengehalt der angeführten Körper zurück. Ich folgte daher, da ich keinen Grund habe, an der Richtigkeit des bey diesem Verfahren statt findenden Processes zu zweifeln, in Hinsicht der stöchiometrischen Zahl des Eisens denjenigen, welche sie = 28 setzen; und dazu stimmen die erhaltenen Resultate so gut, als man es nur verlangen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nr. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. Fuchs berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, rc.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Zahl des Eisens = 27,5 und die des Kupfers = 31,5 setzen wollte, so käme man vielleicht der Wahrheit am nächsten; was ich jedoch nicht bestimmt behaupten will. *)

Ich komme nun zu dem Eisenphosphat von Rabenstein, welches die erste Veranlassung zu den vorstehenden Versuchen gegeben hat. Ich sagte schon, daß darin Eisenoxyd und Eisenoxydul mit Phosphorsäure enthalten sind; dazu kommt noch, wie die weitere Untersuchung zeigte, Manganoxydul nebst 9 — 10 Procent Wasser und etwas phosphorsaurer Kalk, welcher wahrscheinlich nur als eingemengt betrachtet werden kann.

*) Beyläufig bemerke ich, daß, wie sich zwar von selbst versteht, diese Methode auch zur Bestimmung des Kupfergehaltes in manchen Fällen anwendbar ist. Zu diesem Zwecke wird der kupferhaltige Körper in Salzsäure aufgelöst, wobey darauf zu sehen ist, daß alles Kupfer in Oxyd oder Chlorid verwandelt werde.

Die Auflösung wird unter Beobachtung der nöthigen Cautelen so lange mit Kupfer gekocht, bis sie eine blaß olivengrüne Farbe annimmt und nach der Verdünnung mit Wasser farblos erscheint.

Es ist begreiflich, daß, wenn kein Eisenoxyd vorhanden ist, eben so viel Kupfer in die Auflösung übergehen muß, als sich schon vorher darin befand; weßhalb man nur das rückständige regulinische Kupfer von dem in Anwendung gebrachten Quantum abzuziehen hat, um den Kupfergehalt des aufgelösten kupferhaltigen Körpers zu erfahren.

Wenn man z. B. eine Auflösung, zu welcher man 100 Gran reinen Malachits genommen, von dem man voraus schon weiß, daß er 57,5 Gran Kupfer enthält, mit regulinischem Kupfer gehörig behandelt, so wird man finden, daß sich darin, wenn auch nicht ganz genau, doch sehr nahe so viel Kupfer auflöst, als im Malachit enthalten ist. Würde sich merklich weniger auflösen, so wäre es ein Beweis, daß der Malachit nicht rein war.

Die chemische Constitution dieses Minerals genau auszumitteln war mir bisher noch nicht möglich, weil ich kein Exemplar habe erhalten können, welches nicht mit fremdartigen Substanzen verunreiniget oder nicht mehr oder weniger verwittert gewesen wäre. Der Eisengehalt fiel daher bey 3 Untersuchungen sehr verschieden aus; das Eisenoxyd überwiegt aber jedenfalls weit das Eisenoxydul. Bey einem kleinen Stücke, was ziemlich rein und frisch zu seyn schien, ergaben sich durch die Untersuchung mit Kupfer 38,9 Procent Eisenoxyd und nur 3,87 Procent Eisenoxydul. Phosphorsäure erhielt ich einmal 25,52 und ein anderesmal 30,27 Procent.

In Salzsäure löset es sich mit Hülfe der Wärme leicht auf, und die Auflösung ist roth wie die von Eisenoxyd; sie giebt aber mit Kaliumeisencyanid ein ziemlich starkes blaues Präcipitat.

Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht zu einer schwärzlich grauen Kugel, welche nur sehr schwach auf die Magnetnadel wirkt.

Vorzüglich charakteristisch für dieses Mineral ist, daß es in ganzen und frischen Stücken eine

Digitized by Google

dunkel grünlich schwarze und im Striche eine gelblichgrüne Farbe hat. Nicht selten ist es aber theilweise, ja öfters durch und durch bräunlich, mitunter auch gelblich; was als ein sicheres Zeichen von Verwitterung zu betrachten ist, wozu es sehr geneigt zu seyn scheint.

Es ist undurchsichtig oder nur höchst schwach an den Kanten durchscheinend.

Die frischen Stücke haben ungefähr die Härte des Apatits; die verwitterten sind weich.

Das specifische Gewicht eines reinen aber nicht ganz frischen Stückes fand ich = 3,38.

Es kommt gewöhnlich mit Triphylin vor, und beyde sind oft innig mit einander gemengt, und das Gemeng, was eine schwärzlich graue Farbe besitzt, zeigt unvollkommenen Blätterdurchgang, welcher nicht diesem Mineral, sondern dem Triphylin angehört. Der Triphylin ist manchmal auch nur stellenweise damit gemengt, wo er eine schwärzliche Farbe hat. Es giebt auch knollige Massen, welche auswendig aus verwittertem Triphylin und inwendig aus diesem Mineral bestehen, was auch gewöhnlich mehr oder weniger verwittert ist. Diese Knollen, woran sich bisweilen Krystallflächen von Triphylin erkennen lassen, sind fast immer hohl, und das in Rede stehende Mineral ist da öfters kleintraubig oder nierförmig und zugleich kurzfasrig, in's strahlig übergehend; aber, wie gesagt, gewöhnlich verwittert und nicht selten mit einem gelblich grünen Anflug überzogen.

Bisweilen findet es sich auch in kleinen derben Parthien in Quarz und Feldspath (Albit) eingewachsen; und diese Varietät ist theils höchst feinkörnig blättrig theils ganz dicht — auf dem Bruche uneben und matt.

Dieses ist Alles, was ich gegenwärtig über dieses Mineral zu sagen weiß. Obwohl die Charakteristik desselben noch nicht vollständig ist, so sind doch Gründe genug vorhanden anzunehmen, daß es einer eigenen Species angehöre, für welche ich bezüglich auf seine Farbe im Ganzen und im Striche den Namen Melanchlor in Vorschlag bringe. Vermuthlich gehört dazu auch der von Karsten untersuchte sogenannte Grüneisenstein und ein von Vauquelin analysirtes Eisenphosphat aus der Gegend von Limoges, welche beyde Mineralien ich noch nicht zu Gesicht bekommen habe.

---

2. Herr Professor Dr. v. Kobell hält zwey Vorträge: a) Ueber den Gismondin; b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

a) Ueber den Gismondin.

Unter dem Namen Gismondin kennt man seit längerer Zeit ein Mineral, über welches die Mineralogen bis jetzt noch nicht vollkommen einig sind, obwohl es sehr frisch und hinlänglich rein vorkommt um constante Charaktere zu zeigen.

Nach Monticelli *) ist die Krystallisation des Gismondin vom Capo di Bove bey Rom tesseral und seine Formen sind das Oktaeder und Rhombendodecaeder, das letztere oft zu einem vierseitigen Prisma verlängert. Carpi **) hat eine Analyse davon bekannt gemacht, welche folgende Resultate angiebt:

Kieselerde	41,4
Kalkerde	48,6
Thonerde	2,5
Talkerde	1,5
Eisenoxydul	2,5
Verlust	3,5
	100,0

Seitdem scheinen damit keine quantitativen Analysen angestellt worden zu seyn.

Nach Brooke ist die Krystallisation quadratisch und die Winkel der vorkommenden Pyramide sind 122° 54′ am Scheitel und 85° 2′ am Rande. —

Seit der Entdeckung des Kalkharmotoms hat man öfters den Gismondin mit ihm verglichen, und L. Gmelin hat ihn zuerst zu jener Species gerechnet und aus seinem chemischen Verhalten geschlos-

*) Prodromo della Mineralogia Vesuviana di T. Monticelli et di N. Covelli.

**) Osservazioni chimico-mineralogiche sopra alcune sostanze, che si trovano nella lava di Capo di Bove.

sen, daß auch der sogenannte Zeagonit und der Abrazit dahin gehören. Die Identität der letztern, sowie des Aricit und Phillipsit, mit dem Gismondin ist weiter von krystallographischer Seite durch Brooke dargethan worden, so daß von den meisten Mineralogen der Gismondin als eine Varietät des Kalkharmotoms angesehen wird.

Nach der neuesten sehr vollständigen Abhandlung von Köhler *) über die Harmotome ist die Krystallisation des Kalk- und Barytharmotoms sehr ähnlich, sowohl was die Winkel betrifft, als die Art der Zwillings- und Drillingsbildungen.

Indessen macht Köhler, obwohl er den sogenannten Phillipsit vom Vesuv zum Kalkharmotom rechnet und auch Capo di Bove als einen Fundort desselben angiebt, doch einen Unterschied zwischen diesen Mineralien und dem Gismondin (Abrazit, Zeagonit), worunter er ein hartes, Zirkon ähnliches Mineral versteht. —

Durch die Güte des Herrn Medicis-Spada, eines sehr eifrigen Mineralogen in Rom, wurde ich mit einer schönen Suite aller Gismondin-Varietäten versehen, welche am Capo di Bove vorkommen; ebenso mit einem hinlänglich reinen Material, um eine quantitative Analyse anzustellen. Die Resultate meiner Beobachtungen und Untersuchungen hierüber sind folgende.

Die Krystalle des Gismondin's sind scheinbar denen des Harmotoms sehr ähnlich, doch bemerkt man an den Gestalten, welche man für einfache Zwillinge nehmen kann, niemals einspringende Winkel an den Seiten. Gewöhnlich zeigen sie die Verwachsung, welche Köhler als zwey Zwillinge mit rechtwinklicht gekreuzten Hauptaxen ansieht, oder als drey so gestellte Zwillinge, wie solche zu Annerode, auf dem Kaiserstuhl, auf dem Habichtswalde, zu Dembia in Schlesien und zu Andreasberg vorkommen.

Die Winkel der scheinbaren Quadratpyramide fand ich annähernd 121°, wie am Harmotom. Genau lassen sich die Gismondin-Krystalle nicht messen, da sie, wie zwar alle Krystalle, die man gewöhnlich für einfache Individuen ansieht, Aggregate von Individuen, aber keine sehr regelmäßigen sind. Uebrigens spiegeln die Flächen p. (Fig. 1.) mit den Flächen m' vom Prisma des zweyten Zwillings und p' mit m so gleichzeitig, daß es scheint, als betrage der Winkel zweyer am Scheitel gegenüberliegender p Flächen 90°, wonach der Scheitelkantenwinkel der (Zwillings-) Pyramide 120° wäre; ein Fall, der durch Verwachsung entstehen kann, wenn statt der gewöhnlich nach Außen zu liegen kommenden schmalen (bey Köhler mit q bezeichneten) Flächen der Prismen die breiten (o) Flächen nach Außen gewendet sind; wie denn auch ein solcher Harmotomkrystall von Sirkwitz von Haidinger beobachtet wurde.

Eigenthümlich ist den Gismondin-Krystallen, daß sie sehr häufig zwey gegenüberliegende Flächen der (Zwilling-) Pyramide, wie die Figur zeigt, bedeutend ausgedehnt haben, so daß am Scheitel eine Kante entsteht. Dadurch geschieht es zuweilen, daß ein scheinbar einfacher quadratisch-pyramidaler Krystall von Winkeln von 120° und 90° entsteht, welcher nach dem bisher angeführten aus vier Individuen besteht, wenn nämlich die durch die Flächen m gebildeten einspringenden Winkel und natürlich diese Flächen selbst verschwinden. —

Die Härte des Gismondin's wird zu 7 und 7,5, also der des Quarzes gleich, angegeben. Die Härte des Kalk- und Barytharmotoms steht zwischen 4 und 5. Die Härte der von mir untersuchten Proben kommt mit der letztern Angabe überein. Da ich nicht zweifeln konnte, den ächten Gismondin, d. h. das Mineral, welches in Rom und Neapel unter diesem Namen bekannt ist, vor mir zu haben, so machte ich mehrere Versuche, mir die verschiedenen Angaben über seine Härte zu erklären. Ich wurde dabey auf einen sonderbaren Umstand aufmerksam. Wenn man nämlich mit der Spitze eines kegelförmigen Gismondin-Büschels oder mit dem Scheiteleck der Zwillings-Pyramide eines Krystalls von Barytharmotom ebene Flächen von den Mineralien der Mohs'schen Skale zu ritzen versucht, so findet man, daß nicht nur der Apatit, sondern auch der Orthoklas, ja selbst der Quarz ziemlich deutlich geritzt werden; vergleicht man aber das Verhalten auf der Feile, so zeigen sich diese Mineralien

*) Poggendorfs Annalen B. 37. 561 ff.

Digitized by Google

nicht einmal oder höchstens so hart wie Apatit. Auf dieselbe Weise geprüft ist also der Gismondin in der Härte von Harmotom nicht verschieden. — Das spec. Gewicht giebt Breithaupt zu 2, 18 an. Es kommt also mit dem des Kalkharmotoms überein.

Der Gismondin wird sehr leicht und vollkommen von Salzsäure aufgelöst. Die Auflösung giebt beym Abdampfen eine vollkommene Gallerte.

Die Analyse ist sehr einfach. Die Resultate waren:

Kieselerde	42,60
Thonerde	25,50
Kalkerde	7,50
Kali mit Spuren von Natrum	6,80
Wasser	17,66
	100,06

Da diese Mischung merklich von der des Kalkharmotons abweicht, so stellte ich eine zweyte Analyse an, welche aber dieselben Resultate gab,*) nämlich:

Kieselerde	42,84
Thonerde	26,04
Kalkerde	7,70
Kali (als Verlust)	5,76
Wasser	17,66
	100,00

Das Mittel der beyden Analysen ist folgendes:

		Sauerstoff:	
Kieselerde	42,72 „	22,18 „	7
Thonerde	25,77 „	12,03 „	4
Kalkerde	7,60 „	2,13 } „	1
Kali	6,28 „	1,05 } „	
Wasser	17,66 „	15,69 „	5
	100,03		

Man kann für diese Analyse die vollkommen passende Formel geben:

*) Bey einer dritten bestimmte ich nur Kieselerde und Thonerde und erhielt von ersterer 42,4; von letzterer 26,0 Proc.

$$KSi^4 + 2\ CSi^3 + 12\ ASi + 15\ Aq$$

oder auch nahezu, vielleicht richtiger:

$$\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\}Si^3 + 4\ ASi + 5\ Aq.$$

Daß Carpi entweder ein anderes Mineral analysirt hat, oder die Analyse nicht richtig ist, zeigt sich ganz deutlich. Was aber die Kalkharmotome betrifft, so haben wir darüber Analysen von zuverläßigen Chemikern. Sie sind von L. Gmelin und Köhler mit Varietät von Marburg 1. und 2. und von Köhler mit einer Var. von Kassel 3. angestellt worden, die Resultate waren:

	1.	2.	3.
Kieselerde	48,02 „	50,445 „	48,222
Thonerde	22,61 „	21,783 „	23,333
Kalkerde	6,56 „	6,500 „	7,222
Kali	7,50 „	3,949 „	3,889
Eisenoxydul	0,18 „	— „	„
Wasser	16,75 „	16,815 „	17,555
	101,62	99,492	100,221

Die Formel dafür ist, wie Köhler gezeigt hat,

$$\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\}Si^2 + 4\ ASi^2 + 6\ Aq.$$

Die Mischung des Gismondin's läßt sich also mit der des Kalkharmotoms nicht vereinigen, obwohl sie ihr sehr nahe steht. Es ist wie mit den Mischungen des Stilbit, Desmin, Epistilbit und andern. Was seine Krystallisation betrifft, so ist es allerdings möglich, daß sie zum quadratischen System gehört, wie es Brooke angenommen hat, denn obwohl man eine große Aehnlichkeit mit der Krystallisation des Harmotoms finden kann, wenn man im übrigen den Gismondin für einen solchen halten zu müssen glaubt, so ist doch bis jetzt nicht erwiesen, daß die vorkommenden Pyramiden wirklich Zwillingspyramiden seyen, wie denn auch, was ich oben angeführt habe, die einspringenden Winkel an den Prismen fehlen, welche bey den Harmotomkrystallen so häufig vorkommen und ihre Bildung erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nr. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

2. Hr. Professor Dr. v. Kobell, hält zwey Vorträge: a) Ueber den Gismondin; b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

(Fortsetzung.)

Auch ist die erwähnte Ausdehnung solcher zweyer gegenüberliegender Pyramidenflächen, meines Wissens, bis jetzt an Harmotom nicht beobachtet worden, und sie spricht mehr für einfache Krystalle, als für Zwillinge.

Nach den Angaben von Glocker scheint auch der sogenannte Marvenit Thomson's, was die Krystallisation betrifft, ein Harmotom zu seyn; gleichwohl ist die Mischung, wenn man der Analyse vertrauen darf, eine ganz andere, nämlich:

Kieselerde	64,755
Thonerde	13,425
Kalkerde	4,160
Eisenoxydul	2,595
Wasser	14,470
	99,405

Der Gismondin muß also zur Zeit als eine eigene Species betrachtet werden, bis die sich gegenwärtig herausstellenden Differenzen durch mehrfache Analysen vielleicht ausgeglichen werden. —

b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

Es ist bekannt, wie sehr manchmal bey Zwillingen durch Ausdehnung einzelner Flächen die Bildung verborgen und unkenntlich gemacht wird. Einen interessanten Fall dieser Art beobachtete ich an Kalkspathkrystallen von Berchtesgaden. Ich habe die Hemitropieen, die dort an Skalenoedern vorkommen, bereits vor mehreren Jahren bekannt gemacht. Die Drehungsfläche ist parallel der Fläche von — 2 R., des Rhomboeders von 78° 51′ Schtlktw., welches die kürzern Scheitelkanten des Skalenoeders R^3 gerade abstumpft, an den beschriebenen Hemitropieen selbst aber nicht vorkommt. Vor einiger Zeit erhielt ich derbe Spaltungsstücke von daher und aus dem einen ragt eine scheinbare Rhombenpyramide hervor, welche durch hemitropische Bildung am primitiven Rhomboeder entsteht. Wenn ein solcher Krystall nicht in andere Maße eingewachsen ist, so ist die Erklärung nicht schwierig, da die Pyramide nur zur Hälfte erscheint und das eine Ende an der Axe nur zwey Flächen zeigt, die sich unter 144° 32′ 18″ zu einander neigen. (Figur 2.)

Es ist nämlich diese Form eine Hemitropie des primitiven Rhomboeders nach dem oben angeführten Gesetze; sie gewinnt aber an einer Seite dadurch das Ansehen einer Rhombenpyramide, daß der einspringende Winkel, welcher dem von 144° 32′ 18′ correspondirt, völlig verschwindet. Zwey Scheitelkanten werden daran von den Scheitelkanten des primitiven Rhomboeders selbst gebildet und messen also 105° 5′, die andern entstehen aus dem Durchschnitte der Flächen an der Drehungsebene und ihre Winkel messen 101° 10′. —

Andere schöne Hemitropieen von Kalkspath besitze ich von Moldawa. Die Formen sind die Combinationen von R^3, — $\frac{1}{2}$ R, ∞ R. Die Drehungsfläche ist eine Fläche von — $\frac{1}{2}$ R. Dabey sind die beyden Flächen dieses Rhomboeders, welche

Digitized by Google

der Drehungsebene parallel liegen, stark in die Länge gezogen, während die übrigen ganz klein sind. Die Druse, wo diese Hemitropieen vorkommen, enthält zugleich noch andere, wo dieselbe Combination die basische Fläche zur Drehungsfläche hat. — An einer Druse aus Derbysshire, deren Krystalle Comb. von 4 R, R^3 und ∞ R beobachtete ich einen Fall, wo an einer auf der basischen Fläche gedrehten Hemitropie an dem einen Ende ein anderes halbes Individuum sich anschließt, welches ebenfalls nach demselben Gesetze gegen das Stück gedreht ist, mit welchem es verwachsen, so daß die beyden Enden des Ganzen die Scheitelkante des Skalenoeders in derselben Lage haben, wie bey einem einfachen Individuum und die einspringenden Winkel (6 an der Zahl) abwechselnd oben und unten (Zickzack) um den ganzen Krystall herumliegen. —

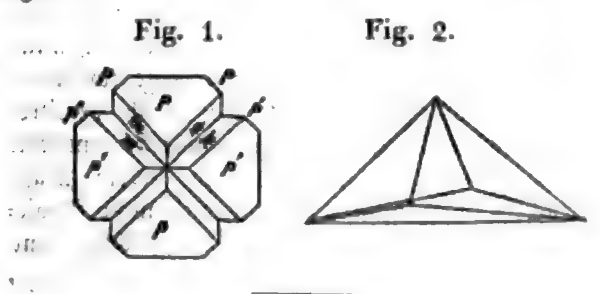


Fig. 1. Fig. 2.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Hauptfloren-Gebiete.

(Vergl. Gel. Anz. Nr. 120. S. 961 v. 16. Juny 1838.)

Im vorigen Jahre hatte ich die Ehre, einige Vorträge vor der Klasse zu halten, worin ich versuchte, die geographische Verbreitung der Palmen in Amerika zu schildern. Als Fortsetzung erlaube ich mir nun auch dieselben Verhältnisse in der alten Welt zu erörtern. Ich verfolge hierbey den früher eingeschlagenen Weg, zuerst die großen Gebiete aufzuführen, welche sich als Vaterland einer eigenthümlichen Pflanzenwelt beurkunden, und daran das Wesentlichste von der Verbreitung der Palmen in jedem Gebiete anzuknüpfen. Bey dieser Gelegenheit wird es auch am Orte seyn, einige Vergleichungen zwischen den Imperiis Florae der alten Welt und denen der neuen im Allgemeinen anzustellen.

Es unterliegt übrigens viel größeren Schwierigkeiten, die Hauptflorenreiche in der östlichen Hemisphäre zu bezeichnen, als dieß in der westlichen der Fall ist. Des Landes ist hier viel mehr; die Formen der Continente, die Ausdehnung und die Lage der Inseln, welche eigenthümliche Floren besitzen, — Alles dieses ist viel mannichfaltiger, und die klimatischen Verschiedenheiten sind beträchtlicher. (Die geognostische Beschaffenheit der Länder ist zwar theilweise genauer, als in der neuen Welt erkundet; allein dieses Moment hat meiner Ansicht nach für die Begrenzung der Florengebiete eine sehr untergeordnete Wichtigkeit, und braucht daher hier im Allgemeinen eben so wenig berücksichtigt zu werden, als es bey der früheren Arbeit geschehen ist.) Der erwähnten Schwierigkeit gesellt sich übrigens eine andere zu, die nämlich, daß ausgedehnte Landstriche der alten Welt uns überhaupt noch viel weniger bekannt sind, als irgend ein Gebiet von gleicher Ausdehnung in Amerika; dazu kommt endlich auch noch der Umstand, daß in den von kultivirten Völkern bewohnten oder bewohnt gewesenen Ländern Ackerbau, Gewerbe und Handel die ursprüngliche Vegetation bey weitem mehr umgeändert und die ersten Gränzen der Florenreiche viel mehr verwischt haben, als dieß in Amerika der Fall ist. Hat auch dieser Continent — woran ich meinerseits nicht zweifle — in einer frühen, vorhistorischen Epoche, theilweise wenigstens, eine gebildetere Bevölkerung gehabt, welche, in Gemäßheit jener eigenthümlichen, dem Menschen zustehenden Magie, Einfluß auf die ursprüngliche Vegetation, wie auf die ganze übrige irdische Natur, ausübte, so ist doch eine solche Bevölkerung schon lange vom Schauplatze abgetreten, die Pflanzenwelt hat wieder fast ausschließlichen Besitz ergriffen von einem, ihr in dem größten Theile Amerikas so vorzugsweise befreundeten Boden, und wir können jene unermeßlichen Fluren, jene undurchdringlichen Wälder Amerika's, welche gegenwärtig Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind, immerhin als eine ursprüngliche Vegetation bezeichnen.

Digitized by Google

In Asien, in Europa und Nordafrika dagegen, wo gerade die fruchtbarsten Landstriche seit dem Beginne der Geschichte der Schauplatz mächtiger Entwickelungen gewesen sind, wo sich der Mensch nicht in einzelnen Horden ohnmächtig zwischen einer herrischen Pflanzenwelt umhertrieb, — hat diese ohne Zweifel sehr wesentliche Veränderungen ihrer ursprünglichen Oertlichkeiten und Verbreitungsbezirke erlitten. Die großen Wirkungen des überall colonisirenden und civilisirenden Römerreiches, und dann jene merkwürdigen, zur Zeit noch so räthselvollen Bewegungen zahlloser asiatischer Völker, die sich auf den Westen warfen, — Handlungen im Entwickelungsgange der Menschheit, welche Europa seine dermalige sittliche und bürgerliche Gestaltung gegeben haben, — sind ohne Zweifel nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die geographischen Verhältnisse des Gewächsreiches gewesen. Zur Zeit aber kennen wir diese Veränderungen nur äußerst wenig. Während man neuerlich die Paläophytologie zum Gegenstande fleißiger Forschungen gemacht hat, ist die Doctrin der Geschichte der jetztlebenden Pflanzen, im großen Ganzen, wie im Einzelnen besonderer Gattungen und Arten, noch fast ganz unangebaut geblieben, und die Pflanzengeographie entbehrt darum mancher wesentlicher Thatsachen, die sie nur von jener Doctrin erwarten kann. Schon wissen wir mit ziemlicher Sicherheit, welche geognostischen Gebiete diese oder jene antediluvianischen Pflanzenreste aufweisen, in wie fern diese letztern charakteristisch für jene sind, schon haben wir die vorweltlichen Pflanzen auf ihre noch lebenden Typen reducirt oder mit ihren Analogieen parallelisirt; schon haben wir sogar die Structur-Verhältnisse der fossilen Pflanzen mikroskopisch erforscht: — aber die Geschichte des Pflanzenreiches nach jenen großen Katastrophen, als, mit Eintritt einer größeren Ruhe und Friedsamkeit in der Natur, die gegenwärtige Pflanzenwelt auftrat und der Mensch Bewohner des Planeten wurde, — die Beziehungen, in welche er sich zur Pflanzenwelt ursprünglich setzte, und die Veränderungen, welche daraus für die Vegetation hervorgiengen: Alles dieses ist mit dem tiefsten Dunkel bedeckt. Ich erlaube mir, auf dieß Verhältniß hinzudeuten, weil ich mir schmeichle, in der Naturgeschichte der Palmen einige Momente hervorheben zu können, die bey der Untersuchung solcher ursprünglicher, vorhistorischer Verhältnisse nicht ohne Interesse sind, und weil es überhaupt in der Verpflichtung des Naturforschers liegt, dem Historiker Materialien zur Urgeschichte unseres Geschlechtes an die Hand zu geben. Während man nämlich die verwirrten Fäden der frühesten Geschichte durch eine kritische Benützung von Mythen, von Baudenkmalen, von Sitten und Sprachresten zu entwirren bemüht ist, dürfte es nicht ohne Erfolg bleiben, wenn man auch diejenigen Dokumente benützt, die von den Pflanzen, als Begleitern wandernder Völker, als Zeugen gewisser uralter Gebräuche und Rechtssymbole, als Theilnehmer an Mythen und Traditionen, geliefert werden. Dieß Gebiet ist bis jetzt so viel als gar nicht bearbeitet worden, und doch dürfte sich manches nicht unwichtige Moment für die Geschichte hieraus ableiten lassen. Manche Pflanzen, und zwar nicht bloß solche, die unmittelbar Gegenstand der Kultur waren und sind, haben in ihrer Verbreitung eine auffallende Beziehung zu den Zügen wandernder Völker. Andere lassen in ihrem rhythmischen Erscheinen und Wiederverschwinden je nach gewissen Kultur-Arten an verschiedenen Orten erkennen, daß sich die große Wechselwirthschaft der Natur in ganz eigenthümliche, gesetzmäßige Verhältnisse zu der vom Menschen ausgehenden Pflege der Nutzpflanzen setze. Eben so lassen sich aus der Art und Weise, wie gewiße Gewächse, da oder dort, nach gewissen Traditionen cultivirt oder sonst benützt werden, manche für den Geschichtsforscher nicht unwichtige Inductionen ableiten.

So finden wir, um nur einige Beyspiele anzuführen, verschiedene Pflanzen in den Kirchhöfen und Würzgärten der verschiedenen deutschen Stämme; so werden mehrere einheimische Gewürze in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes auf das Brod gestreut und mit ihm verbacken, und diese Verschiedenheit geht gleichen Schritt mit dem Wechsel der einzelnen Stämme. So sind der Ackerbau und die wesentlichsten Ackergeräthe andere, bey andern Stämmen. Hr. Prof. v. Nordmann aus Odessa hat mir vor Kurzem versichert, daß die charakteristischen Pflanzen der südrussischen Steppe genau nur innerhalb desjenigen Gebietes erscheinen, welches durch

zahlreiche sarmatische (skythische) Grabhügel ausgezeichnet ist. Bekannt ist ferner, daß mit spontanem oder künstlichem Wechsel von Arten der Waldbestände, mit Urbarmachung und Trockenlegung ganzer Landstriche sich in verschiedenen Gegenden auch eine verschiedenartige Flora von krautartigen Gewächsen hervorthut, u. s. w. Solche Thatsachen weisen jedenfalls theils einen sehr alten Umgang der Völker mit den Pflanzen, theils das Factum nach, daß auch die jetztlebende Pflanzenwelt im Ganzen eine stets fortschreitende Geschichte, und einen Entwickelungsgang im Großen habe. Sie sind von großer Wichtigkeit für die Pflanzengeographie, welche ohne ihre Würdigung unvollständig bleiben würde; sie sind sicherlich auch nicht ohne Resultate für den Geschichtsforscher.

Doch, ich kehre von dieser Abschweifung zu dem unmittelbaren Gegenstand meiner Untersuchung zurück, indem ich diese Bemerkungen nur benütze, um auf eine Schwierigkeit mehr aufmerksam zu machen, welche sich bey dem Versuche ergiebt, die Florengebiete der alten Welt zu bestimmen. Bey diesem Geschäfte habe ich übrigens dieselben Principien verfolgt, welche ich bey der Begrenzung der Florengebiete der neuen Welt zu Grund legte, Meine Betrachtungsweise ist also vorzugsweise geographisch. Ich erkenne in jedem selbstständigen Florengebiete entweder ein Landbecken oder ein in sich abgeschlossenes System von ausgedehnten Gebirgen, mit den von ihnen eingeschlossenen Thälern an. Im erstern Falle wird das Florenreich durch die Wasserscheiden der höheren Gebirge und die Küsten breiter Meere begrenzt; im zweyten durch eine Linie, im Umkreise des Gebirgssystems, deren Erhöhung über den Ocean mit der mittleren Erhebung der Thalfläche im Gebirgssystem übereinkommt. Im ersten Falle bildet die Thalebene der Hauptströme die Basis des Floreiches, im andern ist es eben jene äussere Grenz-Linie, welche das ganze Gebiet umgiebt.

Die von Linné zuerst ausgesprochene Idee, daß die Pflanzen eines jeden Gebietes von Höhen herabgestiegen seyen, und sich, dem Verlaufe der Ströme entlang, mehr oder weniger von ihrer ursprünglichen Form, gleichsam dem Typus der Stammarten, abgewandelt und ausgebreitet hätten, erhält bey dieser, von mir geltend gemachten, Betrachtungsweise, wie ich bereits früher angegeben habe, eben so wenig Gewicht, als das von Schouw aufgestellte Princip numerischer Verhältnisse der endemischen Arten. Jene Ansicht, als durchaus hypothetisch, ermangelt aller concreten Begründung, und diesem Principe liegt ebenfalls eine ganz subjective Annahme zu Grunde, während es zugleich noch an hinreichend genauen Beobachtungen über die meisten Floren mangelt, um ein Facit in Zahlen ausmitteln zu können. Dabey ist auch nicht zu verkennen, daß die Natur namentlich auf diesem Gebiete eines Resultats, welches lediglich aus Ziffern besteht, spottet. Es gehören nur wenige Erfahrungen dazu, um sich zu überzeugen, daß jedes Florengebiet nicht sowohl von einer gewissen (stets nach subjectiver Annahme zu fixirenden) Zahl der ihm eigenthümlichen Gattungen und Arten, als vielmehr von dem Vorkommen einzelner, besonders hervorragender und, abgesehen von der Individuenzahl, schon durch ihr Daseyn charakteristischer Gewächse bestimmt werde.

Die größte Aufgabe würde eben darin bestehen, solche vorzugsweise eigenthümliche Pflanzen in jedem Imperium Florae hervorzuheben. Dabey wäre sodann allerdings auch die Zahl der Individuen einer solchen charakteristischen Pflanzenart, als Moment zweyter Dignität, in Anschlag zu bringen, und dem zufolge ist jedenfalls den geselligen Pflanzenarten eine höhere Bedeutung in der Bestimmung der Floren-Grenzen beyzulegen, als den sporadischen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nr. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Anwendung der, hier in Kürze angegebenen, Grundsätze schien es mir nothwendig zu machen, von den Florenreichen, welche bisher in der alten Welt angenommen worden, wesentlich abzuweichen. Schouw *) unterscheidet folgende Reiche in der alten Welt: 1) arktisch-alpinisches, also die Polarländer von der Eisgrenze bis zur Baumgrenze (wohin er auch die entsprechenden Landtheile Nordamerika's zieht, welche wir ausnehmen); 2) nordeuropäisches und nordasiatisches; 3) mittelländisches; 4) chinesisch-japanisches; 5) indisches; 6) emodisches; 7) polynesisches; 8) hochjavanisches; 9) oceanisches Reich; 10) arabisches, oder Reich der Balsambäume; 12) Wüsten-Reich (das der Sahara); 13) tropisch-afrikanisches; 14) südafrikanisches; 15) das des außertropischen Neuhollands und 16) neuseeländisches Reich. Von den 25 Hauptreichen, welche Schouw auf der ganzen Erde annimmt, fallen somit 16, also mehr als drey Fünftheile, auf die alte Hemisphäre. — Eine etwas mehr ins specielle gehende Abtheilung hat Bentham **) vorgeschlagen. Er theilt die ganze Erde in neun Zonen, deren jede rings um den Erdball läuft, und innerhalb derselben nimmt er 61 Regionen an, von welchen die folgenden der alten Welt angehören:

I. 1. Zu der arktischen Zone rechnet er Lappland, die Nordküste von Rußland und von Amerika, Grönland und Island. Alle diese mit einer sehr kümmerlichen Vegetation ausgestatteten Länder begreift er in Einer Region.

II. Zu der nördlichen kalten Zone rechnet er in der alten Welt die folgenden 5 Regionen: 2. die von Schottland; 3. von Skandinavien; 4. von Nord-Rußland; 5. von Sibirien und 6. von Kamtschatka.

III. Zu der nördlichen gemäßigten Zone gehören nach ihm: 7. die Region des gemäßigten Europa; 8. die alpinische; 9. die der spanischen Halbinsel; 10. die apenninische; 11. die griechische; 12. die taurisch-caucasisch-caspische; 13. die altaische; 14. die nordchinesische; 15. die aleutische.

IV. Zu der nördlichen warmen Zone: 16. die canarische; 17. die mauritanische; 18. die ägyptisch-syrische; 19. die persische; 20. die von Kaschemir; 21. die vom Himalaya Gebirge; 22. die chinesische; 23. die japanische.

V. Zu der nördlichen Tropen-Zone rechnet Bentham: 24. die Region vom Senegal; 25. die von Abyssinien; 26. die arabische; 27. die von Hindostan; 28. die birmanische; 29. die von Cochinchina. —

VI. Von der Aequatorial-Zone gehören hieher: 30. die Region von Guinea; 31. die von Zanguebar; 32. die polynesische (theilweise).

*) S. dessen Momente zu einer Vorlesung über die pflanzen-geographischen Reiche, in der Linnäa von Dr. v. Schlechtendal. VIII. Bd. (1833.) S. 625 ff.

**) In seiner verdienstvollen Monographie der Lippenblumen: Labiatarum Genera et Species. Lond. 1832 — 36. Einleitung S. XXX — XLVI.

Digitized by Google

VII. Von der südlichen Tropen-Zone: 33. die Regionen von Mosambique; 34. von Madagaskar; 35. des Golfs von Carpentaria in Neuholland.

Zur VIII. südlichen warmen Zone: 36. die Cap-Region; 37. die austrasische oder das außertropische Neuholland; 38. die von Neuseeland; und endlich zur XI. südlichen gemäßigten Zone gehört aus der östlichen Welthälfte 39. die Region von Vandiemensland.

Diese Eintheilung hat allerdings viel Treffendes; doch schien sie mir in manchen Fällen durch die Unterordnung der Regionen unter das Schema der klimatischen Erdgürtel manche sehr verwandte Pflanzenformationen zu trennen und wiederum andere wesentlich verschiedene zu vereinigen. Ich habe daher geglaubt, in mehreren Punkten abweichen, und namentlich die Zahl der Florengebiete in der alten Welt, welche Bentham auf 39 bringt, bis auf 33 beschränken zu müssen, zumal, da wir über viele dieser Reiche genauer Nachweisungen ermangeln. In der geographischen Karte, die meine Monographie der Palmen begleitet, habe ich diese 33 Florenreiche in folgender Weise bezeichnet: 1. das iberische Florenreich, 2. das von Mittel-Europa, 3. von Ost-Europa, 4. das arktisch-europäische, 5. das süd-europäische, 6. das der Canarien und von Madeira, 7. das mauritanische, 8. das der afrikanischen Wüste, 9. das von Guinea, 10. von Abyssinien, 11. von Melinda, 12. vom Caffernlande und den nördlich davon gelegenen Landschaften im Innern Afrika's, 13. das süd-afrikanische oder capische, 14. das von Madagaskar, 15. das ägyptisch-syrische, 16. das phrygisch-caucasische, 17. das sibirische, 18. das ostsibirische, 19. das caspisch-tatarische, 20. das der asiatischen Wüste, 21. das arabische, 22. das hochindische (des Imaus rc.) 23. das der westlichen oder vordern indischen Halbinsel (Hindostan); 24. das östlich-indische oder birmanische, 25. das sinesische, 26. das der Manschurei, 27. das japanische, 28. das der India aquosa (nach Rumph) oder des ostindischen Archipels, 29. das von Neu-Guinea, 30. das von Neuholland innerhalb des Tropicus, 31. das westlich neuholländische, 32. das östlich neuholländische, 33. das von Vandiemensland.

Manche dieser Florenreiche sind zur Zeit noch äußerst wenig bekannt, wie z. B. das westafricanische (von Guinea), das des eigentlichen Kafferlandes, das der asiatischen Wüste, das manschurische, das chinesische u. s. w. Inzwischen schien es doch geeignet, nach Maßgabe der sichersten Thatsachen über Klima, Boden, Gebirgsbildung und Stromverlauf, auch diese unbekannten Gebiete zu begrenzen, denn ohne einen solchen Versuch, bey dem man allerdings den Muth haben muß, zu irren, wäre es unmöglich, die gesammte Erdoberfläche nach einem und demselben Systeme in Florenreiche abzutheilen.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Florenreiche der alten und neuen Welt, so wie ich sie hier bezeichnet habe, so treten uns mehrere Verschiedenheiten zwischen den beyden Welthälften entgegen.

1. Im Allgemeinen sind die Florenreiche der alten Welt von größerer Flächenausdehnung, als die der neuen, weil jene überhaupt eine größere Land-Oberfläche darbietet.

2. Es zeigt sich in der alten Welt deutlicher, als in Amerika, daß die Gebiete um so umfangsreicher sind, jemehr man sich vom Aequator entfernt, da in jener verhältnißmäßig größere Landstrecken außerhalb des nördlichen Wendekreises liegen. Die Flora pflegt sich aber in demselben Verhältnisse über weitere Landstrecken auszudehnen, als sie an Arten und Bildungsrichtungen einförmiger wird, und in demselben Verhältnisse bemerkt man auch eine weitere Verbreitung einer und derselben Art. Aus diesem Grunde weist die östliche Welthälfte mehr solche Florengebiete auf, welche durch das Vorkommen geselliger Gewächse charakterisirt werden. Im Gegensatze damit findet man, daß die Grenzen derjenigen Florengebiete enger gezogen sind, welche, unter einem heißen Klima gelegen, auch eine größere Menge von eigenthümlichen Pflanzenarten hervorbringen. Es ist begreiflich, daß in einem solchen Falle auch die andauernde und reichliche Bewässerung nicht fehlen darf. Wo dagegen in heißen Ländern Wassermangel herrscht, da wird die Vegetation eben so ärmlich und eintönig, wie es außerdem in gemäßigten oder kalten

Digitized by Google

Gegenden, unter der Vegetation ungünstigen Verhältnissen, der Fall ist.

3. Hieraus geht ein dritter wesentlicher Unterschied zwischen den Florengebieten der alten und der neuen Welt hervor. In jener nehmen die Sand- und Steinwüsten einen verhältnißmäßig viel größeren Flächenraum ein, als in dieser. Für die Pflanzengeographie hat aber die Formation der ungeheueren Wüsten, welche Afrika und Asien, wenn auch nicht in ununterbrochenem Zusammenhange, durchziehen, eine große Bedeutung. In Westen beginnt die Sahara diesen Wüstenzug, etwa im ersten Grad ö. L. v. Ferro (zwischen 16° u. 28° n. B.) und in Osten endigt ihn die Gobi im 135 — 140sten ö. L. (zwischen 48° u. 50° n. B.). Diese ehemaligen Seebecken, welche jetzt mit Sand, Grus, Steinen und Salzkrusten bedeckt sind, und verhältnißmäßig nur äußerst wenig, großentheils intermittirende, Bewässerung erfahren, üben, bey ihrer großen Ausdehnung, einen vielartigen Einfluß auf Klima und Vegetation aus, einen Einfluß, der sich weit über die eigentlichen Grenzen der Wüstenzone auszudehnen scheint. Man kann den ganzen Wüstengürtel in dieser Beziehung mit einem ungeheueren, breiten und langen Gebirgssysteme vergleichen, dieß insbesondere da, wo sich, wie in der mittlern Gobi, die Ränder der Wüste, als Wälle des ehemaligen Seebeckens, bis zu einer Höhe von 3000′ und darüber, erheben. Bekanntlich trennen sie mit ihren nördlichen und südlichen Grenzen Pflanzengebiete, die unter sich ganz verschieden sind, und zwischen welchen das Florenreich der Wüste selbst, welches besonders reich an geselligen Kräutern und Salzpflanzen, aber arm an Waldung ist, sich als ein drittes unterscheidet. Gegen diese unfruchtbaren, zum Theile von Vegetation ganz entblößten Strecken der afrikanischen und asiatischen Wüsten, kommen in der neuen Welt nur Striche von geringer Ausdehnung in Betracht, welche, wie z. B. die Wüste von Atacama, an Dürre und Unfruchtbarkeit mit jenen übereinstimmen, und man könnte daher fast sagen, daß die für die Pflanzengeographie so bedeutsame Formation der Wüstenpflanzen in Amerika gar nicht erscheine.

4. Die meisten Florenreiche der neuern Welt behaupten eine Längsrichtung von Nord nach Süd; dagegen dehnen sich die der alten Welt vorzüglich von West nach Osten aus. Dieses Verhältniß hängt von dem Zuge der Hauptgebirge und der Wasserscheiden ab. Der Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen eines Gebirges rücksichtlich des Klima und der Vegetation ist bekanntermassen größer als jener zwischen den östlichen und westlichen. Demgemäß finden wir auch, wenn wir in Europa die Alpen und andere, selbst beträchtlich niedrigere, Gebirgszüge überschreiten, welche von West nach Osten streichen, plötzlich eine andere Vegetation. Dasselbe gilt auch von den kaukasischen Gebirgen und von dem Himalaya in Asien. Dagegen haben die Längenunterschiede in solchen von West nach Ost sich erstreckenden Florengebieten einen geringeren Einfluß auf die Natur der Gewächse; und es giebt manches Florenreich, welches, indem es seine Hauptrichtung zwischen denselben Parallelkreisen behauptet, selbst an Orten, deren Längenunterschied viele Grade beträgt, gar keine, oder nur geringe Verschiedenheiten in der Verbreitung und in dem physiognomischen Charakter seiner Vegetation aufweist. In solchen Gebieten tritt ein Wechsel in den Pflanzen und in ihrer Physiognomie vorzugsweise in Gemäßheit der Erhebung über dem Meere ein. Wird ein solches Gebiet in seiner Längsrichtung von einem Strome durchzogen, so ist anzunehmen, daß hier gleichsam in der Basis des Florenreiches die größte Eigenthümlichkeit erscheint. Nuancen in der Vegetation längs dem Strome lassen sodann gewöhnlich eine Region des oberen, mittleren und unteren Verlaufes unterscheiden. Schneiden in das Thal des Hauptstromes Nebenthäler ein, durch welche Flüsse der zweyten Ordnung zu jenem herabkommen, so finden wir in ihnen die Vegetation verschieden nach dem Verhältnisse der Nähe oder Ferne von den Haupt-Wasserscheiden, nach der Erhöhung über dem Meere, nach der Richtung der Gehänge und nach der damit in Verbindung stehenden Exposition gegen die Sonne. Die Wasserscheiden zwischen diesen Thälern zweyten Ranges können als Gränzen für die einzelnen Regionen oder Unterabtheilungen des Florenreiches benützt werden. Wenn in der neuen Welt diese Regionen oder Provinzen eines und desselben Florenreiches vorzugsweise in der Richtung des Hauptmeridianes

Digitized by Google

neben einander liegen, so folgen sie in der alten öfter den Hauptparallel-Kreisen des Reiches.

Vielleicht dürfte 5. als ein Charakter der Florengebiete in der östlichen Welthälfte betrachtet werden, daß ihre Ströme erster und zweyter Ordnung häufiger nur einem und demselben Florengebiete angehören, während sie in der neuen Welt öfter aus dem einen in das andere übergehen. In der neuen Welt liegen die Hauptgebirgszüge einander näher als in der alten, darum entspringen die Hauptströme häufiger in jenen Gebirgen, während sie in der alten Welt ihren Ursprung öfter aus Hochebenen nehmen.

Die obere, mittlere und untere Regionen eines Stromes beherbergen eine in demselben Verhältnisse mehr verschiedenartige Vegetation, als sie sich selbst unter einander in ihrer Erhöhung über das Meer unterscheiden. Hieraus erklärt sich der Umstand, daß in Amerika ein und derselbe Hauptstrom häufiger die Basis mehrerer Florenreiche oder verschiedener Provinzen eines Reiches bildet, als dieß in der alten Welt der Fall ist. Hiebey kommt noch ganz besonders in Betracht, ob ein solcher Hauptstrom in seiner Richtung verharrt, oder plötzlich in eine andere übergeht, wie dieß z. B. in der neuen Welt mit dem Amazonenstrome, in der alten mit dem Buramputer der Fall ist. Diese beyden Ströme bilden in ihrem obern Verlaufe die Basis für gebirgige, im mittleren und untern aber für ebene Florenreiche. In Folge dieses Verhältnisses finden wir, daß sie manche Züge und Bestandtheile aus den Floren der Hochlande mit in den untern Verlauf herabführen, und indem sie ihren Weg durch viele Breitengrade gegen den Aequator hinnehmen, vermehren sie den schon ursprünglich beträchtlichen Reichthum der Flora an Arten. Im Gegensatze damit sehen wir, daß andere Ströme, welche nicht in Hochgebirgen entspringen, wie z. B. die Donau, die Petschora und Wolga, während ihres Gesammtverlaufes die Basis für eine ziemlich homogene Flora bilden.

Nach diesen allgemeinen vergleichenden Bemerkungen wende ich mich an die Betrachtung der einzelnen Florenreiche der alten Welt, und zwar beginne ich hier mit Europa. Dieser Continent fällt jedoch nur nach seinem geringsten Theile in unsere Betrachtung, weil die Palmenvegetation ihm, mit Ausnahme eines einzigen Florenreiches ganz fremd ist.

Ich habe in Europa die folgenden Gebiete der Vegetation unterschieden: das arktische, das mittlere, das östliche, das westliche oder iberische, das südliche oder das des mittelländischen Meeres.

I. Das arktische Florenreich glaubte ich gegen Süden durch die Nordgrenze des Weizenbaues und der Buche (Fagus sylvatica), gegen Westen durch die Nordsee und das atlantische Meer an den brittannischen Küsten, gegen Osten durch das Uralgebirge und gegen Norden durch die arktischen Meere begrenzen zu müssen. Innerhalb dieser Grenzen fallen der nördlichste Theil von Schottland, die Hebriden und Orkaden, Island, Spitzbergen, Schweden und Norwegen ihrem größten Theile nach, die baltischen Länder nördlich von der Weichsel und das innere Nordrußland. Die Kultur des Weizens geht in Schottland bis in die Gegend von Inverneß (58° nördl. Br.), und eben so weit erstreckt sich dort die Buche. *) In Norwegen erstreckt sich der Weizen weiter gegen Norden, bis Drontheim (64°), in Schweden bis 62°, im westlichen Rußland etwa bis in die Gegend von St. Petersburg (60° 15′), im Innern von Rußland senkt sich die Grenzlinie bis etwa auf den 59sten Breitengrad herab. Im allgemeinen folgt also die Polargrenze des Weizenbaues in Europa der Linie gleicher Sommerwärme (Isothere) von 14° C.

*) Hewett Cottrell Watson, Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbrittaniens. Aus dem Englischen von Beilschmied. Breslau, 1837. 8. S. 190. Schouw, Pflanzengeographie S. 194 glaubt, daß die Polargrenze der Buche dort zwischen 56 — 57° falle.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Verbreitung der Buche fällt nicht selten mit der des Weizens zusammen, wenn schon der Baum in Scandinavien nicht ganz so weit gegen Norden geht, als der Weizenbau. An der Westküste von Schweden findet sich die Buche in 58°, in Smaland in 57° und an der Ostküste verliert sie sich bey der Meerenge von Calmar bey Monsteras (in 56 bis 57°). *) In Preußen erscheint sie noch bey Danzig (54° 20′ n. B.) und in Litthauen bis zum 55ten Grad (in Volhynien und Podolien ist sie nach Eichwald **) selten, so zwischen Satanow und Kamenez). An dieses Vorkommen schließt sich auch das der meisten europäischen Obstbäume an, denn diese haben ihre Nordgrenze, wie Alph. De Candolle **) richtig bemerkt hat, etwa auch unter der Isothere von 14° C. und ihre Nordgrenze weicht von dem Parallelism, welchen sie sonst mit der des Weizenbaues einhält, nur im Osten von St. Petersburg ab, indem sie sich weiter gegen Süden senkt. Aus diesen Verhältnissen scheint sich mit Fug ableiten zu lassen, daß jener äußerste Terminus für die Ausbreitung des Weizens, als allerdings von allgemeinerer Wichtigkeit für die pflanzengeographische Abtheilung der Erdoberfläche in Europa, bey der Grenzung des nördlichen Gebietes entscheidend sey. Ein weiterer Grund dürfte darin zu suchen seyn, daß das arktische Florenreich in Europa sich von den zunächstgelegenen nicht sowohl durch viele hervorspringende Eigenthümlichkeiten seiner Gewächse und durch zahlreiche ihm ausschließlich eigene Gattungen charakterisirt, als vielmehr durch seine negativen Merkmale, d. h. durch den Mangel gewisser Gewächse, welche dem südlich davon gelegenen Europa zukommen. Man kann übrigens dieses arktische Florenreich wohl füglich noch in zwey Provinzen theilen, deren nördliche durch den Mangel allen Baumwuchses charakterisirt werden könnte. In der südlichen Region endigen auch die Verbreitungsbezirke des Hafers und des Korns, welche Getreidearten in Skandinavien bis zum 66ten und 65ten Breitengrad cultivirt werden.

II. Das zweyte europäische Florenreich ist das von Mittel-Europa. Es begreift vorzugsweise das ausgedehnte Gebiet, welches dem Weizenbaue huldigt. Hierher also Großbrittanien und Irland, mit Ausnahme des nördlichsten Theils von Schottland, Frankreich, bis auf einige wenige Küstenstriche im Süden, die Niederlande, die Südspitze von Norwegen und Schweden, Dänemark, Deutschland und die Schweiz bis zu der Hauptwasserscheide des Alpengebirges. Gegen Osten ist der nördliche Karpath und das Land gegen die Oder, gegen Südosten der Anfang des großen ungarischen Donaubeckens als

*) Schouw a. a. O. Wahlenberg Flora suecica p. XXXIII.

**) Naturhistorische Skizze von Litthauen, Volhynien und Podolien. Wilna 1830. 4. S. 130.

**) Distribution geographique des plantes alimentaires, in Bibl. Univ. de Genève. Avril — Mai 1836.

Digitized by Google

Grenze gesetzt worden. In letzteren Gegenden macht sich nämlich eine auffallende Verschiedenheit in der Vegetation bemerklich, und das Auftreten vieler geselliger Kräuter und Halbsträucher, welche weiter gegen Westen gar nicht oder nur selten vorkommen, bezeichnet den Uebergang in ein anderes Florenreich, welches ich das osteuropäische genannt habe.

III. Dieses letztere wird gegen Südwesten durch die Wasserscheide der dalmatischen und kroatischen Gebirge, gegen Süden durch den Balkan, das schwarze und asowsche Meer und durch die nördlichen Abhänge des kaukasischen Gebirges begrenzt. In diesen Gegenden verändert sich die Natur der Vegetation selbst in der niedrigen Steppe. Ich habe deßhalb das caspische Meer als die Basis eines großen Beckens betrachtet, gegen welches hin sich eine andere Vegetation, die der caspisch-tartarischen Wüste, geltend macht. Die südöstliche Grenze der osteuropäischen Flora wird demnach durch eine Linie gebildet, welche vom fünfzigsten Parallelkreise aus gegen die südlichen Ausstrahlungen des Ural hin nach Osten und auf der Wasserscheide zwischen dem Don und der untern Wolga nach Süden läuft, wo sie an die Nordgehänge des kaukasischen Gebirges stößt. Das in dieser Weise umgrenzte Florenreich begreift also vorzugsweise denjenigen Theil des nördlichen Europa's, welchen Schouw *) als die zweyte Provinz seines Reiches der Umbellaten und Cruciferen bezeichnet hat, die Provincia Astragalorum, Halophytorum et Cynarocephalarum, jedoch wahrscheinlich mit Ausschluß eines Theils von Sibirien, den dieser Schriftsteller noch hierher rechnet. Als ein bezeichnendes Merkmal der Grenze dieses Gebietes gegen Westen möchte ich das Auftreten der österreichischen Schwarzföhre Pinus nigricans (Host, nach Koch einer Varietät der Pinus maritima Lam.) ansehen. Deßgleichen das Auftreten von Quercus pubescens und Cerris, Carpinus doinensis, Ostrya carpinifolia. Außerdem charakterisirt sich die Vegetation des östlichen Europa's in ihrem physiognomischen Gesammt-Ausdruck besonders durch die monotonen ebenen Steppen und durch den Mangel großer Waldungen in den Ebenen. Gesellschaftliche Pflanzen, namentlich aus der Familie der Chenopodeen, wie Salsola Soda, Corispermum intermedium und nitidum, Kochia scoparia, prostrata, Diotis ceratoides, Halimus portulacoides, Atriplex laciniata, hastata und Thelygonum Cynocrambe bilden einen wesentlichen Zug in der Physiognomie dieser Flora.

*) Pflanzengeographie S. 511.

IV. Die erwähnten drey weit ausgedehnten Florenreiche Europa's beherbergen eben so wenig eine Palme als das vierte, welches ich das iberische genannt habe. Hierher gehört die Halbinsel jenseits der Pyrenäen mit Ausnahme von Algarbien und dem südlichen Küstenlande Spaniens. Man hat diese Länder gewöhnlich als eine Provinz der mittelländischen Flora betrachtet. Schouw nennt sie die Provinz der Cistrosen. *) Sie scheint aber nicht bloß durch eine große Menge von Arten der Gattungen Cistus und Helianthemum, sondern überdieß auch durch das Vorkommen vieler eigenthümlicher Arten aus den Familien der Gräser, Riedgräser, der Hülsenfrüchte, Dipsaceen, Lippenblumen, so wie durch das gesellige Auftreten einiger strauchartigen Ericeen wie z. B. des Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo), Eichen- und anderer Kätzchenbäume charakterisirt zu seyn. Sehr richtig bemerkt Mirbel, **) daß die spanische Flora mehr der der atlantischen Inseln gleiche, als jener der Ufer des Mittelmeeres.

V. Das fünfte Florenreich in Europa, das südliche oder mittelländische, begreift, außer den erwähnten Küstenstrichen von Portugal und Spanien, die balearischen Inseln, Italien, südlich vom Hauptabhange der Alpen, Dalmatien und Croatien im Süden und Westen der Wasserscheiden, Corsica, Sardinien, Griechenland mit dem Archipel, die Türkey südlich vom Balkan bis zum Bosporus und einen schmalen Küstenstrich von Kleinasien bis in die Breite von Cypern. Dieses Gebiet hat also für seine Nordgrenze fast denselben größten Kreis, wie ihn Hr. Mirbel (a. a. O.) für seine „Uebergangszone" annahm, welche als nördlichsten Repräsentanten durch den Oelbaum bezeichnet wird, dessen nördlichstes Vorkommen er in Illyrien in 46°, und am Terek in 44° setzt. Der Oelbaum erheischt

*) A. a. O. S. 513.

**) Mémoires du Muséum d'Hist. natur. 1827. Vol. 14. S. 350 — 477.

Digitized by Google

eine mittlere Jahrestemperatur von + 10, 5° R., der Orangenbaum von 13, 6° R. Dieser letztere könnte daher als Repräsentant für die Südgrenze, so wie jener es für die Nordgrenze ist, bezeichnet werden.

In der großen Ausdehnung, welches dieses südeuropäische Florenreich von Westen nach Osten einnimmt, lassen sich wohl ohne Zweifel noch einige nicht unwesentliche Unterschiede hervorheben, woraus die Charakteristik von zwey bis drey Provinzen abgeleitet werden könnte. So hat auch Hr. Schouw das südliche Frankreich, Italien und Sicilien unter dem Namen der Provinz der Scabiosen und Salvien, Griechenland und Kleinasien als die der strauchartigen Lippenblumen bezeichnet. Uebrigens kommt die Vegetation in dem gesammten, hier umschriebenen Landstriche wesentlich überein, wenn man ihre allgemeine Physiognomie ins Auge faßt. Ein kurzer Frühling in den ersten Monaten des Jahres lockt auf den unbewaldeten Gefilden zahlreiche Blüthen von Liliengewächsen hervor, deren Zwiebeln und Knollen bisher unbemerkt im Boden geschlummert hatten. Auf diese Lilienvegetation folgt eine, nicht minder vergängliche, bunte Decke von zahlreichen, weichen, einjährigen Gräsern und bunten Kräutern, besonders aus den Familien der Nelkenblüthigen, der Lippenblumen, Scrofularinen, Glockenblumen, Kreuzblüthigen, der Ranunculaceen u. s. w. Dazwischen erscheinen die derberen, länger ausdauernden Kräuter und Stauden aus den Familien der Doldengewächse, der Korbblüthen, Dipsaceen, Rosaceen, Cisten. Der heiße Sommer versengt den üppigen Glanz dieser buntfarbigen Pflanzenwelt; die Wiesen und Fluren bekleiden sich mit welkenden und abdorrenden Blättern und liegen bis in den Herbst hin öde, wo mit wiederkehrendem Regen die Vegetation von Neuem erwacht und die perennirenden Kräuter, wenn auch ohne Blüthen, den oft schneelosen Winter durchwachen. Hohe Wälder, gleich denen Mitteleuropa's sind seltener; dagegen erscheinen der Lorbeerbaum, die strauchartigen Heiden und Sandbeeren, die Terebinthen- und Mastixbäumchen, die Myrte, die Sumacharten, der Oelbaum, der Johannisbrodbaum, die immergrünen Eichen, der Judasbaum u. s. w. theils als Gebüsche und Gestrüppe, theils als Wälder von niedrigerem Wuchse und geringerer Ausdehnung. Nur auf den Gebirgen treten Buchen, Hainbuchen, Ahorne, Ulmen, Fichten u. s. w. zu Wäldern zusammen, welche an die von Mittel- und Nordeuropa erinnern; — doch, ich finde es unnöthig, ausführlich bey der Schilderung dieser Flora zu seyn, obgleich es die einzige in Europa ist, welche Palmen beherbergt, und es der wesentlichste Theil meiner Aufgabe ist, das Vorkommen dieser Pflanzenformen zu schildern.

Es ist aber nur eine einzige Palme, welche in diesem Florenreiche ursprünglich einheimisch ist: die Zwergpalme, Chamaerops humilis. Die Dattelpalme ist eingeführt und beweist durch die Unvollkommenheit ihrer Früchte fast in allen Theilen dieses Gebietes, daß sie sich hier auf fremdem Boden befindet. Ich glaube, die Verbreitungs- und Vertheilungs-Verhältnisse dieser beyden Palmen hier möglichst ausführlich behandeln zu müssen, und werde, um den Faden der Untersuchung nicht zu unterbrechen, jede Art auch über die Grenzen dieses Florenreiches in die benachbarten, denen sie sonst noch angehört, verfolgen.

Chamaerops humilis ist eigentlich eine Strandpalme. Nirgends findet sie sich weit im Innern des Landes. Sie wächst gewöhnlich gesellig, bald in einzelnen Gruppen, bald in weiten Erstreckungen. Sie liebt sandigen oder steinigen Boden. So erscheint sie im Königreiche Algarbien, ungefähr in 38° n. Br. Die Ebenen werden oft in ausgedehnten, undurchdringlichen Reihen von ihr eingenommen. Wo sich das Terrain erhebt, wächst sie mehr und mehr einzeln. In höhere Gebirge steigt sie hier gar nicht hinauf. — In Andalusien und Valenzia zeigt sie sich bey Sevilla, Carmona, Ecija, Cordova u. s. w. von 37° 52′ an, und immer häufiger, je weiter man gegen Süden fortschreitet. Je dichter die Haufen sind, in denen sie wächst, um so seltner erhebt sie sich über den Boden. Der kurze Stamm ist gewöhnlich in den Boden vergraben, und treibt an seiner Spitze einen Büschel starrer, fächerförmiger Blätter von ein bis zwey Fuß Länge. In diesem, gleichsam rohen, Zustande ist ihr Blattstiel mit dichten und starken Stacheln bewaffnet, und das Gewächs eignet sich

Digitized by Google

daher, in dichte Reihen hintereinander gepflanzt, zu undurchdringlichen Befriedigungen. Doch pflegt man in jenen Gegenden für diesen Zweck vorzugsweise Agave americana und Opuntien anzubauen, weil beyde den Boden minder aussaugen sollen und überdieß mehr nützliche Theile darbieten, als die Palme, welche auch in einem fetten Boden, dem einzigen, welcher verdient für die Cultur beschützt zu werden, nicht gedeihet. Wo die Zwergpalme einzeln steht und gedeihliche Bewässerung erfährt, pflegt sie weniger Stocktriebe zu machen; sie erhebt dann den Stamm über den Boden, und verlängert den Blattstiel und die Blätter bis auf 4 — 5 Fuß. Dasselbe geschieht auch in unsern Gärten, wo namentlich durch die Abnahme der Stocksproßen mittelst des Messers eine Verlängerung des Stammes begünstigt wird. Dieß Verhältniß hat veranlaßt, daß die Gartenexemplare sich in ihrer Tracht fast überall wesentlich von den wilden unterscheiden, und daß man eine Varietät: arborescens, systematisch zu unterscheiden versucht hat. Fälschlich wird dieser Chamaerops arborescens Nordamerika als Vaterland zugeschrieben. Cavanilles (Icon. rarior. II. p. 13.) hat bey Denia in der Provinz Xeres 15 — 30 Fuß hohe Stämme beobachtet. In den warmen Thälern von Andalusien steigt sie auch in die Gebirge hinan, und Simon de Rojas Clemente hat sie bey einer Höhe von 3200′, ja einige wenige Pflanzen sogar noch in 5400′ in der Sierra nevada und in der Sierra de Lujar beobachtet. Je weiter man von der valencianischen Küste gegen Barcelona heraufgeht, um so seltner erscheint sie, und bey der Annäherung an die Pyrenäen ist sie nicht mehr zu finden. Auf den balearischen Inseln, besonders auf Majorca, ist sie an dürren Stellen des Strandes und auf unbebauten Hügeln nicht selten, aber auch hier verschwindet sie im Innern der Inseln. — Der Flora von Frankreich gehört sie eigentlich nicht mehr an, wohl aber erscheint sie in der Grafschaft von Nizza in einer kümmerlichen verzwergten Gestalt auf steinigem Meerstrande, höchstens 1/2 Stunde landeinwärts wandernd. Hierher also in 43° 41′ n. Br. fällt die Nordgrenze dieser Palme, der Palmen in Europa und der ganzen Palmen-Ordnung auf dem Erdboden, denn in Nordamerika erreicht die nördlichste Art, Sabal Palmetto, wie ich bereits erwähnt habe, ihre Nordgrenze in 35 — 36° und in Japan, wo Rhapis flabelliformis der nördlichste Repräsentant der Palmenordnung ist, darf man den terminus borealis derselben wahrscheinlich bis 35° n. Br. setzen.

In Genua (41° 24′ nördl. Br.) wächst die Palme in Gärten ziemlich gut. Sie blüht und fructificirt im Freyen, wenn sie im Winter mit Sorgfalt bedeckt wird; dagegen erträgt sie in Florenz (43° 46′) die Winterkälte nicht mehr. Auf den kleinen Inseln Elba und Palmeola (42° 46′ und 42° 49′) hat sie schon im 16ten Jahrhundert Caesalpinus bemerkt. Sie wächst daselbst auf den Klippen des Meerstrandes, und in ähnlichen Lokalitäten im Sienesischen (43° 20′), wo sie Matthiolus und in Terracina (41° 18′), wo sie Mauri, Sebastiani, Brunner, Carus und mehrere andere Botaniker beobachtet haben. Terracina bezeichnet, wie unter andern der letzt genannte Schriftsteller erwähnt (Analecten zur Naturwissenschaft und Heilkunde gesammelt auf einer Reise durch Italien im Jahre 1828), gleichsam eine der Südpforten Italiens, bey welcher wesentliche Veränderungen des Klima, des Bodens und seiner Erzeugnisse eintreten. So verändert sich auch hier für den aus Norden kommenden Beobachter zusehends die Scene und mit allem Rechte könnte man annehmen, daß hier sich erst das eigentliche milde Hesperien eröffne, als dessen Vorhöfe ein zwiefacher Landstrich, nämlich die Gegenden von den Alpenpässen bis zu den Höhenzügen des Apennins und sodann das Land zwischen diesem Gebirge und Terracina zu betrachten wären. Wenn sich in der Lombardey vorzüglich die Cultur des Weinstocks, des Maulbeerbaums, des Reises geltend macht, erscheinen in der zweyten Region, wie namentlich im Florentinischen, der Oelbaum, Cypressen, immergrüne Eichen, Feigen- und Mandelbäume, überhaupt aber eine größere Fülle der Vegetation.

(Fortsetzung folgt.)

Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, rc.

(Fortsetzung.)

Bey Terracina also scheint gleichsam das rechte Italien erst zu beginnen. Hier empfängt den nordischen Wanderer eine neue, ihm vorher fremde Pflanzenwelt, mit einer ganz eigenthümlichen Physiognomie. Viele andere Kräuter und Bäume treten hervor; es erscheinen z. B. die Myrte, der Johannisbrodbaum, Psoralea palaestina, aufrechte Convolvulusarten, baumartige Euphorbien, die Cactusform; neben den Anlagen von Citronen und süssen Orangen werden Oel- und Feigenbäume häufiger, und zu ihnen gesellt sich unsere europäische Zwergpalme, so wie in einzelnen zerstreuten Stämmen der Dattelbaum. Von hier aus gegen Süden findet sich Chamaerops humilis häufiger. So wie man aber überhaupt beobachtet, daß die südliche Vegetation im liburnischen Meerbusen weiter nach Norden hinaufsteigt, als an den Küsten des adriatischen Meeres, so findet man auch den Zwerg-Palmbaum auf den Westküsten Italiens nördlicher, als auf den östlichen. Er beginnt hier auf dem steinigen Seeufer von Capri, bey dem Vorgebirge Circello (in 41° 12′ 25″ nördl. Br.), während er nach den Beobachtungen des Baron v. Welden seine Nordgrenze auf dem östlichen Ufer bey Brindisi in 40° 37′ erreicht. In Calabrien ist er längs der Seeküsten nicht selten. In den Gebirgen von Fundi hat ihn Tenore angezeigt. Die größern italienischen Inseln besitzen ihn, jedoch immer nur ganz nahe an der See, und er bleibt hier immer niedrig und stammlos. Auf Corsica findet er sich nur in den südlichsten Küstenstrichen; häufiger kommt er in Sardinien vor, und zwar erscheint er auch hier fast immer nur bis auf eine Meile von der Küste entfernt. Auffallend ist es, daß er nur die beyden Endspitzen der letztgenannten Insel besetzt hält, und in dem mittleren Theile der Insel fehlt; so ist er besonders häufig bey Alghero, auf der Halbinsel von San Antiocho und auf der kleinen Insel S. Piedro. In viel größerer Menge erscheint er auf Sicilien, besonders auf den westlichen und südlichen Küsten, und schon im Alterthume dürfte er hier in großer Ausdehnung zu finden gewesen seyn, weil Virgil (Aen. III. 705.) Selinunt die palmosa Selinus nennt. In der nördlichen Region der Insel ist er seltener, und nicht sowohl gesellig in Heerden, als vielmehr einzeln zerstreut vorhanden. In der Gegend des Aetna ist er von Dr. Philippi nicht beobachtet worden, welcher dagegen bemerkt, daß er ihn auf dem Calogero di Sciacca, bey einer Erhöhung von 1000′ über dem Meere, gefunden habe.

In Istrien und Dalmatien ist die Zwergpalme nicht mehr einheimisch; nur einzelne Stämme werden hie und da der Seltenheit willen in Gärten gepflegt, bedürfen aber dann sorgfältiger Bedeckung während des Winters. Die Bora, welche von Zeit zu Zeit aus den dalmatischen Gebirgen hervorweht, ist ihr immer sehr verderblich. Erst an den Küsten von Albanien tritt sie als eigenthümlicher Zug in der Vegetation zwischen Durazzo (41° 19′) und Salona (40° 28′) hervor. Hier hat Hr. Bar. v. Welden den Baum am felsigen Meerufer bisweilen in großer

Digitized by Google

Ausdehnung beobachtet. Auch auf den jonischen Inseln, z. B. Corfu und Zante, erscheint er, doch verhältnißmäßig selten, deßgleichen auf andern griechischen Inseln und auf dem griechischen Festlande. Wir bemerken überhaupt, daß die Vegetation in diesem Gebiete gegenwärtig im Ganzen viel weniger reich, besonders an Bäumen ist, als sie ehemals gewesen seyn muß, und der Mangel der Zwergpalme in solchen Gegenden dürfte vielleicht einer frühern sorgfältigen Cultur des Bodens zuzuschreiben seyn, welche erst mit der Abnahme der Bevölkerung aufhörte. In Kreta wird die Zwergpalme von Theophrast und Plinius angegeben, doch war sie nach jenen Schriftstellern schon damals viel seltener als in Sicilien. In den meisten Inseln des griechischen Archipels und an den Küsten von Kleinasien wird die Palme gegenwärtig nicht mehr gefunden. Es fehlen mir jedoch zur Zeit genauere Nachrichten über die östliche Grenze ihres Verbreitungsbezirkes, so daß man als solche fürs erste noch die Insel Kreta annehmen dürfte.

Auf den afrikanischen Küsten des mittelländischen Meeres verbreitet sich die Zwergpalme viel üppiger. An vielen Orten bedeckt sie nicht bloß die steinigen Gebiete längs der Küste, sondern zieht sich auch noch meilenweit ins Innere. Sie bedeckt hier sowohl die Hügel, als die höhern Berge und dürfte unter allen dort wachsenden geselligen Pflanzen am wesentlichsten den physiognomischen Charakter der Vegetation bilden. In der Nähe von Tanger habe ich sie, so weit das Auge reicht, die Niederungen am Meere gegen die Stadt hin bedecken sehen. Ebenso soll sie nach Shaw, Desfontaines, Poiret, Moriz Wagner und andern Reisenden in der Provinz Oran, in Algier, Constantine rc. vorkommen. Auf den trocknen Hügeln um Tripolis hat sie der italienische Reisende de la Cella beobachtet. Die Südgrenze ist noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt, dürfte aber wohl bis zu dem dreyßigsten Parallelkreise reichen. Offenbar ist dieses Gewächs in der westlichen Region des mittelländischen Meerbusens häufiger und üppiger, als in der östlichen, so wie es denn auch in Egypten nicht mehr bemerkt wird.

Die Palme blüht während des Frühlings mehrere Monate hindurch, wobey sie im freyen Zustande zu gleicher Zeit weniger und kleinere Blüthenkolben hervortreibt, als im cultivirten. Die Früchte reift sie vom Anfange bis gegen Ende des Herbstes. Sie sind je nach der Lage und dem Boden des Standortes an Größe, Weichheit und Saft des Fleisches verschieden, aber immer so herb, daß sie nur bey besonders günstiger Reife genossen werden können. — Die jungen unter dem Boden verborgenen Triebe werden besonders von der armen Bevölkerung gekocht, und wie die Blattstiele der Cardone (Cynara Cardnnculus) gegessen; auch die noch nicht entwickelten Blätter, so lange sie weich und zusammengelegt in der Knospe enthalten sind, und das gelatinöse Mark der jungen Kolben, wenn sie noch zwischen den Blattstielen stecken, können genossen werden. In der Barbarey pflegen die armen, nomadischen Kabylen aus dem mehlichten Inhalte der Stämme durch Reiben zwischen zwey Steinen ein gröbliches, bitteres, rauhes Mehl zu bereiten, welches mit Kameelmilch oder zu Fladen gebacken, genossen wird. Schon zu Cicero's Zeiten war die ärmliche Nahrung in Sicilien vom hülflosesten Theil der Bevölkerung in Anspruch genommen worden (Vergl. Cic. orat. in Verr. V. cap. 33, 38.). Außerdem werden hie und da aus den noch nicht grün gewordenen Blättchen Hüte, Körbe, Teppiche u. dgl. geflochteu; aus älteren Blättern Besen, Bürsten u. s. w. bereitet. In einigen Gegenden deckt man die Hütten mit den Blättern, in andern bedient man sich des ganzen Gewächses als Feuermaterial. Im Allgemeinen ist jedoch der Gebrauch dieser Palme unbedeutend, und entspricht ihrem niedrigen Wuchse und kümmerlichen Ansehen.

Die fortgesetzte Cultur hat übrigens eine Abart von dieser Pflanze entwickelt, welche in vielen Gärten unter dem besonderen Namen der Chamaerops arborescens cultivirt wird. Die Cham. humilis elata findet sich hie und da mit einem Stamme von 10 — 20' Höhe, welcher am Grunde nur äußerst selten junge Triebe zu bilden pflegt; die Blattfläche ist in viele Blättchen getheilt, die Blattstiele sind länger, die weißliche Wolle auf der Rückseite und insbesondere auf den Nerven der Blätter fehlt größtentheils und die Blüthen sind dichter zusammengedrängt. Nach der Combination aller mir darüber zu Gebote stehenden Thatsachen bin ich über-

Digitized by Google

zeugt, daß diese Varietät nur dadurch entstanden ist, daß man dem Stamme viele Jahre hinter einander die am Grunde hervorsprossenden Ausläufer zu nehmen pflegte, so daß er sich endlich die Bildung derselben gänzlich abgewöhnte.

Für die Geschichte der Lehre von der Befruchtung der Pflanzen ist die Zwergpalme von besonderer Bedeutung. Die Geschlechter sind nämlich hier in der Art auf zwey verschiedene Individuen vertheilt, daß das Eine männliche Blüthen trägt, das andere weibliche, mit unfruchtbaren Staubfäden, welche das Befruchtungsgeschäft für sich nicht ausführen können, und darum den Blüthenstaub vom männlichen Individuen enthalten müssen. Gleditsch hat in den Jahren 1749 — 50 einen weiblichen Stamm mittels eines männlichen Kolbens befruchtet, welcher ihm von Leipzig zugesendet worden war, ein Factum, welches wesentlich auf die Doctrin vom Geschlechte der Pflanzen Einfluß gehabt hat.

Ich wende mich nun zu der zweyten Palme, welche dem südeuropäischen Florenreiche künstlich angehört, der Dattelpalme (Phoenix dactylifera). Daß dieser Baum ursprünglich unserm Europa fremd ist, geht unter andern aus den von Plinius hinterlassenen Nachrichten (Hist. natur. XIII. 4, 11.) hervor. Er bemerkt nämlich, daß er in Italien nirgends wild erscheine, und daß er an der Seeküste von Spanien zwar fructificire, aber nur eine herbe Dattel bringe. Ohne Zweifel ist daher der Baum vor undenklichen Zeiten nach Europa übergepflanzt worden, die größere Zahl aber, welche wir namentlich in Spanien finden, dürfte nicht sowohl als ein Rest ehemaliger römischer Culturen, als vielmehr der sorgsamen Pflege seyn, womit die Mauren mehrere Jahrhunderte hindurch ihn überall dahin zu verbreiten suchten, wo sich sein Gedeihen nur einigermaßen hoffen ließ.

Man kann das Vorkommen der Dattelpalme in Europa füglich nach zwey Zonen bezeichnen. In der einen, nördlicheren erträgt er zwar den rauheren Winter, bringt aber niemals vollkommen ausgereifte und süße Früchte hervor. In der zweyten Zone kommt er nicht einmal zur Blüthe. — Eine dritte Zone, innerhalb welcher der Baum in jeder Beziehung vollkommen gut gedeiht, fällt außerhalb der Grenzen des europäischen Florenreiches, und soll also hier fürs erste noch nicht in Betracht kommen. —

In Portugal findet sich die Dattelpalme ziemlich selten, hie und da cultivirt in Gärten und Klosterhöfen. Ich erinnere mich einen einzigen fruchtbaren Baum in Cacilhas am südlichen Ufer des Tagus bey Lissabon gesehen zu haben. Im nördlichen Portugal wird der Baum immer seltner, dagegen ist er in Algarvien sowohl auf dem freyen Felde als in eingeschlossenen Gärten nicht selten, und wo er fleißig behandelt, vorzüglich regelmäßig bewässert wird, gedeiht er in diesem milden Klima ziemlich gut, wenn gleich seine Früchte immer kleiner, trockner und minder geschmackreich sind, als die durch den Handel eingeführten.

In Spanien war die Palme vielleicht schon vor der Colonisation durch die Römer hie und da bekannt; sie wurde aber, wie ich schon erwähnt habe, daselbst vorzugsweise durch die später eingewanderten Mauren verbreitet, und hat ohne Zweifel in der Periode der Blüthe des Maurenreiches daselbst eine viel größere Ausbreitung gehabt, als gegenwärtig. Die Mauren cultivirten den Dattelbaum mit einer Anhänglichkeit, welche vielleicht mit religiösen Empfindungen in Verbindung stand, wogegen die Cultur des Baumes nach ihrer Vertreibung mehr und mehr verfiel. Aus den Denkwürdigkeiten des böhmischen Ritters Löw von Rozmidal (Denkwürd. u. Reisen des böhm. Freyherrn Löw v. Rozmidal herausgegeben von J. E. Horky. Brünn 1824. Bd. 2. p. 64) ist ersichtlich, daß er und seine Begleiter im Jahre 1466 viele Dattelbäume in der Nähe von Barcelona gefunden haben. Gegenwärtig ist dort keine Spur von diesen Culturen mehr übrig. Es läßt sich aber hieraus schließen, daß Barcelona der nördlichste Ort in Spanien ist, wo die Dattelpalme gedeiht. — Ueber die Cultur des Baumes in diesem Gebiete ist Ausführliches in dem Werke von Cavanilles, und in Sandalio de Arias Zusätzen zu Herrera's Agricultura general, Madrider Ausgabe v. 1818, II. p. 379 nachzulesen.

Auf den Balearen findet man ebenfalls einzelne cultivirte Stämme. Sie bringt dort reife Früchte hervor; doch ist ihr das von Seewinden gekühlte Klima nicht besonders günstig.

Digitized by Google

Frankreich besitzt die Dattelpalme nur selten und einzeln cultivirt in seinen südlichsten Provinzen. Sie wird hier nicht alt und erreicht keine beträchtliche Höhe, weil sie nicht selten durch die Winterkälte getödtet wird. Einige Stämme stehen auf den hierischen Inseln; ein männlicher und ein weiblicher stehen im freyen Lande vor dem Treibhause des Jardin de la Marine in Toulon. Bey Pézenas, acht Lieues von Montpellier, befand sich eine weibliche, dreißig Fuß hohe Palme, an einer Gartenmauer. Der Winter von 1830 hat sie getödtet, nachdem sie den kalten Winter von 1820 ertragen hatte. Sie trug manchmal Früchte mit harten Kernen und so groß, als die ägyptischen Datteln, aber vom herben Geschmack, also nicht ausgezeitigt. Auch an einigen andern Orten des südlichsten Frankreichs, namentlich an der Küste zwischen Antibes und Toulon, welche gegen Norden durch den Gebirgszug Monts des Maures geschützt ist, kommt die Palme vor. Bey Frejus (43° 25′ n. Br.), bey dem Kirchdorfe St. Paule des Vence und bey dem Städtchen St. Tropez findet man einzelne Stämme. Bey dem Hofe Cavallaire, zum Kirchspiele Gassin gehörig, vielleicht dem südlichsten Orte der Provence, welcher nahe am Meere liegt, und gegen Norden von den Bergen de Veyron beschützt ist, befindet sich ein weiblicher Baum, der 1709 gepflanzt wurde, umgeben von mehreren männlichen. Er blüht oft. Die weiblichen Bäume bey St. Tropez bringen, fünfzehn Monate nach der Blüthezeit, ziemlich süße Datteln; weil ihnen aber die Befruchtung durch männliche Bäume abgeht, produciren sie keine Kerne oder diese sind nur von der Größe eines Haferkorns. *) In Beziehung auf das Fehlschlagen der Fruchttheile in Frankreich macht Delile **) folgende interessante Bemerkung. „Die vergleichende Untersuchung der Blüthen von wilden Dattelpalmen, welche sich aus Samen fortpflanzen und derjenigen von cultivirten Bäumen, die durch Wurzelschößlinge fortgepflanzt werden und so eine eigene, distincte Race bilden, hat mir eine Verschiedenheit in ihrer Entwickelung gezeigt, welche ich während meines Aufenthaltes in Aegypten noch nicht kannte. Dieser Unterschied besteht darin, daß die weiblichen Blüthen cultivirter Stämme, immer, wenn auch nicht befruchtet, unter ihren drey Fruchtknoten Einen kugligen aufweisen, während die Blüthen solcher Individuen, die aus Samen erwachsen sind, lange Zeit hindurch drey einander gleiche, dreyeckige Fruchtknoten haben. Die männlichen Blüthen der Palme in Toulon verbreiten einen trefflichen Geruch; aber die Staubbeutel sind fast ganz ohne Staub, und die wenigen Pollenkörner, welche man vorfindet, sind nicht undurchsichtig und im Ganzen von mehlartiger Beschaffenheit, sondern halbdurchsichtig. So zeigen denn auch die männlichen Blüthenkolben, wenn sie noch in ihren Scheiden enthalten sind, jene Eigenschaften nicht, die die Dattelbauern von den zur Befruchtung geeigneten Scheiden verlangen. Man wählt nämlich von den noch uneröffneten Scheiden die festesten, welche zwischen den Händen gepreßt, ein Geräusch wie befeuchtetes Mehl hören lassen. Demgemäß erscheint der Pollen der in Toulon blühenden Palme als nicht geschickt für die Befruchtung, wie ich denn auch in den dort erzogenen Früchten niemals einen Embryo wahrgenommen habe, der bekanntlich ausschließlich das Product der Befruchtung ist. Diese Befruchtung muß übrigens, nach den Beobachtungen, welche ich in Aegypten zu machen Gelegenheit hatte, nicht bloß demjenigen Staube überlassen bleiben, den der Wind an die weiblichen Kolben bringen kann. Eine vollständige Ernte von den cultivirten Bäumen verlangt unmittelbare Näherung der männlichen Blüthen an die weiblichen, wovon mich die gänzliche Mißernte in Aegypten in jenem Jahre überzeugt hat, da die Einwohner durch den Krieg verhindert wurden, die männlichen Blüthen zur Befruchtung aus der Wüste zu holen.“

(Fortsetzung folgt).

*) Vrgl. Duhamel Arbres fruit. de la France. IV. p. 4. Es hat sich in dieser Hinsicht seit einigen Jahrhunderten nichts geändert: Palma nostras, quae Narbonae et in Liguriae maritimis et praesertim ad Olbiam Galloprovinciae frequenter visitur, fructum non maturat, Lobel Advers. (1576). p. 451.

**) Alire Raffeneau Delile: Essais d'Acclimatisations à Montpellier, im Bulletin de la Société d'Agriculture du Département de l'Herault. Août. 1836.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Was aber die Palme in Frankreich betrifft, so erweist sich durch meine Erfahrungen, daß die männlichen Organe nicht vollständig entwickelt, d. h. mit keinem guten Befruchtungsstaube versehen sind, und deßhalb keine Embryonen im Samen erzeugen. Der sonderbare Umstand aber, daß in Frankreich, wo die Dattelbäume lediglich aus Samen gezogen werden, die drey Fruchtknoten in der weiblichen Blüthe, gleichmäßig zu drey (tauben) Früchten in Einem Kelche auswachsen, während sich in den aus Abreißern erzogenen nur Eine Frucht aus drey Fruchtknoten, von denen stets Einer kuglig wird, entwickeln, — bietet ein bedeutendes physiologisches Problem dar. Man muß mit Grund fragen: welche besondere organische Thätigkeit hat den in Cultur stehenden Dattelbaum dahin gebracht, daß von den drey Fruchtknoten seiner weiblichen Blüthen immer nur Einer aufschwillt, selbst auch dann, wann der Baum nicht befruchtet wird. Und ferner: woher kommt es, daß die schon vor der Befruchtung angeschwollenen Fruchtknoten in der Blüthe der aus Stockreißern erzogenen (cultivirten) Palme die künstliche Befruchtung durch Menschenhände (das Annähern und Befestigen männlicher Blüthentrauben auf die weiblichen) bedürfen, damit sie nicht verkümmern und abfallen? — Eine dritte Frage, die wie die vorigen nur da gelöst werden kann, wo der Dattelbaum wild fort kommt, wäre: ob die weiblichen Dattelbäume, die in der Wüste aus Samen von freyen Stücken erwachsen sind, eben so drey stehenbleibende Fruchtknoten besitzen, wie wir dieß bey den Dattelbäumen bemerken, welche in Europa aus Samen sind erzogen worden; und ob die drey, wahrscheinlich gleichförmigen Fruchtknoten in der Blüthe des wilden, aus Samen erwachsenen Dattelbaumes, alle drey mit befruchteten Kernen versehen sind, oder ob sie, wie die cultivirten, nur Einen in einer Blüthe entwickeln?“ Dieser Gegenstand ist allerdings von hoher physiologischer Wichtigkeit, besonders gegenwärtig, wo sich die Forschung mit so großem Eifer der Enträthselung des Befruchtungsprocesses bey den Pflanzen zugewendet hat; und es wäre zu wünschen, daß man in Algier darüber Untersuchungen anstellte.

Auf der Insel Sardinien, (wo man bekanntlich zu Bonarvo, in der Mitte der Insel, in einem Kalksteine, welcher von vulkanischen Formationen umgeben ist, versteinertes Palmenholz entdeckt hat,) sieht man hie und da eine Dattelpalme, die aus Curiosität gebaut worden. Dr. Moris, Professor der Botanik in Turin, schreibt mir, daß er ein Weibchen bey Cagliari hat blühen sehen; es reifte aber die Früchte nicht aus. Man versäumt überdieß den Anbau beyder Geschlechter und eine sorgfältige Pflege. Gleiches gilt auch von der Südküste von Corsika.

In Italien ist der nördlichste Ort, an dem man den Dattelbaum zu cultiviren versucht hat, nach den mir hierüber von Hrn. Brignoli in Modena gemachten Mittheilungen, die Inseln im Lago

Digitized by Google

Maggiore (45° 54′ nördl. Br.). Wenn gleich er aber hier, bey einigem Schutze vor kalten Wintern, aushält, so blüht er doch nur selten, trägt niemals Früchte und wird von kalten Wintern getödtet. So sind im Winter 1830 fast alle Stämme erfroren, und nur wenige haben aus dem Stocke neue Triebe gemacht. Ausserdem sieht man ihn nirgends im Continente von Italien, dießseits des Apennin, außer etwa im Topf gezogen, wo er denn während des Winters wieder ins Glashaus gestellt werden muß. In Pisa (43° 43′ nördl. Br.) wachsen die Datteln groß, sind jedoch nicht gut zu essen. Das ganze Littorale des Meerbusens von Pisa bis über Genua und Nizza hinaus ist nicht mehr empfänglich für die Cultur der Palme, etwa mit Ausnahme einiger kleiner wohl beschützter Gegenden im westlichen Ligurien, nämlich der sogenannten Cinq Terre und der Ortschaft S. Fruttuoso. Die südliche Lage der Bucht von Riviera de Ponente (43° 50′ nördl. Br.) erlaubt die Cultur der Palme im Großen bey S. Remo und Alla Bordighiera, zwischen Oneglia und Monaco, an der Strasse von Genua nach Nizza, in einem ganz schmalen Küstenstriche. Man cultivirt die Palme nur wegen der Blätter, welche jährlich in großer Menge zum Palmenfeste nach Rom gebracht werden. *) Zu diesem Zwecke bindet man die inneren Blätter im Scheitel des Baumes vom Juny bis December enge zusammen, um das Licht von ihnen abzuhalten und sie zu bleichen. Man löst sie wieder von December bis zur Fasten, wo sie dann abgeschnitten und, in Büscheln von fünf Fuß Durchmesser gepackt, versendet werden. In Rom wird ein Büschel, Palmorello genannt, zu zwanzig bis dreyßig Francs verkauft. Aehnliche, aber nicht gebleichte Büschel (Cimo) verkauft man an die Juden zu ihrem Lauberhüttenfeste. Dieser Handel hat wohl darauf Einfluß, daß die Palmen jener Gegend wegen fortdauernder Verstümmelung, nicht schön aussehen, und früher absterben; und natürlicher Weise muß durch ihn auch die Zeitigung der Früchte leiden. Diese reifen hier nur selten und unter gewissen Vorsichtsmaßregeln halb aus. Um ihnen das Herbe zu nehmen, pflegen die Bauern sie länger am Baume zu lassen, und erst im zweyten Jahre zu ernten. Ein gefährlicher Feind, der hier die jungen Triebe oft zerstört, ist ein Rüsselkäfer, Calandra scabra Olivier. Nach den brieflichen Mittheilungen des Hrn. Prof. Moris zu Turin hat der Hr. Marquese de Lascaris im Jahre 1836 der agronomischen Societät von Sardinien reife und wohlschmeckende Datteln vorgelegt, welche bey Savona (44° 17′ nördl. Br.) waren gezogen worden. Im Allgemeinen ist aber anzunehmen, daß die Dattelpalme diesseits der Apenninen nur als Curiosität unter großen Schutzmitteln in Gärten erhalten werden kann. Wo sie im freyen Lande steht, muß sie während der kalten Jahreszeit mit Stroh-binden und Decken wohl verwahrt werden, man muß sie stets an die Südseite pflanzen; und selbst unter diesen Begünstigungen erwächst sie niemals zu einem hohen Baume, und kommt auch nur unvollkommen und kümmerlich zur Blüthe. In Rom (41° 53′ nördl. Br.) stehen einige stattliche Palm-Bäume, wie z. B. im Garten von S. Bonaventura, bey S. Giovanni e Paolo, und einer, der bereits vor Alter erkrankt ist, auf dem Monte palatino.

Ich habe schon oben bey der Schilderung der Verbreitung der Zwergpalme bemerkt, daß das eigentliche Hesperien erst bey Terracina (41° 18′ nördl. Br.) anfange. Hier trägt Alles einen von der nordeuropäischen Flora verschiedenen Charakter.

*) Man erzählt sich die Anekdote, daß als unter Sixtus V. 1586 der vaticanische Obelisk aufgestellt wurde, dem in großer Menge versammelten Volke bey Todesstrafe verboten ward, während der schwierigen Arbeit des Emporrichtens, laut zu sprechen. Es fand sich aber, daß die Operation nicht günstig von Statten gieng, weil die Stricke zu kurz waren, und daß der Obelisk eine Zeit lang schräg in der Luft schwebend, in großer Gefahr war zu fallen und zu zertrümmern; — da sey plötzlich der Ruf nach Wasser erschollen, um die Stricke zu befeuchten, und indem der leitende Architekt diesem Rathe gefolgt habe, sey die Aufstellung gelungen. Bey Nachfrage nach dem unberufenen Rathgeber, habe sich gefunden, daß es der Bauer gewesen, welcher die Palmorelli von S. Remo nach Rom brachte. Der Pabst soll ihn von der Strafe befreyt und mit dem Privilegium beschenkt haben, die Palmen nach Rom ohne Accise zu liefern. Seine Nachkommen sollen noch im Besitze jener Palmenpflanzung und des Privilegiums seyn.

Digitized by Google

zwischen den Repräsentanten einer fremdartigen Pflanzenwelt erhebt sich denn hier auch die Dattelpalme, in deren Nähe bisweilen hie und da der demüthige Stammverwandte, Chamaerops humilis bemerkt wird, zu stattlicherer Größe und Fülle. Noch üppiger findet man sie bey Neapel. Zwey zwölfjährige Stämme stehen im Garten der Villa Santa marina; ein anderer am Weg nach dem Pausilipp, bey Mergellina, im botanischen Garten und ein fast zweyhundertjähriger Baum findet sich in der Villa des Grafen Camaldoli. Hier heischt die Palme minder sorgfältige Pflege. Da aber fast alle dort stehenden Exemplare weiblich sind, mit denen die Befruchtung nicht sorgfältig vorgenommen wird, so sieht man nur äußerst selten Früchte, und am wenigsten vollkommen ausgezeitigte. Eben so verhält es sich im übrigen südlichen Italien, namentlich in Calabrien. Ganze Wäldchen von Palmen sucht der Reisende aus Norden vergeblich.

In Sicilien war die Dattelpalme ehemals sehr häufig; namentlich pflegten sie die Saracenen. Um die Paläste, Castelle und Moscheen war sie damals in stattlichen Gruppen angebaut worden. Als jedoch die Normannen die Insel eroberten, vertilgten sie, voll blinden Eifers, alle Zeugnisse des mahommedanischen Cultus auszurotten, die meisten Bäume. Nach andern Sagen, sollen die Saracenen selbst, als sie vom Grafen Roger arg bedrängt wurden, die männlichen Bäume umgehauen haben. *) Die Cultur der Dattelpalme hat sich seit jener Zeit niemals wieder beträchtlich in Sicilien ausgedehnt. Der Baum gedeiht übrigens besonders gut im südlichen und westlichen Theile der Insel. In Palermo steht ein sehr schöner Stamm im k. Garten, andere finden sich zu Taormina in der Naumachie, und in Agrigent sowohl auf freyem Felde, als in Höfen zunächst der Häuser. Zwey derselben habe ich, nach einer Zeichnung des Hrn. Oberbaurathes v. Gärtner, auf Tab. 120. meines Palmenwerkes abgebildet. Obgleich die Datteln in Sicilien nicht alle Jahre saftig und wohlschmeckend werden, so erleiden doch ihre Samen vollkommene Befruchtung, was dadurch erwiesen wird, daß man aus inländischen Kernen Bäume erziehen kann. Die Pollenkörner enthalten also hier hinreichende Quantitäten einer befruchtenden Fovilla, was, wie ich oben erwähnt habe, in Toulon nicht der Fall ist. Die Palme ertheilt den Feldern und Weingärten, welche letztere am Aetna bis zu 3300 Fuß Höhe ansteigen, einen eigenthümlichen Charakter, der an Afrika mahnet. Uebrigens begleitet sie die Rebe nur bis zu 1680 Fuß Höhe aufwärts. In dieser Höhe hat sie Hr. Dr. Philippi noch bey Aderno und bey Tre Castagne beobachtet.

*) Smyth Sicily and its Islands. London 1824. 4. p. 18.

Auf der Insel Malta habe ich mehrere Dattelpalmen in Gärten gesehen. Sie werden hier hoch und nehmen ein lustiges Wachsthum, werden aber nur wenig, und gegenwärtig ausschließlich zur Benützung der Blätter gepflegt. Ein maltesischer Botaniker ist der Meynung, daß der Baum hier ganz vorzüglich gut gedeihen könne, *) und wenn man bedenkt, daß hier die Musa, die Baumwolle, ja sogar Anona squamata und die Guajave, (Psidium pyriferum) im Freyen blühen und nicht selten vollkommene Früchte machen, so darf man hieran wohl nicht zweifeln. Der benannte Schriftsteller meldet auch, daß die Datteln vormals zur Zeit des Commendatore Abela, eine der besten Produkte von Malta gewesen seyen. Der Verfall seiner Cultur rühre theils von der Unbekanntschaft der Einwohner mit der unerläßlich nothwendigen Procedur der Befruchtung, theils von der Fülle her, in welcher gegenwärtig Datteln aus Aegypten und der Barbarey eingeführt würden.

Die Seeküsten Dalmatiens, welche bekanntlich kälter sind, als die des westlichen Italiens, weisen die Cultur der Palme nur sehr selten und vereinzelt auf. Man sieht sie in Gärten und Klosterhöfen südlich von der Stadt Trau (in 43° 30' nördl. Br.) auch bey Cattaro (42° 23'), und von da an gegen Süden an den epirotischen Küsten. Aber in den rauhen bergigen Gegenden des Innern, in Bosnien, gedeiht sie gar nicht. In dem Klostergarten

*) Der P. Carlo Giacinto di G. M. Carmelitano Scalzo, Professore di Botanica in seinem Saggio di Agricoltura per le Isole di Malta e Gozo. Messina. 1811. 4. p. 201.

Digitized by Google

der Franciskaner auf der Insel Lessina, auf Lissa und andern dalmatischen Inseln wird sie einzeln gepflegt. Wenn der Winter mild war, giebt der Baum bisweilen ziemlich gute Ernten; aber bey den von Zeit zu Zeit eintretenden starken Winterfrösten gehen die Stämme gänzlich zu Grunde, und überhaupt wird der Baum hier nicht alt.

In den jonischen Inseln kommt die Palme unter ähnlichen Verhältnissen vor, wie auf der dalmatischen Küste.

Was nun Griechenland betrifft, so sind die Dattelbäume auch gegenwärtig nur hie und da als Gegenstand der Cultur vorhanden, und allgemein verbreitet ist ihre Pflege nicht, eben so wie dieß wohl schon im Alterthume der Fall gewesen, da die Griechen den Baum, als ein Naturwunder, einer besonderen Rücksicht würdigten. Wahrscheinlich ist übrigens die Palme von den alten Hellenen häufiger gebaut worden, als gegenwärtig, weil man ihre Wedel bey festlichen Gelegenheiten brauchte, wie z. B. bey den olympischen Spielen, wo man, nach der Einrichtung des Theseus (Plut. Thes.) dem Sieger einen solchen Palmenwedel in die Hand gab, eine Gewohnheit, welche sodann auch auf die nemäischen und die übrigen Kampfspiele übergieng. *)

Der Palmbaum gehörte in Griechenland zu den ältesten Culturgegenständen. Quodsi ex Graecorum monumentis vetustissimis arbores adhuc superstites et vegetas percensere velimus, antiquissima omnium vitex est, quae apud Samios ad Junonis exstat, ei vetustate proxima quercus dodonaea, olea deinde in Athenarum arce, et quae Deli adhuc extat Palma. Paus. VII. 23, 4. — Theoph. Hist. IV. 13, 2. Ael. Var. H. V. 4. Plin. XVI. 44. Dieselbe Palme, unter welcher Latona gebohren, Callimach. Hymn. in Apoll. v. 4, Cfr. Spanh. Observ. in edit. Ernesti Vol. II., hatte Odysseus gesehen. Odyss. VI. 163.

Die Palme gab auch damals, wie jetzt, in Griechenland entweder gar keine Früchte (Theoph. II. 2, 9. III. 3, 5.) oder doch keine wohlschmeckenden, wie dieß Pausanias IX. 19, 5. eigens von den Palmen vor dem Tempel des Agamemnon sagt.

Gegenwärtig ist der Dattelbaum auf dem griechischen Festlande wie auf den Inseln des Archipelagus selten; nur einzelne Stämme, in Gärten, Klosterhöfen und an den Ruinen erinnern an die alten poetischen Zeiten. Bory de St. Vincent bemerkt daher auch, *) daß der Baum hier nicht jenes pittoreske Element ausmache, wie in Aegypten oder in der Barbarey.

*) Vergl. Pausan. VIII. 48, 2. Darum steht: Nemea auf dem Relief bey Winkelmanns Monumenti inediti T. 1. tab. 65. neben Herkules, den Besieger des nemäischen Löwen, mit einem Palmzweige. Vergl. Pind. opp. edit. Böckh. III. p. 578. Darum nobilis Palma, Horat. Od. 1. Vergl. ferner über die Palme in Griechenland: Herod. IV. 172. Diod. Sicul. V. 43. Aristot. Mirab. c. 144. (Von der Liebe der männlichen Palmen zu den weiblichen ist eine Stelle, die minder häufig als die übrigen, hierauf bezüglichen des Alterthums angeführt wird, bey Achilles Tatius, I. c. 17. edit. Jacobs p. 23. Der männliche Baum erstirbt vor Sehnsucht; da beobachtet der Pfleger, nach welcher Richtung hin seine Zweige sich neigen. In dieser Richtung findet er die vom erkrankenden Stamme geliebte Palme, er impft ihm einen Zweig derselben in das Herz, und stellt ihn dadurch wieder her. Man sieht hier, wie die schon damals bekannte Manipulation der Befruchtung poetisch weiter ausgeführt worden. Jacobs führt T. II. p. 481. ähnliche Erzählungen aus Theophylact. Simocattae ἀπορ. φυσ. p. 10. und Epistola XVIII. Philostrati Imagines I. 9. p. 17., Basilius in Hexaem. Homil. V. T. 1. p. 47. B. und Eustath. Comment. in Hexaem. p. 10. an, der einem von Tatius verschiedenen Schriftsteller folgt. Derselben Sache gedenkt auch Eustath. Amor. Ismen. L. X. p. 432. edit. Teucheri. Vrgl. auch Ammian Marc. XXIV. 3.) — Ueber die mythologischen Beziehungen der Palme Dierbach, Flora mythologica, oder Pflanzenkunde in Bezug auf Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer. Frankfurt a. M. 1833. 8. S. 87. §. 31.

*) Expedition scientifique de Morée. Section des Sciences phys. III. seconde partie, Botanique p. 106.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.
Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, rc.

(Fortsetzung.)

In Athen steht ein Baum in der Straße des Hermes, ein anderer auf der Acropolis, zwey jüngere bey den Hofstallungen. Eben so ist die Palme in Rumelien nur zerstreut zu finden, und sie reift hier ihre Früchte gar nicht oder nur selten aus. Häufiger kommt sie jedoch nach Bory de S. Vincent im Peloponnes vor; sie ist gesellschaftlich gepflanzt und reift hier ihre Früchte aus. Von Calamata, einem der südlichsten Puncte des Peloponnes, kommen Datteln auf den Markt nach Athen, doch wird noch bezweifelt, ob sie auch dort gewachsen seyen. Auf mehreren Inseln, wie auf Syra und Naxos, hat sie Dr. Fraas, Professor der Botanik zu Athen, wie er mir schreibt, nicht angetroffen; auch in Milos nicht, wo aber Bory noch kurz vorher bey der verlassenen Stadt hohe Bäume will gesehen haben, welche die Ruinen beherrschen. Auf andern Inseln, namentlich denen, welche der kleinasiatischen Küste näher liegen, und in der Umgegend von Byzanz kommt sie in einzelnen Exemplaren vor. Dagegen fehlt sie an den nordwestlichen und nördlichen Küsten des Pontus Euxinus und auf der Halbinsel der Krimm. Hr. v. Steven, ein großer Kenner der Flora des russischen Reiches, schreibt mir, daß innerhalb der Grenzen des ganzen Reiches keine Palme wild vorkomme. Chamaerops humilis ward von ihm im Jahre 1812 zu Nikita, auf der Südküste der Krimm, angepflanzt, und noch gegenwärtig existiren dort einige Stämme davon, bleiben aber sehr klein. Ein Dattelbaum, der auch 1812 angebaut wurde, hat nur bis 1822 gelebt, da er vom Froste getödtet wurde. Er kommt nirgends am schwarzen Meere, noch am kaspischen Meere vor.

In Kleinasien, so weit es zu dem Florengebiete des südlichen Europa's gerechnet wird, kommt die Palme wohl nirgends in großer Anzahl vor. Schon Pausanias sagt: IX. 521. Jonia palmas habet, sed thebaicis inferiores; und Phrygiam palmis carere hat Julian. Oration. V.

Nach Kreta werden, wie Sieber *) erwähnt, die Datteln aus Aegypten gebracht, denn das dortige Klima reicht zwar hin, sie groß zu ziehen und zur Blüthe zu bringen; allein die Früchte kommen, der kühleren Seeluft wegen, nicht zur Reife. Man zieht demnach die Phoenix dactylifera nur der Zierde wegen, und zwar bloß in der Nähe der Städte. Diese Nachricht stimmt mit dem überein, was Theophrastus angiebt, daß der Baum auf Kreta blühe aber nicht fructificire. Tournefort Voy. I. 18. 19. meynt, sie wachse nicht auf Creta. (Unter der ästigen Palme auf Kreta, die Theoph. Hist. II. 6. §. 9. angiebt, glaubt Sprengel (Uebersetzung und Erläuterung II. p. 77) die Zwergpalme verstehen zu müssen. Reichlicher gedeiht die Palme in Cypern. Theoph. II. 6. §. 7. erwähnt hier einer eigenen Dattelart, deren Früchte nicht reif werden, aber unreif einen sehr lieblichen, süssen Geschmack besitzen. Was er von einer andern Art sagt, die

*) Reise nach Kreta II. p. 78.

einem Granatapfel an Größe gleiche, aber länger sey, so weiß ich mir diese Nachricht nicht zu deuten.

Dieß wäre nun eine Schilderung des Vorkommens der Dattelpalme in dem gesammten südeuropäischen Florengebiete. Es geht hieraus hervor, daß die Verbreitung dieses merkwürdigen Baumes ganz künstlich ist, und daß wir mehrere Entwicklungsstufen seines Vorkommens annehmen müssen. Auf der reichsten Entwicklung blüht er und macht süsse, wohlschmeckende Früchte, und, bey recht sorgfältiger Befruchtung zur Fortpflanzung geschickte Samen, so im südlichsten Theile von Spanien, Sicilien, den südlichsten Vorgebirgen von Griechenland und in Cypern mit einer mittl. Temp. von etwa 19° — 20° C.)

Auf der zweyten Stufe blüht und fructificirt er, aber die Früchte sind meistens herbe, und nur in manchen besonders günstigen Jahren reifen sie zur Süsse aus, die Samen bleiben taub: hierher gehören die Dattelbäume an den Küsten des Mittelmeeres im südlichsten Frankreich, den Südküsten von Sardinien und Italien, und auf den dalmatischen und jonischen Inseln. Die Nordgrenze dieser Zone dürfte etwa in 43° 25′ n. B. mit mittl. Temp. von 16° C. zu setzen seyn.

Auf der dritten Linie erhält sich der Palmbaum zwar im Freyen lebendig, aber er blüht nicht oder nur selten und bringt bloß Blätter hervor. Dieß ist die Nordgrenze, welcher, wie bereits erwähnt, in den Inseln des Lago Maggiore in 46° nörd. Br. zu setzen ist (bey einer mittleren Jahrestemperatur von 13° — 14° C.) Der Baum kann hier fortleben, selbst wenn die Wintertemperatur bisweilen unter Null fällt; nur darf diese Erniedrigung nicht zu weit (etwa auf — 3° R., den Kältegrad, bey dem auch Citronen, Orangen und Myrten erfrieren) gehen. Die obere Höhengrenze des Dattelbaumes fällt nach Philippi am Aetna in 1680 Fuß.

Ich wende mich jetzt, um die Gesammtverbreitung der Dattelpalme vor Augen zu führen, zu der Schilderung ihres Vorkommens in Afrika. Es sind hier namentlich vier Florenreiche, welche Theil an dem Baume haben und vorzüglich durch seine Anwesenheit charakterisirt werden können: die canarische Flora, die mauritanische, die der Sahara oder die afrikanische Wüstenflora und die ägyptisch-syriische oder die afrikanisch-asiatische Wüsten-Flora.

VI. Auf Madeira, welche Insel zugleich mit den Canarien ein eigenthümliches Florenreich zu bilden scheint, haben die Portugiesen den Dattelbaum schwerlich vorgefunden. Die Insel war bey der Entdeckung mit einer dichten Urwaldung bedeckt, welche der Entwicklung des Palmbaumes nicht günstig gewesen seyn dürfte. Dafür spricht auch das gegenwärtige Vorkommen, denn man findet nur einzelne Stämme zerstreut in den Gärten, in der niedrigsten Zone der Insel an der Küste. Sie tragen hier reife Früchte, die jedoch nicht von gutem Geschmacke sind. Häufiger kommt die Phönix auf den canarischen Inseln vor. Hier war sie wohl seit undenklichen Zeiten in Cultur durch die Ureinwohner oder Guanches, da die Sarazenen niemals auf die Inseln vorgedrungen waren. Auf Gomera findet man Stämme von 60 Fuß Höhe und mehr als 2 Fuß Durchmesser. In dem alten Schlosse der Grafen von Gomera, die die Inseln mit unterjocht hatten, befanden sich noch im Jahre 1784 Fußböden, deren Dielen aus breiten Palmenbrettern bestanden. (Herrera agricultura general edit. Madr. 1818, II. p. 382.) Auf Teneriffa ist, nach Chamisso's brieflichen Mittheilungen, der Baum erst seit der Entdeckung durch die Spanier eingeführt. Er wird hier nur 20′ hoch und ist unfruchtbar.

Gehen wir von diesem westlichen Gebiete Afrika's auf das Festland über, so erscheint uns die Dattelpalme als charakteristisch in den drey nördlichsten Florengebieten des Welttheils: VII. in dem der Sahara (Imperium Florae desertum), VIII. dem von Mauritanien und Numidien (I. F. Mauritanicum) und IX. dem von Aegypten und Syrien (I. F. aegyptio-syriacum), also von den maroccanischen Westküsten bis zum Nil. Sie ist aber um so häufiger und von um so gedeihlicherem Wachsthume, je mehr man von West nach Ost und von den Nordküsten über das Atlasgebirge fortschreitet. Ja, es scheint mir, als wenn der Atlas und diejenigen Gebirge, welche gewissermaßen als Fortsetzungen von ihm, mehr oder weniger parallel mit dem Meere, gen Osten laufen, wie die Gebirge von Soudah, welche

Digitized by Google

nach Lyon etwa 1500 Fuß hoch sind, und die von Gerdobah, als eine Gränze für das Vorkommen der Dattelpalme betrachtet werden können, so zwar, daß sie südlich von diesen Gebirgen wie in ihrem eigentlichen Vaterland äußerst häufig und üppig, in ganzen Wäldern, und wie wild erscheint, während sie nördlich davon der Gartencultur anheim fällt, und etwa in ähnlicher Weise cultivirt wird, wie in der Flora des südlichen Europa's.

In dem erstgenannten Gebiete, also dem südlichsten, herrscht fast das ganze Jahr hindurch eine so hohe Temperatur, welche durch Winde keineswegs vermindert, sondern eher vermehrt wird, weil sie dort nur aus dem heißen Sandocean der Sahara herwehen. Die Winde sind überdieß hier niemals feucht, während, wie namentlich Carl Ritter (Erdkunde von Asien IV. p. 833.) bemerkt hat, feuchte Winde, besonders während der Sommer und Herbstmonate, der Entwickelung guter Früchte bey dieser Palme sehr nachtheilig sind. So ist es also ganz vorzüglich die Landschaft Tafilet, das Oasen-Gebiet, welches der Araber-Stamm Beni-Mozab bewohnet, und Fezzan, welche als die günstigsten Localitäten für die Dattelpalme in Africa angesehen werden müssen. Nahe an der Nordküste auf dem Plateau oder in den höheren Thälern des Atlas gedeiht die Palme noch nicht vollständig, d. h. sie reift selten Früchte, zumal gute, saftige Früchte aus. Demgemäß wird sie auch in diesem Gebiete nur einzeln oder gruppenweise in Gärten, um Moscheen, Marabuts-Grabmäler, auf Kirchhöfen u. s. w. angetroffen. Hier ist es auch nicht der indolente Türke, welcher sich nur wie in einem Feldlager zu befinden glaubt, sondern der Maure, welcher die Dattelpalme vorzugsweise mit religiöser Theilnahme pflegt; im Innern dagegen ist sie fast der einzige Gegenstand einer landwirthschaftlichen Bearbeitung für den Araber. Er ist vorzugsweise auf die Dattelernte angewiesen. Darum wird auch die Palme von dem Araber mit großer Sorgfalt behandelt. Der Baum gedeiht vorzüglich gut auf einem sandigen Boden, der während der trocknen Monate von einer fließenden Quelle benetzt wird. Demgemäß wird er in der Barbarey, wie in Aegypten und Arabien, von May bis September durch regelmäßig geführte Wasserleitungen gewässert. Das Wasser wird dabey nicht selten unter mehrere Besitzer nach gesetzmäßigem Abkommen, im Turnus, vertheilt, und bisweilen muß eine Abgabe davon an die Regierung entrichtet werden. Die Vermehrung der Bäume geschieht nicht durch Samen, sondern vermittelst Wurzelreiser, (Stolones, malleoli); denn Bäume, welche aus dem Samen erzogen werden, beginnen erst mit 12—15 Jahren zu blühen, und vorher ist es ihnen nicht anzusehen, ob sie weiblich oder männlich seyen, von welchen letztern in jeder Pflanzung nur eine geringe Zahl zur Befruchtung nöthig ist. Bey der Anlage von Pflanzungen werden die Bäume 12 — 15 Fuß weit von einander im Quincunx gesetzt. Im Schatten solcher Palmenwälder findet man die herrlichsten Orangen-, Limonien-, Oel-, Mandel-, Granat-Bäume und hochaufwindende Weinreben. So erscheint die Dattelpalme im heißen Afrika als die Vermittlerin jeder Cultur des Bodens, unter denselben Verhältnissen, wie uns dieß schon Plinius in einem belebten Bilde vorführt: Civitas africae in mediis arenis — vocatur Tacape. Palmae ibi praegrandi subditur olea, huic ficus, fico punica, illi vites; sub vite seritur frumentum, mox legumen, deinde olus, omnia eodem anno, omniaque aliena umbra aluntur. (Hist. XVIII. c. 22).

Die Araber sagten meinem geehrten Freunde, Hrn. Dr. Moriz Wagner, dessen gefällige Notizen ich hier mit großem Vergnügen mittheile, daß ein gut kultivirter Baum nach sieben Jahren die ersten Früchte trage, der wilde Baum erst nach 16. Im 30ten Jahre soll der Baum in höchster Kraft stehen und bis 70 Jahre lang in gleicher Kraft fortzeugen, dann aber abnehmen und in einem Alter von etwa 200 Jahren sterben. Die Zahl der Früchte, welche ein guter Baum jährlich hervorbringt, ist nach Localität und Raçe des Baumes sehr verschieden, von 50 bis 250 Pfunden. Er blüht im Frühling von Februar bis April, und reift seine Früchte im Herbste. Diese bleiben bisweilen, besonders in den nördlichen Gegenden, wo sie minderer Geschmackhaftigkeit wegen, weniger gesucht sind, oft den ganzen Winter über am Baume hängen, und werden vernachlässigt, da man stets Zufuhr von bessern Sorten aus dem Innern hat. Besonders im In-

Digitized by Google

nern pflegt man häufig die an der Sonne getrockneten Datteln zu einem Mehle zu mahlen, welches auf langen Reisen als Provision mitgeführt und mit etwas Wasser angerührt genossen wird. Auch einen Syrup preßt man aus den reifen, frischen Datteln. Palmwein, der zuckerhaltige Saft aus dem Herzen des Stammes, wird selten gewonnen. Man wählt dazu nur männliche oder abgelebte weibliche Bäume, an denen nicht viel gelegen ist, denn der Baum stirbt oft nach der Verwundung und Anzapfung. So viel über die Palme in Mauritanien und Numidien im Allgemeinen. Ich gehe jetzt zur specielleren Betrachtung des Vorkommens über.

Von Marocco berichtet Schousboe (Beobachtungen über das Gewächsreich in Marocco, deutsch v. Markussen 1801. Einleit. S. XIII.) ausdrücklich, daß die Dattelpalme in den nördlicheren Gegenden nur wegen der Seltenheit einzeln gepflanzt werde, und nur selten oder nie Früchte trage.

Es darf uns dieß nicht in Verwunderung setzen, denn Marocco ist im Ganzen ein hochliegendes Gebiet, seine Flora ist eine Gebirgsflora. Der nordwestliche Theil des Reichs ist ein am Atlas in drey Terrassen aufgebautes Land, dessen Ebenen großentheils zu beträchtlichen Höhen ansteigen (die von der Hauptstadt Marocco, welche sich in großer Ausdehnung am Fuße des Atlas hin erstreckt, ist im Durchschnitte 1500 Fuß hoch, und die höchsten Gipfel des Atlas, wie der Miltsin, sind über 11000 Fuß hoch und stets mit Schnee bedeckt. Washington in Journ. Geogr. Soc. of London. I. p. 135.) Der Charakter der maroccanischen Flora scheint, wenn wir den ziemlich unvollständigen Nachrichten trauen wollen, welche bis jetzt hierüber bekannt geworden sind, mehr als der eines andern Theils von Nordafrika, mit der iberischen Flora überein zu stimmen. Baumartige Heiden (E. arborea, australis u. a.), Arbutus Unedo, Passerina hirsuta und canescens, niedrige verkrüppelte Korkeichen, mehrere Arten Genista, Spartium junceum, Phillyrea, Cistusarten, Rhamnus infectorius der wilde Oelbaum, Pistacia Lentiscus, an den Ufern der Flüsse Nerium Oleander und Smilax aspera sind die herrschenden Gewächse in diesem Theile. Auf den höhern Gebirgen erscheinen Quercus Ilex, Suber und Pinus halepensis.

In diesem Theile Marocco's ist es die traurige und monotone Vegetation der Zwergpalme, welche das unbebaute Land vorzugsweise bedeckt. Man kann sie als ein wesentliches Hinderniß der Cultur betrachten, denn da, wo sie sich nicht ausgebreitet hat, gewährt der Boden (in dem niederen Landtheile reicher oder sandiger Lehm, im Gebirg vorzüglich Kalkstein und rother Sandstein), die üppigsten Ernten an Cerealien, und wenn Bewässerung nicht fehlt, alle caucasischen Obstsorten, die südlicheren Gemüse, Artischocken, Cardonen und Liebesapfel, Orangen, Mandeln, Feigen, die Henna (Lawsonia inermis), Tabak, Hanf (Hascicha), der hier viel geraucht wird. Die Einfriedigungen bestehen größtentheils aus der Aloë (Agave americana) und der Opuntia (Kermuse d'Enfarrah, d. i. Feige der Christen), welcher Name darauf hindeutet, daß diese Art von Fackeldistel nicht ursprünglich in Mauritanien zu Hause ist. In diesem Gebiet liegen alle größeren Städte: Tanger (35° 46′), Fez (36° 4′), Mogador (31° 25′) und Marocco (31° 37′), in deren Nachbarschaft man die Dattelpalmen fast ausschließlich in Gärten, besonders zwischen Oelbäumen und neben der Cypresse, anbaut.

Anders verhält sich die Vegetation im Süden von dem Atlasgebirge. Hier nimmt sie einen fremderen Charakter an: Elaeodendron Argan, Mimosa nilotica und wahrscheinlich mehrere andere Arten, Thuja articulata, welche uns das Sandarackharz liefert, Juniperus phoenicea sind hier die herrschenden Holzarten, welche sich nur im Gebirge zu Wäldern vereinigen. Hier ist es denn, wo sich die Dattelpalme häufig, mit reichlichen und schmackhaften Früchten zeigt; man darf also an den Westküsten etwa den 30sten Parallelkreis, im Innern den von 31° 30′ als die Grenze des Waldvorkommens der Phönix betrachten. In den Landschaften Tafilet und Süz bildet sie solche, oft ausgedehnte Bestände, oder ganze Palmenwälder.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, 2c.

(Fortsetzung.)

Die Früchte, namentlich eine kleine Sorte von ausgezeichneter Güte, werden als Haupt-Handelsartikel ausgeführt, und sind oft die einzige Nahrung der Einwohner, welche sogar ihre Pferde damit füttern, auch Branntwein daraus brennen. Ganz analog verhält es sich mit dem Vorkommen der Dattelpalme in der Regentschaft von Algier. Auch hier steht sie an den Küstenstädten und überhaupt dießseits der Gebirge nur einzeln oder Gruppenweise in Gärten, Kirchhöfen, um Moscheen und Grabdenkmale der Marabuts. Desfontaines nennt als die Orte, wo er die Dattelpalme vorzüglich schön und üppig gesehen, El Hammah, Tozzer, Loudiana, Nefta und Nesscha. Er bemerkt, daß, wo sich große Palmenpflanzungen befinden, die Bevölkerung vorzugsweise gesund und wohlgenährt sey. Dicht vor Oran hat Dr. Mor. Wagner mehrere stattliche Gruppen der Palme gesehen, deren Minderzahl, statt einer, drey Kronen hatten. Im Innern der Provinz Oran hat er sie noch auf Höhen bemerkt, die sich wahrscheinlich über 1200 Fuß erheben. Auch bey Algier finden sie sich noch einzeln in dieser Höhe, auf dem Berge Budscharaa; dagegen fand er keine Palme mehr auf demjenigen Theil der Atlaskette, welcher etwa 8 Meilen im Süden von Algier hinstreicht und die Ebene von Metidscha begrenzt. Auch im Innern der Regentschaft, bey Tlemsan, Belida, Setif, Maskara ist die Dattelpalme nicht in ganzen Wäldern zu finden, wenn schon sie fortkommt. Bey Constantine (36° 4′) findet sich der Baum in gleicher Weise hoch und freudig wachsend, doch nicht sowohl in der Höhe der Stadt (2100′ üb. d. M.) und auf den höheren Bergen, die sich hier bis auf 3600 F. erheben, sondern insbesondere im Thale des Rummel, welches etwa 1500 bis 1600 Fuß über dem Meere liegt. Hier trifft man bey einer mittleren Jahrestemperatur von 13,5° R. die kräftigste Südvegetation: Granaten, Orangen und Citronen; und da diese Bäume bey einer Temperatur von minus 4° R. erfrieren, so wird die Temperatur schwerlich je so tief herabfallen, wenn gleich manchmal Schnee auf den Dächern von Constantine liegt. Die Palme kann dort selbst diese niedrigen Temperaturgrade ertragen, weil sie gerade in die Zeit ihrer Winterruhe fallen. Puillon Boblaye bemerkt, daß die Palmen ganz besonders üppig in der Nähe der (kohlensauren Kalk, kohlens. Magnesie, kohlens. Eisen, salzsaures Natron und Reste organischer Stoffen enthaltenden) Thermen von Sidi = Mimoun wachsen, deren Temperatur = 31° R. ist. Auch die Station der Römer ad Palmas hat prächtige Palmen, die von den lauen Thermen Ain El Hammah bespült werden. Geht man aber weiter nach Süden, nach Biskara, Uad = Dschellal in die sogenannte Gobla und in die östliche Fortsetzung dieses heißen, trocknen Landstriches, südlich von Tunis, das Bladel-Dscherid (d. h. trocknes Land, fälschlich Biledulgerid), so gelangt man in das wahre Dattelland. Hier steht die Palme in ganzen Wäldern, gleichsam in ihrem natürlichen Vaterlande, ihre Früchte sind besonders wohlschmeckend und zahlreich.

Digitized by Google

Nach den Nachrichten, welche Hr. Dr. Mor. Wagner auf meine Bitte hierüber eingezogen hat, erstreckt sie sich von da über die ganze Sahara, d. h. über die Oasen derselben, denn in dem dürren Sande der Wüste selbst kommt sie eben so wenig fort, als irgend ein anderer Baum. So ist die Oase von Tuggurt und das oasenreiche und starkbevölkerte Land, das der Beduinenstamm der Beni-Mozab, die s. g. Mozabiten, wahrscheinlich die Melano-Gaetuler des Ptolomäus und Procopius, inne hat, besonders reich an Palmen. Der französische Dolmetscher Amrau sah sie bey der Stadt Ain-Maadi, welche tief in der Sahara, zweyhundert Lieues südlich von Mascara, liegt. In einigen Gegenden dieses ungeheuren Sandoceans ist die Dattelernte so ergiebig, daß, wie die Scheiks in Maskara eben genanntem Reisenden erzählten, die Beduinen während der Hälfte des Jahres ihre Pferde mit Datteln und Kamelmilch nähren, da alle Kräuter von der Sonne versengt sind, und nur die Kamele an den Disteln eine ärmliche Nahrung finden.

Wie weit übrigens die Palme hier in der Sahara nach Süden verbreitet sey, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wahrscheinlich geht sie, indem sie sich insbesondere an denjenigen Landstrich hält, den wir als unter der Zona subtropica gelegen bezeichnet haben, tief in das Innere Afrika's hinein.

Die Dattelpalme erweist sich vermöge ihrer Verbreitung als eine continentale, dem innern Lande vorzugsweise befreundete, Pflanzenart. Demgemäß ist sie auch dem Küstenlande auf der Westseite Africa's fremd. Südlich vom Cap Noon erscheint sie nicht mehr, außer in einzelnen cultivirten Stämmen. So sah sie Hr. Dr. Brunner am Fort S. Louis in Senegambien (16° n. Br.), auf der Insel Gorée und auf dem Festlande des grünen Vorgebirges (14° 43'). Gleicherweise kommt sie auf den Inseln des grünen Vorgebirges cultivirt in einzelnen Stämmen vor, und reift noch die Früchte aus. Dr. Brunner sah den Baum z. B. bey der Stadt Porto Praya (14° 53' n. B.), der Hauptstadt der Insel S. Yago, sowohl in der Nähe des Meeres, als auf der Ebene hinter der Stadt, doch nicht mehr im Innern der Insel. In Guinea und Congo fehlt die Palme. Merolla sagt zwar (p. 634), daß äußerst viele Datteln in Benguela wachsen; schwerlich aber versteht er hierunter die Frucht der Phoenix dactylifera, eher die von Phoenix spinosa Thon., die gewöhnliche Küsten-Weinpalme, welche eine weite Verbreitung nach Süden zu haben scheint.

Hier ist es am Orte, auch der übrigen Palmen Erwähnung zu thun, welche in Senegambien (zwischen Senegal und Gambia), in dem südwestlichsten Gebiete des afrikanischen Wüstenreiches vorkommen. Ich kann hier namentlich die schriftlichen Nachrichten des Hrn. Dr. Med. Brunner aus Bern benützen, der, vor wenigen Monaten von einer naturhistorischen Reise nach den capverdischen Inseln und Senegambien zurückgekommen, mir hierüber Folgendes mitzutheilen die Güte gehabt hat. Die gemeine Cocospalme (Cocos nucifera) ist seit 34 Jahren in St. Louis angebaut worden, und steht nicht bloß fast in allen Hofräumen der Privathäuser, sondern auch auf öffentlichen Spazierplätzen, namentlich der Place d'Orleans, im Garten des Gouverneurs und in dem auf der Pointe du Nord. Der Sandboden und das heiße, aber durch Seewinde gekühlte Klima entsprechen ihr so sehr, daß sie schmackhafte Früchte ausreift. Dieser reichen Anpflanzung verdankt St. Louis von der See aus gesehen, sein trügerisch schönes, von der Insel Sor aus das phantastische Ansehen. In der Gegend des grünen Vorgebirges und auf der Felseninsel Gorée kommt die Cocospalme gleichfalls vor, deßgleichen auf der englischen Colonie St. Mary Bathurst am Gambia, wo jedoch die Anpflanzung jünger ist. Am üppigsten in diesem Gebiete fand Dr. Brunner diese schöne Palme auf der Insel des grünen Vorgebirgs St. Yago, vorzüglich im Innern, nämlich in den Thälern von St. Domingos und ganz besonders in dem fruchtbaren Val d'Orgus, wo Stämme von 50 Fuß Höhe keine Seltenheit sind. Auch ganz in der Nähe von Porto Praya wird die Palme in Gärten gebaut, und man verwendet ihre Blätter statt der Schindeln zum Decken der gemeinen Wohnungen. 2. Phoenix spinosa Thonning (oder leonensis Loddiges). Diese kleinere Art von Dattelbaum ist charakteristisch für die niedrigen, heißen und feuchten Gegenden, längs der ganzen Küste von Senegambien

und darüber hinaus bis nach Sierra Leone. Sie bildet meistens dichte Gebüsche von 15 — 20 Fuß Höhe, indem sich aus Einem Wurzelstocke 6 — 10 braune, glatte, nach oben schuppichte Stämme erheben. Die Blätter sind minder dornig, als die der gemeinen Dattel. Die Blüthen haben die größte Aehnlichkeit mit jenen; die Früchte aber sind viel kleiner, kaum von der Größe der Jujuben, welchen sie auch an Form und Farbe gleichkommen. Aus dieser Palme wird von den Negern der gemeine Palmwein gezapft, welcher aber als ungesund gilt, vermuthlich weil er bald in Essiggährung übergeht. Die Jaloffen nennen sie, nach Adanson, Sor-Sor, die Neger von Kajor Kjonkomm. Bey Thevet, welcher die erste Nachricht von dieser Art gegeben hat, heißt der Wein Mignol (France antarct. p. 19; vrgl. Palma vinifera Joh. Bauh. Hist. I. p. 369. c. 160.) Dapper erwähnt ihrer schon unter dem senegambischen Namen Quan. Ein feuchter Boden entspricht ihr am meisten; das unbeschreiblich schöne Thal von Gagnack verdankt ihr seinen Hauptschmuck; aber auch in sandigen Gegenden kommt sie, wiewohl schmächtiger vor, z. B. zu Gandiolle, am Ausfluß des Senegal. Auf den capverdischen Inseln fehlt diese Art gänzlich. 3. die afrikanische Oel- und Weinpalme (Elaeis guineensis) ist das schönste und nützlichste Gewächs aus der Palmenordnung in Senegambien, sowie in dem weiter südlich gelegenen Florenreiche von Guinea. Der prächtige Baum, dessen anfänglich schwarzgrüne, dann mennigrothe, endlich gelbe, nach Veilchen riechende Steinbeeren, jenes Palmöl liefern, das in neuester Zeit einen so bedeutenden Handelsartikel für das westliche Afrika ausmacht, erscheint zuerst im Thale von Gagnack. Am grünen Vorgebirge bildet er, untermengt mit Tamarinden, Baobabs und Phoenix spinosa die herrlichsten Waldpartieen. Nach Süden hin wird er immer häufiger. Auf den capverdischen Inseln sah ihn Dr. Brunner nirgends; es sollen aber einige Stämme (wahrscheinlich cultivirt) in der Gegend der Ribeira Grande de San Yago vorkommen. 4. die stattliche Fächerpalme, Borassus Aethiopum Mart. ist die fünfte Art, welche hier vorkommt. Sie verleiht wegen ihres 60′ hohen Stammes und der breiten Fächerblätter der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Durch ganz Senegambien ist sie ziemlich häufig. Man hat sie früher mit der ostindischen Borassus flabelliformis, dem Palmyra-Baume der englischen Colonisten, identificirt. Ich habe die Gründe (Palmae p. 221.) angegeben, welche mich bestimmen, sie für verschieden von der ostindischen Art zu halten. Die französischen Colonisten nennen den Baum Rondier, die Neger die Früchte nach Hrn. Dr. Brunner Rogne, nach Adanson Ronn. Diese Palme beginnt ihren Verbreitungsbezirk am grünen Vorgebirge, und endigt, nach den bisherigen Beobachtungen, in Benin. Die über eine Faust großen Steinbeeren gleichen an Farbe den Aprikosen, und werden, wenn auf Kohlen gebraten, im Geschmack mit den Quitten verglichen. Das halbzeitige, gallertartige Eyweis der Frucht wird von den Negern als Aphrodisiacum empfohlen. Aus den Blättern werden Körbe, Matten u. dgl. geflochten, aus dem schwarzen Holze Spazierstöcke u. dgl. geschnitten. Auf der Insel S. Yago hat Hr. Dr. Brunner einige Stämme dieser Palme, wahrscheinlich cultivirt, im Innern, und zwar im Val d'Orgus und in dem westlich ausmündenden Bergthale S. Martinho (auf den Besitzungen der Senhora Maria d'Andrada) gefunden. Diese herrliche Palme liebt trocknen, felsigen Grund. Der Reisende, welchem ich diese Notizen über die senegambischen Palmen verdanke, merkt als vorzüglich hohe Stämme die im Dorfe Gandiolle und in der Gegend N'Boro, nach dem grünen Vorgebirge hin, wachsenden an. — Außer den hier aufgeführten Palmen Senegambiens dürften sich wahrscheinlich auch noch der schlingende Calamus secundiflorus Palis., und im Innern des Landes die Hyphaene thebaica, als diesem Gebiete angehörend, betrachten lassen.

Verfolgen wir nun das Vorkommen der Dattelpalme weiter gegen Osten, so ist zu bemerken, daß sie sowohl an den Küsten als im Innern von Tripolis gefunden wird. Della Cella erwähnt ihrer als besonders zahlreich auf der Ebene von Tadschura; dort ist sie die herrlichste Zierde üppiger Orangenwälder, die mit Opuntia eingefriedet sind; aber die Früchte sollen minder schmackhaft seyn, als die von Tunis und gar die von Fezzan *). Diese

*) Interior Africa ad Garamantas usque et de-

Digitized by Google

letztere Landschaft liefert vielleicht die edelste Sorte von allen afrikanischen. In der Umgegend von Mursuk (26 ° n. Br.), der Hauptstadt von Fezzan, wird, nach Lyon, eine Taxe von einem Piaster (türkisch) für jedes hundert Datteln an die Regierung bezahlt. Die Karawanen, welche von Mursuk nach Süden ziehen, versorgen sich in der Oase von Kawar und Bilma (20° n. B.) mit Datteln. In der lybischen Wüste, östlich und südwestlich von Siwah, in den Oasen von Farafreh, Dakel und Febabo erscheint die Palme üppig und mit wohlschmeckenden Früchten.

Was nun Aegypten anlangt, so ist schon im Alterthum bemerkt worden, daß hier die Dattel vorkomme. Es sagen aber Diod. Sicul. II. c. 53. und Strabo XVII. Casaub. p. 818. ausdrücklich, jener, daß die afrikanischen Palmen kleine und schmierige Datteln erzeuge, dieser, daß sie um Alexandria und im Delta ihre Früchte nicht ausreifen. Diese Zeugnisse könnten vielleicht so gedeutet werden, als wenn der Palmbaum hier vorzüglich erst durch die einwandernden Araber sorgfältiger gepflegt und veredelt worden sey. Vielleicht liegt aber eine andere Deutung näher, mit Beziehung auf eine Stelle des Theophr. Hist. II. c. 6. §. 2. Dieser sagt nämlich, daß der Baum „nur an drey sandigen Orten des hohlen Syriens solche Datteln producire, die aufbewahrt werden können. Die an andern Orten sollen nicht ausdauern, sondern verderben. Grün aber sollen sie schmackhaft seyn und dergestalt auch verbraucht werden.“ Man pflegt aber auch jetzt noch die unreife Dattel häufig zu verspeisen, und namentlich der gemeine Mann in Aegypten zieht die Frucht in diesem Zustande der reifen vor.

Gegenwärtig spielt die Dattel-Cultur eine wesentliche Rolle in der ägyptischen Landwirthschaft. Wo der Baum in einzelnen Stämmen erscheint, dankt er sein Daseyn der religiösen Vorliebe der Muhamedaner, wo er zu ganzen Gärten vereinigt ist, dem Bedürfniß nach seiner Frucht. Der weibliche Baum wird hier im April und May sorgfältig befruchtet, indem man die männlichen Blüthenkolben über die weiblichen hängt, und auf diese den ausstäubenden Blüthenstaub fallen läßt. Aeltere Schriftsteller haben zwar ausgesagt, daß die Palme auch durch den Staub der lybischen Wüste befruchtet werden könne (ein Satz, der vorzüglich von Schelver und Henschel benützt worden ist, um die Ansicht vom Geschlechte der Pflanzen zweifelhaft zu machen); aber, abgesehen von den neuesten mikroskopischen Erfahrungen, welche den Act der Befruchtung bey den Pflanzen in ein neues Licht gesetzt haben, sprechen dagegen die Erfahrungen der Einwohner, welche auch Rafineau Delile (Flore d'Egypte p. 172.) bestätigt hat. Als, sagt derselbe, im Jahre 1800 die Einwohner durch den Krieg verhindert wurden, männliche Blüthenkolben aus der Wüste zu holen, trugen die weiblichen Bäume keine Datteln.*)

serta palmarum magnitudine et suavitate constat, nobilibus circa delubrum Hammonis. Plin. Hist. XIII. c. 19.

An der Küste bey Alexandrien sind die Dattelbäume noch seltener; bey Cairo fangen sie an kleine Wäldchen zu bilden. Die meisten Palmen trifft man in Aegypten im Nilthale, und die Zahl der weiblichen Stämme ist hier viel größer, als die der männlichen, deren wenige zur Befruchtung von vielen hinreichen. In der ganz trockenen und kahlen Wüste findet sich die Palme auch hier nicht, sondern nur da, wo eine Quelle entspringt, oder Wasser hinzugeleitet worden. In Oberägypten ist die Dattelpalme häufiger, als in Unterägypten. Sie nimmt von Siût an, an Zahl der Stämme, wie an Fülle und Güte der Frucht zu, wie denn die besten Datteln, welche in Aegypten auf den Markt kommen, die von der Stadt Ibrim in Assuan seyn sollen (Martius Palmae p. 259). In diesem Florengebiete also, dem oberägyptischen, welches, nach Ehrenberg, bey dem (240 Fuß über dem Meere gelegenen) Siût beginnt, und sich etwa bis auf 600 Fuß Höhe erhebt, gedeiht die Dattelpalme vorzüglich. Die Dumpalme (Hyphaene thebaica), die charakteristischste Pflanze und gleichsam der Herold der oberägyptischen Flora, tritt hier neben der Dattelpalme auf, kommt aber außerdem in ihren Verbreitungsbeziehungen nicht ganz mit ihr überein.

*) Wellsted, Travels in Arabia II. p. 12., bemerkt, man halte gegenwärtig die Pflanzung männlicher Bäume zwischen die weiblichen für ausreichend zu completer Befruchtung; was ich bezweifeln möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, 2c.

(Fortsetzung.)

Auch Nubien und Dongola, Landstriche, die vielleicht bis zu einer mittleren Höhe von 1000 bis 1200 Fuß ansteigen und deren Flora nach Ehrenberg vorzugsweise durch Capparideen und Cissus-Arten charakterisirt wird, haben noch reichliche Dattel-Vegetation. So gedeiht die Palme in Nubien vorzüglich in der Provinz Sukkot (unter 20° n. B.; doch geht sie, nach den schriftlichen Mittheilungen der Hrn. Rüppel und Ehrenberg, nur bis zum 18. Grade n. Br. In dem tiefern Aethiopien, dessen Flora, nach Ehrenbergs Beobachtungen, vorzüglich durch baumartige Euphorbien ausgezeichnet ist, in Sennaar und Kordofan bemerkt man die Dattelbäume nur um die von den Einwanderern aus Dongola gebildeten Ansiedlungen; auch werden sie nicht mehr regelmäßig befruchtet, tragen nur wenige und schlechte Früchte und werden bloß wegen der Benützung der Blätter und des Fasergewebes an den Blattstielen angebaut. In Darfur hat sie Brown nur äußerst selten bemerkt.

Südlich von der Vereinigung des weißen und des blauen Nils (in 15° n. Br.) zeigt sich, wie mich Hr. Dr. Koch versichert, der beyde Ströme beschifft hat und bis zum 12° gekommen ist, gar keine Palme, was sich wohl aus der bedeutenden Höhe des Terrains erklären läßt, da dieß bis 4000 Fuß über dem Ocean ansteigen soll. Statt ihrer zeigen sich hier mehrere Arten von Acacia, der Nebkasstrauch (Zizyphus Spina Christi), der Heglys (Balanites aegyptiaca) und der groteske, dickstämmige Baobab (Adansonia Baobab). Nach Rußeger stellt sich unter dem eilften Grade in Kordofan, in der Nähe des Gebiets Scheibun, eine andere, der Dumpalme verwandte Art, wahrscheinlich Hyphaene coriacea, ein.

Auch im übrigen Abyssinien ist Land und Himmel dem Phönixbaume nicht mehr günstig. In den Thälern längs der abyssinischen Küste, an einigen Orten der Provinz Tigre, finden sich da, wo ehemals Klöster standen, verwilderte Dattelbäume. Sie wachsen aber nur verkrüppelt und erreichen den schlanken Wuchs der cultivirten Pflanze nicht. Es bestätigt sich auch hiedurch zum Theil die Angabe von Salt, daß christliche Mönche die Palme aus Aegypten und Palästina in ihre Klostergärten im südlichen Aethiopien eingeführt haben. Im Innern Abyssiniens findet sich der Baum gar nicht.

In Aegypten und Nubien blüht der Baum im März und April; die Früchte reifen im October; wenn man sie aber am Baume hängen laßt, so fallen sie erst im Januar ab. Demgemäß kommt auch die Frucht auf die ägyptischen Märkte frisch bis in den Dezember. Das Pfund kostet dort 10 — 20 Para (2 — 4 kr.). Unreife, grüne oder rothe, Datteln werden von dem gemeinen Manne besonders gerne gegessen; sie sind dann zwar süßlich, aber doch auch adstringirend. Ist die Dattelzeit vorüber, so werden sie an der Sonne oder im Backofen getrocknet. Um sie sodann auf den großen Dattelmarkt von Cairo zu bringen, packt man sie

ed by Google

in Körbe (Sembil), die aus Palmblättern geflochten sind. Von da gehen sie nach Alexandrien, welcher Seehafen besonders Triest, Livorno und Marseille mit ägyptischen Datteln versorgt. Für den Gebrauch im Lande pflegt man auch die Früchte nach Herausnahme der Kerne zusammenzustampfen, bis sie eine Masse von der Consistenz des sogenanten Klötzenbrodes darstellen. Dieses getrocknete Dattelbrod kommt auch aus Arabien in Ziegenhäuten oder kleineren Körben auf den Markt in Aegypten und wird hier stückweise nach Gewicht verkauft. Wein wird in Egypten aus der Dattelpalme nicht bereitet, wohl aber verwendet man die schlechteren Sorten zu einem Branntwein, der viel Fusel hat. Aus dem Blattstiele pflegt man in Aegypten Stühle, Stöcke, Koffer (sogenannte Cafasse), Reisekörbe, Vogelbauer, Bettstätten u. dgl. zu verfertigen. Die Blättchen werden zu Säcken für den Reis, zu Matten und Körben verflochten. Der Palmkohl des Dattelbaumes, welcher wie Haselnuß schmeckt, wird bisweilen roh (nicht gekocht) verspeist. Die verzuckerten Blumen, welche in Persien hie und da als Aphrodisiacum verwendet werden, kennt man in Aegypten nicht. Das Holz des Stammes wird in Latten zertheilt, zu Dachsparren, oder der Länge nach in der Mitte gespalten, zur Stärkung der Gebäude verwendet, in welche man sie einmauert. (Vrgl. Strabo XVII. edit. Cas. p. 822.)

Der uralte Umgang der Aegyptier mit der Palme scheint sich auch gegenwärtig durch manche symbolische Gebräuche zu bestätigen, welche unter den Aegyptiern noch im Schwange gehen. Wilkinson (Topography of Thebes p. 263.) erwähnt, daß zu Anfang der Nilüberschwemmung die Kinder Fackeln aus Palmen oder Schilf machen und durch die Ortschaften laufen, indem sie sich die Brände anstreifen. Es soll dieß eine alte, von den Urägyptiern herrührende Sitte seyn. Damit wäre vielleicht das Tragen der Palmzweige (Gestatio τῦ Iulab) in Beziehung zu setzen. Cfr. Celsius Hierobotan. II. 510.

Die zweyte ägyptische Palme, die sonderbar gabeliggetheilte, mit Fächerblättern versehene Dumpalme, Hyphaene thebaica, hat einen andern Verbreitungsbezirk, als die Dattelpalme. Sie beginnt erst an der Schwelle von Oberägypten, bey Siût. Von hier erstreckt sie sich nach Süden bis auf die Hochebenen Abyssiniens. In den nördlicheren Gegenden steht sie meistens einzeln oder zerstreut, besonders zwischen Dattelbäumen; im Süden bildet sie hie und da größere Gruppen. Auch um die Gräber der Marabuts, um Kapellen und Moscheen sieht man sie bisweilen angebaut. Von Nubien und Nord-Abyssinien verbreitet sie sich durch die Sahara und Tombuctu bis nach dem Meerbusen von Guinea, wo sie in Aquapim Thonning beschrieben hat. Im peträischen Arabien geht sie weiter nach Norden, als in Aegypten, nämlich bis Tor (in 28° 12′ n. Br.), wo sie unter andern Reisenden auch Hr. Hofrath v. Schubert beym Grabe des Moses gesehen hat. Sie erscheint dann ferner vom Sinai gegen Süden und bey Medina und Yambo, nach Burkhardt. Daß sie an der Küste von Oman vorkomme, erwähnen bereits die Alten*). Die Früchte dieser Palme, welche frisch wie Honigkuchen schmecken sollen, aber nur wenig genießbares Fleisch in ihrer dicken, nach Innen fast holzigen Rinde darbieten, werden von den Bewohnern Dongola's und von den Beduinen der Wüste gerne abgenagt. In Aegypten macht man aus dieser Fruchtrinde mit Wasser ein Getränke, das Serbet Dumi heißt, und vom gemeinen Volke geliebt wird.**)

*) Vrgl. Arriani Peripl. Erythr. edit. Huds. Geogr. Minor. p. 19. Die Blätter φύλλα κοῦκινα, oder, wie Gesner besser liest, κοίκινα wurden von den Einwohnern der alten Berenyce zu Schürzen und anderm Flechtwerke verwendet. Diese Palme, die sogenannte Cuci, (Plin. XIII. 9.) Cuciophora, wie sie von früheren Botanikern genannt wurde, scheint den alten Griechen gut bekannt gewesen, aber namentlich von Plinius irrigerweise manchmal mit der Dattelpalme verwechselt oder für eine besondere Sorte der letztern gehalten worden zu seyn. Vrgl. Theoph. Hist. I. 10, 5. II. 6, 10. κοῖκες Hesych. edit. Alberti II. p. 293. Wahrscheinlich war es die Sandalis des Plinius Hist. XIII. 4, mit pantoffelförmigen Früchten. Strabo (XVII. Casaub. p. 818) meynt wohl sie, wenn er sagt, daß die thebaische Dattel härter (σκληρότερος δὲ ὁ Θηβαικος) sey.

**) Auf dieses Getränke bezieht sich, was Plin. Hist. XV. 28. sagt: carne palmae placent, crusta thebaicae, succo uvae et Caryotae. Dahin wäre also Salmasius (in Exerc. plin. I. p. 472. C.) zu berichtigen, wenn er sagt: Sciendum ta-

Digitized by Google

Das Holz der Dumpalme dient im südlichen Theile Aegyptens zur Construction von Nilflößen und zur Fertigung von allerley Geräthe. Man soll es bisweilen auch in der Wüste silificirt finden. Ich habe jedoch in der ganzen Sammlung versteinerter Hölzer aus Aegypten, welche ich bey Hrn. Greenough in London zu sehen Gelegenheit hatte, kein Palmenholz, sondern nur dicotyledonische Holzarten, namentlich von Ficus Sycomorus (und von Zizyphus Spina Christi?) bemerken können.

Die bisherige Darstellung vom Vorkommen der Palmen im nördlichen Afrika durfte füglich nicht unterbrochen werden, um einen genügenden Ueberblick zu gewähren. Nachdem wir aber die Verbreitung jener merkwürdigen Pflanzen ganz speciell verfolgt haben, möchte es geeignet seyn, noch einen Blick auf die verschiedenen Florengebiete zu werfen.

VI. Das canarische Florenreich (Imperium Florae canariense et maderiense). Die trefflichen Arbeiten von Leop. v. Buch, *) Webb und Berthelot **) über diese Flora gewähren vollständige Materialien, um ein scharfes Bild der dortigen Vegetation zu zeichnen. Sowohl die beträchtliche Höhe, zu der sich die meisten jener Inseln erheben, als ihre Lage zwischen Amerika und Afrika, im Südwesten von Europa, verleihen ihnen eine merkwürdige Vielartigkeit der Formen. Afrikanische Gattungen, wie die Drachenbäume, strauchartigen Euphorbien, Lycium afrum, Ceropegia aphylla und Periploca laevigata, Mesembryanthemum crystallinum und nodiflorum, — stehen hier neben andern, welche an Amerika erinnern, wie Pteris longifolia und caudata, mehrere Amarantaceae, Physalis aristata, Ardisia excelsa, Drusa oppositifolia. Die Mehrzahl aber zeigt Verwandtschaft mit dem mauritanischen und iberischen, weniger mit dem südeuropäischen Florenreiche. Nur wenige Gattungen, wie Plocama, Phyllis, Bosea, und die rücksichtlich ihrer Verwandtschaft amphibolische Visnea, sind dem Inselgebiete ausschließlich eigen. L. v. Buch führt 165 Arten auf, welche bis jetzt den canarischen Inseln eigenthümlich zugehörten. Derselbe Naturforscher unterscheidet der Höhe nach die folgenden fünf Regionen: die afrikanische oder subtropische, bis 1200 Fuß Höhe, die Region der europäischen Cultur, der südeuropäischen Flora am meisten verwandt, bis 2600 Fuß, die Region der Wälder, bis 4100 Fuß, worin die vier Lorbeerarten: Oreodaphne foetens, Apollonias canariensis, Persea indica und Laurus nobilis, die Region der canarischen Kiefer, Pinus canariensis, bis 5900 Fuß, und die der Retama blanca, des Spartium nubigenum, welches nie unter 5900 Fuß und nicht über 9700 vorkommt.

men, diversi generis ab aliis palmis thebaicas non esse. Vergl. auch Plin. Hist. XXIII. 4. und XIII. 4., wo: ex sandalidibus praecipua vina orienti, iniqua capiti.

*) Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln von Leop. v. Buch. Berlin. 1825. 4. S. 107—192.

**) Webb et Berthelot Histoire naturelle des Iles Canaries Paris. 1836. fol. 20.

VII. Das mauritanische Florenreich, Imperium Florae mauritanicum, begreift die Landschaften an der Nordküste Afrika's bis zu den Wasserscheiden des Atlasgebirgs im Süden und von den Westküsten Marocco's bis in die Nähe des Nils. Schouw bezeichnet dieses ausgedehnte Gebiet als einen Theil seiner mittelländischen Flora, des Regni Labiatarum und Caryophyllearum, unter dem Namen der Provincia atlantica. Es möchten aber hinreichende Gründe vorhanden seyn, es als ein besonderes Reich aufzustellen. Obgleich nämlich die meisten Gattungen, welche in Mauritanien und Numidien erscheinen, und auch die Mehrzahl der Arten gleichfalls in Europa wachsen, so ist doch die Verbreitungsweise, das numerische Verhältniß, die Mischung mit andern, dem europäischen Boden ganz fremden, zum Theil ächt afrikanischen Arten von der Art, daß man sowohl im physiognomischen Gesammteindrucke, als in dem einzelnen Vorkommen wesentliche Unterschiede bemerken kann. Ohne auf die Quotienten der einzelnen Familien einzugehen, was zur Zeit nur ein trügliches Resultat geben könnte, da die mauritanische Flora viel weniger untersucht ist, als die europäische, mache ich folgende Bemerkungen Behufs der Unterscheidung.

Was die Bäume und andere Holzpflanzen betrifft, so finden sich hier von denen des nördlichen Europa's manche, wie z. B. Fraxinus excelsior, Ligustrum vulgare, Lonicera Caprifolium, Alnus glutinosa, Quercus Robur, Populus alba, Ulmus campestris.

Digitized by Google

Aber alle diese Bäume und Gesträuche kommen hier vielmehr zerstreut und einzeln, als in ganzen Wäldern vor, und andererseits fehlen gerade diejenigen Arten gänzlich, welche, als gesellige Gewächse, dem nördlichen Europa vorzugsweise seinen physiognomischen Charakter ertheilen, wie: Pinus sylvestris, Larix europaea, Abies pectinata und excelsa, Fagus sylvatica, Carpinus Betulus, die ganze Gattung Acer, die Weiden mit Ausnahme von Salix Helix und der in Europa auch nur als eingeführt vorhandenen Salix babylonica.

Eben so verhält es sich mit den krautartigen Gewächsen. Man findet z. B. manche der gemeinen Wiesengräser auch hier; dagegen fehlt bey Weitem die Mehrzahl der übrigen europäischen Gräser und Rietgräser und zwischen den nord- und südeuropäischen Arten erscheinen manche, welche dem afrikanischen Kontinente ausschließlich angehören, wie Paspalus debilis, Panicum numidianum, Poa atrovirens, Festuca coerulescens, cynosuroides, Eleusine coracana, Stipa parviflora, (welche auch in Kreta und am Missuri in N.Am. vorkommen soll), Triticum pumilum, Ampelodesmos bicolor (vielleicht von der auch südeuropäischen A. tenax nicht verschieden) Aristida pungens, Cyperus pallescens.

Aus den südeuropäischen Floren, also der vom Mittelmeere und von Spanien und Portugal, kommen eine noch viel größere Menge von Arten in der Barbarey vor. Ich nenne beyspielsweise: Quercus Suber, Ilex, Pseudosuber, coccifera, Ballota, mit ihren eßbaren Früchten: Arten, die vorzüglich auf dem Atlasgebirge erscheinen, — ferner: Pinus Pinea und halepensis, Juniperus Oxycedrus, J. phoenicea, Ephedra distachya, Celtis australis, Rhamnus oleoides und lycioides, Paliurus australis, Vitex agnus castus, Capparis spinosa und ovata, Pistacia Lentiscus, vera und Terebinthus, Ceratonia Siliqua, Tamus communis, Ruscus Hypophyllum, Hypoglossum und aculeatus, Aristolochia rotunda, und altissima, Coriaria myrtifolia, Arbutus Unedo und einige baumartige Heiden (arborea, scoparia, australis), Tamarix gallica, Osyris alba, Viburnum Tinus, die Gattung Phillyrea, viele Arten von Cistrosen, (Cistus villosus, ladaniferus, monspeliensis, salvifolius, albidus, Libanotis, halimifolius, Spartium junceum, Genista hispanica, tricuspidata, monosperma, sphaerocarpa u. s. w. endlich eine Reihe von Pflanzen, die wahrscheinlich in beyden Welttheilen durch die Einwohner ausgebreitet worden sind, wie Cupressus sempervirens, Inglans regia, Morus alba, Ficus Carica, die Agrumen, Punica Granatum, Nerium Oleander, Agave americana, Mimosa Farnesiana.

Neben diesen Gewächsen aber, welche beyden Florenreichen zukommen, erscheinen in Mauritanien zahlreiche andere Arten, die zwischen jene gemischt, den Charakter der nordafrikanischen Flora wesentlich von dem südeuropäischen abwandeln. Dahin sind zu zählen: Thuja articulata, die Mutterpflanze des Sandarakharzes, Zizyphus Lotus, Z. Spina Christi, ferner der Jujubenbaum, Z. sativa, der vorzugsweise in Gärten vorkommt, wahrscheinlich aber auch einheimisch oder wenigstens schon seit undenklichen Zeiten eingeführt ist, Rhamnus amygdalina, Pistacia atlantica, Aristolochia glauca, Tamarix africana, Osyris quadrifida Salzm., Salix aegyptiaca und pedicellata, Smilax mauritanica, Ephedra altissima und fragilis, Echiochilum fruticosum, Euphorbia mauritanica, viele strauchartige Hülsenfrüchte, wie Genista ferox, umbellata, tridens, ramosissima, biflora, aspalathoides. Die Pinus canariensis, welche nicht bloß auf den Canarien, sondern auch in Mogador (von Broussonet) beobachtet worden, gehöret wahrscheinlich zu den charakteristischen Bäumen des Hochlandes.

Eben so verhält es sich mit der Zahl kleinerer Kräuter und Halbsträucher. Sehr viele Gräser, Dolden, Kreuzblüthige, Korbblüthen, Dipsaceen, die seltsame Form des parasitischen Cytinus Hypocistis und des Cynomorium coccineum u. s. w. kommen beyden Florenreichen zu. Zugleich macht sich aber in dem mauritanischen Gebiete eine Mischung fremder, afrikanischer Arten geltend.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, etc.

(Fortsetzung.)

Einige wenige Gattungen, wie Othonna (cheirifolia), Forskohlea (tenacissima), Roella (ciliata), Stapelia (hirsuta), Mesembryanthemum (copticum, nodiflorum), treten als Repräsentanten der eigenthümlichen Formation des afrikanischen Welttheils auf, indem sie wie zerstreute Vorposten von Gattungen hier stehen, deren Maxima in andern Theilen Afrika's erscheinen. Dagegen fehlen wieder gewisse Formen, welche man hier vermöge ihrer anderweitigen Verbreitung erwarten möchte, wie Styrax officinalis und Cercis Siliquastrum und insbesondere Alhagi, eine sonst der Vegetation der Wüste ganz vorzüglich zugehörige Gattung, von welcher man A. Maurorum in Aegypten, Palästina, Syrien, Babylonien, A. Camelorum in den caspisch-tatarischen Wüsten und A. Napaulensium in Nepaul beobachtet.

Wie sich aus allen diesen Verhältnissen eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der südeuropäischen und der nordafrikanischen Flora ergiebt, läßt sie sich auch ferner noch aus dem Cultursysteme beyder Länder ableiten. Der Anbau von Getreidearten und Gemüsepflanzen ist in Nordafrika vielmehr beschränkt. Das beruht freylich vorzugsweise auf dem indolenten Charakter einer verhältnißmäßig geringen Bevölkerung; es ist aber auch nicht zu übersehen, daß die Landwirthschaft gegenwärtig in dem Zustande der wilden Vegetation selbst ein schweres Hinderniß ihrer Entwickelung findet.

Durch den Mangel an Waldung in vielen niedrigen Gegenden ist ein immer mehr zunehmender Wassermangel bedingt, der wiederum die Ausbreitung der Vegetation verhindert. An solchen trocknen, schattenlosen Orten haben sich gewisse Pflanzenarten in so übergroßer Menge ausgebreitet, daß sie gegenwärtig, als bösartiges Unkraut, den ungünstigsten Einfluß auf die Cultur ausüben. Ich nenne davon mehrere Disteln: Atractylis gummifera, aus deren Schleim man Vogelleim bereitet, und deren Wurzeln, gleich denen der Scorzoneren, gegessen werden können, den Scolymus grandiflorus, Cynara Cardunculus, deren Blattstiele in der Barbarey eine minder als in Europa gesuchte Nahrung sind, mehrere Arten von Beyfuß (Artemisia arborescens, odoratissima, pontica), — und die Zwergpalme (Chamaerops humilis). Die letztere, welche von vielen Gegenden gleichsam ausschließlichen Besitz ergriffen hat, ist vermöge ihrer tiefliegenden und schwer auszurottenden Wurzelstöcke ein Feind regelmäßiger Landescultur. Die Indolenz der Mauren und die Unbeständigkeit der nomadischen Stämme im Innern werden diesem Unkraut schwerlich Herr werden.

Man baut in der Barbarey nicht sowohl diejenigen Arten von Weizen, welche in Europa üblich sind, sondern vorzugsweise das Triticum durum, dessen Halme nicht hohl, wie die der übrigen Arten, sondern mit leichtem Marke erfüllt sind, und

Digitized by Google

dessen harte Körner dem dortigen heißen, regenarmen Klima sehr zu entsprechen scheinen. Dieser Weizen und die Gerste, deren man sich vorzüglich als Grünfutter für die Pferde bedient, werden im Herbste gesäet; ihre Ernte fällt in den Monat May. Türkisch Korn und Mohrenhirse (Sorghum vulgare) werden im ersten Frühling gesäet und im Frühsommer geerntet. Das letztere Gras, die Durra der Araber, ist das wesentlichste Cereale des afrikanischen Continentes.

VIII. Von dem mauritanischen Florenreiche, welches ich durch die vorhergehenden Charaktere im Allgemeinsten zu schildern versucht habe, unterscheidet sich das afrikanische Wüsten-Reich, Imperium Florae africanae desertum durch seinen klimatischen Charakter, durch die Art und Weise, wie in ihm überhaupt Pflanzen vorkommen, und durch gewisse Formen, welche ihm entweder vorzugsweise, oder ausschließlich zukommen.

Was die Temperatur-Verhältnisse betrifft, so ist die mittlere Jahreswärme (24°—26°C. und mehr) an sich beträchtlich höher, als in dem mauritanischen Gebiete, welches, theils wegen hoher Lage, theils wegen der Seewinde, einer kühleren Temperatur genießt; ferner ist die Differenz zwischen mittlerer Sommer- und Winter-Temperatur sehr geringe. Die Winde sind heiß und bringen keinen Regen, der oft Jahre lang gänzlich entbehrt wird. Das hier herrschende Klima ist großentheils dasjenige, was Hr. Baron v. Buch das der subtropischen Zone nennt (Poggendorfs Annalen der Physik 1829 p. 355). Die nördliche Gränze dieses Gürtels in Afrika setzt derselbe in 32° n. Br., die südliche in 20°, und im Innern des Continentes etwa in 18°.

Es ist dieß dasjenige Klima, welches sich der Dattelpalme so ganz vorzüglich befreundet erweist, weßhalb C. Ritter diesen Baum (Erdkunde von Asien IV. pag. 832.) „den Repräsentanten der subtropischen Zone der alten Welt ohne Regenniederschlag" nennt. Diese Eigenthümlichkeit des Klima und die große Ausdehnung des Sandoceans in diesem Theile Afrika's, welcher nur hie und da von Oasen unterbrochen wird, die Seltenheit größerer Flüsse, der Salzgehalt des Bodens u. s. w. vereinigen sich, den hier wachsenden Pflanzen einen ganz eigenthümlichen Charakter aufzuprägen. Unter dem Einfluße einer brennenden, fast das ganze Jahr hindurch sich gleichbleibenden Hitze, eines heißen Windes ohne Regen, eines Standortes auf leichtem Kieselsande oder auf kahlem Felsen, fast ohne Beschattung, erhalten die Pflanzen des Wüstenreiches eine ganz eigenthümliche Physiognomie, welche selbst bisweilen an identischen Arten, die außerhalb der Wüste wachsen, nicht in gleichem Grade hervortritt. Die Pflanzen der Sahara zeigen häufig einen dichten, sehr angeschwollenen Wurzelstock, welcher, wie ein Hibernaculum, dient, das oft für lange Zeit von äußern Einflüssen bedrohte Pflanzenleben unter dem Sande zu erhalten. Die Verästelungen sind zahlreich und kurz; oft erscheinen verkümmerte, dornartige Zweige und Stacheln. Ein Ueberzug von Filz oder feinen Haaren kommt häufig auf Blättern und jungen Trieben vor. Große, stattliche, buntgefärbte, wohlriechende Blüthen sind selten. Sehr viele Pflanzen der Wüstenflora zeigen niederliegende Stengel. Manche Gesträuche sind blattlos.

Ich bemerke übrigens, daß, meiner Ansicht nach, nicht bloß die wenigen Pflanzen der eigentlichen Sahara und ihrer Oasen als die Glieder der afrikanischen Wüstenvegetation zu betrachten sind. Die meisten dieser letzteren Gewächse, welche auf den bis jetzt noch wenig ausgedehnten botanischen Wanderungen (von Oudney, Clapperton, Caillaud u. s. w.) gefunden worden, sind auch in Mauritanien und Aegypten beobachtet worden, und reichen an und für sich, da sie überdieß auch nur wenige an Zahl sind, schwerlich hin, ein eigenthümliches Florenreich der Wüste zu begründen. Vielmehr rechne ich hiezu auch das niedrige, trockne Land zwischen dem Senegal und dem Gambia, und von da gegen Süden bis zum Cap Vergas (10° 18′ n. Br.), also das gesammte Vorland der Hochterrassen der Mandingos und Fuhlahs. In diesem Gebiete, dem eigentlichen Senegambien, dessen Flora uns durch Guillemin, Perrottet und Richard *) genauer bekannt geworden, culminirt die Flora des afrika-

*) Flore de Sénégambie ou Descriptions, Histoire et Propriétés des Plantes, qui croisent dans les diverses Contrées de la Sénégambie. Par. 1833 etc. 4.

Digitized by Google

nischen Wüstenreiches. Hier hat das Gewächsreich jenen tropischen Charakter, welcher ihm, vermöge der großen mittleren Jahreswärme von 26° C. und mehr, auch in den nördlichern Gegenden des gesammten Florenreiches zukommt, am stärksten ausgeprägt. Die südeuropäischen oder subtropischen Pflanzenformen, welche im nördlichen Gebiete häufiger erscheinen, stehen hier zwischen eigentlich tropischen, und werden an Zahl, vegetativer Fülle und physiognomischer Bedeutsamkeit überwogen. Ja, die eigentlich tropischen Pflanzenformen sind es, welche auch dem nördlichen Theile des Wüstengebietes seinen eigenthümlichen Charakter verleihen: so namentlich die ästige Palme Hyphaene thebaica, wie der colossale Baobabbaum, der übrigens nicht so alt wird, als es nach der Dicke des Stammes von Adanson berechnet worden, da er im Innern des Stammes größentheils aus Mark besteht, die Parkia africana, welche eben so wie der Baobab nach den Beobachtungen französischer Naturforscher sich bis nach der Sierra Leone erstreckt, Oncoba spinosa, mehrere Cappariden (wie Maerua rigida, senegalensis, Cleome angustifolia, Cadaba farinosa), manche Malvaceen, (wie Abutilon asiaticum, Sida spinosa), Corchorus trilocularis, Cardiospermum Halicacabum, Tribulus terrestris, Crotalaria thebaica, incana, Lotus arabicus, Tephrosia Apollinea, mehrere Arten Indigofera, Sesbania aegyptiaca, Lupinus Termis, Mimosa polyacantha, Acacia albida, Seyal und Lebbek, Tamarindus indica, mehrere Cassien, (wie Tora, occidentalis, obovata, Absus,) in stehenden klaren Wässern die tropisch-kosmopolitische Pistia Stratiotes, Aerua tomentosa, mehrere Euphorbiaceen, Zygophylleen u. s. w. Diese große Aehnlichkeit der Pflanzenformen im Innern des nördlichen Afrika's bis zum atlantischen Ocean ist allen Reisenden aufgefallen. Sie erkennt unter Andern Caillaud an (Voyage à Meroé), wenn er sagt, daß eine entschiedene Verwandtschaft oder Gleichheit der Producte von Ober-Nubien und Senegal durch die dazwischenliegenden Länder Darfur, Borun u. s. w. vermittelt werde.

In den nördlichen Gegenden dieses Wüstenreiches fehlen die Wälder fast gänzlich, mit Ausschluß jener unerquicklichen dürren Niederwälder, welche hie und da von den Acacien gebildet werden, und der Oasen von Dattelbäumen. Dieser Baum gewährt Schatten, und vermittelt die Ansiedlung anderer Pflanzen in ähnlicher Weise, wie dieß die Cocospalme auf den niedrigen Inseln der Südsee zu thun pflegt. Gleichwie der letztere Baum dort jeder anderen Vegetation vorausgeht, und den Grund legt für künftigen Anbau und Wirthlichkeit der niedrigen, kaum aus dem Ocean hervortauchenden Corallen-Inseln: so hier in dem Sandmeere Afrika's die Dattelpalme. Andere Schatten gewährende Gewächse sind oft in großer Ausdehnung nicht zu finden. In Fezzan ist, nach Clapperton und Oudney, die Tamarix gallica der einzige Schatten gewährende Strauch.

In dem südlichen Theile des afrikanischen Wüstenreiches, wo, wie ich bereits bemerkt habe, die meisten und stattlichsten Formen gegen Südwesten, in den Ebenen Senegambiens, zusammengedrängt sind, verhält sich dieß freylich anders. Hier fehlt es nicht an verschiedenartigen Bäumen von höherem Wuchse; doch sind Hochwälder selten. Das merkwürdigste ist aber, daß hier eine Menge von Gattungen auftreten, welche an ähnliche oder identische in dem gegenüber liegenden Amerika, namentlich in Brasilien, erinnern. Hier erscheinen Dilleniaceae, Anonaceae, Bombaceae, Sterculiaceae, Büttneriaceae, Simarubeae, Terebinthaceae, Meliaceae, Sapindaceae, Combretaceae, Melastomaceae, nicht selten durch dieselben Gattungen repräsentirt, welche in Südamerika vorkommen, wie: Tetracera, Anona, Uvaria, Bombax, Eriodendron, Wittelsbachia, Sterculia, Waltheria, Melochia, Simaba, Trichilia, Spondias, Sapindus, Schmidelia, Terminalia, Combretum, Conocarpus, Osbeckia u. s. w. Es dürfte nicht zu gewagt erscheinen, wenn ich diese Vegetationsform vorzugsweise wieder mit der der heißen Küstenstriche von Venezuela, in geringerem Verhältnisse auch mit der des s. g. Certão, der Wüste, in Brasilien, vergleiche. Ximenia americana, Conocarpus erecta, Anacardium occidentale und wohl noch viele andere sind den sandigen Gegenden beyder Continente eigen. Der Gattung Capparis und Maerua in Afrika entsprechen verwandte Arten von Capparis und die Gattung Colicodendron Mart. in Amerika. Diese Aehnlichkeit

Digitized by Google

in den herrschenden Pflanzengattungen zweyer Länder, die durch so weite Meere getrennt sind, gehört unter die seltsamsten Thatsachen, welche den Pflanzengeographen begegnen. Sie dürfte die Ansicht Jener bekräftigen, welche das dermalige Vorkommen von Arten Einer Gattung nicht durch die Wanderung einer Urart von einem Mittelpuncte aus und durch die allmählige Abwandlung ihrer Merkmale erklären, sondern vielmehr annehmen, daß bey der Entstehung der jetzigen Pflanzenwelt innerhalb gewisser Grenzen der Erdoberfläche gleiche oder verwandte Bildungsrichtungen obgewaltet hätten.

IX. Was nun die ägyptische Flora betrifft, so steht sie in inniger Beziehung sowohl zu der mauritanischen und der des afrikanischen Wüstenlandes, als zu der der arabischen Halbinsel. Besonders aber ist sie der von Syrien verwandt, weßhalb ich die Vegetation von Aegypten und Syrien als ein eigenthümliches Florengebiet (Imperium Florae aegyptio-syriacum) vereinigt habe. Es verhält sich rücksichtlich der großen Ausdehnung von Sand- und Steinwüsten innerhalb seiner Grenzen, des heißen, regenarmen Klima und des allgemeinen Charakters seiner dürren, haarigen, steifen Pflanzenarten dem afrikanischen Wüstenreiche analog. So wie aber die bezeichnenden Pflanzenarten des letzteren an den westlichen Continent erinnern, so deuten manche Pflanzenformen des Imperii Florae aegyptio-syriaci auf Verwandtschaft mit ostindischen Pflanzen hin. Dieß Verhältniß scheint noch mehr hervorzutreten in der verwandten und benachbarten Flora von Arabien und von den Küsten des persischen Golfes, welche ich so lange als Imperium Florae arabicum besonders aufstellen möchte, bis vielleicht eine genauere Kenntniß von den Pflanzenformen im Innern Arabiens die Gründe an die Hand giebt, diese beyden ausgedehnten Gebiete zu vereinigen. Schon in Unterägypten und im tieferen Nilthale des Said finden sich ziemlich viele Pflanzen, welche auch in Indien vorkommen. Delile, welcher ihre Erscheinung besonders in Beziehung zu der Reis-Cultur setzt, nennt *) von solchen: Cyperus alopecuroides (eine Pflanze, die auch in Neuholland und Teneriffa beobachtet werden), C. dives, difformis, Scirpus mucronatus (der auch in Südeuropa, Nordamerika, Neuholland, Timor und auf den Mascarenen vorkommt), Scirpus fistulosus, Panicum fluitans, P. colonum (einen Kosmopoliten heißer Striche), Ammannia auriculata, Sphenoclea zeilanica, Ottelia alismoides, Bergia verticillata, Jussiaea diffusa, Pistia stratiotes, Ethulia conyzoides, Eclipta erecta (die auch am Senegal, in Guinea, in Port Natal des südöstlichen Afrikas, auf Mauritius, Java, den westindischen Inseln, in Brasilien, Surinam, Florida und in Kleinasien wächst), Grangea maderaspatana und Sphaeranthus indicus. Aber noch viele Pflanzen-Formen, welche, wenn auch nicht in Aegypten, doch im östlich davon gelegenen peträischen Arabien erscheinen, deuten eine Annäherung an die Flora Indiens an, und am entschiedensten tritt dieß Verhältniß in den südlichsten Gegenden Arabiens hervor. Ich nenne als charakteristisch in dieser arabischen Flora mehrere Arten von Feigenbäumen und andere Urticeen, zahlreiche Asclepiadeen und Apocyneen, Rubiaceen, unter welchen der Kaffestrauch, die Gattung Cadia aus der Familie der Leguminosen, die eigenthümliche, durch ihren physiognomischen Charakter so ausgezeichnete Familie der Pandaneen, und die Bäume aus der Familie der Terebinthaceen, welche die berühmten Sorten arabischer Balsame liefern (Balsamodendron Kataf, Kafal, gileadense, Opobalsamum). Wollte man gemäß der großen Verwandtschaft zwischen der ägyptisch-syrischen und der eigentlich arabischen Flora beyde Florenreiche als Ein großes Ganze betrachten, so dürfte wohl auszusprechen seyn, daß der numerische Gehalt an Arten und die bedeutsamsten Formen dieser Gebiete auf die Ostseite derselben fallen, eben so, wie das der afrikanischen Wüste, welches ihm in so vieler Beziehung verwandt ist, mit seinen charakteristischen Formen auf der Westseite culminirt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Description de l'Egypte. Histoire naturelle. II, p. 5.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, rc.

(Fortsetzung.)

Diese drey großen Florenreiche gehören übrigens rücksichtlich ihres allgemeinen physikalischen Charakters zusammen: sie stellen die Vegetation des großen Wüstenzuges der alten Welt innerhalb des nördlichen Wendekreises und unter der sogenannten subtropischen Zone dar; — sie grenzen an das ausgedehnte Florenreich von Anatolien, Armenien und Iran, das sich in die kälteren Gebiete des kaspisch = tatarischen Steppenlandes und von da in das große Wüstenreich Asiens, die Gobi, fortsetzt. Dem gemäß könnte man auch das Imperium Florae aegyptio - syriacum und das arabicum im Gegensatze von dem der Sahara das ostafrikanische (afrikanisch = asiatische) Wüstenreich nennen.

In dem ägyptisch = syrischen Florenreich müssen übrigens füglich vier Provinzen unterschieden werden: die unterägyptische, die oberägyptische oder nubische, die arabische und die syrische.

Die unterägyptische begreift vorzugsweise das Nildelta und das Nilthal bis Siût, ebene, von einem salzreichen Flußletten bedeckte Gegenden, welche im unteren Theile von unfruchtbaren Sandsteppen, gegen Süden hin von zwey nackten, trocknen Gebirgsketten umgeben sind. Man kann also auch hier noch zweyerley Gebiete unterscheiden: das fruchtbare, fast überall leicht zu bewässernde Niederland, welches unter dem mächtigen Einfluße der Nilüberschwemmungen seinen Salzgehalt theilweise wieder verliert und dadurch der Vegetation befreundet wird, und das obere, trockene Gebiet, die Wüste, eine unmittelbare Fortsetzung der mauritanischen Wüste und der Sahara. Dem gemäß auch hier eine Thal- und eine Wüsten = Vegetation.

Das Nilthal besitzt nur einige wenige endemische, d. h. ihm eigenthümliche Pflanzen. Delile führt *) folgende auf: Panicum coloratum, Poa aegyptiaca, Convolvulus cairicus, Polycarpaea memphitica, Rumex aegyptius, R. dentatus, Dolichos niloticus, Ceruana (Buphthalmum) pratensis, Picris sulfurea und altissima, Oporinia hispidula, Barkhausia senecioides und Marsilea aegyptiaca. Manche Pflanzen haben sich, demselben Schriftsteller zufolge, aus den südlichern Gegenden, stromabwärts von freyen Stücken hierher verbreitet, wie Boerhavia repens, Mimosa Habbas, Acacia Seyal; andere bedürfen der Pflege des Menschen, um sich hier zu erhalten, wie Acacia Lebbek, Cordia Myxa, Cassia Fistula. Manche sind im Verfolge der Cultur hier selten geworden, wie die Papyr = Staude (Papyrus Antiquorum), deren Cultur ehemals auf gewiße Gegenden beschränkt war, um den Werth des Schilfpapiers zu erhalten (Strabo). **)

*) Description de l'Egypte a. a. O. p. 3.

**) Man hatte zwey Sorten des Papyrus, von denen keine unmittelbar im Nil, sondern in den benachbarten Sümpfen (nach Plinius XIII. 7. in Sebennytico nomo) wuchs. Plinius irrt übrigens, wenn er a. a. O. sagt, daß man den Papyrus-

Digitized by Google

Die Erscheinung, daß der salzreiche Alluvialletten, wenn er längere Zeit durch die Ueberfluthungen des Nils nicht ausgelaugt worden, nach und nach die meisten seiner Gewächsarten verliert, und sich mit einer monotonen Vegetation von Chenopodium- und Salsola-Arten, Eragrostis cynosuroides, Alhagi maurorum u. s. w. bedeckt, bezeichnet uns einen Theil der ägyptischen Flora als wahre Steppenflora. In dieser Beziehung hat sie Verwandtschaft mit der des osteuropäischen Florenreiches, und dieselben Gattungen, welche in Ungarn und Süd-Rußland auftreten, finden sich auch hier wieder repräsentirt durch Chenopodium, Cochlospermum Lag., Suaeda, Salsola, Traganum, Cornulaca, Cressa cretica, Pallasia, Nitraria tridentata, Tribulus terrestris, Peganum Harmala, Zygophyllum album und mehrere andere Arten, Fagonia cretica et spec. congeneres, Tamarix gallica, Arenaria rubra, Neurada procumbens, Frankeniae u. s. w. Außerdem führt Delile *) auch 24 Arten auf, welche in Aegypten und zugleich im südlichen Frankreich vorkommen. Es sind: Salicornia fruticosa, Lygeum spartum, Chrysurus aureus, Lagurus ovatus, Plantago albicans, Lithospermum tinctorium, Anchusa undulata, Convolvulus althaeoides, Lycium europaeum, Hyoscyamus albus, Paronychia nitida, Salsola Kali, Statice monopetala, Pancratium maritimum, Allium subhirsutum, Passerina hirsuta, Capparis spinosa, Delphinium peregrinum, Teucrium Polium, Satureja capitata, Phlomis fruticosa, Hieracium bulbosum, Carlina lanata, Scolymus hispanicus.

Schilf erst nach Alexander d. Gr. zu Papier verwendet habe. Dagegen sprechen unter andern Jesaias XIX. 7. und die in Theben und anderwärts gefundenen Papyrusrollen. (Die Araber nennen auch Waraka, d. i. ein Pflanzen-Blatt, „Papier"; kannten also wohl auch schon lange den Gebrauch der Hindus, auf Blättern zu schreiben. Leinen-Papier kam von China nach Samarkand A. D. 652 und wurde in Mecca zuerst 710 gemacht. Die Mauren brachten es nach Europa; die Escurial-Bibliothek enthält Papier von A. D. 1000 bis 1100. Gibbon IX. c. 51.)

*) a. a. O. S. 8.

Auf der andern Seite hat die ägyptische Flora auch viele Anklänge an die des benachbarten Florenreiches von Mauritanien. Viele Pflanzenarten Aegyptens dürften auch dort vorkommen. *) Dagegen fehlen in Aegypten viele der charakteristischen Arten der Barbarey, und jenes Land zählt unter seinen bezeichnenden Formen mehrere (wie, nach Delile Poa cynosuroides, Alhagi maurorum, Tamarix orientalis), welche in Mauritanien nicht erscheinen. Dieß gilt nicht bloß von den Gewächsen des fruchtbaren Niederlandes, sondern auch von denen der ägyptischen Wüste. Delile zählt als besonders charakteristisch für die letztere 26 Arten auf, **) von welchen nur die wenigsten (wie Fagonia arabica, Heliotropium crispum, Salsola muricata, Atriplex Halimus) auch der mauritanischen Flora angehören. Die Resultate solcher Vergleichungen scheinen darzuthun, daß die beyden Floren jedenfalls durch das numerische Verhältniß ihrer Pflanzenarten eben so gut als durch den physiognomischen Gesammtcharakter und die Verbreitungsbezirke ihrer Glieder verschieden seyen.

In Gemäßheit der Verschiedenheiten des Bodens und der ihm zusagenden Pflanzen ist auch die Landwirthschaft in der Barbarey und in Aegypten verschieden. Dort wird vorzugsweise das Triticum durum angebaut, dessen markiger Halm, größere, meist behaarte Spelzen und harte Körner dem Klima am besten entsprechen. In Aegypten werden vorzüglich Triticum amyleum und turgidum angebaut, und die Cultur des Reißes spielt eine große Rolle, besonders in dem feuchten Niederlande. Beyden Ländern ist übrigens die Cultur der Mohren-

*) Delile nennt als beyden Ländern gemeinsam: Cyperus mucronatus, Cyperus fuscus, Scirpus maritimus, Fimbristylis dichotoma, Panicum numidianum, Panicum repens, Rottböllia fasciculata, Eleusine aegyptia, Crypsis schoenoides und aculeata, Potamogeton marinus, Statice Limonium, Gentiana spicata, Juncus bufonius, Gnaphalium luteo-album, cauliflorum, Chara vulgaris, Ceratophyllum demersum. Es ist dabey zu bemerken, daß gerade diese Arten größtentheils Monocotyledonen sind, und daß viele von ihnen auch in Europa gefunden werden.

**) Delile a. a. O. S. 5.

Digitized by Google

hirse (Sorghum vulgare) eigen, wovon man in Aegypten zahlreiche Varietäten kennt. Ich verweise übrigens rücksichtlich der Cultur der Cerealien in Aegypten auf Delile in der Description de l'Egypte, l'Histoire naturelle Vol. II. p. 12 flg. und auf Wilkinsons Topography of Thebes p. 261 flg. Rücksichtlich der Dattelcultur finde ich noch zu bemerken, daß nach Lane *) von jedem Dattelbaum anderthalb ägyptische Piaster Steuer entrichtet werden muß. Da nun die Rente des Pascha von den Datteln auf jährlich 100,000 Pf. St. angegeben wird und ein ägyptischer Piaster = $\frac{1}{100}$ Pf. St., so wäre die Zahl der steuernden Palmen im Gebiete des Pascha auf mehr als 6,600,000 zu berechnen.

Rücksichtlich der Verschiedenheiten in der ägyptischen Flora dürfte es angemessen seyn, hier noch das Folgende, als weitere Ausführung der oben angedeuteten Unterschiede, beyzubringen. Der südliche Theil der ägyptischen Flora, namentlich von der Stadt Siût aus, zeigt eine Zunahme von Pflanzen aus den Familien der Leguminosen, der Synantheren, Apocyneen, Malvaceen, Urticeen. Als charakteristisches Wahrzeichen der Grenze eines südlicheren Gebietes erscheint hier dem stromaufwärts Reisenden zum Erstenmale die gabelig-verästelte Dum-Palme. Durch die eigenthümlichen Glieder in der oberägyptischen Pflanzenwelt wird der Uebergang eingeleitet zu der Flora des eigentlichen Nubiens, welche, wie erwähnt, nach Ehrenberg, durch Cappariden und durch das häufige Erscheinen von Cissus-Arten, sowie durch Rhamneen, eine Mehrzahl von Rubiaceen, Euphorbiaceen und Terebinthaceen charakterisirt ist. Viele Glieder dieser oberägyptischen und nubischen Flora streichen von hier aus westlich weit in die Sahara hinein. In Dongola hat Hr. Ehrenberg Stämme von Phoenix dactylifera beobachtet, welche, wahrscheinlich in Folge einer früheren Verletzung, fast in der Mitte des Stammes einen Nebentrieb gemacht hatten und dadurch mehrköpfig geworden waren.

Noch weiter im Süden beginnt (X.) die Flora Abyssiniens, eines ausgedehnten Hochlandes, das wir erst in neuester Zeit, namentlich durch Schimper, Kotschy und Russegger, genauer kennen lernen werden. Dieß ist eine tropische Pflanzenwelt ganz eigener Art. Ehrenberg bezeichnet sie als eine Flora mit vorherrschenden baumartigen Euphorbien. Es kommen hier (in den Gebirgen von Gamamyl, in dem Hochlande des Fazogle und dem östlich davon gelegenen Gebirgslande von Habesch) manche Formen vor, welche weiter nördlich ganz fehlen, wie z. B. Proteen, eigenthümliche Leguminosen, Acanthaceen, Gräser u. s. w. Palmen scheinen hier mit Ausnahme von Hyphaene (coriacea?) gänzlich zu fehlen, wenigstens ist mir keine zuverläßige Nachricht darüber bekannt geworden. Vielleicht wird dort die Palmenform durch die verwandten Gestalten der baumartigen Aloen (und Dracaenae?) repräsentirt.

Durch die Landenge von Suez verbreitet sich die Flora Aegyptens nach Osten und bedeckt Palästina, Syrien, und das steinige Arabien, welches vielmehr hieher, als zu den südlicher gelegenen Ländern der arabischen Halbinsel (dem eigenthümlichen Imperium Florae arabicae) zu rechnen seyn dürfte. Was Syrien betrifft, so kommt es in dem wesentlichen Charakter seiner Flora mit Unterägypten überein. Die Gränze gegen Norden dürfte ohngefähr in die Nähe des Aasi, des Orontes der Alten, fallen; denn nördlich von diesem Strome erhebt sich ein gebirgiges Land, welches in seinen niedrigen Gründen durch üppigen Graswuchs, auf seinen Höhen durch Wälder von Zapfen- und Kätzchenbäumen an die europäische Flora erinnert, und zum Eintritte in die phrygisch-caucasische Flora Kleinasiens vorbereitet. Auch die Zunahme von Pflanzen aus der Familie der Dipsaceen und Umbelliferen weist auf das Ende der halbtropischen Natur der syrischen Flora hin.

Kühle, ja kalte Winde herrschen einen großen Theil des Jahres in der Bai von Skanderun und gegen N. O. in den Thälern zwischen den nördlichsten Verzweigungen des Libanongebirges und den südlichen von Caramanien. Aleppo jenseits des Libanon (in 36° 11′) gelegen, gehört schon nicht mehr zu der syrischen Provinz des ägyptisch-arabischen Florenreiches, sondern zu dem phrygisch-caucasischen, das sich von den Hochebenen Kleinasiens

*) E. Will. Lane an Account of the Manners and Customs of the modern Egyptians, Lond. 1838. I. p. 155. II. 373.

in ost-süd-östlicher Richtung weit nach Iran hin erstreckt. Das steinige Arabien schließt sich durch den Charakter seiner Vegetation einerseits an Syrien und Aegypten, andererseits an den südlicheren Theil Arabiens an; doch ist es eher als eine Provinz des ägyptisch-syrischen Florenreiches zu betrachten. Ehrenberg macht die interessante Bemerkung, daß man auch hier drey Stufen unterscheiden könne, welche den Abstufungen der Vegetation in Aegypten entsprechen, also eine Region mit der Vegetation Unterägyptens, ein tropisches oder Capparidenland und ein Euphorbienland. Auf der östlichen Seite des rothen Meeres gehen die sich entsprechenden Regionen weiter gegen Norden, so daß diejenigen Pflanzen, welche man westlich vom rothen Meere erst im 20sten, 19ten, ja 17ten Breitegrad findet, in Arabien schon zwischen dem 28 — 27° angetroffen werden.

Auch die Euphorbiaceen- und Asclepiaden-Formen Abyssiniens erscheinen in Arabien unter nördlichern Breiten. (Ehrenberg im Bericht der Verhandlungen der Berliner Akademie 1837 S. 47.) — Dieses weitere Vorrücken äquatorialer Formen nach dem Norden in Arabien scheint anzudeuten, daß die Halbinsel, gleichsam ein selbstständiges Continent, darum mit einem heißern und gleichmäßigern Clima ausgestattet sey. Dem entsprechend findet sich auch die Dattelpalme, der Repräsentant eines heißen und regenlosen Klima, in Arabien noch viel häufiger als in Aegypten und wahrscheinlich nicht bloß in den heißen Küstenländern, sondern auch in den Oasen des Innern, welche bis jetzt von keinem Botaniker betreten worden sind.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Natur der Florenreiche, um die es sich hier handelt, kehre ich zu meinem Gegenstande zurück, und versuche die specielle Schilderung der Palmen in der syrischen und arabischen Region des Imperium Florae aegyptio-syriacae.

Die Zwergpalme, welche eine so bedeutende Rolle in den trockenen Küstenländern Mauritaniens spielt, befreundet sich dem feuchteren Alluvialboden von Unterägypten nicht, und ist kein Bürger dieses Gebietes. Die einzigen Palmen, welche hier vorkommen, sind also die Dattel- und die Dum-Palme. Von diesen gehört nur die erstere der syrischen Provinz an. Palästina, Phönizien und Cölesyrien werden von den griechischen und römischen Profan-Schriftstellern als dasjenige Land geschildert, in welchem die Dattelpalme vorzugsweise und gleichsam wie einheimisch gedeiht. Darum bemüht sich auch Celsius in seinem Hierobotanicon, Palästina als das ursprüngliche Vaterland des Dattelbaumes darzustellen. Die wesentlichsten Stellen sind folgende: Theophr. Hist. II. 6, 2. Diod. sic. II. 53. Xenoph. Cyrop. VI. 2, 8. edit. Ernesti I. p. 368. Athen. XIV. 66. edit. Schweigh. V. p. 371. Plut. Sympos. VIII. Quaest. 4. edit. Wyttenb. III. p. 677. Strabo XVII. edit. Casaub. p. 800. 818. Galen. de alim. facult. II. Joseph. Bell. jud. IV. 8, 2. edit. Haverk. II. p. 298. (die Palmen am Jordan). Varro II. 1. edit. Bipont. p. 164 (non scitis palmulas caryotas Syria parere in Judaea, in Italia non posse?) Horat. Epist. II. 2. 184. Plin. Hist. XIII. 4. (Judaea inclyta palmis). Tacit. Hist. V. 6. (Exuberant fruges nostrum in morem, praeterquam eas Balsamum et Palmae. Palmetis proceritas et decor.) Virgil. Georg. III. 12. Silius ital. III. 597. VII. 457. Lucan. Phars. III. 216. (Arbusto palmarum dives Idumae). Mart. X. Epigr. 50. Solin. 37. (Idumaea inde incipit palmis opima). Curt. X. 1. Auch die heiligen Schriften sprechen häufig von der Palme. Rücksichtlich der metaphorischen Stellen, welche sich auf sie beziehen, verweise ich auf Celsius Hierobotanicon, auf Hiller Hierophyticon, auf das Tentamen Phoenicologiae sacrae s. diss. emblematico-theol. auct. Geo. Cast. Bloch, Hafn. 1767. 8. und auf Rosenmüllers biblische Alterthumskunde IV. p. 297 und flg.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, rc.

(Fortsetzung.)

Das Vorkommen der Dattelpalme (hebr. Tamar, Tomer, Timorah) betreffend, so wird namentlich Jericho als reich an Palmen geschildert. Es heißt deßhalb die Palmenstadt (II. Paral. 28, 15. Judic. I. 16. III. 13. V. Mos. 34, 3.). Auch die Profanschriftsteller rühmen die Palmengärten Jericho's, welche Antonius der Kleopatra geschenkt hat. Vergl. Plin. Hist. V. 14. (Palmetis consita Hiericus.) XIII. 4. Strabo XVI. edit. Casaub. p. 739. 763. 779. Joseph. Antiq. jud. XIV. 4, 1. edit. Haverk. I. p. 688. Bell. jud. I. 6, 6. ibid. II. p. 36. 3. Deßgleichen ist Engadi (Engaddum, Chatzatzon-Thamar Genes. 14. 7. II. Paral. 20. 2.) und seine Umgebung, so weit sie von Bächen bewässert ist, reich an Palmen. Vergl. Diod. II. 53. III. 42. Joseph. Antiq. jud. IX. 1. edit. Haverk. I. p. 472. 66. Justin. Plin. V. 17.: Ab occidente litora (lacus asphaltitis) Esseni fugiunt, usque qua nocent, gens sola . . ., sine ulla femina, omni Venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. Solin. 38. Auch andere Orte in Palästina und Syrien hatten von ihren Palmen den Namen: so Baal-Thamar (Judic. 20, 33.), Thadamora, Thadmor oder Palmirene (I. Reg. 9, 18. vergl. Hilleri Hierophyt. p. 140.) Dieses Reichthums an Palmen wegen kommt auch eine Dattelpalme als Symbol oder Wappen von Judäa auf Münzen vor; z. B. eine von Vespasian mit der Umschrift: Judaea capta, eine andere von Nerva mit: Fisci Judaici calumnia sublata. Auch ältere, von den hasmonäischen Fürsten herrührende Münzen tragen eben so oft das Bild eines Palmbaumes, als das einer Weintraube oder einer Weizengarbe. *)

Das einstens so palmenreiche Land ist aber gegenwärtig dieses Schmuckes fast ganz beraubt. Ganz Syrien weist zur Zeit keinen einzigen Palmenwald und nur einige wenige Palmengärten auf. Die meisten Palmen sieht man dort einzeln, viele auch in einem verkrüppelten Zustand. An der Küste von Palästina bey Gaza hat ein Reisender in neuester Zeit, Hr. v. Tschicatscheff, nur einige wenige Palmbäume gesehen. Mehrere trifft man in Joppe, welches sonst beträchtlichen Dattelhandel soll gehabt haben. Einzelne Bäume stehen bey den Ruinen des alten Tyrus und Sidon. In größerer Anzahl finden sie sich, nach den Missionary Notices vom Decemb. 1824. S. 369, wie nach den mündlichen Nachrichten der Herren v. Schubert und von Tschicatscheff, bey S. Jean d'Acre, dem alten Ptolemais. Bey Bairut (ehemals Berytus), wo die Vegetation üppiger ist als an den meisten Puncten der syrischen

*) Vergl. Bloch Phoenicologia S. 27. Rosenmüller bibl. Alterth. IV. S. 303. Daß man durch das Verantragen von Palmenzweigen Ehrfurcht und Freude andeutete, bezeugen Matth. 21, 8. Mark. 9, 8. Joh. 12, 13. Auch den Juden war die Palme Emblem des Sieges (Levit. 23, 40). Dem entsprechend brachten auch sonst die Pilgrime aus dem gelobten Lande Palmblätter mit. Sie hießen davon im Englischen Palmers.

Digitized by Google

Küste, erscheint die Palme öfter. Man sieht sie auch landeinwärts bis zum Fuße des Libanon in einzelnen Stämmen oder ganzen Gruppen. Aber auf die Höhen des Gebirges steigt sie nirgends hinan; und schwerlich erreicht sie in diesen Breiten einen Punct, dessen Erhebung über dem Meere beträchtlich mehr als 2200 Fuß betragen möchte. Zwischen dem Libanus und dem Antilibanus, in dem großen Coelesyrien der Alten, ist sie gegenwärtig überall nur spärlich vorhanden. In den Gärten um Damascus, welches nach den barometrischen Messungen des Herrn v. Schubert und seiner Begleiter 2186 F. über dem Meere liegt, finden sich, den Berichten genannter Reisenden gemäß, nur sehr wenige Palmen. In größerer Zahl hat sie Hr. v. Schubert einige Stunden westlich von jener Stadt, im Thale des Chrysorrhoas und in Coelesyrien am Leontes bemerkt. Balbek liegt so hoch (nach v. Schubert 3571 Fuß), daß schon aus diesem Grunde der Mangel der Palme erklärlich wird. Einige verkrüppelte Stämme hat Hr. Prof. Fallmerayer in der Umgegend von Balbek gesehen. Aber selbst in dem südlicher, jedoch 2400 Fuß über dem Meere, gelegenen Jerusalem finden sich nur einige wenige und keineswegs üppige Exemplare. Die Gegend Syriens, wo gegenwärtig noch die meisten Dattelpalmen stehen, ist vielleicht das Thal des Jordans, welches sowohl vermöge seiner Exposition gegen Süden, als vermöge einer geringeren Erhebung über dem Meere dem Fortkommen des Baumes besonders günstig ist. So viele aber als ehemals im Jordanthale und in der Nähe des todten Meeres gestanden haben müssen, sind jetzt nirgends mehr in Syrien anzutreffen. In gleicher Weise sollen sie auch zwischen den Ruinen von Palmyra, welcher Stadt sie einst den Namen gegeben hatten, gegenwärtig nur in geringer Zahl vorhanden seyen. Dort haben, möchte man sagen, die Werke des Menschen, Säulen und Architraven, den Zerstörungen der Zeit noch länger getrotzt, als der säulenartige Baum, einstens die Zierde der Gegend und die wesentlichste Nahrungsquelle für mächtige Völker, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Die Verwüstungen der Kriege, die Abspülung des fruchtbaren Landes durch die Regen, der zunehmende Mangel größerer Waldbestände: alle diese schädlichen Einwirkungen, in deren Folge die Verödung so vieler Gegenden des Orients und die Armuth ihrer Vegetation fortwährend zunimmt, haben auch die Verbreitung der Dattelpalme immer mehr beschränkt, und drohen endlich den nützlichen Baum in diesen Landen ganz zu vertilgen. Zu diesem schnellen Vergehen mag auch der Umstand beytragen, daß die Bäume zweyerley ganz getrennten Geschlechtes sind, so daß feindliche Heere schon dadurch dem Lande eine empfindliche Wunde beybringen konnten, wenn sie auch nur die, stets in geringerer Anzahl vorhandenen, männlichen Palmen vertilgten.

Ich rechne das peträische Arabien zu dem großen ägyptisch-syrischen Florenreiche, muß also hier auch das Nöthige über das Vorkommen der Dattelpalme in diesem Landstriche anfügen. Wenn man von Cairo durch die Landenge nach dem Sinai reiset, begegnet man hie und da einzelnen Palmen, und in den Thälern des Gebirges steht sie freudig und fruchtbar. Sie soll hier, wie in Aegypten, schon im vierten oder fünften Jahre Früchte ausreifen. Die Höhe, bis zu welcher sie hier gut fortkommt, wird von Hrn. v. Schubert zu 1500 Fuß geschätzt. Weiter aufwärts verkümmert sie. In dem Hofe des St. Katharinenklosters auf dem Sinai, welches, nach der Messung des genannten Gelehrten, 4558 Fuß über der Meeresfläche liegt, sah er nur einige kleine Strünke derselben. Bey den sieben Brunnen des Moses und bey Marah, zwey Orten, welche von Moses bey seinem Auszuge aus Aegypten berührt wurden, stehen auch jetzt noch verwilderte Palmengebüsche, und im Garendel, dem Elim der heiligen Schrift, finden sich zahlreiche, hochstämmige Bäume dieser Art. Tritt man aus den Engpässen des Gebirges nach dem rothen Meere hinaus, z. B. bey dem Thal von Sera, so erblickt man freundliche Palmenwälder, dergleichen sich auch bey Acaba, im Thale Hebron und im Thale Musa, so wie in der Gebirgslandschaft Araba und dessen nördlichem Theile, dem Ghor, zeigen. Das Terrain, worin sich die Palme hier zeigt, hat sehr verschiedene Erhöhung über das Meer von 700 bis 1500 Fuß. An den Küsten des rothen Meeres, wie bey Tor und am ailanitischen Meerbusen (wo auch Dumpalmen erscheinen), kommt die Dattelpalme

Digitized by Google

sehr üppig, *) und nicht selten in großer Zahl vor. Schon Forskal hat sie hier, so wie später Bové und von Schubert angegeben.

XI. Das große Florenreich der arabischen Halbinsel, Imperium Florae arabicae, begreift nicht bloß das glückliche und das wüste Arabien, sondern auch die Küsten weiter östlich davon, ringsum den persischen Meerbusen und das alte Babylonien (die Delta-Länder des Euphrat und Tigris), sowie Kerman nnd Mekran. In diesem ausgedehnten, aber noch sehr wenig bekannten Gebiete scheint die Dattelpalme sehr weit verbreitet. Ob sie überall vorhanden, läßt sich bey der Mangelhaftigkeit der bisherigen Nachrichten noch nicht bestimmen. So weit man Arabien bis jetzt bereist hat, ist die Dattelpalme und zugleich mit ihr bisweilen die Dumpalme, fast überall gefunden worden. Mit Zuversicht kann man aber annehmen, daß sie Eigenthum aller jener Gegenden sey, welche vermöge des trocknen, dürren Bodens und des regenarmen Klima mit Aegypten übereinkommen. Dieß ist namentlich das niedrige Küstenland, welches die zum Theil hohen Plateaus des arabischen Continents umgürtet. Im Hedjas wird dieser Strich Tehama genannt. Das bis jetzt noch sehr wenig bekannte Innere Arabiens erhebt sich vielleicht oft zu Höhen, wo die Palme nicht mehr gedeiht. (Auf den hohen Kalk?-Gebirgen des Südrandes unter 14° nördl. Br. sehen die Vorübersegelnden oft Schnee liegen.) Es sind also wohl größtentheils nur die Niederungen, deren Rinnsale durch die Regen mit Gießbächen ausgefüllt werden, außerdem aber trocken liegen, die sogenannten Uade. Dem Araber liegt die Cultur der Dattelpalme vorzüglich am Herzen. Pflanzung und Bewässerung geschieht hier, eben so wie in Aegypten und in der Barbarey, mit großer Sorgfalt. Durch die Vertheilung des Wassers mittelst seichter Gräben erhält man überaus fruchtbare Quartiere, auf welchen auch die übrigen Gartenpflanzen, namentlich Wasser-Melonen (arab. Batikh, Cucurbita Citrullus) und Gurken (Khiar, Cucumis sativus), gewürzhafte Doldengewächse, wie Coriandrum sativum und Cuminum Cyminum, Bohnenarten, als Erbsen (Bisilleh, Pisum sativum), Linsen (Ads, Ervum Lens), Lupinen (Lupinus Termis), Kichern (Hommos, Cicer arietinum), Lathyrus sativus, Gilban (Plin. XVIII. 12.), ferner die Bamia oder Wayka (Hibiscus esculentus und praecox), die Erdmandel (Cyperus esculentus), der Rettig (Figl, Raphanus sativus), Lauch und Zwiebeln, Mohn, Colocasia Antiquorum (Plin. XXI. 15.) und allerley Blumenwerk angebaut werden. *) Auf solchen feuchten, fruchtbaren Gründen siedeln sich auch viele Pflanzen der Wüste an, deren Samen vom Winde hereingeführt wird. So sind denn die Palmengärten Arabiens zu gleicher Zeit wahre botanische Gärten. Nirgends findet der Reisende die, verhältnißmäßig an Arten arme, Flora jenes Landes reichlicher vereinigt. Im Hedjas wird Phoenix dactylifera, nach Forskal, überall bemerkt. Das Thal Uade Fatme nächst Mecca wurde mir von Dr. Fischer, welcher dort längere Zeit herborisirt hat, als ein wahrhaft paradiesischer Palmengarten geschildert.

Auf der Insel Socotora wächst die Dattelpalme nach Wellsted **) häufig; jedoch decken die Früchte den Bedarf nicht, und müssen daher aus Arabien eingeführt werden. Gleiches scheint auch an den Küsten von Hadramaut, am Südrand der Halbinsel, der Fall zu seyn. Der neueste Geograph jener Küsten, Capitan Haines ***) bemerkt ausdrücklich, daß Datteln aus Maskate nach Aden (12° 46′ 15″ nördl. Br.), und nach Makallah (14° 29′ 40″ n. Br.) eingeführt werden. Uebrigens erblicken die Seefahrer an mehreren Punkten der Küste Dattelhaine in der Nähe von Ortschaf-

*) Schon Strabo XVI. edit. Casaub. p. 776. rühmt die εὐκαρπία der Palme in dieser Gegend.

*) Vergl. Wilkinson Topography of Thebes p. 211 flg. Derselbe giebt p. 221 als Pflanzen, welche sich aus der Wüste den Grenzen der cultivirten Ländereyen vorzugsweise nähern, folgende an: Reseda odorata, Inula crispa, Capparis aegyptiaca, Heliotropium inebrians, Cynanchum pyrotechnicum (selten), Sodada decidua, Ochradenus baccatus, Arten von Zygophyllum und Fagonia.

**) In den Berichten von der k. geographischen Societät zu London, i. J. 1835.

***) Journal of the r. geographical Society of London, 1839. p. 136 ffl.

Digitized by Google

ten, wie z. B. nächst der Stadt Sher, dem Dorfe Hami u. s. w. Das Land sey reich an Baumwolle, Senna und Gummi-Bäumen (Acacia) und wahrscheinlich ist es der Dattelcultur nur insoferne ungünstig, als es von kühlen und feuchten Seewinden bestrichen wird. Dagegen scheinen die Ostküsten von Arabien, wie namentlich Oman, das Land des Iman von Maskate, dem Dattelbaume in hohem Grade günstig. Schon Kämpfer (Amoenitates exoticae p. 669.) bemerkt, was Haines bestätigt, daß Datteln von hier auch nach Indien ausgeführt werden. Man brennt in Ostindien auf Rechnung der Regierung einen Arak aus den von Oman eingeführten Datteln, welche, nach Wellsted, an Güte nur von denen von Basra und Bahrein übertroffen werden sollen. Oman scheint, den Berichten des angeführten Reisenden zufolge, in Klima, wie in Vegetation mit dem Hedjas überein zu kommen. Auch hier dehnt sich von der Küste ein ebener oder nur wenig ansteigender Landstrich, die Batna, so wie dort die Tehama, auf fünf bis zehn Meilen landeinwärts. Er wird von einem mit dem Meere fast parallellaufenden Gebirge begrenzt, welches größtentheils aus Glimmerschiefer und Urkalk besteht, und in seiner höhern Region zwar unbewaldet und im Allgemeinen kahl und trocken, doch in den Thälern mit schönem Grün bekleidet ist (darum Djebel Akhdar, das grüne Gebirge). Dieser Bergzug erhebt sich oft zu 3000 bis 3500 Fuß, ja in den höchsten Gipfeln bis zu 6000 Fuß über die Meeresfläche. Hinter ihm beginnt die große central-arabische Hochwüste, mehr oder weniger von Oasen unterbrochen. Die Vegetation kommt wohl viel mit der von Nubien und von Hedjas überein. Auch hier häufige Gummibäume (Sumr, Acacia vera u. a.) der Arakbaum (Salvadora persica), Zizyphus Spina Christi, die Balsambäume und strauchartigen Asclepiadeen u. s. w. Inzwischen scheinen, besonders in den südlicheren Gegenden, Pandanusgewächse, Sterculien, verschiedene Feigenbäume, Grewien u. s. w. eine größere Annäherung an die ostindische Flora vorzubereiten, sowie andererseits auch Anklänge an die Pflanzenwelt des mittleren und südlichen Afrika's vorkommen. An den Küsten von Oman, findet sich die kosmopolitische Avicennia nitida, welche bekanntlich ein Glied der merkwürdigen, durch alle Tropen verbreiteten Strandvegetation, der Mangrove-Waldung, ist.

Der niedrige Strich rings um den persischen Golf, also das Hadschar auf der Westseite, das Delta des Euphrat und Tigris im Norden, die östliche Küste des Meerbusens und von da nach Osten, bis zu den Landschaften Mekran und Lüs scheint nach den, freylich zur Zeit noch unvollständigen, Berichten der Reisenden in Vegetation und Klima mit der arabischen Halbinsel übereinzukommen. Ich habe daher diesen Landstrich auf den geographischen Tafeln in meiner Historia Palmarum als Theil des Imperium Florae arabicae angegeben. Als Grenze gegen Ost für das ausgedehnte, dennoch aber an Pflanzenarten arme Florengebiet möchte ich das Cap Moravi oder Monze, die sogenannten Fines Gedrosiae (24° 52′ lat. bor., 64° 10′ östl. L. v. Paris) und die westlichen Wasserscheiden des langen Gebirges annehmen, das unter dem Namen des Brahu von N. nach S. gegen das indische Meer ausläuft. Hierher fällt auch die südöstliche Grenze der Dattelpalme, denn weiter gegen Osten kommt sie, in dem unteren, niedrigen Gebiete des Indus „ultra Indi fluvii alluvionem" wie schon Garcia ab Horto und nach diesem Kämpfer bemerkt haben, gar nicht mehr, oder doch wenigstens in keinem gedeihlichen Zustande vor. Es ist also vorzugsweise jener ziemlich schmale Gürtel an der Küste von Chusistan, Laristan (der alten Persis oder Paralia), von Kerman (Caramania) und Mekran (Gedrosia) bis zu den alten Grenzen dieser Landschaft gen Osten, ein Land, welches die Hochterrasse von Persien und das Gebirgsland von Kelat umgiebt, wo man den Segen der Dattelpalme noch antrifft.

Der Baum wächst hier unter ähnlichen Verhältnissen, wie in der Ebene Tehama in Arabien, in einem sandigen, hie und da felsigen oder mergeligen Boden, der oft Seesalz auswittert, und von den Winden nicht selten in Dünen aufgehäuft wird.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Land ist größtentheils von Baumvegetation entblößt, und die Pflanzungen des beliebten Serisk (Melia Azedarach) sind eine von den Einwohnern gefeyerte Wohlthat. Das nur selten vom Regen erquickte, ungesunde Land nährt eine kümmerliche Bevölkerung, welche sich vorzugsweise auf Datteln und getrocknete oder gesalzene Fische angewiesen sieht. Die Perser nennen diesen Landstrich Moghistan oder Germâsir, d. i. heißes Land, also vorzugsweise ein Land, worin die Dattel reifen kann. Sie setzen es somit dem kalten Klima (Serd) entgegen, welches das zu Terrassen oder Gebirgen sich erhebende Dhâgestân (Gebirgsland) beherrscht. Es soll übrigens selbst in diesen heißen Gegenden die Dattel bey weitem minder gut gedeihen, als in dem Innern eines Continentes von gleicher Temperatur, was den Seewinden zuzuschreiben seyn möchte.

Ehe ich nun längs diesen Küsten nach Ost bis zu den äußersten Verbreitungsgränzen des Dattelbaumes fortgehe, dürfte es geeignet seyn, noch einen Blick auf die niedrigen und heißen Gegenden Babyloniens, am untern Phrat und Tigris zu werfen, ein Land, welches schon im Alterthume wegen seines Reichthums an edlen Datteln berühmt war, und wenn irgend ein anderes, als das ursprüngliche Vaterland des Dattelbaumes angesehen werden könnte. *) Bey dem lebhaften Verkehre,

*) Herodot (II. 78. edit. Wessel. p. 92.) erwähnt der Dattelgärten in Babylon, und daß man Brod, Wein und Honig aus den Datteln bereite. Er fügt hinzu, daß man sie wie die Feigen pflege, indem man diejenigen Palmen, welche die Griechen „männliche“ nennen, um die weiblichen herumbände, damit die Gallwespen (ψῆνες) in die Frucht eindringen und veranlassen, daß sie nicht abfalle, sondern ausreife. Theophrast Hist. II. 8, 4. hat eine richtigere Vorstellung von der Befruchtung der Palme. Er vergleicht allerdings den Befruchtungsproceß (ὀλυνθάζειν) mit der eigentlichen Caprification der Feigen (ἐρινάζειν), glaubt jedoch nicht, daß hierbey Gallwespen wirksam wären. Vergl. J. Bauhin Hist. plant. I. 362. — Xenophon erwähnt (Cyropäd. II. 8.), daß die Thürme, womit Cyrus Babylon berannte, auch mit Palmenholz gezimmert gewesen seyen. Es mag hier auch der im Alterthum irrthümlich angenommenen Eigenschaft des Palmenholzes Erwähnung geschehen, daß es sich, wenn belastet, gegen die Last hinkrümme. Man hat diese Eigenschaft oft als Emblem der Charakterstärke benützt, wie denn fast jedes Merkmal der Palme in Beziehung zum geistigen Leben des Menschen ist gesetzt worden. Aristot. mirab. 145. Plut. Sympos. VIII. 5. Strabo XV. edit. Casaub. p. 731. Cyropäd. VII. 5, 6. Aul. Gell. III. 5. Plin. Hist. XVI. 42.: Et palmae arbor valida, in diversum enim curvatur.) — Diodorus siculus II. 53. meldet von mancherley Verschiedenheiten der babylonischen Datteln, wovon gewisse Sorten sechs fingerbreit lang seyen; der Farbe nach seyen sie honiggelb, hell- oder dunkelroth; die Bäume selbst seyen äußerst hoch und stattlich. — Strabo XVI. edit. Casaub. p. 742. führt ebenfalls den Nutzen der babylonischen Palmen (auch zu Weinessig) an, und bemerkt, daß persische Gedichte 360 nützliche Eigenschaften des Baumes anrühmten, was auch

Digitized by Google

welcher schon im frühesten Alterthume von Babylonien aus, durch die wasserarmen, oft von heftigen Orcanen heimgesuchten Wüsten, zwischen dem Euphrat und Syrien, Statt hatte, ist wohl ohne Zweifel der Gebrauch getrockneter Datteln, des Dattelmehles und Dattelbrodes bey den Reisenden sehr alt. Die Karavanen, welche ehemals von Babylon und Vologesocerta nach Palmyra zogen, waren sicherlich eben so auf jenes, aus zusammengestossenen Datteln bereitete Mehl oder Brod angewiesen, wie die gegenwärtigen Handelszüge durch die Wüsten des Orients. Man pflegt diese Nahrung mit Wasser aufquellen zu lassen, oder bereitet ein Getränke daraus. *) Syrup aus wohlausgereiften, zuckerreichen Datteln zu pressen, ist in diesen Gegenden, eben so wie ehemals, noch heut zu Tage der Gebrauch. Dagegen wird der Blüthenkolben der Dattelpalme nicht abgeschnitten, um aus ihm einen Zuckersaft zu gewinnen, eine Operation, welche in dem benachbarten Indien vorzüglich mit Borassus flabelliformis vorgenommen wird. Die Umgegend von Bassora (30° 30′ nördl. B.) und das ganze Delta des Euphrat und Tigris besitzen auch gegenwärtig herrliche Dattelwälder, und der Reichthum der Einwohner wird nach den Palmen bemessen. **) Es giebt Leute, die deren zwey- bis

Plutarch Sympos. VIII. 5. hat. Vergl. ferner Dionys. Alex. Perieget. vers. 1010. edit. Bernhardi adnot. I. p. 798. — „Meine Kost ist Gemüse, das Mark (Encephalon, d. i. Palmkohl) und die Frucht der Palmen, und was mir der Fluß in meinem Garten wachsen läßt" sagt Bardanes, König von Babylonien, bey Philostratus Vita Apoll. Tyan. II. 26. — Proxima Tigri regio Parapotamia; .... jungitur Chalonites cum Ctesiphonte, non palmetis modo verum et olea aliisque arbustis nobilis: Plin. Hist. VI. c. 27. — In his regionibus agri sunt plures consiti vineis, varioque pomorum genere: ubi oriri arbores assuetae palmarum, per spatia ampla ad usque Mesenem et mare pertinent magnum, instar ingentium nemorum: Ammian. Marc. XXIV. 3.

*) Vergl. Sonnini Reisen II. S. 26. Burkhard Travels in Arabia p. 30.

**) Michaux im Journal de Physique Vol. 52. p. 330 flg.

dreytausend besitzen. Die Dattel von Bassora wird wegen ihrer Größe und ihres Wohlgeschmacks nicht bloß durch Karavanen nach Aleppo, sondern auch zur See nach Malabar und nach Arabien, bis Mocca und Jedda, ausgeführt. Der Baum erscheint hier so vollkommen, daß Michaux ihn hier, wie zwischen Maskate und Bassora als ursprünglich einheimisch betrachtet. Sich selbst überlassen, — also in einem Zustande, da es schwer seyn würde, zu sagen, ob verwildert oder wild — hat ihn dieser Reisende stets nur an sumpfigen, mit Binsen bedeckten Orten gesehen. Er erhebt sich dann zu keiner beträchtlichen Höhe und bildet vielmehr, vermöge häufiger Wurzeltriebe, ein dichtes Gebüsche. Die Früchte dieses wilden Baumes sind herbe und abortiren oft. Nach Michaux cultivirt man in der Umgegend von Bassora vorzüglich drey Sorten: die erste ist die häufigste, sie ist sehr gesund, wird meistens getrocknet und vertritt die Stelle des Brodes; die zweyte dient nur, um Branntwein daraus zu brennen; sie bringt roh genoßen tödtliche Indigestionen hervor. Diese Nachricht stimmt mit einer Stelle in der Cyropädie (II. c. 3. §. 14.) überein, wo erzählt wird, daß die Früchte und der Palmkohl der Phönix Kopfweh verursuchten. Die dritte Sorte muß frisch, sogleich nach der Zeitigung gegessen werden; sie läßt sich nicht aufbewahren.

Es ist unter den Verhältnissen der dortigen Landwirthschaft sehr natürlich, daß der Dattelbaum, dessen Ertrag so reichlich und im Ganzen so sicher ist, mit Vorliebe cultivirt wird. Man pflanzt die Bäume in regelmäßige Reihen, und zwar so viele weibliche, daß nur etwa fünf bis sechs männliche auf hundert weibliche kommen. Auch hier zu Lande, wie in Aegypten, Syrien und Arabien, macht die künstliche Befruchtung der weiblichen Bäume eine der wesentlichsten landwirthschaftlichen Verrichtungen aus. Die Befruchtung geschieht nach dem Berichte des englischen Capitän Benjamin Blake (bey Roxburg *), welcher die Operation in den Palmengärten von Bassora selbst angesehen hat, ganz einfach in der Art, daß ein Schlitz in die Scheide des

*) Flora indica III. p. 786. Nr. 3.

Digitized by Google

weiblichen Kolbens gemacht und in diesem ein Zweig des männlichen Kolbens eingeklemmt wird. Die männlichen Blüthen müssen aber, nach den schon von Kämpfer gemachten Bemerkungen, um zu dem Befruchtungsgeschäfte vorzüglich geeignet zu seyn, in der Art benützt werden, wenn sie innerhalb der Scheide noch dicht zusammengeballt, d. h. wenn die Zweige des Kolbens noch nicht ausgebreitet, die Kronblätter der Blume noch geschlossen sind. Die Eröffnung der Blüthen darf also erst dann stattfinden, wenn dieselben schon über die weiblichen gebracht sind. Wahrscheinlich ist dieß deßhalb nöthig, weil außerdem eine große Menge der Pollenkügelchen verloren gienge. Kämpfer fügt *) hinzu, daß man die noch in ihrer Scheide eingeschlossenen Kolben durch Druck prüfe, ob sie sich für die Befruchtung im besten Zustande befänden, oder nicht. In dem ersteren Falle nämlich müssen sie beym Druck ein leichtes knisterndes Geräusch hören lassen, dasselbe verliert sich und wird ein Schwappeln, wenn die Blüthen bereits aufgeblüht sind, bevor die Scheide geöffnet worden ist.

In dieser ersten Periode findet man bey künstlicher Eröffnung der Scheide eine klare wässerige Flüssigkeit, dem feinsten Thaue ähnlich, an den Wänden der Scheide niedergeschlagen. Dieß Wasser ist von einem angenehmen, aromatischen Dattelgeschmack. Es soll als Aphrodisiacum wirken, was die Orientalen auch von dem Blüthenstaube rühmen, welcher deßhalb mit Zucker eingemacht in den Harems gefunden wird. Ich zweifle kaum, daß der Kolben der männlichen Dattelblüthe dieselbe Erscheinung darbietet, welche ich an mehreren männlichen Kolben (z. B. der Maximiliana regia, der Bactris setosa und der Acrocomia sclerocarpa) in Brasilien beobachtet habe, daß nämlich die Temperatur des ganzen Blüthenkolbens innerhalb seiner Scheide beträchtlich höher ist, als die der äußern Luft. Es ist dieß eine Erscheinung, welche schon in dem Entstehen so zahlreicher Pollenkügelchen innerhalb der Mutterzellen, also in der organischen Coagulation von festen Kügelchen aus einer amorphen Flüssigkeit, aus lediglich physikalischen Gründen erklärt werden kann. Auch hier findet sich der Gebrauch, daß die Einwohner, welche, wie alle Orientalen von der Nothwendigkeit der Befruchtung der weiblichen Bäume durch die männlichen überzeugt sind, diese letztern unter gewissen kriegerischen Conjuncturen zu vertilgen pflegen. Das Volk hält also den weiblichen Baum für den wichtigeren, der stets zu schonen sey, während unter gewissen vorübergehenden Verhältnissen der männliche, und mit ihm die Bedingung mometanen Ernteglücks, geopfert werden könne. Kämpfer erzählt *), daß zu seiner Zeit, als man in Bassora einen feindlichen Einfall und eine Occupation der Türken fürchtete, der Befehl gegeben worden sey, die männlichen Palmen in der Umgebung der Stadt umzuhauen, und dadurch dem Feinde ein Subsistenzmittel zu nehmen. Michaux berichtet **) eine ähnliche Thatsache, die überdieß von physiologischem Interesse ist. Als im Jahre 1779 und 1780 die Perser unter Kerim-Khan Bassora belagerten und die umgebende Landschaft verwüsteten, hieben sie die männlichen Bäume nieder, um dem Feinde damit Nachtheil beyzubringen. Auch schlug dem gemäß im folgenden Jahre die Dattelernte fehl. Einzelne Einwohner ließen die männlichen Kolben in weiter Entfernung und zu großen Kosten aufkaufen, und befruchteten damit die weiblichen Bäume. Andere hatten die Vorsicht gebraucht, männliche Blüthen des vorigen Jahres in gläsernen Flaschen aufzuheben. Sie machten davon Gebrauch, als die weiblichen Blüthen sich entwickelten, und hatten ein gleich günstiges Resultat, als wenn sie dieselben mit frischem Blüthenstaube befruchtet hätten. Es scheint sich hieraus zu ergeben, daß der Blüthenstaub auch nach Jahr und Tag noch volle Wirkung zu thun vermöge, während er zu lange Zeit in der Spatha eingeschlossen, selbst in den ersten Wochen seine Befruchtungs-Fähigkeit verliert.

In der Nähe von Bassora und in dem ganzen Delta des Euphrat und Tigris kommt dem Dattelbaume nicht bloß das heiße Klima, sondern auch der Alluvialboden sehr zu statten. Es ist ein grauer oder weißlicher, häufig mit Gyps und Seesalz angeschwängerter, bisweilen auch Quellen von Bitumen enthaltender Lehmboden, welcher fast ausschließlich nur in der Nähe der Ströme und Canäle culturfähig ist. Man kann diesen Landstrich mit der Steppe des Nildelta's vergleichen; doch treten

*) a. a. O. S. 707. Ich habe dieser Manipulation, als in Aegypten bekannt, schon oben, nach Delile Erwähnung gethan.

*) a. a. O. S. 706.

**) Journ. de Physique Vol. 52. S. 351.

Digitized by Google

hier die Ueberfluthungen nicht mit gleicher Regelmäßigkeit ein. Chenopodium-, Salsola- und Tamarisken-Pflanzen, welche auch während der heißesten Monate ihre saftigen Blätter frisch erhalten und dem Auge ein einförmiges Grün darbieten, sind herrschende Formen, da wo die Cultur fehlt. Die angebauten Striche haben nicht bloß Weizen, türkisch Korn, europäische Gemüsearten und mancherley Cucurbitaceen, sondern auch Reis.

Weiter gegen Norden verändert sich nach und nach der Boden, wie das Klima, und die Palme wird etwas seltener. Ihre Verbreitung reicht am Tigris bis Bagdad (in 33° 19′ nördl. Br.) und von da bis Tor und Tekrid (in 34° 40′ nördl. Br.). An dem kleinen Zab, der bey Senn in den Tigris fällt, geht sie noch weiter gegen Norden bis Altun Cupri, etwa 400 Fuß über dem Meere gelegen. Hier begrüßt der Reisende, welcher aus Kurdistan in die Fläche Mesopotamiens herabsteigt, die erste Dattelpalme.*) In Bagdad reift sie noch wohlschmeckende Früchte aus, welche durch die Karavanen sowohl nach Persien, als nach Aleppo ausgeführt werden. Es ist dieß insbesondere deßhalb bemerkenswerth, weil es in Bagdad nicht selten gefriert. Olivier und Michaux haben daselbst das Thermometer zweymal zu — ° R. herabfallen sehen, während sie in Bassora eine Sommerhitze von + 36° R. beobachteten. Wenn also die Winterkälte nicht zu oft und zu mächtig auf den Baum wirkt, so vermag er ihr nicht bloß zu widerstehen, sondern sogar im Sommer gute Früchte auszureifen. Die Vegetation von Bagdad wird von Mirbel **) jener an der nördlichen Gränze der von ihm sogenannten Uebergangszone zugezählt, weil, ungeachtet des heißen Sommers, doch eine mittlere Wintertemeratur von — 2′ 5° herrsche, welche einer subtropischen Pflanzenwelt verderblich seyn müßte.

Ueber die genannten Orte erstreckt sich die Palmen-Vegetation in Mesopotamien nicht nach Norden, eine Erscheinung, die aus den vereinten Einflüssen des Klima und Bodens abgeleitet werden dürfte. Zur genaueren Einsicht in dieß Verhältniß möchte es nicht ungeeignet seyn, an der Hand Oliviers die einzelnen Regionen Mesopotamiens zu durchwandern. Dieser ausgezeichnete Reisende hat versucht *), in dem Gesammtgebiete zwischen dem Euphrat und Tigris vier Zonen zu charakterisiren. Davon scheinen mir die drey nördlichen zu dem Florenreiche, welches ich das phrygio-caucasicum nenne, zu gehören, die vierte dagegen zu dem arabischen.

*) Ritter Erdkunde von Asien. VI. S. 17.

**) Memoir. du Mus. d'Hist. nat. XIV. (1827) S. 350 — 477.

Die nördlichste Region erstreckt sich von den Quellen beyder Ströme, unter 39° n. B., bis etwa zu 37° 20′; es ist die Provinz Sophena des altarmenischen Reiches, mit der Hauptstadt Diarbekir. Ein hochliegendes, bergiges, quellenreiches Land, mit kaltem Winter, viel Regen und Schnee in den Wintermonaten bis zum May, und einem trockenen Sommer. Auf den Bergen herrscht im Sommer milde Wärme, in den Thälern drückende Hitze. Getreide, Wein, Maulbeerbäume und Seidenzucht gedeihen hier trefflich. Galläpfel, Traganthgummi, Honig, Wachs und etwas Baumwolle bilden Ausfuhrartikel. Man schlägt Oel aus dem Sesam- und dem Ricinus-Samen. Eichen, Tannen, Ahorne, Eschen, Castanien und Terebinthenbäume bilden die Bergwälder. Die ganze Vegetation hat noch den vorzugsweise europäischen Charakter, welchen man auch in dem westlichen Theile des Imperii phrygio-caucasici, in Kleinasien, bemerkt.

Die zweyte, von Olivier angenommene Region geht gegen Süden bis zum 35ten Grade n. Br. Sie begreift das eigentliche Mesopotamien des Alterthums mit seinen zwey Provinzen Osroene im Westen und Mygdonia im Osten. Das Gebiet ist weniger erhoben als das vorige und fast eben (mit Ausnahme der niedrigen Berge um Orfa und Ras-al-Ain, und der isolirten Senjaar-Kette). Zwischen Wirth und Mossul zeigten sich dem Olivier Spuren erloschener Vulcane (eine geologische Constitution, welche weiter östlich in den Gebirgen von Kirmanshah von Rawlinson *) bemerkt worden ist).

*) Voyage dans l'Empire Othoman, II. S. 417.

**) Notes on a March from Zohab to Khúzistan in Journ. of the r. geograph. Soc. Lond. 1839. S. 35.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

―
Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gegend ist reicher, fruchtbarer als die vorige, aber minder cultivirt. Im Winter wenig Frost, im Sommer starke Hitze bis in den mittlern Herbst. Viel Regen am Ende des Winters und am Anfang des Frühlings, wenig im Herbste. Sommer sehr trocken. Schöne Viehweiden, — Getreidearten, etwas Reis, — Sesam, — ziemlich viel Baumwolle. Der Weinstock, Oelbaum und Maulbeerbaum gedeihen gut, ohne zahlreich zu seyn. Agrumen sind trefflich; Granatäpfel, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Feigen und unsere Obstarten.

Die dritte Zone geht bis 33° 40′ und hört einige Meilen im Norden von Bagdad auf. Hier ist es, wo die Dattelpalme dem von Norden Kommenden zuerst (bey Tekris und Tor) erscheint. Das Land ist eben, aber für Cultur nur in der Nähe des Tigris und Euphrat empfänglich. Es ist eine Steppe, deren Alluvium mit Gyps und Meersalz durchdrungen jene eigenthümliche Vegetation von Pallasia, von Chenopodium- und Salsola-Arten u. s. w. hervorbringt, welche auch andern Steppen eigen sind, und sich durch eine nur scheinbare Frische und Ueppigkeit empfehlen, indem die dicken, saftreichen Blätter eben so wenig, als die von glänzenden Kelchen umgebenen Früchte wesentlichen Nutzen gewähren. Es friert hier selten und regnet selten. Der Sommer ist sehr heiß und trocken. Nur die Saftpflanzen bleiben grün. Ein wohlriechendes Absynthium, Mimosa — sehr wenig Bevölkerung.

Die vierte Zone beginnt 3 — 4 Meilen nordwestlich von Bagdad und einige Meilen unter Hit am Euphrat. Ihre wesentlichsten Charaktere in pflanzengeographischer Beziehung habe ich bereits angegeben. Ich erlaube mir hier nur noch die Bemerkung, daß Mesopotamien, welches man, den ältesten Sagen gemäß für die Wiege des menschlichen Geschlechts zu halten gewohnt ist, in seiner Gesammtausdehnung die verschiedensten Nutzpflanzen darbietet, welche am längsten schon im Verkehr mit dem Menschengeschlechte stehen; im Norden die Getreidearten, in den mittleren Gegenden Obst, Wein, Südfrüchte jeder Art, und im Süden die Dattelpalme neben Musa und andern Erzeugnissen eines tropischen Himmelsstriches.

Gehen wir von Bassora östlich über den Shat-El Arab (die Vereinigung des Euphrat und Tigris), so finden wir die Dattelpalme in Khuzistan; doch wohl schwerlich bis zu dem Gebirgssystem des Zagros der Alten, welches von Kurdistan gegen SO. herabläuft, sondern nur in dem niedrigen, ebenen, heißen Landstrich, durch welchen der untere Theil des Kerkhah (sonst Choaspes) und des Schapur (Pasitigris) dem persischen Meerbusen zuströmen. Weiter landeinwärts, auf der hohen, kühlen Terrasse der alten Persis (Farsistan) giebt es keine Dattelwälder mehr. An der Küste aber, jenem schon oben als Moghistan bezeichneten trocknen Landstriche, dessen sandiger oder mergeliger Boden nur eine schwache Vegetation beherbergt, kommt die

Digitized by Google

Dattelpalme gut fort. Michaux bemerkt *) ausdrücklich, daß die Datteln an der Seeküste von Bender Rick bis Mina trefflich seyen und daher Churmâ Shahi, Königsdatteln, hießen. Der Boden dieser Gegenden, fügt er hinzu, ist kalkig-thonig; die Gebirge bestehen aus einem alten Kalkstein und die Pflanzungen liegen am Fuße dieser Gebirge. Die Südwinde sind heiß, heftig und dauern lange, eben so wie in Bassora." Demgemäß findet man Palmen nebst einigen andern, vernachlässigten Gartengewächsen fast als einzige Vegetation in Abûschär (Buschir, der Mesambria des Nearch), und von da längs der Küste gegen Ost. Aber die Reisenden, welche von diesen Küsten in das Gebirge nach Kaserun und Schiraz (4284 Fuß hoch) hinaufziehen, finden Palmen nur noch im Thale des Khischt-Flusses. Die Kalkgebirge nächst Kaserun (2772 Fuß hoch), welche Alpenrosen und ähnliche Formen aufweisen, ragen schon weit über die Palmenzone hinaus. Weiter nördlich bey Schiraz, dem vielgerühmten Rosengarten Farsistans, tritt uns jene befreundete Pflanzenformation entgegen, welche man die caucasische nennen könnte: Rosen, europäische Obstarten und Gemüse, Fritillarien, Tulpen, Syringa persica und andere Blumen des caucasisch-persischen Hochlandes. Sie schließen die Palmenvegetation aus.

Es scheint, als wenn die Palmen in Farsistan und Laristan wenig über den 30sten Breitengrad nach Norden giengen. Zwischen Schiraz (29° 37' nördl. Br.) und Fasa reifen sie noch nicht aus; wenn man aber von dem berühmten Berge Dara-Kuh, wo Bergöl ausschwitzt, und Darabgherd (der Stadt des Darius) heruntersteigt, so findet man reiche Dattelgärten; eben so sind sie bey der Stadt Jahrun, bey Lar, Forg und am Seehafen von Bender Abassi. Die nördlichsten Palmen in Farsistan sollen die bey Persepolis (30° nördl. Br.) und am Salzsee Bakhtegan seyn.

Ein ähnliches Vorkommen behauptet die Dattelpalme in dem östlich angrenzenden Mekran und Kerman. **) Sie erscheint in dem hohen Terrassenlande des Innern nicht mehr, sondern ist vielmehr nur auf einzelne niedriger gelegene Oasen, wie in Hustur und Puhra, und auf das bereits geschilderte Küstenland beschränkt. Das östliche Grenzgebiet der Palme dürfte hier, an der Küste, wie ich bereits oben erwähnt habe, an das Cap Monze fallen.

Steigt man nämlich jenseits des Brahu-Gebirges in das Stromgebiet des untern Indus herab, so findet man Moräste, weit überschwemmte Flächen, Reiscultur und eine andere Vegetation, als deren Repräsentanten sich der Banianenbaum (Ficus religiosa) und Mimosagesträuche hervorthun. Statt der gelblichten, bekleideten Perser und Araber jetzt die dunkelfarbigen, unbekleideten Gestalten der Hindus, — Elephanten u. s. w. Hier machen sich die Monsunwinde bemerkbar, die die trocknen, höher liegenden Gegenden von Kelet und Kandahar nicht hinaufwehen, — es stellen sich heftige Tropenregen ein. — Die ganze Natur nimmt einen andern Charakter an. *) Diesen Eigenschaften befreundet sich aber die Dattelpalme nicht. Sie bedarf vor Allem, **) daß es in der Periode, da sie ihre Früchte auszureifen hat, in der „Dattel kochenden (oder ausreifenden) Zeit" (Churmâ puz) nicht regne. Somit scheut sie den Südwest oder Regenmonsun und die damit zusammenhängenden Natureinflüsse in gleichem Maße als die Cocospalme sich derselben erfreuet. Sie kommt daher jenseits des Indus nur in den nördlicheren, weit von der Küste entfernten Gegenden, wie in Multan, welches sehr wenig Regen hat, und in dem Reiche Lahore, im sogenannten Pendjab, vor. Die nördlichste Verbreitungsgrenze scheint in Peschawer (84° 6' lat. bor., 68° 52' long. or. a Par.) zu liegen; aber C. Ritter zweifelt mit Recht, ob sie hier noch die Frucht ausreifen möchte.

In mehreren Küstengegenden Hindostans fin-

*) A. a. O. S. 333.

**) Daß Karmanien große Palmenwälder besitze, sagten Herod. I. 193. Strabo XVI. edit. Casaub. p. 739. — In Gedrosia: Macedones, radices (spadices?) palmarum, namque sola ea arbor gignitur, ubique rimantes. Curt. I. IX. 10, 11.

*) S. C. Ritter Erdkunde von Asien VI. S. 207 flg.

**) Ritter a. a. O. V. 796.

det man zwar einzelne Dattelpalmen als Seltenheiten gepflanzt; das feuchte und ungleiche Klima dieser Weltgegend ist ihnen aber so wenig befreundet, daß sie, wenn sie auch groß wachsen sollten, doch keine Ernten erwarten lassen. Roxburgh sagt hierüber ausdrücklich: *) „Es sind zahlreiche Versuche gemacht worden, diesen nützlichen Baum in Indien zu acclimatisiren; aber ich habe nie gehört, daß auch nur Einer günstig ausgefallen wäre. Tausende sind im botanischen Garten zu Calcutta aus Samen von mir gezogen worden; viele suchte ich selbst aufzuziehen, andere vertheilte ich in andere Gärten, aber der glücklichste Erfolg war, daß einige männliche Stämme zur Blüthe kamen und bald nachher starben." Hamilton Buchanan macht übrigens die ganz richtige Bemerkung, daß der Anbau der Dattelpalme, welcher in dem hügeligen Antheile Indiens vom größten Nutzen seyn würde, vor Allem nicht, wie bisher geschehen, aus Samen sondern mittelst Stockreiser aus Arabien geschehen sollte. **) Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß der Baum auf diese Weise vervielfacht, in vielen Gegenden Ostindiens glücklich gedeihen werde.

Die Araber nennen die Dattelpalme den gesegneten Baum, und glauben, daß er nach besonderer göttlicher Veranstaltung nur da vollständig gedeihe und reife Früchte bringe, wo der Islam herrscht (Celsius Hierobotanicon II. p. 447.). In dieser Beziehung mag es denn auch als ein interessantes Factum aufgeführt werden, daß allerdings alle Länder, wo die Dattelpalme zu vollkommener Entwicklung kommt, fast ausschließlich von Völkern arabischer Abkunft besetzt sind. Die persischen Küstenländer haben seit langer Zeit eine arabische, von der persischen weitlich verschiedene Bevölkerung; und nur hier ist es, wo der Palmbaum regelmäßig gebaut und als Basis der ganzen Landwirthschaft betrachtet wird. In Persien selbst, das heißt auf den höheren, kälteren Kalkstein-Plateaus, ist die Palme mehr eine Seltenheit. Darum erfreut sich an ihr der persische Dichtergeist, er macht sie zum Symbol seiner edelsten und großartigsten Bestrebungen und verehrt in ihrem Bilde das Reinste und Erhabenste. Der Araber dagegen spricht von der Palme als wie von einem Theile seines Selbst; ihm ist sie natürlich befreundet und verwandt. „Ehret die Palme, — sagt Ebn-El Vardi, in seinem kosmographischen Werke genannt die Perle wunderbarer Dinge *) — ehret sie als eures Vaters Schwester! So wird sie genannt, weil sie Gott Vater aus dem Reste der Scholle gebildet, woraus er den Adam geschaffen hatte. Darum, fügt derselbe hinzu, weil eine ursprüngliche Blutsfreundschaft zwischen dem Menschengeschlechte und der Palme statt findet, haben auch beyde so Vieles mit einander gemein: die aufrechte Gestalt, das lange Leben, ein Gehirn, Haare, den Unterschied der Geschlechter, die Fortpflanzung, Krankheiten u. s. w. So soll auch, einer Sage der Orientalen gemäß, der Messias unter einer Palme geboren worden seyn, und Maria soll auf die eine Seite des Dattelkernes, als Symbol der Schmerzen, ein O eingezeichnet haben. Noch gegenwärtig findet man bey manchen Hebammen die Meynung, daß eine Abkochung von Datteln oder von den zerstossenen Dattelkernen ein sicheres Mittel gegen langwierige Geburtsschmerzen sey. Aeltere Aerzte, wie Forestus und Sloane **) führen diese Eigenschaft der Dattelkerne an. Dieser Glaube erinnert an die uralten Sagen der Griechen, von der günstigen Wirkung des Palmbaums auf Gebährende. Latona soll unter dem delischen Dattelbaum sitzend Apollo und Diana geboren haben, nachdem sie die Blätter des Baumes erfaßte. ***) Darum ward der Palmbaum dem Sonnengotte geheiligt, und seine schon von den alten Persern gefeyerten dreyhundert und sechzig herrlichen Eigenschaften bezögen sich, nach Dupuis ****), auf Revolutionen jenes Gestirns und auf

*) Flora indica III. p. 786.

**) The History, Antiquities, Topography and Statistics of Eastern India, collated from the original Documents at the E. J. House by Montgomery Martin. London 1838. Vol. 2 p. 154.

*) Nach Celsius Hierobotanicon Vol. II. 452.

**) History of Jamaica II. S. 112.

***) Vergl. die bereits oben angeführten Stellen aus Odyss. VI. 160. Homer. Hymn. in Delum, Callimach. u. s. w.

****) Origine des Cultes II. p. 280. Vergl. Reynier sur l'Economie publique et rurale des Perses et des Phéniciens Gen. et Par. 1819. p. 289

Digitized by Google

die Tage des Jahres. Dieser Widmung wegen sollten auch die in die Mysterien des Atys Eingeweihten keine Datteln essen, und gleicher Beziehungen wegen wäre bey den olympischen Spielen dem Sieger die Palmenkrone zugetheilt worden. *)

Manches ließe sich noch aus der Sittengeschichte der Araber und Perser anführen, was die Beziehungen jener östlichen Völker zu einem der wichtigsten Geschenke ihrer Natur in helleres Licht setzt; doch glaube ich im Bisherigen der Hauptaufgabe Genüge gethan zu haben. Ich füge daher nur noch einige Notizen über das Vorkommen der Dattelpalme in der neuen Welt hinzu, um das Bild von der Verbreitung dieses merkwürdigen Baumes über die ganze Erde zu vervollständigen.

Bald nach der Conquista von Hispaniola brachten die Spanier den Dattelbaum dorthin, und sein Anbau ist auf dieser, wie auf den übrigen Inseln versucht worden. Wahrscheinlich geschah jedoch diese Versetzung nicht durch die Wurzelreiser von guten, cultivirten Stämmen, sondern nur vermöge der Samen. Die Folge davon war, daß die daraus erwachsenen Palmen wieder in dem wilden Zustande erschienen, wie dieß überhaupt bey den Bäumen der Fall ist, die man durch Samen fortpflanzt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man die Früchte des Dattelbaums in den Antillen nicht wohlschmeckend findet. Dieß bemerkt schon der alte

und desselben Verfassers Economie des Arabes et des Juifs p. 478. Dupuis macht dabey die Aehnlichkeit der Worte Bel — Sonnengott — und Belach — Dattel geltend. Vergl. Strabo XVI.

*) Julian Imperat. Orat. V. edit. Spanh. I. p. 176 bemerkt, „daß der Dattelbaum deßhalb der Sonne heilig sey, weil sich sein Stamm gerade aufwärts, von der Erde weg, gegen die Sonne erhebe. Einige möchten glauben, daß der Genuß der Dattel in Phrygien, wo der Dienst des Atys zuerst geherrscht habe, deßhalb den Initiirten untersagt gewesen sey, weil sie dort nicht wüchse; er aber glaube vielmehr, daß es nicht gestattet sey, während der heiligen Gebräuche, die Dattel als Speise zu gebrauchen, weil sie die Frucht des nie alternden, der Sonne geheiligten Baumes sey."

Oviedo *). Eben so wird von Hughes **) berichtet, daß die Dattelpalme auf Barbadoes zwar blühe und Frucht mache, daß man aber die herben Datteln nur zur Schweinemast verwenden könne. Long ***) bemerkt, daß die Palme zu Spanish Town auf Jamaika mit Boden und Klima zufrieden sey; aber schon der ältere Beschreiber dieser Insel, Sloane ****) giebt an, daß die Datteln, welche er dort gegessen, von keinem guten Geschmacke gewesen seyen. Uebrigens muß doch auch, abgesehen von dem Umstande, daß die Palme dort bis jetzt nur aus Samen erzogen worden ist, die Beschaffenheit des Bodens, namentlich aber das Klima der Entwickelung des Dattelbaumes nicht sehr günstig seyn. Labat †) versichert nämlich nicht bloß, daß der Geschmack der Datteln, sey er auch zuckersüß, doch etwas Rauhes an sich habe, sondern daß man auch aus den Kernen dort erzeugter Früchte keinen Nachwuchs habe erzielen können. Dieß letztere Factum beweist also, daß entweder der Blüthenstaub, welcher zur Befruchtung nothwendig ist, sich nicht hinreichend entwickelt und keine Fovilla hat, wie dieß an den Dattelpalmen in Südfrankreich beobachtet worden ist, oder daß die Eyer im Fruchtknoten die ihnen zuständige Gestaltung und Function nicht erreichen.

*) Ay palmas, que se han sembrado en esta ciudad y en muchas heredades y partes desta isla, de los cuescos de los datiles, que aca se han traydo, y hazen se muy hermosas y llevan datiles; pero no los saben sea curar. Y por esso aunque algunos los comen no son buenos ni en perfection. Creo es por no los saber curar y no por falta de los palmas. Coronica de los Indias 1547. VIII. 1. fol. 78. b.

**) History of Barbadoes S. 102.

***) History of Jamaica III. S. 742.

****) History of Jamaica II. S. 111.

†) Voyage aux isles Antilles. III. p. 74.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nr. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben von Dr. J. C. A. Heinroth, Leipzig bey C. Tauchnitz 1839. 384 S. in 8.

Wer nur einige von Heinroths zahlreichen, wissenschaftlichen Schriften, oder seine „Treumund Wellentreters Blätter“ genauer kennt, der wird gewiß in ihm den treuen, redlichen Forscher, den vielseitig gebildeten Gelehrten lieben und achten. Schon früher hatte derselbe, als öffentlicher Lehrer der psychischen Heilkunde an einer der größeren Hochschulen des deutschen Vaterlandes, und als Schriftsteller über jenen Gegenstand die Lehre von der innern Freyheit und dem Vernunftleben der menschlichen Natur zu einem Zielpunct seines Denkens und Erkennens gewählt; denn das, was den Geisteskranken, deren Behandlung und Heilung ihm eine Aufgabe seines Lebens war, mangelt, das ist ja eben Vernunft und Freyheit. Wie ein Arbeiter, dem sein Geschäft in einer dunkeln Grube angewiesen ist, desto begieriger nach der Welt des Lichtes ausblickt, in welche er beym Heraussteigen eintritt, so lag es ihm mit immer dringenderem Ernste an, zu erforschen, wie die innere Freyheit und das Vernunftleben, worinnen die eigentliche Bestimmung des Menschen beruht, am ungehemmtesten und leichtesten entfaltet, wie sie am besten erhalten werden könnten.

Es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt sich öfters solche Leute, welche auf öffentlichem Schauplatze das neugierige Publikum durch irgend ein leibliches Kunststück oder Gaukelwerk belustigen wollen, auf dieses Geschäft vorbereiten, und wie sich schon in alten Zeiten die Wettkämpfer im Laufen oder im Ringen „alles Dinges enthielten“ damit sie eine vergängliche Krone des Sieges empfiengen. Wer sich der Thatkraft des Leibes und des Gefühles der frischen Gesundheit desselben freuet, der wird gerne wissen wollen, wie der ungestörte Genuß dieser Gesundheit erhalten werden könne; der, dessen innerer Beruf und äußere Bestimmung das Geschäft des Denkens ist, möchte gerne erfahren, welche, im Bereich seines Willens stehende Mittel am meisten sein Werk ihm erleichtern; endlich aber so forschet Jener, dem der innere Frieden, das Wohlseyn des Geistes, ein ernstes und wahres Anliegen ist, mit der ängstlichsten Sorgfalt, was das Gelingen seines innigsten Wunsches verhindern, was dasselbe fördern könne.

Die Orthobiotik unsers Verfassers, so wie derselbe schon in der kurzen Vorrede zu seinem Werke darüber sich ausspricht, soll weder Diätetik, noch Moral, noch Logik, noch Religionslehre seyn, wohl aber soll sie die Elemente von diesen allen in so weit vereinen, daß sie die äußern und innern Bedingungen angiebt, unter denen der Mensch leiblich gesund und wohlbehaglich, psychisch rechtschaffen und gescheut, geistig weise und gut (für das Leben der Ewigkeit tüchtig) werden könne. In der That eine schöne Aufgabe; ein Thema, über welches Jeder von uns wohl gern eine Anweisung lesen und beachten, sowie eine Ermahnung anhören möchte.

Mit der leiblichen Gesundheit und ihrem Wohlbehagen hat es bey dem Menschen eine eigene Beschaffenheit. Wir treten, äußerlich gesund, wie der Fisch im Wasser in ein „bürgerliches“ Verhältniß, das nicht die leibliche Ruhe, sondern die innere der Seele stört, und das körperliche Wohlseyn fängt an zu wanken und zu schwanken, die frische, sichtbarliche Blüthe welkt dahin. Es ist eine ziemlich allgemeine Bemerkung der Aerzte und pathologi-

Digitized by Google

schen Anatomen, daß bey Geisteskranken, in denen das gesunde Geschäft des Denkens zerrüttet war, auch das Gehirn und die Centralorgane des thierischen Lebens, namentlich die Lunge, in krankhafte Entstellung sich übergegangen fanden, selbst in solchen Fällen, in denen das innere Leiden, bey vollkommen gesunden Zustand des Leibes, von einem überwältigend mächtigen, geistigen Moment seinen Anfang nahm. Hat es doch selbst die Zergliederung an großen Verbrechern, zornmüthigen Mördern und ähnlichen Sclaven der Leidenschaften gelehrt, daß eine öftere Wiederholung solcher wilder Aufwallungen zuletzt organische Fehler am Herzen und an den großen, aus diesem hervorgehenden Gefäßstämmen begründen könne. „Es war mir," so erzählten öfters solche Verbrecher, „vor der That, als wolle das Herz mir zerspringen, die Brust zerreissen", und wirklich fand man an den Leichnamen dieser Menschen das Herz widernatürlich entstellt, die Gefäßstämme abnorm erweitert.

Während bey dem Thiere der Heerd, auf welchem das Feuer des Wohlseyns und der Gesundheit flammet, nur in der Leiblichkeit seinen Sitz hat, ist dieser in der menschlichen Natur großentheils hineingerückt in das Wesen der Seele und bey unsrer Natur läßt sich ein wahrhaft heiteres Gesundseyn des Leibes nicht leicht trennen von einem kräftigen Wohlbefinden der Seele, von einem Vergnügtseyn des Geistes.

Aber auch umgekehrt, von außen nach innen, von dem Leibe nach der Seele herein, ist es oft ein Geringes, was das Getriebe der innern Thätigkeit in seinen Bewegungen hemmen und lähmen kann. Männer, deren Hanpttagewerk das Denken war, hatten, durch vielfache Erfahrung geleitet, sich eine eigene Diät erfunden und erwählt, welche ihnen zur Erleichternng ihres Geschäftes die angemessenste schien; Pythagoras fand für sich und die Seinen den Genuß der Kohlgemüse wie der Meerzwiebel zuträglich, und wehrte jenen der ägyptischen Bohnen ab; umgekehrt empfahlen die Stoiker den Genuß der Hülsenfrüchte. Der geistig vielthätige Neuton hatte, neben der Diät der Pythagoräer die Speise des Salzigen und das Getränk des warmen Wäßrigen für die Stimmung zum frischen Arbeiten günstig erfunden. In nicht minderer Beachtung aber als die Nahrung, hat das Maaß und die Weise der leiblichen Bewegung seit alter Zeit bey denen gestanden, welchen das Lebendig- und Thätigseyn des innern Menschen anlag. Ist es ja doch zuweilen, als ob das inwendige Vermögen des Gedächtnisses oder selbst des Denkens, wie der Laubfrosch an der Wand seines Gehäuses festklebte; man muß das Gefäß schütteln und rütteln, damit der Springer los und frey werde zu seinen Bewegungen. Die Hauschronik berühmter Gelehrten nennt uns Mehrere, welche durch leibliches Bewegen, im Spazierschritt des Fußgängers, oder zu Pferde reitend, auch das Denken in Schritt oder Trab zu setzen vermochten. Und wie mit der Bewegung, ebenso verhält es sich mit der leiblichen Ruhe. Das Entbehren selbst nur der stärkenden Augenblicke des Ausschlafes oder Morgenschlafes, kann uns für eine ganze Hälfte des Tages zu geistigen Beschäftigungen minder geneigt, ja unfähig machen.

Und bey diesem Allen, ließen wir noch jene wunderlichen Sympathieen und Antipathieen unserer eigenen, mit der großen äußern, leiblichen Natur unbeachtet, die, in mehr oder minder auffallendem Maaße jedem von uns zu schaffen machen, und hinter deren Tücke man erst allmählig, durch öftere Erfahrung kommt. Um hier nur einige Flügelmänner solcher Thatsachen zu erwähnen: so konnte man dem großen Scaliger, der vor keinem Sciopplus erzitterte, alsbald in heftiges Zittern gerathen sehen, wenn er ein wenig Brunnkresse genossen hatte; Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, bekam auch schon durch die Annäherung, geschweige durch den Genuß der frischen Aepfel heftiges Bangen und Herzklopfen und dieselbe Wirkung hatte auf den berühmten Malpighius der Genuß aller Arten von Hülsenfrüchten. Wenn dem La Mothe le Vayer seine Wohnung in einem Hause wäre angewiesen worden, dergleichen es bey uns viele giebt, in einem Hause, wo man über, unter und neben sich, durch die dünnen Wände musiciren hört, da würde der Mann sehr unglücklich und zu aller geistigen Thätigkeit untüchtig gewesen seyn, denn, während ihn das Krachen des stärksten Donners ungerührt ließ, konnte derselbe die harmonischen Töne auch der feinsten musikalischen Instrumente nicht vertragen.

Der berühmte Erasmus hätte sich, wenn er in seinen rüstigen Arbeiten war, nicht bey einem Fischmarkte, ein anderer Gelehrter von dem Lemery erzählt, nicht in einem Gartenhause einquartiren dürfen, denn jener bekam fieberhafte Anfälle auch schon durch die bloße Nähe von Fischen, diesem erregte die Annäherung von weißen Rosen ein heftiges, viele Stunden anhaltendes Erbrechen. Dem Hobbes wäre es nicht zu verdenken gewesen, wenn er die Lichterzieher und die Oelverkäufer unter die wichtigsten Männer des Staates gezählt hätte, denn dieser scharfe Denker gerieth jedesmal in einen dem Wahnsinne ähnlichen Zustand, so oft er bey Nacht auch nur auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von Neuem Licht ins Zimmer brachte. Eine Feindesarmee, deren Streiter mit solchen Idiosynkrasieen behaftet wären wie jene, welche ein gascognischer Soldat, den Fabricus Hildanus, ein anderer Mann den Heinrich ab Heer, und ein dritter den Bayle kannte, an sich hatten, und welche dabey von einem Feldherrn geführt würde, wie ein gewisser Herzog von Epernon war, könnte man besser als durch Kanonenkugeln durch zwey oder drey Schwarzbrode, einen Topf voll Honig, einen Topf Fleischbrühe und ein junges Häslein nicht bloß in die Flucht schlagen, sondern sogar aufs Feld darniederstrecken. Denn der Gascogner hatte (seit einer Krankheit) einen so heftigen Widerwillen gegen Schwarzbrod, daß er durch den bloßen Geruch desselben ohnmächtig wurde, und etwas nicht minder Schlimmes begegnete den beyden Andern bey dem Geruch der Fleischbrühe und des Honigs. Die Mutter des Herzogs von Epernon war, als sie mit diesem in Hoffnung gieng, über einen jungen Haasen heftig erschrocken und der Sohn hatte, so lange er lebte an den Folgen dieses Schreckens zu leiden, denn er fiel jedesmal, wenn er eines kleinen Häsleins ansichtig wurde (wie Jakob II. bey dem Anblick eines bloßen Degens) in tiefe Ohnmacht.

Um jedoch auch solcher Fälle zu gedenken, in denen ein unbedeutend kleiner leiblicher Stoff die Kräfte der Seele und des Leibes mächtig aufregt, so schreibt man in Indien dem Genuß der frischen Früchte des Anacardium Gedächtniß stärkende Eigenschaften zu; im Orient kennt man eine Menge Präparate, großentheils von narkotischer Art, deren eines die Gabe des Dichtens, ein anderes die des Singens erwecken, ein drittes sehr gesprächig, ein viertes tanzlustig machen soll, während ein fünftes liebliche Visionen erregt. Manche solcher Angaben mögen freylich nur so weit wörtlich zu verstehen seyn als jenes sprichwörtliche Lob, das unser Landvolk zuweilen dem guten Biere beylegt, wenn es sagt, daß man auf eine einzige Maaß gleich predigen könne. Von einer Mischung der Zitronensäure mit einem starken narkotischen Gifte, deren sich die Malayen in Java zuweilen bedienen, wenn sie zum Waffenkampfe gehen behauptet man allgemein, daß sie Wuth und Mordlust errege.

Und so bemerkt man in vielen Fällen, daß die Einflüsse der äußern Natur des besaiteten Instrumentes unserer Leiblichkeit sich bemächtigen und auf ihm irgend eine Lieblingsmelodie unserer Leidenschaften und Affekten aufspielen, welche die Seele auf einmal, ohne zu wissen wie ihr geschah, mitsingt, vergessend zuletzt, daß nicht sie es war, welche die Melodie angab, sondern eine fremde Macht.

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Schluß.)

In Nordamerika ist bis jetzt die Cultur der Dattelpalme nirgends im Großen versucht worden. Daß der Baum besonders in Florida gedeihen könne, glaubt Michaux *), welcher dort auf

*) Histoire des Arbres forestiers de l'Amérique septentrionale. II. p. 187.

Digitized by Google

der Insel S. Anastasia, gegenüber von der Stadt S. Augustin, einen 24 Fuß hohen Dattelbaum, in sandigem Boden freudig wachsend, bemerkt hat.

Von Chiapa giebt Herrera *) an, daß die Dattelpalme daselbst im achten Jahre gute Frucht getragen habe. In Darien **) soll es viele gegeben haben, die aber herbe waren. Wenn übrigens irgend eine Gegend von Amerika der Dattelzucht günstig seyn sollte, so wäre anzunehmen, daß es eine Gegend des Festlandes seyn müßte, welche wenig Regen, besonders während der Herbstmonate (August bis November) hätte, denn in dieser Zeit reift die Phönix ihre Früchte nach und nach aus. Darum möchten sich wohl die heißen Steppen von Venezuela am besten dazu eignen, oder das sogenannte Malpais, heiße, felsige, vulkanische Gegenden in der Tierra caliente von Meriko, die Wüste von Atacama in Peru und die Einöden im Innern der brasilianischen Provinzen von Ciará, Pernambuco und Bahia, welche mit den sogenannten Caatingas, (der während der trocknen Jahreszeit blattlosen Waldvegetation) bedeckt sind. Es versteht sich, daß wenn man die Absicht hätte, einen entscheidenden Versuch mit der Cultur dieses nützlichen Baumes zu machen, man Wurzelreiser von guten Sorten aus Aegypten oder aus dem Innern der Barbarey einführen und sich der Anzucht aus Samen ganz enthalten müßte. Bey der Leichtigkeit, womit der neue Continent so viele wichtige Nutzpflanzen aus dem alten angenommen und in üppigster Fülle entwickelt hat, wie das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Indigo, den Kaffe, den Mangabaum (Mangifera indica), den Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa), die Yaca (Artocarpus integrifolia), den Rosenapfel (Eugenia Jambos) u. s. w., wäre wohl ein glücklicher Erfolg zu hoffen, und der Gegenstand verdient von den Colonial-Verwaltungen in Europa, oder von menschenfreundlichen Privatpersonen berücksichtigt zu werden.

*) Otras Palmas, que han plantado los Castellanos llevan buenos Datiles, y a ocho annos han dado fruto. Herrera Histor. gener. Decad. IV. L. x. c. 11.

**) Los Datiles no se podian siempre comer, aunque havia muchos, por ser agrios. Idem Decad. I. L. x. c. 9.

Am Schluße dieser Abhandlung mögen noch einige Notizen über den Handel mit Datteln stehen. Als die besten Dattelsorten des Handels betrachtet man die von Tunis und die von Basra. Jene Stadt versorgt die europäischen, diese die asiatischen Häfen. Bey der Fruchtlese im Oktober oder November werden gewöhnlich alle Datteln eines Baumes auf Einmal abgenommen, und nach der Qualität in drey Sorten getheilt; seltener kommt man bey der Lese auf denselben Baum zum zweyten oder dritten Male zurück. Die edelste Sorte wird nicht verführt, denn sie ist so reich an Zucker, daß sie sich nicht gut trocknen läßt. Viele Datteln des Handels haben, ehe sie zu uns kommen, eine gelinde Pressung erlitten; alle werden an der Sonne oder im Backofen getrocknet, um sich für die Versendung zu eignen. In Spanien unterscheidet man die süssen Datteln (Candits) von den herben (Acreлets); letztere werden vier und zwanzig Stunden lang in Weinessig gelegt, ehe man sie genießt. — Dattelbrod (arabisch Adjoube oder Adjuba) wird in Babylonien zur Versendung nach Arabien im Großen bereitet. Man führt es, während der SW. Monsun-Winde in zehn Pfunde haltenden Körben, von Bassora nach Djidda. *) Sogar die Dattelkerne, welche, mit Wasser gekocht als Viehfutter dienen, sind in Arabien ein Handelsartikel. In Medina giebt es, nach dem eben angeführten Reisenden, Magazine, in welchen nichts als Dattelkerne verkauft werden. — Hiemit schließe ich die Geschichte der Dattelpalme, eines der merkwürdigsten Bäume, dessen vielseitige Beziehungen zu dem Menschengeschlechte ihm seit langer Zeit ein wissenschaftliches Interesse verliehen haben, und die Ausführlichkeit dieser Darstellung entschuldigen mögen.

*) Burkhardt, Reise I. p. 57.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nr. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben von Dr. J. C. A. Heinroth, Leipzig bey C. Tauchnitz 1839. 384 S. in 8.

(Schluß.)

Ist es doch in manchen solchen Fällen selbst für den äußeren Beobachter schwer zu unterscheiden, welches die Wirkung einer von innen kommenden höheren Begeisterung, und welches die des süßen Weines oder ähnlicher Natureinflüsse sey. Darum muß der Mensch über das Instrument seines Leibes sorgfältiger wachen als Paganini über seine Geige, denn das Concert, das er damit aufführen soll, ist von bedeutungsvollerer Art als jenes des Tonkünstlers.

Wachen muß er, daß keine fremde, rohe Hand der äußern Natureinflüsse darauf spiele, wodurch ihm die Stimmung verdorben wird, und daß kein Staub, keine zu große Hitze noch Feuchtigkeit, oder zu schneller Wechsel der Temperatur den schönen leichten Klang ihm raube. Mit andern Worten: Jeder von uns, welchem daran liegt an Geist, Seele und Leib sich wohl zu finden und thätig für Zeit und Ewigkeit zu wirken, der muß erkennen lernen und prüfen was dem Leibe um sein selbst und um der Seele wie des Geistes willen; was der Seele und dem Geiste um ihrer selbst und um des Leibes willen (der ja auch zum Tempel werden soll) gut und zuträglich sey. Und diese Erkenntniß ist es dann auch, welche unser Verfasser in seiner Orthobiotik sich zum Ziele stellt.

Das Buch zerfällt, nach einer Einleitung, in vier Hauptabschnitte. Der erste von diesen betrachtet das richtige Leben in der Behandlung unsers leiblichen Daseyns und Wirkens, der zweyte das richtige Denkleben, der dritte das richtige Thatleben, der vierte das richtige Gemüthsleben.

Namentlich in der Einleitung vergleicht der Verfasser die göttlich gestaltende und belebende Kraft, welche die Menschen-Seele zu ihrem Beruf, für ein ewiges Wohlseyn weckt und erzieht, mit dem Lichte, das die im Boden liegenden Keime aus der Tiefe hervorruft. Wie dem Morgenlichte und der Frühlingssonne die mächtigsten, weckenden Kräfte inwohnen:

> „so sind auch, je älter die Völker, desto deutlicher die Spuren jener Einwirkung des Lichtes (des inneren Geistes) auf die Seelen der Menschen, oder, wenn man lieber will, einer göttlichen Offenbarung, ursprünglich durch unmittelbare göttliche Belehrung (Inspiration), späterhin durch fortgepflanzte Lehre (Tradition) S. 7.“

Der erste Abschnitt entwickelt eine ziemlich umsichtige Diätetik, so wie sie der Beobachter und Heilkünstler, nicht allein im Gebiete der leiblichen sondern auch der psychischen Pathologie als nöthig erkannte. Er behandelt die Lehre von den äußern Einflüssen auf den Leib und zugleich die von den natürlichen Dispositionen desselben. Der zweyte Abschnitt vom richtigen Denkleben erläutert unter anderm in seinem dritten Kapitel die Lehre von dem Princip und der Basis des richtigen Denkens, welche beyde in solcher nothwendiger Beziehung auf einander stehen, wie bey dem Entstehen eines krystallinischen Körpers die Säure, oder irgend ein anderes Positives zur Basis. Das (gestaltende) Princip des Denkens: die Einheit oder Vernunft, wird da in ihrem Wechselverhältniß zu der Vielheit oder Gegenständlichkeit der Außenwelt (der Welt des Erkennbaren) betrachtet. Im dritten Abschnitt über das richtige Thatleben wird unter anderem

aus dem falschen Thatleben und seinem Verlaufe ein Beweis für die Nothwendigkeit des wahren, gesunden Thatlebens entnommen. Unter allen Wesen unserer Sichtbarkeit hat der Mensch die Anlage und natürlichste Berechtigung zum freyesten, ungehemmtesten Gebrauch seines Leibes; er ist seinem ganzen Wesen nach zur höchsten, beständigsten Thätigkeit bestimmt, eine Thätigkeit, bey welcher es ihm jedoch erst dann wohl wird, wenn er das Ziel, welches des Geistes ist, Freyheit der rechten, göttlichen Art ins Auge faßt. Ein Aufgeben dieser natürlichen Bestimmung ist ein Akt der Selbstvernichtung, der, im Innern beginnend, öfters aufs Aeußere sich hinwendet und ein unwiderstehlicher Hang zum Selbstmord wird. Jener schwermüthige Engländer, der mit dem Vorsatz sich ins Wasser zu stürzen, bey Nacht über die Brücke gieng, wird in dem Augenblick, wo er sich ersäufen will, von einem Raubmörder angefallen; er ringt und kämpft mit diesem in mächtigster Anstrengung des Leibes und der Seele, und siegt mit dem Mörder zugleich seiner Schwermuth ob; denn so wie in ihm die leichtsinnig aufgegebene Selbstthätigkeit wieder hervortrat, entwich dagegen seinem Herzen die tiefe Schwermuth und der Hang zum Selbstmord und die Folgen der Kur waren bleibend.

Der vierte Abschnitt: über das richtige Gemüthsleben, ist ganz besonders reich an schönen Stellen. Wir heben indeß zum Schluße dieser Anzeige nur einige Stellen aus dem Schluße des Buches aus:

„Wo der Geist ist, da ist Freyheit, dagegen ist das Wesen der Sünde die Knechtschaft. — Die Liebe ist der Probierstein der Freyheit. Der nenne sich nicht frey, der noch nicht lieben kann in Christus Sinne. Wir haben hinreichend von dieser Liebe gehandelt. In sie fließt alles wahre Denken und richtige Handeln zurück und zusammen. Wäre Christus, unser Meister, nicht erschienen, wir wären nicht bloß alle noch Knechte, sondern wir könnten auch keine Freyen werden, denn wir wußten nichts von der Liebe. Darum — auch Schreiber dieses Buches unterzeichnet die Worte, — es ist in keinem andern Heil als in Christo. Wir können nur als Freye (Freygewordene durch die Liebe) in sein Reich eingehen. Die mancherley Studien und Arbeiten nun zu diesem Behufe, hat unsere Orthobiotik nach dem besten Vermögen des Verfassers aufgestellt, und letzterer ist ganz beruhigt, hinsichtlich alles dessen, was man etwa darüber äußern mag, denn die Probe der Wahrheit liegt in Jedermanns Händen — Am Schluße dieses Werkes kann auch der Verfasser desselben sein kleines Geheimniß, wenn es eines war, verrathen, nämlich daß er durch seine Orthobiotik wesentlich und positiv nichts Anderes bezweckte als einen Beytrag zum richtigen Verständniß des Höchsten und Besten, was die Menschheit für die Leitung zu ihrer Bestimmung besitzt.“

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Die k. Akademie der Wissenschaften hatte früher ihre Verhandlungen bey den allgemeinen Sitzungen sowohl als bey den Classen-Sitzungen, und eben so die erhaltenen Büchergeschenke in ihren Denkschriften bekannt gemacht. Seit der im Jahre 1827 von Sr. Majestät dem König erhaltenen neuen Organisation geschah dieß in besondern Jahresberichten, von denen bis zum Jahre 1833 drey erschienen sind. Diese Jahresberichte wurden dadurch unterbrochen, daß i. J. 1835 die Gelehrten Anzeigen zu erscheinen anfingen. Fortan sollten durch diese die bey den allgemeinen wie bey den Classen-Sitzungen der Akademie vorgekommenen Verhandlungen bekannt gemacht werden. Was die Classen-Sitzungen betrifft, so ist dieß bisher regelmäßig durch die Herren Sekretäre der Classen geschehen. Die allgemeinen Sitzungen anlangend, so erscheinen die bey den öffentlichen Versammlungen gelesenen größeren Abhandlungen oder Reden regelmäßig besonders im Druck, und werden zum Theil unentgeltlich vertheilt, zum Theil in den Buchhandel gegeben. Außer den zwey öffentlichen werden allgemeine Sitzungen, d. i. solche, bey welchen sich sämmtliche ordentliche und außerordentliche Mitglieder der Akademie versammeln, nur dann gehalten, wenn allgemeine, die Gesammt-Akademie betreffende Gegenstände zur Bekanntmachung oder Berathung vorhanden sind. Bey eben diesen werden auch die inzwischen eingekommenen Büchergeschenke vorgelegt. Was nun von solchen allgemeinen Gegenständen seit dem Zeitpunct des Aufhörens der Jahresberichte nachzuholen seyn möchte, besteht hauptsächlich

Digitized by Google

nur in der Angabe der inzwischen bey der Akademie eingetretenen Personal-Veränderungen und der eingekommenen Büchergeschenke. Künftig werden die Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen, soweit sie zur Publicität sich eignen, jedesmal gleich, die eingekommenen Büchergeschenke aber in angemessenen Zwischenräumen bekannt gemacht werden.

A. Personal-Veränderungen.

I. Verstorbene Mitglieder.

a) Einheimische.

In der philosophisch-philologischen Classe.

Die außerordentlichen Mitglieder:

1) Graf von Platen-Hallermünde, gestorben den 5. December 1835.
2) Bernhard von Ernstorfer, K. geistl. Rath und Vorstand des Taubstummen-Instituts, gest. den 30. Nov. 1836.

In der mathematisch-physikalischen Classe.

Die ordentlichen Mitglieder:

1) Johann von Soldner, k. Steuerrath und Conservator der Sternwarte, gest. d. 13. May 1833. (Zu vrgl. die in der öffentl. Sitzung am 26. März 1834 von dem Vorstand der Akademie, Geh. Rath v. Schelling gehaltene, im Druck erschienene Rede.)
2) Joseph v. Baader, K. Oberbergrath ꝛc. gest. den 20. Nov. 1835. (Eine Gedächtnißrede auf denselben hielt Hr. Prof. Siber in der öffentl. Sitzung am 28. März 1836. Auch diese ist im Druck erschienen.)
3) Franz d. P. v. Schrank, geh. geistl. Rath und erster Conservator des botanischen Gartens; gest. den 23. Decemb. 1835. (Denkrede auf ihn, von Hrn. Conservator v. Martius gehalten in der öff. Sitzung am 28. März 1836, ebenfalls gedruckt.)
4) Carl v. Loe, k. Obermedizinalrath und Direktor des allgem. Krankenhauses, gest. d. 29. July 1838. (S. die von dem Vorstande der Akademie Geh. Rath v. Schelling in der öffentl. Sitzung am 25. Aug. 1838 gehaltene Rede. Gel. Anz. von 1838 S. 353.)

In der historischen Klasse.

Die ordentlichen Mitglieder:

1) Leonhard v. Dresch, k. Ministerialrath u. ord. Prof. an der hiesigen Universität; gest. den 1. Nov. 1836.
2) Georg Carl v. Sutner, k. Staats- und Reichsrath, Vorstand der Staats-Schuldentilgungs-Commission, gest. den 23. Jan. 1837. (Denkrede auf ihn, gehalten in der öffentl. Sitzung vom 28. März 1837 von Hrn. Geh. Rath v. Mussinan, besonders gedruckt.)

Die außerordentlichen Mitglieder:

1) Phil. Casimir Heintz, K. Oberconsistorialrath, gest. d. 8. Februar 1835.
2) Joh. Nep. v. Delling, K. Appellationsgerichtsrath, gest. 12. April 1838.

Ehrenmitglieder.

Herr v. Feuerbach, Präsident des Königl. Appellationsgerichts in Ansbach ꝛc. gest. im May 1833.

Freyherr v. Zentner, Königl. Bayr. Staats-Minister ꝛc. gest. den 20. Oct. 1835. (S. die bey der öffentl. Sitzung vom 28. März 1837 von Hrn. Hofrath Thiersch gelesene, gedruckte Gedächtnißrede.)

Hr. Clem. von Raglowich, General der Infanterie und General-Quartiermeister ꝛc. gestorb. 3. Jänner 1836.

Hr. Clem. Graf von Törring-Seefeld, Königl. Obersthofmeister ꝛc. gest. 3. Jänner 1837.

Se. Königl. Hoheit Herzog Wilhelm in Bayern ꝛc. gest. 8. Jänner 1837.

Ritter v. Mann, Königl. Staatsrath, gest. 12. März 1837.

Se. Hoheit Herzog Pius in Bayern ꝛc.

Freyherr von Moll, Königl. Geheimerrath gest. 31. Jänner 1838. (S. die Rede des Vorstandes in der öffentl. Sitzung vom 28. März 1838. Gel. Anz. 553.)

Graf v. Montgelas, K. B. Staats-Minister ꝛc. gest. 13. Juny 1838.

Se. Durchlaucht Fürst v. Wrede, Königl. Bayer. Feldmarschall ꝛc.. gest. 13. December 1838.

b) Auswärtige Mitglieder und Correspondenten.

(In alphabetischer Ordnung.)

Philosophisch-philologische Classe.

Mitglieder.

Böttiger in Dresden.
Colebrooke in London.
Coray in Paris.
Fea in Rom.
Hamilton in Hertfort.
Hirt in Berlin.

Digitized by Google

Humboldt, Wilh. Frhr. v., in Berlin.
Radlof in Bonn.
Schleiermacher in Berlin. (S. die von dem Vorstand der Akad. Hrn. Geh. Rath von Schelling bey der öffentl. Sitzung am 26. März 1834 gehaltene, gedruckte Rede.)
Schütz in Halle.
Socher in Kellheim. (S. obige Rede.)
Wilkins in London.

Correspondenten.

Amati in Rom.
Dissen in Göttingen.
Kumas in Smyrna.
Levezow in Berlin.
Reuß in Göttingen.
Uhden in Berlin.

Mathematisch-physikalische Classe.

Mitglieder.

Hermbstädt in Berlin.
v. Langsdorf in Heidelberg.
Lenz in Jena.
Mekel in Halle.
Sprengel in Halle.
Sternberg, Graf v., in Prag.
Strohmeyer in Göttingen.

Correspondenten.

Aldini in Bologna.
v. Gerstner in Prag.
v. Hoff in Gotha.
Larrey in Paris.
Moll in Harlem.
Pfaff in Erlangen.
Toll, Graf v., zu Petersburg.
Vogel in Rostock.

Historische Classe.

Mitglieder.

Beck in Leipzig.
v. Lang in Ansbach.
Pfister in Untertürkheim.
v. Rudhart in Paßau.
Wachler in Breslau.

Correspondenten.

Dahl in Darmstadt.
v. Mußinan in München.
Schwaiger in Ammergau.
Wagenseil in Augsburg.

II. Neugewählte und von Sr. Majestät dem König bestätigte Mitglieder.

(Nach Ordnung ihrer Bestätigung.)

a) Einheimische.

In der philosophisch-philologischen Klasse.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Sulpiz Boisserée. 1835.
2) Leo v. Klenze, k. wirkl. Geh. Rath und Vorstand der obersten Baubehörde. 1835.
3) Dr. Othmar Frank, ord. Professor an der hiesigen Universität. 1835.

Außerordentliche Mitglieder.

1) Dr. Franz Streber, Adjunct am Conservatorium des k. Münzkabinets, und außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität. 1834.
2) Dr. Leonh. Spengel, Gymnasial-Professor dahier. 1835.
3) Dr. Joseph Müller. 1838.

In der mathematisch-physikalischen Classe.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Thadd. Siber, erster Conservator der mathematisch-physikalischen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hiesigen Universität 1834.
2) Dr. Leonh. Späth, Hofrath, ord. Prof. an der hies. Universität. 1834.
3) Dr. Carl Aug. Steinheil, zweyter Conservator der mathematisch-physikalischen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hiesigen Universität 1837.
4) Dr. Joh. Lamont, Conservator der K. Sternwarte und Docent an der hies. Universität. 1837.
5) Dr. Philipp Franz v. Walther, K. wirkl. Geh. Rath. u. Leibarzt Sr. Maj. d. Königs 2c. 1839.
6) Dr. Jos. Gerh. Zuccarini, zweyter Conservator des bot. Gartens und ord. Prof. an der hiesigen Universität. 1839.

Außerordentliches Mitglied.

Dr. Andreas Wagner, Adjunct am Conservatorium der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hies. Universität. 1835.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nr. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. Gotha, bey Justus Perthes. Subscriptions-Preis 2 Thlr.

Bey der Anzeige der ersten Lieferung dieses Atlas in den gelehrten Anzeigen Nr. 14. dieses Jahres, hat Ref. über die allgemeinen Gesichtspuncte, über die Constructionsart, über den wissenschaftlichen und praktischen Werth, über den Nutzen, welchen der Gelehrte, der Handelsmann und Gewerbtreibende, überhaupt jeder Gebildete daraus schöpfen kann, über den Preis und über andere Beziehungen sich näher erklärt. Die zweyte Lieferung steht der ersten weder in wissenschaftlichen noch praktischen Momenten nach, und bringt manche Gegenstände zur anschaulichen Darstellung, welche für Wissenschaft und Gewerbsleben von höchster Wichtigkeit sind. Da das ganze Kartenwerk sehr kostspielig wird und nicht so leicht in die Hände der Privaten übergeht, so hält es Ref. dem Charakter dieser Gelehrten Anzeigen ganz entsprechend, die auf den Karten veranschaulichten Gegenstände etwas näher zu beleuchten und den Lesern die Haupt-Gedanken, welche ihnen zum Grunde liegen, zur eigenen Belehrung mitzutheilen.

Die Lieferung enthält aus der Abtheilung Meteorologie, als Nr. 1. Alex. v. Humbold's System der Isothermenkurven, als Weltkarte in Merkators Projektion, die zweyte Abtheilung giebt aus der Hydrographie in Nr. 1. einen Versuch einer Karte zur Uebersicht der Fluthwellen, von Whewell, in Nr. 2. eine Karte von dem deutschen Meere und den angrenzenden Theilen des atlantischen Oceans. Zur Uebersicht der Fluthwellen und der Beschaffenheit des Seebodens, nach Whewell und Lubbort. Aus der dritten Abtheilung Geologie findet man in Nr. 9. eine Karte von dem Vulkan-Gürtel und den Central-Gruppen des großen Oceans, nach Leop. v. Buch und aus der fünften Abtheilung, Pflanzengeographie in Nr. 1. einen Umriß zu dieser; nämlich die Verbreitung der Pflanzen in senkrechter Richtung; die der Gewächse nach den Haupt-Verhältnissen; Verhältnißkurven der Mono- zu den Dikotyledonen auf den Schweizeralpen; eine graphische Statistik der vorzüglichen Pflanzenfamilien und endlich eine Skizze einiger Pflanzenformen.

Die Karten erfordern ein eigenes Studium der gezeichneten Richtungen, Höhen u. s. w. im Vergleiche mit den Darstellungen in der Länder- und Völkerkunde, um aus ihnen dasjenige zu ersehen, was der Verf. in dieselben hineingelegt hat. Jenes muß stets von doppelter Art seyn und Einmal mit einem Blicke das Hauptsächlichste des Inhaltes, das Anderemal das Besondere und die Vergleichungen in den verschiedenen Welttheilen, Halbkugeln, Parallelkreisen, Meridianen und Gegenden, auf dem Festlande und Meere betreffen, damit der in ihnen liegende Zweck vollkommen erreicht wird.

Die Karte von den Isothermenkurven giebt in einem Ueberblicke die Verbreitung gleicher Jahreswärme über die ganze Erde, versinnlicht einfach und leicht die Abweichungen derselben von den terrestrischen Parallelkreisen und die Knoten, welche sie mit den Meridianen bilden. Das Maximum der Lufttemperatur ist zu $27\frac{1}{2}^{\circ}$ Centes. als atmosphärischer Wärmeäquator angenommen, liegt bald in der nördlichen, bald in der südlichen Halbkugel, jedoch in jener auf einem viel (fast dreymal) größeren Raume als in dieser, indem derselbe in jener 255°, in dieser aber nur 105° des Erdumfanges durch-

Digitized by Google

schneidet, wovon man natürlich den Grund in der größeren Masse Festlandes in der nördlichen und des Meeres in der südlichen Hälfte zu suchen hat. Als Knoten des Wärme- und Erd-Aequators findet man den 155° westlicher und 102° östlicher Halbkugel, dort im Meridian der Insel Hawai, hier in dem von Sinkapore. Auch das absolut größte Maximum der Wärme fällt in die nördliche Halbkugel, nämlich in das Innere von Afrika.

Aus allen Bestimmungen für Asien und Afrika erhält man als mittlere Temperatur der Linie größter Luftwärme 28°, 8 und die Karte veranschaulicht die Resultate, daß die Tropenzone in Afrika die heißeste Gegend auf der Erde, daß der heiße Erdgürtel in Afrika um 1°, 2 C. wärmer als Südasien und um 2°, 3 C. wärmer als die Küstenländer im tropischen Amerika sey, daß die Tropen Asiens um 1°, 0 C. wärmer als die Tropen Amerika's und endlich die tropischen Küstenländer der alten Welt um 1° 6 C. wärmer als die des neuen Continents seyen. Zugleich erkennt man noch, daß die Tropenzone des großen Oceans im stromfreyen Meere um $1\frac{1}{4}$° wärmer ist, als die gleichnamige Zone des atlantischen Oceans. In Betreff der Temperatur des atmosphärischen Wärmeäquators muß man die Darstellungen im ersten Bande S. 140 u. d. f. der Länder- und Völkerkunde des Verfassers mit der Karte genau vergleichen, um namentlich die Vertheilung der Wärme innerhalb der Tropen des großen Oceans anschaulich kennen zu lernen und mit dem wichtigen Phänomene der Ermäßigung der Tropenhitze an der Westküste Südamerika's bekannt zu werden, wozu jedoch eine genaue Vergleichung der graphischen und schriftlichen Darstellungen erfordert wird.

Da man in dem besonderen Falle, wo es sich darum handelt, die Ausdehnung der von zwey Linien gleicher mittlerer Jahreswärme eingeschlossenen physischen Erdwärme festzustellen, vom Gebrauche der winkelmessenden Werkzeuge und von der Benützung des Himmels in der physikalischen Geographie abstrahiren muß, und sich auf das Thermometer beschränken kann, so kann man nach der Ansicht v. Humboldt's die Isothermengürtel der Erde leicht bestimmen und sich von der glücklichen Lage und Beschaffenheit unseres Welttheiles überzeugen. Die Karte versinnlicht uns in warmer, milder und kühler Luftbeschaffenheit diejenigen klimatischen Bedingnisse, unter welchen die dem Menschen nutzbarsten Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreiches am Besten gedeihen, zeigt uns, daß gerade diese Klimate es sind, welche sich am Meisten eignen zur körperlichen, wie zur geistigen Entwickelung unserer Gattung, in welchen das Menschengeschlecht, gekräftigt und gestärkt durch stete Arbeit, welche unter Himmelsstrichen von 10° Wärme nothwendig ist zur Existenz und Subsistenz —, die größten Fortschritte auf der Stufenleiter der Erkenntniß Gottes und christlicher Gesittung gemacht hat und belehrt uns im Vergleiche mit der Geschichte und mit dem Einfluße des Physischen der Erde und des Klima, daß mittelst der Lage und Stellung Europa's seine Völker über die Nordamerikaner stets das Uebergewicht behalten werden.

Die warmen, milden und kühlen Zonen sind die Werkzeuge, deren sich der Weltregierer bedient zur Herrschaft über die Erde, und so unwahrscheinlich es ist, daß einst die Völker der heißen Zone aus ihren Wohnsitzen herausstürmen sollten, um nach erlangter Civilisation sich auf ihre Lehrmeister zu stürzen, eben so unmöglich ist es, daß die dünne Bevölkerung der kalten Zone jemals einen Einfluß auf das Schicksal des Menschengeschlechtes ausüben kann. Man erkennt endlich, daß jenseits der Isothermkurve, von — 15°, ja in einigen Gegenden schon jenseits — 5° alle Bewohnbarkeit aufhört, und an Grönlands Ostküste dieses schon bey 0° der Fall ist. Ref. deutete auf diese Resultate, welche man aus dem sorgfältigen Studium der Karte entnehmen kann, absichtlich hin, um ihr hohes Gewicht für die Völker- und Kulturgeschichte kenntlich zu machen und daran zu versinnlichen, welchen außerordentlichen Einfluß die physikalischen Momente der Welttheile auf ihre Bewohner ausüben. Der Vergleich der in der Karte veranschaulichten Wärmeverhältnisse mit dem Entwicklungsgange der Menschen, Völker und Staaten belehrt uns, daß große Kälte die Menschen kleiner und dümmer macht, große Hitze aber ihre Leidenschaften zum höchsten Grade von Heftigkeit steigert, oder sie in träge Unempfindlichkeit versenkt; daß die Gesittung in den ge-

Digitized by Google

mäßigten Himmelsstrichen angefangen und in ihnen sich entwickelt hat; daß die gesitteten Völker der alten Welt mit jenen Isothermkurven der Karte einen schrägen von Südost nach Nordwest laufenden Gürtel zwischen Afrika und den nördlichen Ebenen einnehmen und daß die Urvölker der neuen Welt, welche sich durch sich selbst entwickelt hatten, die Hochebenen der Cordilleren um den Aequator bewohnten, welche wegen ihrer hohen Lage ein gemäßigtes Klima haben.

Mögen diese wenigen Momente, welche sich dem Ref. aus den Betrachtungen der Isothermenkurven ergaben, dazu beytragen, eines Theils ihr Gewicht für die Meteorologie und Geographie, anderen Theils ihren Nutzen für das wissenschaftliche und praktische Leben zu bezeichnen, zugleich aber auch mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie sie gebraucht werden muß, um zu allgemeinen Resultaten zu gelangen. Außer ihrem Nutzen für die Einsammlung von Kenntnissen trägt sie auch zur Berichtigung vieler Irrthümer in geographischen Lehrbüchern bey, weßwegen Refer. ihr genaues und sorgfältiges Studium besonders den Verf. von geographischen Lehrbüchern empfiehlt. Lehrer, welche Unterricht in der Geographie, namentlich in der physikalischen, zu ertheilen haben, erhalten Gelegenheit zur Auswahl von reichhaltigem Stoffe für ausführlichere Belehrung, und Meteorologen finden in ihr eine große Summe von Wahrheiten, welche zur Begründung allgemeiner Gesetze und Richtigkeit von Folgerungen dienen.

Die zwey zur Hydrologie gehörigen Karten enthalten die Arbeiten eines britischen Naturforschers und leisten den Freunden der vergleichenden physikalischen Geographie in Deutschland große Dienste in so fern, als die beyden großen Karten, welche Whewell zu seinen Untersuchungen über die Ebbe und Fluth und die dabey statt findenden Wellen entworfen hat, in kleinerem Formate für den Handgebrauch bequem eingerichtet sind, indem das Original von Nr. 1. dreymal, das von Nr. 2. mehr als zweymal größer ist, als die hier mitgetheilten Reductionen. Jedoch verliert die Deutlichkeit und Anschaulichkeit nicht im Mindesten. Whewell hat nämlich die Erscheinungen der Ebbe und Fluth von einer Seite aufgefaßt, welche mit v. Humboldt's Darstellung der Wärmeverbreitung sehr große Aehnlichkeit hat, indem er auf der ersten Karte eine Uebersicht der Fluthwellen giebt, wie sie sich auf der ganzen Erde fortpflanzen, auf der 2ten aber eine besondere Ansicht von der Lage der Linien gleichzeitiger Fluth an den europäischen Küsten des atlantischen Oceans liefert. Das Verfahren selbst hat er in einer ausführlichen Abhandlung im Phil. Transact. of the Royal Society of London 1833. Part. I. p. 147 — 236 entwickelt, welche Berghaus in der Uebersetzung unter den Vorbemerkungen zu dieser zweyten Lieferung mittheilt, obgleich sie in den Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde 3te Reihe III. Bd. S. 393 — 483 steht. Allein diese periodische Schrift gelangt in die Hände weniger Besitzer des Atlas, weßwegen er sie im Interesse dieser einschaltet. Durch nähere Erläuterungen und Zusätze und durch Verbesserungen im Ausdrucke bietet er ebenfalls viel Neues dar.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

A. Personen-Veränderungen.

II. Neugewählte und von Sr. Majestät dem König bestätigte Mitglieder.

(Fortsetzung.)

In der historischen Classe.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Jos. Andr. Buchner, ord. Professor an der hiesigen Universität. 1835.
2) Dr. Joh. Fallmerayer, Professor. 1835.
3) Dr. George Pillips, ord. Prof. an der hiesigen Universität. 1835.
4) Dr. Martin von Deutinger, Domkapitular und General-Vikar des Erzbisthums München-Freysing. 1837.
5) Jos. von Stichaner, k. Staatsrath. 1838.

Außerordentliche Mitglieder.

1) Dr. Ferd. Huschberg, Adjunct am k. Reichsarchiv. 1835.

2) Dr. Ignaz Döllinger, ord. Professor der Theologie an der hies. Universität. 1835.

3) Dr. Friedr. Bened. Wilh. Hermann, ord. Professor an der hies. Universität, Mitglied des obersten Kirchen- und Schulraths. 1835.

b) Auswärtige.

aa) Ehrenmitglieder.

1) Lord John Russel, Minister des Innern Sr. Majestät des Königs von Großbritannien. 1836.

2) James Abercromby, Sprecher des Unterhauses im Großbritannischen Parlament. 1836.

3) Dr. John Bowring, Mitglied des Unterhauses im Großbritannischen Parlament. 1836.

bb) Auswärtige Mitglieder und Correspondenten.

Philosophisch-philologische Classe.

Mitglieder.

Victor Cousin, Pair von Frankreich, in Paris. 1838.
Immanuel Bekker, Prof. in Berlin. 1833.
Jakob Grimm, Prof. in Göttingen. 1833.
Letronne, Präsident, in Paris. 1834.
Beneke, Prof. in Göttingen. 1835.
Ottfried Müller, Prof. in Göttingen. 1836.
Wilson, Prof. in Oxford. 1836.
Bournouf, Eugen, Mitglied des französischen Instituts in Paris. 1838.
Dr. Graff, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1838.

Correspondenten.

Dissen, Professor in Göttingen. 1834.
J. Caspar von Orelli, Stiftsherr in Zürich. 1834.
Tiße, Prof. in Prag. 1835.
Tafel, Prof. in Tübingen. 1835.
v. Jan, Prof. in Schweinfurt. 1836.
Kopitar, Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien. 1836.
Endlicher, Custos an dem k. k. naturhistorischen Museum in Wien. 1836.
Dr. Roß, Prof. in Athen. 1837.
Dr. Tessier in Paris. 1837.

Mathematisch-physikalische Classe.

Mitglieder.

Baumgartner, Professor in Wien. 1833.
Ehrenberg, Prof. in Berlin. 1834.
Rose, Prof. in Berlin. 1835.
Nees von Esenbeck, Präsident, in Breslau. 1835.
Mitscherlich, Prof. in Berlin. 1836.

Correspondenten.

v. Overmeer Fischer, in Java. 1834.
Graf v. Toll, General zu St. Petersburg. 1834.
Jäger, Prof. in Stuttgart. 1834.
Gmelin, Prof. in Tübingen. 1834.
Dr. Baras, praktischer Arzt in Griechenland. 1834.
Wagner, Rudolph, Prof. in Erlangen. 1835.
Osann, Prof. in Würzburg. 1835.
Mohl, Hugo, in Tübingen. 1835.
Moll, Prof. in Harlem. 1836.
v. Schmöger, Prof. in Regensburg. 1837.
Liebig, Prof. in Gießen. 1837.
Schwerd, Prof. in Speyer. 1838.
Dr. Prunner, prakt. Arzt in Cairo. 1838.

Historische Classe.

Mitglieder.

Cooper, Parlaments-Secretär in London. 1834.
Pertz, geheimer Archivar in Hannover. 1836.
Palaczky, Historiograph in Prag. 1836.
Thierry, Mitglied des französischen Instituts in Paris. 1836.
Frhr. v. Mednianský, Statthaltereyrath in Pesth. 1836.
Jose da Costa de Macedo, beständ. Secretär der Akademie der Wissenschaften in Lissabon. 1836.

Correspondenten.

Rudhart, Prof. in Bamberg. 1835.
Geißel, Domdechant, jetzt Bischof, in Speyer. 1836.
Filz, Prof. in Salzburg. 1836.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nr. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Versuch der Darstellung von der geographischen Fortpflanzung und Verbreitung der Fluthwellen zerfällt nebst einer Einleitung in vier besondere Abschnitte, denen Berghaus einige Zusätze und Bemerkungen beyfügt. Die Einleitung bewährt die Erklärung Neutons, wonach die Ebbe und die Fluth als Wirkung der allgemeinen Thätigkeit von Mond und Sonne angesehen wird, und bemerkt, daß es bis heute noch Niemand versucht habe, jene Erklärung in ihren einzelnen Resultaten zu verfolgen und ihr Verhältniß zu den speciellen Erscheinungen nachzuweisen, d. h. die an allen verschiedenen Puncten der Erde wirklich eintretenden Fluthen mit einander zu verbinden und ihre Abweichungen und scheinbaren Anomalien in Rechnung zu bringen. **Laplace** betrachtete den Gegenstand ebenfalls, verglich die Theorie mit Beobachtungen, rieth besonders zu letzteren, welche von **Bonvard**, **Lubbard** und **Dessiou** angestellt wurden und veranlaßte dadurch fleißige Studien. Allein Niemand wies die Eigenschaft der Verbindung zwischen den Fluthen verschiedener Erdgegenden nach, bis auf Whewell, welcher einen Versuch an Linien gleicher Fluthzeit zum Grunde legte und sie Cotidal Lines, Berghaus aber **Isorachien**, von ἴσος gleich, und ῥαχία, Fluth, nennt. Unter Fluthwelle werden diejenigen Wasseranschwellungen an der Oberfläche des Ozeans verstanden, welche sich längs der Meere bewegen, und durch ihre Bewegung Hoch- und Niedrigwasser an einem gegebenen Orte zu der Zeit erzeugen, wenn die erhöhten und herabgedrückten Theile der Wasserfläche diesen Ort erreichen.

Die Isorachien für auf einander folgende Stunden stellen die allmählige Lage des Gipfels dieser Welle vor. Ein Zuschauer, welcher über der Erde schwebte, um den Scheitel der Welle wahrzunehmen, würde sie die Reise um die Erde im offenen Ocean Einmal in 24 Stunden zurücklegen sehen, begleitet von einer anderen Welle, welche 12 Stund von ihr entfernt ist; zugleich würde er sehen, wie beyde Wellen Zweige in die engeren Meere ausenden; und es leuchte ein, daß alle diese Bewegungen ganz so, wie die Geschwindigkeit, mit welcher sie von statten gehen, auf einer Karte isorachischer Linien angegeben werden könnten. Dieses führte Whewell aus, wobey er zu ermitteln suchte, welche Form man von dergleichen Linien erwarten könne und wie ihre Gestalt in der Wirklichkeit zu seyn scheine und für die erste Frage die Gesetze von der Bewegung des Wassers, für die zweyte die vorhandenen Fluthbeobachtungen zum Grunde legte.

Im ersten Abschnitt handelt der Verf. von den Linien gleicher Fluthzeit nach den Gesetzen des Fluidums mittelst Fluthen auf einem Globus, der ganz mit Wasser bedeckt ist, mittelst der abgelenkten Fluthen, der Wirkung von Seearmen, Buchten, Inseln, Inselgruppen und der Interferenz von Wellenschlägen. Aus den Forschungen auf jenem Globus findet er, daß, da der Erdumfang 5400 d. M. beträgt, jede Isorachie im Aequator mit der Geschwindigkeit von 225 und in unserer Breite mit der von 145 d. M. in einer Stunde sich bewegt, womit der Scheitel der Fluthwellen fortrollt. Am Gestade schreitet die Welle langsamer fort, als in offener See, weßwegen sich die Wellenlinien rück-

Digitized by Google

wärts krümmen und eine convexe Gestalt annehmen, wie sie auf der Karte Nr. 1. gezeichnet sind. In engen Meeren und Busen, Baien und Buchten fallen die Isorachien dichter zusammen, als in weiten Meeren und je mehr man vom südatlantischen Ozeane nach dem deutschen Meere fortschreitet, auf desto weniger als 1/12 ihrer ursprünglichen Größe schrumpfen die stündlichen Intervallen der isorachischen Linien zusammen.

Die längs des Gestades langsamer fließende und vorwärts convex werdende Fluthwelle läßt die Wirkung der Insel ableiten, welche in dem Raume liegt, über welchen die Welle fortrollt. Ein Divergenzpunct der Isorachien liegt auf derjenigen Seite der Insel, welche der herbeyrollenden Welle gegenüber liegt und ein Convergenzpunct auf der entgegengesetzen Seite. Die Inseln werden von einer ringförmigen Welle umgürtet, welche gegen die Mitte des Ringes vordringt, und concentrische Isorachien erzeugt. Ist die Passage auf der einen Seite einer Insel weiter und tiefer als auf der anderen, so geht die Fluthwelle, welche im breiten Theile rascher fließt und sich stets auf der Seite ausdehnt, wo der Raum es gestattet, rund um die Insel auf ihrer offenen Seite nnd kehrt auf der andern in einer Richtung zurück, welche der ursprünglichen entgegengesetzt ist, wie es bey den britischen Inseln geschieht.

Die rund um eine Insel gehenden Fluthen treffen sich zuletzt, weil sie auf verschiedenen Pfaden rollen; sie vermengen sich und erzeugen eine zusammengesetzte Fluth, deren Verhältnisse von denen einer einfachen Fluth gänzlich verschieden sind. Zur Nachweisung einer solchen Vermischung nimmt der Verf. einen Kanal an, in welchen die Fluthen auf beyden Enden eintreten, wo jeder Wellenschlag unabhängig von dem anderen fortgepflanzt, also jeder Theil des Wassers von der Summe der aus beyden Productionen entspringenden Hebungen und Senkungen afficirt wird und wo die Wellenschläge in entgegengesetzter Richtung fortschreiten, also ihre Geschwindigkeiten, so weit sie von der Beschaffenheit des Kanals abhängen, gleich sind. Die Zeichnungen veranschaulichen alle Resultate und erzeugen ein lebendiges Bild von allen dabey sich ergebenden Erscheinungen.

Der zweyte Abschnitt handelt von den Ursachen der Ungenauigkeit in den Fluthenbeobachtungen, indem zuerst der Unterschied zwischen der Zeit des Hochwassers und der des abnehmenden Wassers, dann die Veränderung der Angular-Distanz des Mondes von der Sonne im Laufe des Tages, hierauf die halbmonatliche Ungleichheit der Hafenzeit und endlich die Correction der Hafenzeit wegen Alters der Fluth zur Sprache gebracht und jeder Gegenstand genau untersucht wird. Viele Mißverständnisse entspringen aus der Vergleichung der Zeit des Hochwassers und der der Veränderung vom Fluth-zum Ebbestrom, indem die Zeit des Slackwassers (Eintreten der Veränderung des Stromes) niemals mit der des Hochwassers zusammenfällt, ausgenommen ganz dicht am Ufer und innerhalb seines Einflusses. Die Meynung, daß in den den Gezeiten unterworfenen Gewässern das Wasser steige, während es in einer gegebenen Richtung fließe und falle, während es den entgegengesetzten Weg verfolge, erweist der Verf. als irrig und belegt seine Darstellungen an Beyspielen, welche zu erkennen geben, daß in Kanälen, Baien und Buchten die Zeit des Hochwassers mit der des Slackwassers zusammenfallen muß, aber in der offenen See diese Zeiten nicht koincidiren können und daß die Zeit des Hochwassers für die vorgelegte Aufgabe wohl der wichtigste Moment, aber die des Slackwassers bey allen sorgfältigen Fluth-Beobachtungen nicht zu übersehen ist.

In der Bestimmung der Hafenzeit, d. h. der Stunden der Fluthen an den Tagen des Voll- und Neumondes erlangt man nur dann große Genauigkeit, wenn man zahlreiche Beobachtungen benutzt, und das Mittel aus den Morgen- und Abendfluthstunden nimmt, unter der Voraussetzung, daß die dem Mittage vorangehenden und nachfolgenden Conjunctionen und Oppositionen des Mondes sich das Gleichgewicht halten, wobey sich die Beobachtungsfehler im Durchschnittswerthe ausgleichen.

(Schluß folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der königl. Universität in München:

Ludovico I., Bavariae Regi etc. etc. et Theresiae Reginae etc. etc. tori genialis quinque lustra feliciter peracta pie gratulatur Universitas etc. Monachii 1835. fol.

Vom historischen Verein für Mittelfranken (vormals Rezatkreis):

Jahresberichte von 1830 — 38.

Von dem historischen Verein für Oberfranken (vormals Obermaynkreis):

Archiv für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde. Von v. Hagen und Dorfmüller. 2 Bände.

Von dem historischen Verein für die Oberpfalz und Regensburg (vormals Regenkreis):

Verhandlungen von 1832 — 38.

Von dem historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg (vormals Untermaynkreis):

1) Vereinszeitschrift. 1832 — 38.
2) Jahresberichte für 1835/36, 1836/37 u. 1837/38.
3) Alphabetisches Verzeichniß der ordentlichen und Ehrenmitglieder von 1838.
4) Aelteste Urkunde über den Umfang der Würzburger Stadtmarkung. Von Hrn. Dr. F. A. Reuß. Würzb. 1838.

Von dem historischen Verein für Niederbayern (vormals Unterdonaukreis):

Verhandlungen 4 Hefte.

Von dem historischen Verein für Schwaben und Neuburg (vormals Oberdonaukreis):

2 Jahresberichte.

Von dem historischen Verein für die Pfalz (vormals Rheinkreis):

Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim.

Von dem landwirthschaftlichen Verein:

1) Die Feyer des Central-Landwirthschafts- oder October-Festes (alljährlich).
2) Ueber das fünf und zwanzigjährige Wirken des landwirthschaftlichen Vereins. Von Hrn. Staatsrath von Hazzi. 1835.

Von bayerischen Aerzten:

Bericht über Cholera morbus. 2 Theile.

b) Von einzelnen Gelehrten.

(In alphabetischer Ordnung).

Von dem k. Oberbergrath Hrn. Jos. von Baader:

Die Unmöglichkeit, Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen mit Vortheil als allgemeines Transportmittel einzuführen u. s. w. Nürnberg 1835. 8.

Von Hrn. Dr. Sulpiz Boisserée.

Denkmale der Baukunst vom VII. bis XIII. Jahrhundert. München 1833. Fol.

Von Hrn. Prof. Joh. Andr. Buchner:

1) Repertorium für die Pharmacie. Nürnberg, 1833 — 36. 8.
2) Versuche über das Verhalten der Auflösungen chemischer Stoffe zu Reagentien bey verschiedenen Graden von Verdünnung. Nürnb. 1834.
3) Handbuch für Aerzte und Apotheker, 9te Lieferung. Nürnb. 1836. 8.

Von Hrn. Prof. Jos. Andr. Buchner:

Dokumente zur Geschichte von Bayern. München, 1834. 8.

Von Hrn. Major von Ehlingensperg in Paßau:

22 Stücke alter Bücher, Handschriften und Documente.

Von Hrn. Ministerialrath von Fink:

Beyträge zur Geschichte des Landgerichts Burglengenfeld. 8.

Von Hrn. Prof. Othmar Frank:

Die Philosophie der Hindu. München, 1835. 4.

Von Hrn. Prof. Friedreich zu Weissenburg:

Systematisches Handbuch der gerichtlichen Psychologie. Leipzig, 1835. 8.

Von Hrn. Dombechant, nun Bischof, Geißel in Speyer:

Der Kaiserdom in Speyer. Erster Band. Speyer, 1836. 8.

Von Hrn. Kreis- und Stadtgerichtsrath Greger:

1) Anleitung zur Erhebung des Geistes zu Gott. 1832. 8.
2) Sonetten-Sammlung. Regensburg, 1833. 12.
3) Laute eines Minnesängers. Regensb. 1833. 12.
4) Gelegenheitsgedichte. 1833.
5) Zur hohen Feyer der Vermählung Sr. Majestät des Königs Otto I. von Griechenland. Augsb. 1836. 8.
6) Ich gedachte Dein! Taschenbuch. Waltershof im Fichtelgebirg. 1838. 8.
7) Das dermal Nothwendigste über Kunst- und Fahrtwegbauten. Nürnberg, 1838. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Gruithuisen:

1) Analecten für Erd- und Himmelskunde, 7 Hefte. 1828 — 31. 8.
2) Neue Analecten für Erd- und Himmelskunde, 3 Hefte. München, 1838. 8.

Von Hrn. Dechant und Stadtpfarrer Haas zu Bamberg:

Nachricht vom St. Elisabethen Hospital zu Scheßlitz. Bamb. 1834. 8.

Von Hrn. Geheimenrath von Harold:

Ode in Ludovicum Bavariae Regem nuptiis pie fausteque instauratis. 4.

Von Hrn. Prof. Ludw. von Jan in Schweinfurt:

Lectiones Plinianae. Particula I. 1834. 4.

Von Hrn. Hofrath und Prof. Dr. Kastner in Erlangen:

1) Archiv für Meteorologie und Chemie. 6r — 9r Band. Nürnb. 1832 — 35. 8.
2) Grundzüge der Physik und Chemie. 2te Abtheil. Nürnb. 1833.

Von Hrn. Prof. Dr. v. Kobell:

1) Tafeln zur Bestimmung der Mineralien rc. München, 1833. 4.
2) zweyte umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes. München, 1835. 8.
3) Tableaux pour reconnaître les mineraux etc. Genève 1836. 8.
4) Grundzüge der Mineralogie rc. Nürnb. 1838. 8.

Von Hrn. Hofr. und Prof. Dr. Koch in Erlangen.

1) J. K. Röhlings Deutschlands Flora, nach einem veränderten Plan rc. bearbeitet. 4. Band. Frankf. a. M. 1833. 4.
2) Synopsis Florae Germanicae et Helveticae. Francof. ad M. 1837. 8.
3) Ejusd. operis Index. ibid. 1838. 8.

Von Hrn. Dr. Friedr. Kunstmann:

Die Canonensammlung des Remedius von Chur. Tübingen. 1836. 8.

Von Hrn. Conservator Dr. Lamont:

Jahrbuch der königl. Sternwarte bey München für 1838. 8.

Von Hrn. Pfarrer Lehmann zu Weißenheim am Berg:

Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreise Bayerns. Heidelb. 1832. 8.

Von Hrn. Ph. Jos. Madler, Fürstl. Leining'schen Revierförster:

1) Die Sachsengräber bey Miltenberg und Kleinheubach. Amorbach, 1835. 8.
2) Das Schloß Miltenberg am Mayn. Amorbach, 1837. 8.

Von Hrn. Prof. und Conservator von Martius:

1) Nova genera et species plantarum, quas in itinere per Brasiliam collegit etc. Vol. III. Fasc. III. Monach. 1832. fol.
2) Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen, übersetzt von C. Fr. Ph. v. Martius. Nürnberg, 1833. 8.
3) Delectus animalium articulatorum, quae in itinere per Brasiliam collegerunt de Spix et de Martius etc. Fasc. III. cum tab. Monach. 1833. fol.
4) Icones plantarum cryptogamicarum Brasiliae. 1834. fol.
5) Conspectus regni vegetabilis etc. Norimberg. 1835. 8.
6) Denkmal auf Hrn. Grafen De Bray. Regensburg. 1835. 8.
7) Genera et Species Palmarum. Fasc. V — VII. Monach. 1835 — 38. fol.

Von Hrn. Prof. Dr. Maßmann:

Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. München, 1834. 4.

Von Hrn. Staats- und Reichsrath von Maurer:

Das griechische Volk. 3 Bände. Heidelb. 1835. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nr. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. ꝛc.

(Schluß.)

Die Zeit des Hochwassers folgt der Culmination des Mondes nicht in gleichem Intervall während jeder Periode des Mondwechsels, indem dieses bisweilen größer, bisweilen kleiner ist, als das mit dem Neu- und Vollmonde correspondirende und wird nach der Distanz des Mondes von der Sonne regulirt. Sind Mond und Sonne in Conjunction, so folgt die correspondirende Fluth dem Monde nach Verhältniß des mittleren Intervalls. Ist der Mond in verschiedenen Stundenwirbeln hinter der Sonne, so sind Korrektionen erforderlich, welche der Verf. mittheilt. Die korrigirte Hafenzeit läßt sich dadurch bestimmen, daß man das Mittel der Intervallen zwischen Fluth- und Mondsdurchgang für jede ganze Zahl von Halblunationen nimmt. Wegen großer Ungenauigkeiten und Zweydeutigkeiten läßt sich aus den Fluthbeobachtungen der Lauf der Isorachien noch nicht genau und bestimmt herleiten. Jedoch entwirft der Verf. eine annähernde Zeichnung, welche sich auf der Karte des Atlas wieder findet und zur besonderen Deutlichkeit und Klarheit führt.

Der dritte Abschnitt ist darum sehr wichtig, weil er die Untersuchung der vorhandenen Fluth-Beobachtungen zum Gegenstande hat. Eines Auszuges ist er nicht fähig, weßwegen sich Ref. mit Angabe der Gegenden begnügt, aus denen Beobachtungen vorhanden sind. Der Verf. sammelte sehr fleißig, benützte Lalandes Versuch hierzu im 4ten Bande seiner Astronomie, die nautischen Aufnahmen verschiedener Seefahrer und die Handschriften bey der brittischen Admiralität, nebst den hierbey niedergelegten Karten, welche ihm der Hydrograph Kap. Beaufort zum freyen Gebrauche überließ, wodurch es ihm möglich ward, die in seiner Karte versinnlichten Isorachien zu ziehen. Sie gehen oft quer über Oceangegenden, wo keine Fluthbeobachtungen gemacht wurden, vielleicht nie gemacht werden können, was als Interpolation anzusehen ist. Berghaus giebt diese auf den Meridian von Greenwich bezogenen Resultate übereinstimmend mit den Karten, um nicht alle Fluthzeiten auf den von Paris reduciren zu müssen, was freylich sehr mühsam gewesen wäre.

Mit den Fluthen des atlantischen Oceans, welche in ihren Hauptgestalten zur Art der abgelenkten gehören und sich von Süden nach Norden fortpflanzen nach den Gesetzen von Wellenschlägen im beschränkten Meere, wird begonnen, wobey Berghaus zu den Ergebnissen in den Isorachien oft sehr instruktive Bemerkungen beyfügt, welche verschiedene Modificationen, welche er vorgenommen hat, betreffen. Besonderes Interesse gewähren außer den Beobachtungen an der Ost- und Westküste des atlantischen Oceans die der Inseln und der europäischen Theile von jenen, z. B. im brittischen Kanale, im St. Georgs-Kanale, an den Küsten Irlands und Schottlands und den übrigen Küsten. An diese reihen sich die Beobachtungen über die Fluthen im stillen Oceane, z. B. an der Westküste von Amerika, in den centralen Theilen des großen Oceans und an den westlichen Gegenden. Diesen folgen die Thatsachen von den Gezeiten an den Küsten Australiens, des indischen Meeres und der Fluthen in den Strommündungen nebst den Hoch- und Niederwassern in Flüssen und der Geschwindigkeit der Fluthwelle in diesen. Man findet einen großen Reichthum von Ergebnissen, welche über den Gegenstand viel Licht verbreiten, viele Irrthümer

Digitized by Google

in geographischen Lehrbüchern und Karten entfernen und verbessern.

Der vierte Abschnitt ist wieder theoretischen Inhalts, indem er allgemeine Bemerkungen über den Lauf der Fluthen enthält, welche die Geschwindigkeit der Fluthwelle, die Gestalt der Isorachien, die geraden und umdrehenden Fluthenströme, die Größe der Fluthen, die Beständigkeit der Isorachien und einige Eigenthümlichkeiten der Fluthen, nämlich die Differenz der zwey täglichen, die einfachen und doppelten Halbtagsfluthen, betreffen. Die von der Fluth gebrachte Wasserfirste bewegt sich von der Lage einer der stündlichen Isorachien bis zur Lage der nächstfolgenden in einer Stunde, also wird die Geschwindigkeit, womit diese Welle fortrollt, durch die Entfernung von zwey dieser Linien gemessen, indem man diese Distanz in einer Richtung nimmt, welche auf beyden Isorachien nahe senkrecht steht. Die Isorachien sind convex in der Richtung ihrer Bewegung und ihre Enden in der Nähe des Gestades werden von der kleineren Geschwindigkeit in seichterem Wasser und anderen Hindernissen zurückgehalten; sie krümmen sich um Vorgebirge und Inseln und bilden einen Divergenzpunct auf der Seite der kommenden Fluth; Fluthen, welche auf zwey entfernte Puncte desselben Gestades gleichzeitig, oder doch nahe gleichzeitig treffen, bringen einen Convergenzpunct zwischen diesen Puncten hervor, und andere Gestalten erscheinen, so wie es die Theorie erfordert.

In vielen Meeren ändern sich die Fluthströme in sich folgenden Perioden in viele neue Richtungen und drehen sich an vielen Orten innerhalb 12 Stunden durch den ganzen Umring des Compasses; sie finden besonders in der Nachbarschaft derjenigen Stellen statt, wo die Fluthströme sich trennen oder begegnen und wo ein Vorgebirg keine Gegenströmung erzeugt, da wird der längs des Gestades ziehende Strom von der Beugung des Landes schief in den Hauptstrom geworfen, woraus verschiedene Erscheinungen entstehen, wie die Race von Portland und andere ähnliche Fälle. Die Zeit des Hochwassers an benachbarten Orten wechselt unaufhörlich und langsam, je weiter man seewärts gelangt, weßwegen die Fluthangaben zu sehr verschiedenen Stunden an einander benachbarten Plätzen in den meisten Fällen unrichtig seyn werden. Die Isorachien sind für Neu- und Vollmonds-Fluthen gezogen; ob ihre Gestalt bey jeder anderen Periode der Lunation dieselbe ist, und nicht von zufälligen Ursachen modificirt wird, nebst anderen Bedenklichkeiten, läßt sich nicht bestimmen. Die Abendfluth ist an verschiedenen Orten höher beobachtet worden, als die Morgenfluth, was die Verschiedenheit der Beobachtungen erklären hilft. An einigen Orten ist in 24 Stunden nur Einmal Hochwasser, wovon der berühmteste Fall am Hafen von Tonkin sich findet, was schon Newton nach der Theorie als sehr wahrscheinlich erklärt. Auch giebt es Puncte, wo täglich mehr als zwey Fluthen erscheinen, wie Poole in Doretshire beweist.

In den Zusätzen versucht Berghaus einige Beyträge zur Kenntniß des Laufes der Fluthwelle im nördlichen Theile des stillen Oceans zu geben. Er verfolgt den Zug der Isorachien längs der skandinavischen Küste um das Nordkap nach der Mündung des weißen Meeres, worüber an dem lappländischen Gestade genaue Beobachtungen durch Kapitän Fedor Lütke's viermalige Reise durch das nördliche Eismeer vorhanden sind. Die Darstellungen auf der Karte beschreibt er in den Vorbemerkungen sehr genau und giebt durch die Zeichnungen zu erkennen, daß er in den Geist des Whewell'schen Versuchs völlig eingedrungen ist und von ihm durch die Verfolgung des Gegenstandes noch manche Ergebnisse zu erwarten sind, welche die Erscheinungen der Ebbe und Fluth auf weit zuverläßigere Gesetze zurückführen, als es jetzt der Fall ist, und viele irrige Ansichten aus Lehrbüchern und Karten entfernen.

Aus der Abtheilung Geologie bietet die Karte Nr. 9. eine Nachahmung der Karte L. v. Buch's über die Centralvulkane, mit denen das Becken des großen Oceans besetzt ist und über die Reihenvulkane, welche einzelne Gegenden desselben durchziehen, zum größten Theile aber das Bassin an seinen Rändern fast rings umgürten, mit Einschluß der Sundareihe, welche von dem Molukkenknoten westwärts zieht, über die an Feuerbergen reiche Insel Djaya und durch Sumatra in den Meerbusen von Bengal zu den brennenden Inseln Barren und Narkomam. Sie ist eben so an-

Digitized by Google

sprechend als deutlich, und bedarf keiner weiteren Erörterung.

Die Karte über Umrisse der Pflanzengeographie enthält von Humboldt's Statistik der vornehmsten Pflanzenfamilien und Pflanzen-Gruppen. Schauw's 25 phytogeographische Reiche und die Verbreitungsbezirke der Familie der Palmen, der Gattung der Fichten und Heide; das Blatt ist sowohl wegen der Menge und Anordnung der dargestellten Gegenstände, als auch wegen der treuen Nachbildung des ausgezeichneten Originals und gefälligen Aeußeren zu empfehlen. Schauw's Eintheilung der Pflanzendecke ist nur versuchsweise aufgenommen. Zugleich sind auf der bildlichen Darstellung einige Puncte aus den Alpen z. B. der Mont-Rosa und die Ausdehnung der Gletscher auf der Nord- und Südseite angedeutet, wodurch das Blatt an Interesse und Belehrung für den Beobachter gewinnt.

Einige nachträgliche Bemerkungen betreffen geographische Berichtigungen, welche dem Verf. theils mündlich, theils brieflich zukamen und Bereicherungen enthalten, die der Geograph sorgfältig aufzuzeichnen hat. Sie beziehen sich auf Höhenlagen in Böhmen, den Kurs, welchen Columbus verfolgte, die Strömungen vom großen Ocean und die Brimstone-Insel des amerikanischen Kapitän Thayer.

Die Ausstattung, Correktheit und Deutlichkeit der ersten Lieferung wiederholen sich und machen es sehr wünschenswerth, der Atlas möge sehr verbreitet und von allen Freunden der Geographie mit möglichster Sorgfalt studiert werden.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

Von Hrn. Stadtpfarrer Mayer in Eichstädt:

1) Ueber einen im Fürstenthum Eichstädt entdeckten altdeutschen Familiengrabhügel. Bamb. 1835. 8.
2) Ueber einen im Fürstenthum Eichstädt entdeckten Grabhügel eines altdeutschen Druiden.

Von Hrn. Dr. Alois Mayr:

Theorie des Differential-Calculs.

Von Hrn. Fr. Xav. Mayer, Pfarrer zu Pondorf bey Riedenburg:

Tiburnia oder Regensburg und die ältesten Bischöfe in Bayern aus römischer und agilolfingischer Zeit. Regensb. 8.

Von Hrn. geh. Rath und Archivar Dr. Oesterreicher in Bamberg:

1) Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte. 4 Bände. Bamberg, 1832 — 37. 8.
2) Geschichte der Herrschaft Banz. 2ter Thl. Bamberg 1833. 8.
3) Bambergs Fürstbischöfe. — Urkundliche Nachrichten von dem Fürst-Bischof Mangold. Bamberg. 1834. 8.
4) Urkundliche Nachrichten von dem Uebertritt der Prinzessin Elisabetha und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zur katholischen Religion. Bamb. 1834. 8.
5) Die Wahlkapitulation des Königs Sigismund von Polen vom J. 1688, nebst der Verfassungs-Urkunde.
6) Julii Solini Polyhistor.
7) Der erste May auf der Altenburg. 2te Auflage Bamberg. 1835. 8.
8) Geschichte des Dorfes und Rittergutes Streitau im Obermainkreise. Bamberg. 1836. 8.

Vom Hrn. Prof. Dr. Plank:

1) Jahresbericht der k. b. Central-Veterinärschule für das Jahr 1833/34.
2) Almanach für wissenschaftlich gebildete Thierärzte auf das Jahr 1835.

Von Hrn. Prof. Dr. Rixner in Amberg:

Geschichte der Philosophie bey den Katholiken in Altbayern rc. München 1835. 8.

Von Hrn. Präsidenten v. Rudhart in Paßau:

Die Industrie im Unterdonaukreise. Paßau. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Rudhart in Bamberg:

Ist die Altenburg bey Bamberg wirklich das Castrum Babenbergk rc.? Bamberg 1835. 4.

Von Hrn. Prof. Dr. Schmeller:

Bayerisches Wörterbuch. 4 Thle. Stuttgart u. Tübingen. 1827 — 37. 8.

Digitized by Google

Von Hrn. Dr. Med. Schmitt zu Rieneck:
Beyträge zur Behandlung einiger Wassersuchten. Würzb. 1833. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Schmöger in Regensburg:
Meteorologische Beobachtungen zu Regensburg von den Jahren 1774 — 1834. Nürnb. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Schwerd in Speyer:
Die Beugungserscheinungen, aus den Fundamentalgesetzen der Undulations-Theorie analytisch entwickelt ɩc. Mannheim 1835. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Steiner in Seligenstadt:
1) Geschichte und Alterthümer des Rodgau's. Darmstadt 1833. 8.
2) Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Darmst. 1834. 8.

Von Hrn. Rechnungsrevisor Sutner:
1) Die Burgruinen zu Wittelsbach ɩc. München 1834. 4.
2) Karl der Große, Gedichte. München. 1835. 8.

Von Hrn. Geh. Rath von Utzschneider:
Mit welchen Schwierigkeiten begann im J. 1800 die Regierung Sr. Maj. des Königs Maximilian in Bayern? München 1837. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Wagner in Erlangen:
1) Zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Leipz. 1833. 8.
2) Prodromus historiae generationis hominis et animalium (der hiesigen Akademie der Wissenschaften gewidmet.) Lipsiae, 1836. fol.

Von Hrn. Bataillonsarzt Widmann in Regensburg:
Die Fehler der neuhochdeutschen Schrift ɩc. Regensburg, 1836. 8.

Von Hrn. Geh. Rath Ritter von Wiebeking:
Von dem Einfluß der Untersuchung architectonischer Baudenkmale auf die Erforschungen im Gebiete der Geschichte. München, 1834. 4.

Von Hrn. Hauptmann von Xylander:
1) Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. München, 1831. 8.
2) Waffenlehre. Ebendas. 1833. 8.
3) Truppenlehre der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Münch. 1834. 8.
4) Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren. Frankf. a. M. 1835. 8.
5) Das Sprachgeschlecht der Titanen. Daselbst. 1837. 8.
6) Zur Sprach- und Geschichtforschung der neuesten Zeit. Das. 1838. 8.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

(In alphabetischer Ordnung der Orte.)

Von dem k. Niederländischen Institut der Wissenschaften und Künste zu Amsterdam:
1) Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse, I — VII. Deel. (14 Bände) Amsterdam 1827 — 1838. 4.
2) Commentationes latinae tertiae Classis. Vol. IV — VI. Amstelodami 1833 — 36. 4.
3) Prijsverhandeling over het bestaanden aard, en de behandeling van het Natuurregt etc. door de derde Klasse. Amst. 1833. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:
Berichte über die Verhandlungen derselben, vom August 1834 bis July 1835, und vom August 1835 bis July 1836. Basel, 1835 und 1836.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin:
1) Abhandlungen aus den Jahren 1830 — 36. 4.
2) Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen von den Jahren 1836 — 38. 8.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel:
1) Nouveaux Mémoires, Tom. IX et X. Bruxelles 1835 et 1837. 4.
2) Mémoires couronnés, T. XI et XII. Bruxelles 1837. 4.
3) Bulletins des séances des années 1835. 1836 et 1837. 8.
4) Annuaire, 2, 3 et 4ème années, 1836, 1837 et 1838. 12.
5) Essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius-Saccas, par L. J. Dehaut. (Ouvrage couronné.) Bruxell. 1836. 4.
6) Du Spiritualisme au XIX. Siècle, ou Examen de la Doctrine du Maine de Biran, par L. A. Gruyer. 8.
7) Annuaire de l'Observatoire de Bruxelles, troisième année. Bruxell. 1836, 12.
8) Observations horaires faites au dernier solstice d'hiver (1837) à Bruxelles, Louvain, Alost et Londres etc. 8.
9) Annales de l'Observatoir de Bruxelles, publiées aux frais de l'Etat, par le Directeur A. Quetelet. Tome I. Bruxelles 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

Wir haben schon beym Erscheinen des ersten Heftes dieser Reise unsere Leser auf selbige aufmerksam gemacht (Gel. Anzeigen VI. 207), und damals das Versprechen gegeben auf den Inhalt näher eingehen zu wollen, sobald mehr Hefte uns vorliegen würden. Da nun Letzteres jetzt der Fall ist, so können wir eine kurze Uebersicht von dieser eben so angenehm unterhaltenden als lehrreichen Reisebeschreibung, soweit sie bis jetzt erschienen ist, im Nachfolgenden vorlegen.

Es war der 24. July 1832, der day of independence, an welchem Amerika seine Unabhängigkeit proklamirt hatte, an dem der Prinz, in Boston landend, zum zweyten mal den Boden der neuen Welt betrat. Des großen Festes wegen waren die meisten Läden geschlossen und die Bevölkerung der Stadt wogte in bunter Menge in den Straßen auf und nieder, was dem Fremden eine höchst interessante Gelegenheit zur Auffassung der nordamerikanischen Eigenthümlichkeiten gab. „Das Charakteristische der englischen Gesichtsbildung," meynt der Reisende, „scheint in Amerika in dem fremdartigen Klima meist verschwunden zu seyn. Der Körper der Männer ist mehr schlank und von höherer Statur, ein allgemeiner Ausdruck der Physiognomie scheint zu fehlen, und das weibliche Geschlecht ist zierlich, hat schöne Züge, dabey aber häufig eine Bläße, die eben nicht auf ein gesundes Klima, oder gesunde zweckmäßige Lebensart schließen läßt." Die Moden waren ganz die neuesten englischen und französischen. Unter der Volksmasse bemerkte man eine große Anzahl Neger, die bekanntlich in den nördlichen Staaten frey sind; nach Urbewohnern sah man sich dagegen vergeblich um.

Die amerikanischen Gasthöfe findet der Reisende in vielen Stücken hinter den europäischen zurückstehend. Die Wohnzimmer sind sehr klein und enthalten sämmtlich Betten; Zimmer ohne Betten muß man besonders miethen. Die Eßstunden sind bestimmt und werden dreymal des Tages gehalten; außer denselben kann man nichts zu essen bekommen. Gewöhnlich nehmen viele Personen den Tisch in diesen Gasthöfen; sie belagern das Haus schon vor der bestimmten Stunde, und auf das gegebene Signal stürzen sie in wildem Gedränge in den Speisesaal. Ein Jeder sucht dem Andern den Rang abzulaufen, auch ist die Menge der Gäste meist unverhältnißmäßig groß zu der Zahl des aufwartenden schwarzen Personals. Alsdann bemächtigt sich ein Jeder der Speise, die er zuerst erreichen kann und in zehn Minuten ist Alles verzehrt. Die Bedienung in den Gasthöfen ist im Allgemeinen ziemlich schlecht. Weiße Bediente giebt es beynahe gar nicht, oder sie sind doch fast unbrauchbar; dagegen müssen die Schwarzen alle diese Geschäfte übernehmen, die obgleich freye Leute, doch als eine ausgestossene Kaste betrachtet werden.

Da Boston's Merkwürdigkeiten bereits hinlänglich beschrieben sind, so übergeht sie der Prinz und erwähnt nur des New-England-Museums, als einer wenigstens zum Theil naturhistorischen Anstalt, wo aber freylich die Erwartung des Fremden sehr betrogen wird. Nach dem Urtheile des Prinzen sind diese sogenannten Museen aller größerer Städte der Vereinigten Staaten, das Peale'sche zu Philadelphia etwa ausgenommen, Anhäufungen von allerhand Curiositäten, zum Theil von höchst son-

Digitized by Google

derbarer Auswahl. Hier findet man Naturalien, verzerrte Wachsfiguren, mathematische u. a. Instrumente, Modelle, schlechte Gemälde und Kupferstiche, Karrikaturen, ja sogar die kleinen Bilder unserer Modejournale u. s. w. bunt durcheinander aufgestellt. Unter den Thieren befanden sich einige ganz interessante, allein ohne Etikette oder weitere Nachweisung. Diese Sammlung war in mehreren Stockwerken eines hohen Hauses, in winkeligen Gängen, Zimmern und Kämmerchen aufgestellt, und zur Anlockung des Publikums ließ man während der Besuchszeit einen Mann Klavier spielen, welches Concert dem Reisenden eben keine besondere Erbauung gewähren konnte.

Von Boston reiste der Prinz mit dem Postwagen nach Providence. Der Weg gieng durch schöne Waldungen mit offenen Gegenden abwechselnd, in welchen die Landleute eben mit der Heuernte beschäftigt waren. Hatten selbige auch noch so kleine ärmliche Wohnungen, so bemerkte man doch an den Fenstern und Thüren das weibliche Geschlecht höchst elegant nach der Mode gekleidet mit seinen häuslichen Arbeiten beschäftigt. In dem „allein freyen" Staate will natürlich Niemand dem Andern einen Vorrang gestatten, daher sieht man überall auf dem Lande seidene Kleider und die neuesten Moden. Kleine Bauerwagen rollen dem Reisenden vorbey, auf welchen neben dem Eigenthümer, der die Zügel führt, eine höchst elegante in Seide gekleidete Land-Lady, wie aus dem Modejournal kopirt, sitzt. Die Gleichheit geht so weit, daß auch der Kutscher sich mit zu Tische setzt; übrigens ist man vor rohen Gesprächen ziemlich sicher, da die Amerikaner bey Tische meist stumm sind.

Providence, die Hauptstadt des Staates Rhode-Island, ist sehr belebt. Der Luxus ist schon bedeutend. Das weibliche Geschlecht zeigt sich in den eleganteſten Anzügen, und die schon erwähnten Feld- und Wald-Lady's bringen in seidenen Kleidern und großen beschleyerten Strohhüten ihre Milch auf kleinen Wagen zu Markte. Dieser Hang zum Putze scheint wirklich ein Charakterzug des amerikanischen Volksgemisches zu seyn, zeigt aber auch zugleich von Wohlstand, da man in diesem Lande weder Arme noch Bettler sieht, und erblickt man geschäftloses Volk, so sind es meistens neue Ankömmlinge aus Europa. Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag, in dessen strenger Feyer bekanntlich die Amerikaner sehr gewissenhaft sind. Die ganze Bevölkerung, die Bücher unter dem Arme, zog nach den Kirchen; alle Läden waren geschlossen.

Von Providence fuhr der Prinz mit einem Dampfschiffe nach New-York. Der erste Eindruck, welchen diese Weltstadt mit 220,000 Einwohnern auf ihn machte, war überraschend durch ihre schöne Lage. Gegenwärtig hatte die Bevölkerung in wenig Tagen um 20,000 Menschen abgenommen, welche die eben ausgebrochene Cholera verscheucht hatte. Diese furchtbare Krankheit war aus Kanada in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten eingedrungen, und da sie an den großen Seen herrschte, schien sie dem Reisenden den Plan vereiteln zu wollen auf diesem Wege in's Innere des Landes vorzudringen. Der Prinz verweilte nicht lange in New-York, sondern eilte nach Philadelphia.

Diese Stadt gewährt bey weitem nicht den imposanten Anblick von New-York. Uebrigens ist sie ganz regelmäßig angelegt, indem sich ihre langen geraden Strassen rechtwinkelig durchschneiden. Die schönsten Laden füllen dieselben beynahe in ununterbrochener Reihe und man sieht daselbst alle Waaren der verschiedensten Welttheile. Groß ist die Anzahl der kirchlichen Gebäude, indem man im Jahre 1834 daselbst 87 Kirchen und Bethäuser zählte, nämlich 17 der Presbyterians, 4 der Reformed Presbyterians, 12 Episcopalians, 8 Baptists, 5 Roman-Catolics, 12 Methodists-Episcopalians, 4 Lutherians, 1 Swedish, 2 Reformed Dutch, 1 German Reformed, 1 Independents, 7 meetinghouses der Quäcker, 2 der Universalists, 1 Unitarians, 1 Swedenborgians, 1 Christians, 1 Bible Christians, 1 Moravians (Herrnhuter), 1 Menonists, 1 Church of God, 3 für Seeleute und 1 Juden-Synagoge. Die Kirchen sind meist ohne alle äußere Verzierungen in einem sehr einfachen Style von Backsteinen aufgeführt. „Die Geschichte des alten Europa fehlt diesem Lande, daher sucht man vergebens die alten gothischen Kathedralen und imposanten Denkmäler vergangener Jahrhunderte, welche den Reisenden in Europa so lehrreich und angenehm beschäftigen."

Die Bevölkerung Philadelphias betrug im genannten Jahre 80,406 Weiße und 59,482 Farbige.

Der Prinz besuchte das Museum des Hrn. Titian Peale, welches weniger Spielereyen als die andern Museen, dagegen die beste naturhistorische Sammlung in den vereinigten Staaten enthält. Man sieht daselbst die meisten nordamerikanischen Thiere ziemlich gut ausgestopft, auch das schöne große Mastodon-Skelet. Die Sammlung von indianischen Trachten, Geräthschaften und Waffen ist die bedeutendste, welche der Reisende in der neuen Welt zu Gesichte bekam.

Um das Innere von Pennsylvanien kennen zu lernen, beschloß der Prinz einige Zeit in der Niederlassung der mährischen Brüder zu Bethlehem zu verweilen. Die ganze Gegend dahin und noch viel weiter hinaus ist größtentheils von Abkömmlingen deutscher Auswanderer bewohnt, welche sämmtlich ein schlechtes Deutsch reden, gleichwohl in dieser Sprache sich lieber als in englischer unterhalten. Bethlehem ist bis jetzt nur noch ein Dorf zu nennen, nimmt aber bedeutend zu und hat einige schon sehr ansehnliche Straßen. Die Kirche ist ein stattliches und freundliches Gebäude; eben so die Erziehungsanstalt für Mädchen. Die Umgegend ist angenehm und das Klima sehr gesund. Man baut hier alle europäischen Feld- und Gartengewächse, so wie den Mais; selbst den Weinbau hat man angefangen, allein die hier cultivirte sogenannte Alexanders-Traube giebt bis jetzt noch ein ziemlich saures Getränke, das man mit Zucker zu versüßen pflegt. Das Obst scheint in den Vereinigten Staaten nicht so gut als in Europa zu gerathen, doch kann man wohl die Pfirsiche ausnehmen.

Eine sehr freundliche Aufnahme fand der Reisende bey den Vorstehern dieser Kolonie, unter denen der als ausgezeichneter Botaniker bekannte Hr. von Schweinitz. Mit Dr. Saynisch, der mit der Naturgeschichte wohl vertraut ist, hatte er schon unterwegs Bekanntschaft gemacht. Die Zeit des Aufenthalts zu Bethlehem wurde hauptsächlich zu Jagd-Excursionen benützt; größere Thiere finden sich indeß nicht mehr vor. Ehemals war ganz Nordamerika ein endloser Wald, nur in den westlichen Gegenden, jenseits der Alleghany-Gebirge, gab es Prairien; das ganze Pennsylvanien dagegen, ein Staat von der Größe Frankreichs, war ein Urwald. Durch das Zuströmen der Ansiedler wurde dieser in kurzer Zeit gänzlich gelichtet, und in demselben Maaße ist auch das größere Wild verschwunden; unmittelbar bey Bethlehem giebt es selbst keine Hirsche mehr. An Säugthieren führt der Verfasser an: den grauen Fuchs (Canis cinereo-argenteus), den kleinen Hasen (Lepus americanus), das pennsylvanische Murmelthier (Groundhog oder Woodchuk) *), das graue, röthliche und gestreifte Eichhorn, die Moschusratte und den Mink. Zur Nachtzeit müssen aufgesucht werden das Beutelthier (Didelphys virginiana) und das Stinkthier (Mephitis americana), wovon ersteres in dieser Gegend nicht häufig, das letztere dagegen nicht selten ist, auch das fliegende Eichhörnchen läßt sich bey Tage nicht sehen. Den Gestank des Stinkthieres schildert der Reisende nicht so entsetzlich, wie es gewöhnlich gesagt wird, wenigstens konnte es mit Hunden gejagt werden und wurde von diesen todtgebissen, wodurch selbige allerdings zuweilen etwas parfumirt waren. An Vögeln gab es schöne Tanagra's und Fringillen; von Fliegenvögeln den einzigen Trochilus Colubris, bey welcher Gelegenheit der Prinz bemerkt, daß Guildings Behauptung, als ob die beyden Klappen der Zunge durch eine gemeinsame Oeffnung in den Oesophagus münden und die Hauptnahrung der Kolibris Honig sey, nicht begründet ist. Besonders häufig sind Schildkröten, als Emys pulchella, punctata, picta, odorata, serpentina u. a. Letztere wird häufig gegessen und ist sehr bissig. Hievon hatte der Rei-

---

*) Der Verf. bemerkt (S. 62), daß in den zoologischen Werken eine große Verwirrung hinsichtlich der Gattung Arctomys herrsche; A. Monax, Empetra und pruinosus sind ihm zu Folge nur eine einzige Art. Bezeichnender Charakter sey allerdings der rothbraune Unterleib, gleichwohl finde man Exemplare, wo bey sonstiger Uebereinstimmung diese Farbe gänzlich fehle. Aeltere Thiere seyen an den obern Theilen mehr weißgrau gemischt, jüngere mehr rothbräunlich gefärbt. Stirn und Vorderkopf seyen bey allen schwarzbraun. Die mehr grauen Thiere begriff Cuvier unter Monax, die kleinern, also jüngern, unter Empetra.

sende Gelegenheit eine auffallende Erfahrung zu machen. Er erhielt von einem Bauern die Eyer dieser Art, in welchen die jungen Thiere zum Auskriechen reif waren. Kaum waren sie aus der Hülle befreyt, so bissen sie schon um sich.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der Universität zu Dorpat:

Beyträge zu den theologischen Wissenschaften. Von den Professoren der Theologie. 2. Band. Hamburg, 1833. 8.

Von der Société Cantonale de Physique et d'Histoire Naturelle de Genève:

Mémoires, VII. tomes. Genève, 1821 — 37. 4.

Von der Academia Lugduno-Batava Hagae.

Christiani Hugenii aliorumque seculi XVII. virorum celebrium exercitationes mathematicae et philosophicae. Fasc. I. et II. Hagae Comitum. 1833. 4.

Von der k. Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. XIII — XXIII Deel. Haarlem, 1824 — 35. 8.

Von der Stadtbibliothek zu Hamburg:

Geschichte der Stadtbibliothek von Hamburg. Von Chr. Petersen. Hamburg, 1838. 8.

Von dem Ferdinandeum zu Innsbruck:

1) Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg. 8 Bände. Innsbruck, 1825 — 34. 8.
2) Neue Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg. 1 — 4. Band. Innsbruck. 1835 — 1838. 8.

Von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

1) Auszug aus den Statuten der Gesellschaft. 8.
2) Singalesik Skriftlaere af Prof. R. Rask. Kolombo, 1821. 8.
3) Italiensk Formlaere etc. af R. Rask, Kobenhavn, 1827. 8.
4) Den gamle Aegyptiske Tidsregning efter Kilderne på ny bearbeidet af R. Rask. Kobenhavn, 1827. 8.
5) Den aeldste hebraiske Tidsregning indtil Moses etc. af R. Rask. Kobenhavn, 1828. 8.
6) Vejledning til Akra-Sproget på Kysten Ginea etc. af R. Rask. Kobenhavn, 1828. 8.
7) Den förste November og den förste August. To historisk-Kalendariske Undersögelser etc. ved Fin Magnusen. Kjöbenhavn, 1829. 8.
8) Faereyinga Saga etc. udgiven af C. C. Rafn. Kjöbenhavn, 1832. 8.
9) Commentatio de pleno Systemate decem sibilantium in linguis montanis etc. Auctore Erasmo Rask. Hafniae, 1832. 4.
10) Jahresversammlung. 1833. 8.
11) Aarsberetning. 1834. 8.
12) Séance annuelle 1835. 8.
13) Historisch-antiquarische Mittheilungen, Kopenhagen, 1835. 8.
14) Mémoire sur la découverte de l'Amérique au dixième siècle par Chr. Rafn. avec 2 chartes geogr. Paris, 1838.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon:

Memorias. XII. Tomes. Lisboa, 1797 — 1837. 4.

Von der Royal Society of Literature of the United Kingdom:

1) Transactions etc. Vol. II. et Vol. III. Part. I. London, 1832 — 37. 4.
2) Proceedings etc. Vol. I. 1836.
3) Annual Report etc. 1837.

Von der Royal Astronomical Society of London.

Memoirs etc. Vol. V — IX. London, 1833 — 36. 4.

Von der Geographical Society of London:

The Journal etc. Vol. the sixte. Lond. 1836. 4.

Von der Linnean Society of London:

The Transactions etc. Vol. XVII. Lond. 1837. 4.

Von der Medico-botanical Society of London:

Address of Earl Stanhope, President of the Society, for the Anniversary Meeting 1836 et 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

Von Bethlehem aus machte der Prinz eine Excursion nach dem Pokono und durch die Blauen Berge nach Mauch-Chunk im Kohlendistrikt. Der Weg führte durch das Städtchen Eaton über die Delaware-Brücke, welche 600 englische Fuß lang, auf drey Bogen erbaut, gänzlich geschlossen, mit Bohlen benagelt und mit einem starken Dache versehen, an jeder Seite durch 15 Glasfenster erhellt und mit gelber Farbe angestrichen ist. Das Brückengeld wirft den Erbauern dieser Brücke 30 Proc. ab. Der Weg ist von hier aus höchst angenehm, längs des Flußes fort, im Schatten alter Platanen, Eichen-, Tulpen-, Kastanien- und anderer Bäume, während Felsenwände oft dem Ufer sich so sehr nähern, daß zwey Wagen sich kaum ausweichen können. Als der Delaware verlassen wurde, mußten ziemlich ansehnliche Höhen überstiegen werden, von welchen aus man die nahe Aussicht auf die Blauen Berge genoß. Diese sind die erste Kette oder die Vorberge der Alleghanis, und erheben sich zu 2000 Fuß über dem Meere. Sie haben, wie die meisten nordamerikanischen Landschaften, keine ausgezeichneten Formen, worin der Prinz ihren Haupt-Unterschied von den brasilischen findet, deren Hügel und Berge beynahe immer charakteristische Formen, wie in Urgebirgen, haben. Noch denselben Abend wurde das Gebirge erreicht, und zwar der Ausschnitt, in welchem der Delaware dasselbe durchbricht.

Immer mehr zieht sich von hier aus der Weg in die Höhe. Die Gegend war überall bebaut und ähnelte vielen deutschen Landstrichen, welche Aehnlichkeit um so täuschender wurde, da man hier allenthalben deutsch redete. Höher herauf wird es immer rauher und kälter, und Kiefern und Tannen nehmen zwischen dem Laubholze überhand. Der höchste Kamm der Blauen Berge ist der Pokono, wo dunkle Wälder ununterbrochen die Wildniß bedecken. Hier giebt es Bären, Hirsche (Cervus virginianus) und andere wilde Thiere in Menge. Während die äußern Gegenden dieser Waldgebirge auf unverantwortliche Weise durch die Kolonisten in Brand gesetzt und ihres hohen Holzes beraubt worden sind, sieht man weiter hinein den dunkeln Tannenforst mit seinen kolossalen Stämmen noch gänzlich in seinem Urzustande, und der Reisende, der früher die mannigfaltige Pracht der brasilischen Urwaldungen bewundert hatte, ward nicht minder ergriffen von dem ernsten feyerlichen Charakter dieser majestätischen nordamerikanischen Wildnisse. So wie der Pokono überstiegen ist, so zieht sich auf der andern Seite der Weg wieder allmählig abwärts, das Laubholz nimmt wieder überhand und ist zugleich mehr verbrannt und ruinirt. Durch Wildnisse und einzelne Ortschaften führte die Straße endlich nach Mauch-Chunk. Dieß ist ein Dorf von etwa 200 Häusern in dem tiefen engen, von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossenen Lecha-Thale, wo die Lehigh-Company, ein zur Bearbeitung der dasigen Steinkohlengruben gebildeter Verein, 800 — 1000 Arbeiter unterhält. Bereits sind mehrere Eisenbahnen nach den Werken angelegt, Kanäle zur Verschiffung der Kohlen gegraben, große Werke, verschiedenartige Mühlen und ein ansehnlicher Gasthof erbaut. Es herrscht hier lebhafter Verkehr, der an Wichtigkeit sich immer mehr steigert. Bewundernswerth sind die mechanischen Vorrichtungen, mit welchen man hier bey Gewinnung und Förderung der Kohlen zu Werke geht.

Digitized by Google

Die wachsende Bedeutsamkeit dieser Gruben kann am meisten daraus abgenommen werden, daß während man im Jahre 1825 kaum 40,000 Tonnen ausbeutete, im Jahre 1832 bereits über 300,000 Tonnen verbraucht wurden.

Nach Bethlehem zurückgekehrt, setzte der Prinz von hier aus die Reise über die Alleghanys nach Pittsburg weiter fort. Bey Harrisburg passirte er den Susquehanna auf einer ähnlichen bedeckten und mit Fenstern versehenen Brücke, wie schon vorhin eine solche erwähnt wurde. Man hat überhaupt kolossale Brücken der Art in den vereinigten Staaten, so z. B. findet sich weiter abwärts an demselben Fluße eine solche, welche 1 1/4 Meile und 4 Ruthen lang ist, und 52 Pfeiler hat. Der ungefähr 2400 — 3000 Fuß hohe Kamm der Alleghanys ist eine wilde Berggegend mit hohen Tannen und Laubholz gemischt, wo zahlreich das graue Eichhorn haust. Auch hier sind die Bewohner meist Deutsche, weiterhin auch Irländer, die, wie fast allenthalben in den Vereinigten Staaten, im schlechten Rufe stehen und keine Haushaltung zu führen wissen.

Pittsburg, das jenseits der Alleghany liegt, ist eine ziemlich alte, aber nicht sonderlich schöne Stadt, welche mit den Vorstädten an 24,000 Einwohner zählt, unter denen viele Deutsche sind. Man hat hier viele Eisenwerke, Glashütten, Baumwollen-Webereyen u. s. w., zu deren Betrieb über 100 Dampfmaschinen in Anwendung seyn sollen. In der Nähe liegt Economy, die bekannte Kolonie des Würtembergers Rapp, welche schon der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar geschildert, und die seitdem außerordentlich zugenommen hatte. Sie ist von Rapp mit einer Gesellschaft von 6 — 700 schwäbischen Auswanderern, welche damals sehr wenig Hülfsmittel besaß, gegründet worden und hat jetzt ungefähr 150 Häuser, die, ehemals flüchtig von Holz erbaut waren, gegenwärtig aber durch steinerne ersetzt werden.

Der Prinz fällt über die Kolonie ein sehr günstiges Urtheil. Die Ordnung zu Economy, sagt er, ist musterhaft; man sieht am Tage Niemand in den Straßen, alle Bewohner sind nützlich beschäftiget, die jungen Männer, Mädchen und Kinder sind in die verschiedenen Fabriken vertheilt, wo sie ohne Lohn arbeiten, dagegen mit allen ihren Bedürfnissen in reichlichem Maaße unentgeldlich versehen werden. Sie sind sämmtlich in ihrer schwäbischen Tracht reinlich und nett gekleidet, und man hört hier nur deutsch reden. Die Besitzungen und Einkünfte der ganzen Anstalt sind Gemeingut, indem Jeder sein Vermögen zu dem allgemeinen Fond hergegeben hat. Rapp mit seinem Adoptivsohne sind die Direktoren, und man klagt nur, daß nicht Rechenschaft von der Verwaltung abgelegt werde, so wie über die etwas diktatorische Regierung der Anstalt. Dem sey wie ihm wolle, so ist nicht zu leugnen, daß die Einrichtung und Leitung dieses künstlichen Vereins musterhaft und für den Erfinder ehrenvoll ist. Die Fabriken allein sollen jetzt schon einen jährlichen Gewinn von 20,000 Dollars abwerfen, dabey hat man bedeutenden Ackerbau, Wein und Viehzucht. Der Prinz schildert den Stifter dieser Anstalt, Rapp, als einen kräftigen alten Mann von ehrwürdigem Ansehen mit weißgrauen Haaren und langem Barte, seine Familie als bieder und einfach. Den Reisenden erfreute es von ihnen die Versicherung zu hören, daß sie von den alten vaterländischen Sitten nicht abweichen, sondern immer Deutsche bleiben würden.

Die Umgegend von Pittsburg besitzt mehrere zoologische Merkwürdigkeiten. Dahin gehören die vielen und schönen Süßwasser-Muscheln des Ohio, welche Say, Barnes, Lea u. A. beschrieben haben; die weichschaligen Schildkröten (Aspidonectes), deren man 2 — 3 Arten hat, ferner das sonderbare und hier in Menge vorkommende Menopoma und den nicht minder merkwürdigen Menobranchus lateralis, welche auf S. 140 u. f. genau beschrieben werden.

Von Pittsburg setzte der Prinz seine Reise zu Lande nach Wheeling am Ohio fort, wo er sich auf einem Dampfschiffe einschiffte. In Cincinnati, welches gegenwärtig die bedeutendste Stadt des Westens und in fortwährender Zunahme begriffen ist, konnte er nicht verweilen, da bereits die Cholera ausgebrochen war. Dasselbe war in Louisville der Fall, wo Tags vorher fünf Menschen daran gestorben waren. Eine bedeutende Angst hatte die

Digitized by Google

Bevölkerung ergriffen, die Apotheken waren in voller Thätigkeit und große Magenpflaster wurden aufgelegt. Mit Schrecken machte schon am andern Tage die Reisegesellschaft die Entdeckung, daß sie die Cholera am Bord hatte, indem ein Mann, der sich Abends vorher noch ganz wohl befunden und des Nachts hindurch Karten gespielt hatte, am Morgen sich klagte, und bis 11 Uhr Mittags schon gestorben war. Zum Glück wurde Niemand weiter befallen, so daß der Prinz wohlbehalten Mount-Vernon erreichte, wo er sich ausschiffte und zu Lande die kurze Strecke nach New-Harmony zurücklegte, woselbst er am 19. October eintraf.

New-Harmony ist von Rapp in einer ebenen und waldigen Fläche am linken Wabasch-Ufer angelegt worden, wurde aber von ihm an Owen, einen Schottländer verkauft, der später einen Theil an den, in naturwissenschaftlicher Hinsicht rühmlichst bekannten William Maclure, Präsidenten der Academy of Natural Sciences of Philadelphia, überließ. Der Prinz fand Harmony nicht mehr in dem Flor, in dem es unter Rapp gewesen war. Die von diesem erbauten Kirche stand jetzt leer und war — höchst charakteristisch für die bloß dem Erwerbe und den materiellen Genüssen zugewendete Bevölkerung — in ein Liebhaber-Theater umgewandelt worden. Die Einwohnerzahl mochte sich auf etwa 600 Seelen belaufen. Unter ihnen lebten zwey bekannte Naturforscher: Lesueur, der mit Peron unter Kapitän Baudin die berühmte Reise um die Welt, und Say, der mit dem Major Long die Reise in die nordwestlichen Gegenden von Nordamerika gemacht hatte. Letzterer führte die Aufsicht über Maclure's Besitzungen am Wabasch, welcher jenem eine schöne naturhistorische Bibliothek unterhielt, die fortwährend aus Europa mit den kostbarsten neuen Werken vermehrt wurde. In Frankreich hatte Maclure die sämmtlichen Platten zu Audebert's und Vieillot's ornithologischen Prachtwerken aufgekauft, die auf der Bibliothek zu Harmony aufbewahrt wurden; auch unterhielt er daselbst einen Buch- und Kupferdrucker, sowie einen Kupferstecher.

(Schluß folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der Zoological Society of London:

1) Proceedings etc. Part. I — III. London, 1833 — 35. 8.
2) Proceedings of the Comittee of Science and Correspondence etc. Part. I — III. London, 1833 — 35. 8.
3) Translations etc. Vol. I. Lond. 1833 — 35.

Von den Lords Commissioners of the Admirality of London:

1) An Account of the rev. John Flamsteed etc. by Fr. Baily Esq. Lond. 1835. 4.
2) Supplement of the Account of the rev. John Flamsteed etc. by Fr. Baily Esq. Lond. 1837. 4.

Von der Société Imp. des Naturalistes de Moscou:

1) Bulletins etc. Année 1837. Nr. I — VIII. Moscou, 1837. 8.
2) Bulletins etc. Année 1838. I — III. Moscou, 1838. 8.

Von dem Institut de France, und zwar von der Académie des sciences:

1) Mémoires etc. Tome XII. Paris, 1833. 4.
2) Mémoires présentés par divers Savans. — Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. Paris, 1832. 4.

Classe d'Histoire et de Litterature ancienne:

Mémoires etc. Tomes I — IV. Paris, 1815 — 18. 4.

Académie des sciences morales et politiques:

Mémoires etc. Tome I. (Seconde Série) Paris, 1837. 4.

Académie de Médecine:

1) Rapport sur une pièce d'anatomie artificielle du Dr. Auzoux. Paris, 1831. 8.
2) Mémoires etc. Tomes II. et III.

Von der Sociétée Cuvierienne zu Paris:

Revue zoologique. Nr. 2. Fevrier, 1838. 8.

Digitized by Google

Von der Societas Erudita Hungarica zu Pesth:

1) Planum et Statuta Societatis. Pestini, 1831. 4.
2) A magyar tudós társaság alaprajza es rendszabasai. Pesten, 1831. 4.
3) Magyar tudós társasági nevkönív. 1833. Pesten. 8.
4) A magyar tudós társaság' evkönyvei. Elsö Kötet. Pesten, 1833. 4.

Von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg:

1) Mémoires etc. VI. Série. Sciences mathematiques, phys. et naturelles. Tomes II — IV. St. Pétersbourg, 1832 — 36. 4.
2) Mémoires etc. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tomes I — IV. St. Petersburg, 1832 — 37. 4.
3) Mémoires etc. présentés par divers savans. Tome II. St. Pétersb. 1833. 4.
4) Recueils des actes des séances publiques, des années 1831 — 36. 4.
5) Bericht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg über die vierte Zuerkennung der von dem Kammerherrn Paul von Demidow gestifteten Preise für das Jahr 1834. St. Petersburg, 1835. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

1) Uebersicht sämmtlicher in den bisherigen Bänden von Abhandlungen vorkommenden Aufsätze. Prag, 1823. 8.
2) Abhandlungen neuer Folge, 5 Bände. Prag, 1824 — 37. 8.

Von der kaiserl. brasilianischen Regierung zu Rio-Janeiro:

Flora fluminensis von Antonio di Arrabida. XII. Bände in gr. Fol. Parisiis, 1827.

Von dem archäologischen Institut in Rom:

1) Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Fasc. I. 8.
2) Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. Berlin, 1833. 8.
3) Dionysos und Semele, Programm des archäologischen Instituts zur Feyer des 21. Aprils. Von dem Vorigen. Berlin, 1833. 4.
4) Quinto Rapporto sull' Instituto etc. Roma, 1834. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

1) Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för Ar 1831 — 36. (5 Bände.) Stockholm. 8.
2) Arsberättelser om vetenskapernas framsteg. 1831 — 35. 5 Bände. 8.
3) Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi etc. af Jac. Berzelius. Stockholm, 1836. 8.
4) Arsberättelse om Technologiens framsteg etc. af G. E. Pasch. ibid. eod. 8.
5) Arsberättelse i Astronomien etc. af S. A. Cronstrand. ibid. eod. 8.
6) Arsberättelse om Botaniska Arbeten och Upptächter etc. af J. E. Wikstrom. ibid. 1837. 8.
7) Arsberättelser om nyare zoologiska Arbeten och Upptäckter etc. af R. Fr. Fries. ibid. eod. 8.
8) Anmärkringar om Karantäns Anstalter etc. af Skogman. ibid. 1832. 8.
9) Tal om Handtverks - Skra etc. af G. Poppius. ibid. 1832. 8.
10) Tal om Hydraulikens närvarande tillständ etc. af P. Lagerhjelm. ibid. 1837.
11) Tall om Jernhandteringens tillständ in om Fäderneslandet etc. af B. A. Tam. ibid. 1836. 8.
12) Aminnelse — Tal öfver etc. Joh. Gottl. Gahn etc. af H. Järta. ibid. 1832. 8.
13) Aminnelse — Tal öfver etc. Carl P. Thunberg etc. af G. J. Billberg. ibid. 1832. 8.
14) Aminnelse - Tal öfver Kongl. Vetenskaps - Academiens framlidne Ledamot And. J. Hagströmer etc. ibid. 1833. 8.
15) Aminnelse-Tal öfver etc. Friherre Lars A. Mannerheim etc. af A. G. Mörner. ibid. 1837.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin:

1) Memorie etc. Tomi XXXVI — XXXIX. Torino, 1833 — 36. 4.
2) Reggio Brevetto, pel quale Sua Maestà crea una Deputazione sovra gli studi di Storia Patria. Torino, 1833. 8.

Von der Deputazione Reggia sovra gli studi di Storia Patria di Torino:

1) Historiae Patriae Monumenta, edita jussu Regis Caroli Alberti. — Chartarum Tomus I. Augustae Taurinorum. 1836. fol.
2) Historiae Patriae Monumenta etc. — Leges Municipales. Aug. Taur. 1838. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nr. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

(Schluß.)

Durch eine bedeutende, der Cholera nahe verwandte Unpäßlichkeit sah sich der Prinz, der nur einige Tage in Harmony hatte verweilen wollen, zu einem viermonatlichen Winteraufenthalte daselbst genöthigt, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich mit den botanischen und zoologischen Merkwürdigkeiten der Gegend vertraut zu machen.

Die Waldungen *) sind hier höchst ausgedehnt und kräftiger als östlich von den Alleghany's. Die Platanen erreichen oft einen ungeheuern Umfang; einer dieser Riesenbäume hielt 41′ 5″ im Umfange und seine innere Höhlung hatte 12′ im Durchmesser. An wilden Thieren (vrgl. S. 171 u. f.) lebte hier ehemals der Bison, der Wapit (Cervus canadensis), der Bär (Ursus americanus) und der Bieber, die aber jetzt ganz ausgerottet sind. Der virginische Hirsch ist zwar gegenwärtig noch ziemlich häufig, nimmt aber täglich mehr ab. Der Wolf ist ebenfalls noch ziemlich verbreitet und wird in Fallen gefangen. Von dem europäischen scheint er nicht bedeutend verschieden zu seyn, dagegen eine vom Wolfe der Prairien am Missuri verschiedene Species zu bilden. Von Füchsen bemerkte der Prinz nur den grauen, (Canis cinereo-argenteus), obgleich der rothe (C. fulvus) ebenfalls vorkommen soll. Der Cuguar ist ausgerottet, dagegen findet sich nicht selten eine Art Luchs (Felis rufa). Waschbären und Beutelthiere (Didelphis virginiana) sind gemein; Stinkthiere (Mephitis mesomelas Licht.) erhielt der Reisende mehrere, und fand an diesen Thieren in Pennsylvanien und Indiana nicht die leisesten Farbenabweichungen. Die Fischotter (Lutra canadensis) und der Mink (Mustela Vison) ist häufig, auch der Pekan-Marder soll zuweilen vorkommen; der Hermelin ist in den Prairien von Illinois nicht selten. Das Murmelthier (Arctomys pruinosus) wird groß und schwer, häufig sind Moschusratten und Hasen (Lepus americanus). Gemein ist das graue und rothbäuchige Eichhorn, selten das gestreifte (Tamias striata) und das fliegende (Pteromys Volucella); das hudsonische Eichhorn scheint nicht im Westen der Alleghany's verbreitet zu seyn. Gerbillus canadensis kommt einzeln vor; Mus leucopus und andere Mäuse erhielt der Naturforscher aus Häusern und Feldern. Das Stachelschwein (Hystrix dorsata) ist selten, dagegen kommt es in den Prairien von Illinois vor; Scalops canadensis wirft allenthalben Haufen auf, während die Condylura, welche in Pennsylvanien gemein ist, fehlt.

Unter den Vögeln ist das interessanteste Wildpret der Truthahn, der hier noch immer häufig ist. Nicht so zahlreich ist der Fasan oder das Kragenhuhn; in starken Flügen kommt im Winter das Prairien-Huhn (Tetrao Cupido). Häufig ist der Papagey (Psittacus carolinensis), der hier bey Eis und Schnee überwintert. Keine andere Papageyenart scheint so viel Kälte vertragen zu können, als diese. Der Prinz sah sie bey 11° R. unter Null munter in den Waldungen umherziehen und sich von den Früchten der Platanen ernähren. Nach Warden sollen sie im Staate Ohio bis zur Parallele von 39½° hinaufgehen, nach Schoolcraft am Mis-

*) Die Baumarten, welche in den Waldungen am Wabasch vorkommen, hat der Verf. auf S. 209 aufgezählt; er giebt ihrer 58 an.

Digitized by Google

sissippi bis zur Einmündung des Illinois = Flußes, und einzelne Flüge sind bis nach Chicago am Michigan = See hinauf gekommen. Um überhaupt eine Idee von dem Winterstande dieser Vögel zu bekommen, hat der Verf. im Anhange (Beylage B) eine Tabelle oder sogenannten Vogelkalender beygefügt.

Unter den Amphibien giebt es namentlich viele Schildkröten; die Klapperschlange ist selten, auch der Menobranchus kommt nicht häufig vor. Fische ernährt der Wabasch ziemlich viele und etwa die nämlichen, wie der Ohio und Mississippi. Von zweyschaligen Muscheln (Unio, Alasmodon und Anodonta) giebt Say für den Wabasch und seine Zuflüße ohngefähr 44 Arten an. Die Biene, welche die Europäer nach Amerika brachten, hat sich nun überall in den Wäldern verbreitet. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich Papilio Turnus, Aiax und Philenor aus.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte verließ der Prinz am 16. März 1833 Harmony und schiffte sich zu Mont = Vernon auf dem Ohio ein, um nach der Zusammenmündung desselben mit dem Mississippi diesen letztern Fluß stromaufwärts zu befahren und auf solche Weise in das Innere Nordamerikas vorzubringen. Schon am 24. März wurde St. Louis erreicht, eine Stadt, die mit jedem Jahre an Bedeutsamkeit gewinnt.

St. Louis war in diesem Augenblicke für den Reisenden um so wichtiger, als er hier die ersten nordamerikanischen Indianer in ihrer ganzen Originalität zu beobachten Gelegenheit bekam. Es befindet sich nämlich in dieser Stadt das Bureau für alle indianischen Angelegenheiten des Westens, dessen Direktor unter dem Titel Superintendant of Indian affairs gegenwärtig General Clarke war, rühmlichst bekannt durch seine mit Lewis unternommene Reise nach den Rocky = Mountains und dem Columbia = Fluße. Unter ihm stehen alle Agenten der Regierung bey den verschiedenen indianischen Völkern, und von ihm haben alle Fremden, welche das innere westliche Gebiet bereisen wollen, einen Paß zu empfangen. Es fügte sich, daß zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen in St. Louis eine Deputation der Saki = und Fuchsindianer ankam, die einige Zeit hier verweilte. Da durch Bory die Meynung in Umlauf gekommen ist, daß die amerikanische Rasse nicht bloß in mehrere Rassen, sondern selbst Arten sich sondere, so wird es am rechten Orte seyn, hierüber ausführlicher die Ansicht des Prinzen, der aus Autopsie die brasilischen Urvölker mit den nordamerikanischen vergleichen konnte, mitzutheilen.

Schon gleich die erste Aeußerung, die er über diese Indianer giebt, widerspricht Borys leeren Behauptungen. „Ihr erster Anblick,“ sagt der Prinz (S. 233), „überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrasse halten muß.“ Es sind, wie er in seiner Schilderung weiter fortfährt, starke, wohlgebildete Männer; ihre Gesichtszüge stark ausgewirkt, die Backenknochen vortretend, die schwarzbraunen Augen feurig und besonders in der Jugend am innern Winkel etwas hinab gezogen, jedoch nicht immer so stark als bey den Brasilianern. Der äußere Augenwinkel steigt weder bey den Nord = noch Südamerikanern in die Höhe, wenigstens hatte dieß der Prinz nur höchst selten bemerkt. Die Stirne scheint ihm bey den Nordamerikanern nicht so sehr, als es gewöhnlich angegeben wird, zurückzuweichen, eben so wenig bey den Brasilianern. Die Nase ist stark und vortretend, sehr häufig gebogen, jedoch nicht immer; ein Zug, der bey den Brasilianern weit seltener vorkommt. Der Mund ist auch bey den Nordamerikanern gewöhnlich etwas dick. Die Haare, wie bey allen Amerikanern, sind schlicht und schwarz; die Hautfarbe bald dunkler, bald heller braun, häufig dunkler als bey den Brasilianern, allein in der Hauptsache vollkommen dieselbe. Einige dieser Indianer glichen den Chinesen, andere erinnerten den Verf. durch ihre Züge lebhaft an die Botokuden.

Daß ungeachtet einer allgemeinen Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Rasse, dennoch große Abweichungen unter den Völkern des amerikanischen Stammes vorkommen, läßt sich erwarten. Hier ist z. B. die große Habichtsnase bey vielen nördlichen Nationen anzuführen, doch findet man auch in Südamerika hier und da eine ähnliche Bildung, wie unter andern Duperrey von den Peruanern ab=

Digitized by Google

bildet und auch Meyen sagt. Eben so ist die braune Farbe abweichend. Humboldt fand die Mexikaner, und der Prinz viele der ihm vorgekommenen nordamerikanischen Völker dunkler gefärbt als viele südliche. Unter den Botokuden sah er beynahe weiße Individuen, dagegen nichts Aehnliches in Nord-Amerika. Pike und einige andere Reisende wollen hier besonders bey den Pahnis und Dakotas die mongolische Gesichtsbildung wahrgenommen haben, der Prinz dagegen versichert, daß ihm keine solche vorgekommen sey, obgleich er sie an Einigen in Brasilien sah. Auch die tartarische Physiognomie, welche Warden an mexikanischen Antiquitäten zu erkennen glaubte, hat der deutsche Reisende nirgends beobachtet. Die nähere Beschreibung der beyden Indianer-Stämme, mit welchen er in St. Louis zusammen traf, und ihre Verhandlungen mit dem General Clarke müssen wir hier, Kürze halber, übergehen.

Mit der Ankunft in St. Louis endet sich der erste Abschnitt der Reise, die bisher durch lauter von europäischen Ansiedlern bewohnte Gegenden geführt hatte. Indem der Prinz von hier den Missouri aufwärts verfolgt, gelangt er bald in das Land der freyen Indianer, wo die Urbevölkerung die dominirende ist, und europäische Kolonisten unter ihr nur des Pelzhandels wegen verweilen. Von diesem Theile der Reise wird später die Rede seyn.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala:

Nova acta regiae societatis Upsaliensis. Vol. X. Upsaliae, 1834. 4.

Von der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in Zürich:

1) Denkschriften rc. zweyte Abtheilung. Zürich, 1833. 4.

2) Verhandlungen in der 16ten Jahres-Versammlung zu St. Gallen. St. Gallen, 1831. 8.

3) Actes de la 17ème Session à Genève. Genève, 1832. 8.

4) Atti della sessione 18va in Lugano. Lugano, 1834. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

(In alphabetischer Ordnung.)

Von Hrn. Michele Agazzini:

Sconvenevolezza delle Teoriche del Valore etc. Milano, 1834. 8.

Von Hrn. Jos. Arneth, ersten Custos des kaiserl. Museums in Wien:

Synopsis numorum graecorum qui in Museo Caec. Vindobonensi adservantur. Vindob. 1837. 8.

Von Hrn. Med. Dr. Franc. Arrosto:

Monografia degli Agrumi etc. Messina, 1834. 8.

Von Hrn. F. M. Avellino, Secretario perp. della R. Accademia Ercolanese di Napoli:

1) Opuscoli diversi, Vol. Imo e IIdo. Napoli, 1833. 8.

2) Osservazioni sopra una epigrafe del R. Museo Borbonico etc. Nap. 1831. 8.

Von Hrn. Jos. Balsamo de Notaris:

Prodromus Bryologiae Mediolanensis. Mediolani 1834. 8.

Von Hrn. Barthe:

Garde des Sceaux de France, Compte géneral de l'Administration criminelle en France pendant l'année 1835.

Von Hrn. Professor Dr. A. Baumgartner in Wien:

1) Die Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe. Wien, 1834. 8.

2) Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande rc. Wien, 1836. 8.

Von Hrn. Henry Beaufoy in South Lambeth bey London:

Nautical and Hydraulic Experiments etc. London, 1834. 4.

Von Hrn. G. Bentham in London:

Labiatarum genera et species. Part. II — VIII. Lond. 1833 — 36. 8.

Digitized by Google

Von den HH. Dr. R. W. Bunsen und Dr. A. A. Berthold in Göttingen:

Eisenoxydhydrat das Gegengift des weißen Arseniks rc. Zweyte vermehrte Aufl. Göttingen, 1837. 8.

Von Hrn. G. Brechet, membre de l'Institut de France:

1) Etudes anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe et sur l'audition dans l'homme et les animaux vertébrés. Paris, 1833. 4.
2) Histoire anatomique et physiologique d'un organe de nature vasulaire, découvert dans les cétacés etc. Paris, 1836. 4.
3) Concours pour une chaire d'anatomie. — Le système lymphatique. Paris, 1836. 4.
4) Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe des poissons. Paris, 1838. 4.

Von Hrn. Prof. Adam Burg in Wien:

1) Ausführliches Lehrbuch der höhern Mathematik rc. 3 Bände. Wien, 1832 und 33. 8.
2) Compendium der höhern Mathematik. Wien, 1836.
3) Ueber neue Ovalen und Ellipsen höherer Ordnung. (Aus den Jahrbüchern des polytechnischen Instituts besonders abgedruckt.)
4) Ueber die Stärke und Festigkeit der Materialien. (Aus den Jahrbüchern rc.)

Von Hrn. Eugen Burnouf in Paris:

Mémoire sur deux inscriptions cuneiformes, trouvées près d'Hamadan etc. Paris, 1836. 4.

Von Hrn. Dr. F. Cantraine:

Diagnoses ou descriptions succinctes de quelques espèces nouvelles de Mollusques. (Extrait du Bulletin de l'Académie de Bruxelles du 5. Dec. 1835.) 8.

Von Hrn. Prof. Anast. Cocco:

1) Su lle un caso di scarlattina maligna etc. Messina, 1835. 8.
2) Elogio di Giacchino Arrosto. Messina, 1835. 8.
3) Imno cantato etc. nella chiesa dei Greci S. Nicola di Messina etc. per la Ricorrenza dell' Anniversario etc. di Ottone I. Re della Grecia. Messina, 1835. 8.

Von Hrn. Luigi Configliachi:

Discorso inaugurale letto nella grand' aula dell' J. R. Università di Padova etc. Padova, 1836. 4.

Von Hrn. Cousin, Pair de France, in Paris:

1) Fragments philosophiques. Seconde édition. Paris, 1833. 8.
2) Nouvelles considerations sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme. Ouvrage posthume de Mr. Maine de Biran, publié par Mr. Cousin. Paris, 1834. 8.
3) Etat de l'instruction secondaire dans le Royaume de Prusse etc. Paris, 1834. 8.
4) De la Métaphysique d'Aristote. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. L. A. Cruper:

Examen critique d'un Mémoire de M. P. Leroup. 8.

Von Hrn. Prof. De Candolle in Genf:

1) Notice sur la route du Saint-Gothard. Tiré de la Bibliothèque Universelle. Dec. 1833. 8.
2) Cinquième notice sur les plantes rares cultivées dans le Jardin de Genève. 4.
3) Sixième notice sur les plantes rares dans le Jardin de Genève. 4.
4) Note sur la division du règne végétale en quatre grandes classes ou embranchemens. Lue à la société de Physique et d'Histoire Naturelle de Genève en Nov. 1833. 8.
5) Notice historique sur la vie et les travaux de Mr. Desfontaines. Tiré de la Bibliothèque Universelle, Fevrier. 1834. 8.

Von Hrn. Demonville:

Petit cours d'Astronomie etc. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. G. Diez, Dr. Med. in Rom:

Il Cholera in principal riguardo alla sua diagnosi, patogenia e cura. Roma, 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Ludolph Dissen zu Göttingen:

Albii Tibulli carmina etc. Göttingae, 1835. 8.

Von Hrn. David Don, Bibliothekar der Linnéischen Societät zu London:

1) A Monography of the Family of Plants called Cunoniaceae. (Edinburgh New Philosophical Journal, April — June 1830.) 8.
2) Observations on the Affinities of Vellosia, Barbacenia, Glaux etc. (Ibid. January 1830). 8.
3) On the Characters and Affinities of certain Genera chiefly belonging to the Flora Peruviana. (Ibid. July — Sept. 1831). 8.
4) On the Plant which yields the Gum Ammoniacum. (Transactions of the Linnean Society. Lond. 1832). 4.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. v. Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1838. Mit 6 Tafeln und mehreren eingedruckten Holzschnitten. — Stuttgart. E. Schweizerbart's Verlagshandlung. 1838.

Der vorliegende Jahrgang dieser Zeitschrift ist nicht minder reich an Aufsätzen, Notizen, Auszügen und Correspondenzartikeln, als die früheren, deren in diesen Blättern Erwähnung geschah. Vorzüglich bedacht sind die Abtheilungen, welche Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde umfaßen. Die geognostischen Forschungen verbreiten sich immer mehr und allmählig füllen sich die Lücken unseres Wissens auch über die Beschaffenheit von solchen Ländern, welche von den Sitzen des literarischen Treibens oft weit abliegen. So erhalten wir unter andern in dem vorliegenden Werke manche schätzenswerthe Beyträge zur Geognosie von Afrika durch die interessanten Skizzen von Russegger und Mittheilungen von Hausmann, Murnhinson u. a. Die Berichte von Russegger betreffen einen Theil von Mittel-Afrika und Aegypten.

Die Berge im nördlichen Kordofan bestehen durchgehends aus Porphyr und porphyrartigem Granit, welche beyde ineinander übergehen. Ihre zertrümmerten und in Blöcke zerfallenen Felsmassen steigen mitten aus der Dammerde der Savanne empor, ohne weitere Beziehungen wahrnehmen zu lassen. Bey Obeihd, ziemlich mitten im Lande, werden diese Berginseln der Savanne häufiger und bilden mehrere Berggruppen. Sie bestehen aus einer Art von granitischer Grauwacke. — Die Gebirge von Nubà kann man in drey Hauptzügen unterscheiden, die das Land von Südwest nach Nordost durchziehen; der nördlichste dieser Züge liegt 26 Meilen südlich von Obeihd und mit ihm beginnt das Land der Nubas. Die ganze Kette ist Granit, welcher Hornblende und Magneteisenerz führt. Weiter im Süden beginnt mit den Bergen Miehedan und Hedra der zweyte ebenfalls aus Granit bestehende Gebirgszug. Der dritte macht die südliche Grenze gegen Fartit aus. Alle diese Berge sind von keiner bedeutenden Höhe; der höchste im ganzen Nuba, der Abul hat kaum mehr als 2300 par. F. Meereshöhe. Die Kette besteht aus Granit und Gneiß, von den ähnlichen Gesteinen unserer Alpen in Salzburg und Tyrol nicht zu unterscheiden. Es kommen darin viele Quarz-Feldspath und Grünsteingänge vor, welche Eisenkies, Arsenikkies, Bleyglanz und gediegen Gold führen. In den Alluvionen sind Goldwäschereyen. — Die Reise nach Sennaar machte Russegger auf dem blauen Fluße, dessen Ufer ein Süßwassergebilde aus Nil-Schlamm und Süßwasserkalk zusammensetzt. Das herrschende Gestein des 8 Stunden von Sennaar liegenden Gebirges Szegedi-Moje bildet ein schwarzer an Eisenoxyd und erdigem Magneteisen reicher Thonschiefer, welchen mächtige Hornsteingänge mit Brauneisenstein durchsetzen. Auf dem Berge Szelik findet sich darin eine Gesteinsschichte, welche der Verf. für einen durch vulkanische Schmelzung veränderten Thonschiefer ansieht. Am Berge Dara enthalten die quarzigen Ganggesteine Silbererze und gediegen Schwefel. Am nordwestlichen Ende des Gebirges durchbricht ein großer Granitkamm den Thonschiefer. — Von Sennaar begab sich der Verf. nach Roserres und Fasoglo, verfolgte den Lauf des Tumak und durch-

Digitized by Google

zog der Reihe nach die Neger-Länder Akaro, Fabauo, Kaßan, Kamamil, die große Hochebne Beschorri und kam bis in das Land der Schongollo-Neger im Süden von Abessinien an der Gränze der Länder Galla. Der südlichste Punct der Reise war Chor (Regenstrom) Pulchidià in 10° 16′ n. B. — Die Umgegend von Roserres bildet hügliges Alluvial-Land. Das zu Tage gehende Grundgestein ist Granit. Um Fasoglo besteht das Terrain aus Chloritschiefer mit unzähligen Quarzgängen, am Gebbel Fasoglo kommt Gneiß aufgelagert vor. Die von Fasoglo südlich liegenden oben genannten Negerländer werden sämmtlich unter dem Namen: Land Berta zusammenbegriffen. Dieses ganze Gebirgsland bilden der Granit und Gneiß unserer Alpen, in Handstücken gar nicht davon zu unterscheiden. Die Quarzgänge, welche darin vorkommen, führen Brauneisenstein in großen Maßen und Gold, letzteres kommt in allen Alluvionen der Flüße und Bäche vor. — Am Gebbel Tul, dem westlichsten Puncte von Schongollo, kommt das Gold mit grauem körnigem Quarz vor, der mitunter so reich eingesprengt einbricht, daß ein solches Erz über 60 Loth Gold auf einen Zentner hat. — In einer besondern Abhandlung giebt der Verf. seine Beobachtungen über Nubien und Aegypten. Das Gekdul-Gebirge besteht aus Feldstein-Porphyr und ist von den Sandsteinen der Wüsten Nubiens umgeben. Der Porphyr scheint den Sandstein durchbrochen zu haben und an den Berührungsstellen ist dieser gefrittet und gebrannt, weßhalb sein Eisengehalt auch sehr deutlich hervortritt. Stellenweise erscheint er sogar geschmolzen und bildet Obsidian- und schlackenähnliche Maßen. Der Gekdul steigt zu einer Höhe von 900 Fuß über die ihn umgebende Ebene der Bahiuda empor. Die an ihn sich anschließenden Gebirge Abu-Halfi und Magàga bestehen ebenfalls aus Porphyr. Dem Nile entlang bis Neu-Dongola herrscht der Sandstein Nubiens. Nördlicher kommen wieder die ersten Granitfelsen aus dem Sandstein zu Tage. Bis an den Gebbel Woaddi-el-Hammid folgen nun eine Menge von Bergketten, parallel aus Ost in West sich erstreckend, lauter Durchbrechungen des Sandsteins durch Granit, Gneiß, Feldstein, Syenit, Diorit und Chloritschiefer, welche Formation eine auffallende Aehnlichkeit mit den Felsgebilden von Nieder-Ungarn hat. —

Zur Geognosie von Südafrika liefert Hausmann Beyträge. Der Thonschiefer, auf welchem die Capstadt steht, ist theils gemeiner Thonschiefer, der in Grauwackenschiefer übergeht, theils chloritischer und talkiger, wie er in einigen Gegenden des Harzes vorkommt. Aus diesen Schiefern erhebt sich sowohl am Tafelberge, als auch an dem westlich davon gelegenen Löwenberge Granit. Der Granit hat den Schiefer durchbrochen, seine Schichten aufgerichtet und sich über denselben erhoben. Der Tafelberg hat ohngefähr die Höhe des Brockens, der Granit reicht bis zu zwey Drittheilen der Höhe. Von hier aus ist er mit horizontalen Schichten einer sandsteinartigen Gebirgsmaße bedeckt, worin die Ursache liegt, daß der Tafelberg nicht die Kugelsegmentform des Brockens, sondern eine Plateau-Gestalt hat, wie sie bey Bergen mit wagrechten Schichten gewöhnlich ist. Nach Hall ist die horizontale Felsendecke des Tafelberges, gleich der in ganz ähnlichen Verhältnissen erscheinenden des nur etwas über 2000 Fuß hohen Löwenberges durch den Granit emporgehoben worden und daher schon als Decke des Thonschiefers vorhanden gewesen, als dieser vom Granit durchbrochen wurde. Der aufliegende Sandstein hat große Aehnlichkeit mit dem Grauwackensandstein, wie er am Harz vorkommt, und es ist um so wahrscheinlicher, daß er dahin gehöre, als nördlich von der Cap-Stadt ein ähnliches Gestein sich findet, dessen Versteinerungen mit denen des Grauwackensandsteins in der Gegend von Zellerfeld übereinkommen.

Die Aehnlichkeit der Gebirgsformation mit der des Harzes geht auch aus dem Vorkommen einiger einfacher Mineralien, namentlich des Prehnits hervor, welches Hausmann auf Diabas schließen läßt, wie dieser in den Uebergangs-Gebirgen des Harzes auftritt.

Zu den interessantesten Mittheilungen aus Süd-Afrika gehört eine Sammlung von Petrefacten aus den Gegenden des Sondags- und Bosjesmanns-River im östlichen Theile der Cap-Colonie, die um so schätzbarer ist, weil dadurch ein bestimmter Aufschluß über die bis jetzt noch ganz unbekannten

Digitized by Google

geognostischen Verhältnisse jener dem Kaffernlande genäherten Gegenden erlangt wird.

Die Petrefacten gehören zwey verschiedenen Formationen an, von denen die eine ein Flözgebilde, die andere eine tertiäre Ablagerung ist. Die Gesteine der erstern haben große Aehnlichkeit mit einer Mergelart, die nicht selten in der untern Kreideformation, unter andern auch am nördlichen Harzrande vorkommt. Unter jenen Conchylien-Resten finden sich mehrere Arten der für das Grünsandgebilde besonders charakteristischen Gattung Hamites, ferner ein wahrscheinlich neuer Ammonit, eine große Trigonia und eine Venus, der Venus caperata Sow. aus dem englischen Grünsand ähnlich. In der Gegend von Bosjesmanns-River finden sich in großer Verbreitung wohlerhaltene Schaalen einer Auster, welche mit Ostrea longirostris Lamk. vollkommen übereinstimmt. Wo das Vorkommen dieses in Frankreich und Deutschland verbreiteten Petrefacts genauer untersucht worden, ist solches als dem obern Meersande angehörig erkannt, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß das Lager, worin es in Süd-Afrika sich findet, zu demselben tertiären Gebilde gehört.

Hausmann macht, an diese Mittheilungen anknüpfend, darauf aufmerksam, wie gewisse Erscheinungen an Gebirgsformationen in den entferntesten Gegenden der Erde, selbst bis auf kleine Einzelnheiten, sogar bis auf gewisse Eigenschaften der darin enthaltenen einfachen Mineralien übereinstimmen können, wodurch manche Eigenthümlichkeiten, die an sich unbedeutend erscheinen möchten, eine höhere geologische Bedeutung erlangen. Es bestättigt sich auf diese Weise, daß in der leblosen Natur die Bedingungen, von welchen ihre Gebilde abhängen, an keine Zone, an keinen einzelnen Welttheil geknüpft sind. Die neuen Erfahrungen über südafrikanische Petrefacten bieten neue Belege für ein Resultat dar, welches in Beziehung auf die mit unserer Erde vorgegangenen Veränderungen und für die Geschichte der organisirten Schöpfung in gleichem Grade wichtig ist: daß nämlich in den Perioden der Bildung der Erdrinde, in welchen die ältesten stratificirten Gebirgsmassen entstanden, die Zustände, welche auf die Entstehung und Erhaltung der belebten Wesen von Einfluß waren, an den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche eine weit größere Gleichförmigkeit hatten, als in späteren Perioden; daß je jünger die Formationen der stratificirten Massen der Erdrinde erscheinen, um so größere Differenzen in ihrem botanischen und zoologischen Charakter nach den verschiedenen Gegenden ihres Vorkommens hervortreten.

Einen weitern Beytrag zur Geognosie von Afrika giebt Murchison durch Bestimmung von Versteinerungen von der West-Bay, Fernando Po, Accra und Sierra Leone, welche mit den gewöhnlichen Arten der Lias-Formation von Lyme Regis völlig übereinstimmen. — An Hausmanns Beobachtungen schließt sich sehr gut die von John Herschel über das Vorkommen von Trilobiten an, welche derselbe nördlich vom Cap der guten Hoffnung in einem Gestein, welches aber nicht näher bezeichnet ist, entdeckt hat.

Pouillon-Boblaye giebt eine Skizze der Gebirgsbildungen in Bona und Constantine. Die Ebene von Bona bis Constantine wird von Eisensand (Macigno), Fucoiden-Mergel und dichtem Kalke mit Nummuliten und Hippuriten gebildet, worüber die jüngern Bildungen bis zu den subappeninischen Süßwasserkalken mangeln. — Süßwasser-Tuffe sind überall am Rande der Ebenen, auf den Hügeln und selbst gewissen Hochebenen in großen wellenförmigen Mulden abgesetzt und entsprechen einer sehr langen geologischen Zeit, von der der Subappeninen-Bildungen an bis jetzt.

Noch gegenwärtig sind in und um Constantine viele heiße Quellen vorhanden, welche solche Niederschläge in ansehnlichen Massen absetzen. — Die heißen Quellen von Hammam-Mescutin treten mit 90° C. aus den Eisensandsteinen und Fucoidenmergeln hervor; keine feuergebildete Felsart findet sich in der Nähe. Bona hat, wie alle vorspringende Puncte der Nordküste krystallinische Gesteine; es sind Ueberbleibsel einer aus Glimmerschiefer, Talkschiefer, Gneiß, blauem und weißem Marmor gebildeten Kette; Dolomite zeigen sich in den Bergmassen von Edugh und Hipone. Das Ganze zeigt viel Aehnlichkeit mit den Erscheinungen in West-Frankreich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. Eduard Eichwald:

Memoria etc. Ludovici Henrici Bojani etc. Vilnae 1835. 4.

Von Hrn. Stephan Endlicher in Wien:

1) Catalogus Codicum philologicorum latinorum bibliothecae palatinae vindobonensis. Vindobonae 1836. 4.
2) Verzeichniß der Chinesischen und Japanischen Münzen des kk. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien. Wien 1837. 4.
3) Analecta grammatica maximam partem anecdota. Particula I. et II. Vindob. 1836 et 1837. 4.

Von Hrn. Enslen in Dresden:

Ansichten und Muthmassungen, daß die Lufthülle, welche den Erdball umgiebt u. s. w. Dresden 1834. 8.

Von Hrn. J. U. Ewertz in Riga:

Fundamental-Grundsätze einer metaphysischen Kosmologie ꝛc. Riga 1836 8.

Von Hrn. W. H. Fitton in London:

1) Notes on the Progress of Geology in England Lond. 1833. 8.
2) A geological Sketch of the Vicinity of Hastings. Lond. 1833. 8.

Von Hrn. James D. Forbes, Esq. in Edinburgh:

Researches on Heat. Second Series. Edinburgh 1836. 4.

Von Hrn. Frey, Königl. Griechischen Cabinetsrath:

Λόγος ἐκφωνηθεὶς ἐν Ἀθήναις τὴν 20. Μαΐου (1. Ἰουνίου) 1836 κατὰ τὴν ἑορτὴν τῶν ὑψηλῶν γενεθλίων καὶ τὴν ἡμέραν καθ' ἣν ἔλαβε τὰς ἡνίας τῆς κυβερνήσεως ἡ Α. Μ. Ὄθων Α΄ Βασιλεὺς τῆς Ἑλλάδος. Ἀθῆναι 1836. 4.

Von Hrn. Dr. L. Fr. v. Froriep:

Ueber öffentliche Ehrendenkmäler. Weimar 1836. 4.

Von Hrn. Prof. Giacomandrea Giacomini, zu Padua:

1) Trattato filosophico-sperimentale dei soccorsi terapeutici. VIII. Volum. Padova 1833—36. 8.
2) La Clinica medica etc. Padova 1836. 8.
3) Sulla condizione essenziale del Cholera-Morbus etc. Padova 1836. 8.
4) Dell' Idealismo in Medicina etc. 4.

Von Hrn. Dr. Granville in London:

1) Prolegomena of the Development and Metamorphose of the Human Ovum. London 1833 8.
2) The Royal Society in the XIX. Century etc. Lond. 1836. 8.
3) The Spas of Germany. 2 Voll. London 1837. 8.

Von Hrn. Präsidenten De Gregory zu Paris:

De imitatione Christi et contemptu mundi omniumque ejus vanitatum libri IV Codex de Advocatis Saeculi XIII. Edit II. Paris 1833. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert zu Greifswald:

Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik, Erster Theil. Brandenburg 1838. 4.

Von Hrn. Christian Gottl. Gumpelsheimer, großherzog. Mecklenburg-Schwerinschen Geh. Legationsrath:

Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten. 4 Theile. Regensburg 1830—34. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon:

1) Des accidens produits dans les trois premières classes des animaux vertébrés etc. par le venin de la vipère Fer-de-lance. Montpellier 1834. 4.
2) Quelques inscriptions de la province de Constantine. Alger 1838. fol.

Von Hrn. Jos. von Hammer-Purgstall:

1) Gül und Bülbül, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Pesth und Leipz. 1834. 8.
2) Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835 8.

Von Sir Graves Haughton, Knt.:

The Exposition of the Vedanta Philosophy etc. London 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Franz Heim zu Stuttgart:

1) Resultate der Revaccination in dem K. Würtembergischen Militär 1833—35. Ludwigsb. 1836. 8.
2) Historisch kritische Darstellung der Pockenseuchen im Königreich Würtemberg. Stuttgart 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nr. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Fortsetzung.)

Auch über die Geognosie von Asien finden sich in dem gegenwärtigen Jahrbuche interessante Mittheilungen. Von Fr. Dubois de Montpéreux ist eine Abhandlung über die wichtigsten geologischen Erscheinungen im Kaukasus und der Krimm enthalten. Er nimmt an, der Kaukasus sey am Ende der Jura-Periode zuerst aus dem Meeresgrunde emporgehoben worden, indem der Granit (und Diorit) eine Rinde glimmerigen schwarzen Schiefers ohne Versteinerungen, manchen Uebergangs-Schiefern ähnlich, und den gleichförmig und mächtig darauf gelagerten Jurakalk aufhob und ihre Schichten wölbte, aufrichtete und durchbrach. Es folgten nun die Bildungen des untern Kreideschiefers und des Grünsands an den Abhängen des Kaukasus, worauf eine neue Hebung und Durchbrechung der Kreidebildungen durch Melaphyre angenommen wird. Der Verf. führt mehrere Amphitheater von vulkanischen Kegeln an, welche bis nach Armenien hinein fortsetzen und mit dem großen Ararat (16,254′), dem kleinen Ararat (12,162′) der Sinak, Alaghez ꝛc. schließen.

Die vierte allgemeine Hebung ließ den Kaukasus noch höher emporsteigen und damit wurden die Niederungen um ihn her, Kolchis, Georgien, Daghestan und die ausgedehnten breiten Steppen längs dem schwarzen und Assow'schen Meere und in der Krimm trocken gelegt. Der Verf. erwähnt vulkanischer Heerde nicht nur im Süden des Kaukasus, sondern inmitten seiner eigenen Masse und nennt als solche den Elbruz, Passemta, Kasbek und die Rothen Berge. Die Gesteine, welche sie bilden, sind Trachytporphyre und augitische Laven. Es werden weiter die Tertiär-Formationen der Krimm und die Versteinerungen vom Nummulitenkalk, den Kreidemergeln, und dem Grünsand bis zum Neocomien angegeben.

Eine andere geologische Abhandlung über die Krimm ist von de Verneuil. Er beschreibt die Schlamm-Vulkane, welche in nicht unbeträchtlicher Anzahl einen niedern Landstrich einnehmen, der die westliche Fortsetzung des Kaukasus bildet. Man findet sie nämlich auf der Halbinsel Taman und auf einer Küstenstrecke der Krimm, welche nicht 7 Stunden tief in diese Halbinsel eindringt und westlich nach Yenikalé und Kertsch fortsetzt. Eine Stunde S. O. von der Stadt Taman sieht man die ersten dieser Kegel auf einem 200′ hohen Bergzuge sich erheben, welcher aus grauem und schwarzem Thon mit Stein-Trümmern besteht. Im April 1835 wurde ein Ausbruch mit Entwicklung von Gasen, welche nach Bitumen und Schwefel rochen und mit Flammenerscheinung und Erdbeben beobachtet. Einige dieser Kegel erreichen eine Höhe von 100 — 150 Fuß. Der Vulkan von Obu oder Prekla hat eine Höhe von 250 Fuß. Er hatte 1794 seinen stärksten Ausbruch. Der Verf. theilt die beobachteten Tertiär-Gebilde in das Escharen-Gebilde, Hügel von Eschara lapidosa zusammengesetzt, das Steppen-Gebilde, aus Thon, Mergeln und Conchylientrümmer-Sand bestehend, und in die tiefere Tertiär-Bildung. Es wird weiter das mit der Kreide zusammenhängende Numulitengebirge beschrieben, und das Oolithengebirge, welches nächst den obern Tertiär-Bildungen die ausgedehnteste Verbreitung hat und die hohe Gebirgskette zusammensetzt, welche nach Süden steil ansteigt, um dann

Digitized by Google

plötzlich mit 1000 Fuß hohen Wänden ins schwarze Meer abzufallen. Der höchste Theil der Kette mit ihren 4000 — 5000 Fuß hohen Bergen geht längs des S. W. Endes der Halbinsel vor Theodosia mit den Krümmungen der Küste bis Balaclava auf einer Strecke von 40 — 45 Stunden und hat 7 — 8 Stunden Breite.

Hardie giebt eine geognostische Skizze von Mittel-Indien. Primitive Gebilde nehmen die nördliche Hälfte von Guzerate ein, den größten Theil von Bagur, die Distrikte von Serui, Mewar, Marwar, Ajmere und Jaypur. Dieser primitive Boden erstreckt sich in südlicher Richtung gegen Narbudda und wird von jenem der Südspitze von Hindostan durch die große Trappformation geschieden, welche aus dem Norden von Malwa durch die Halbinsel hindurch bis zur Küste im Süden von Baroda zieht, wo selbst Trappgebilde den Ocean bis zum Vorgebirge Comorin begrenzen und selbst bis in die Insel Ceylon fortsetzen. — Im Westen der Centralkette nehmen die Berge allmählig an Höhe ab; secundäre und tertiäre Formationen treten hier auf. Die älteren Gebilde bestehen aus Granit, Gneiß, Glimmer- und Thonschiefer, Serpentin, körnigem Kalk und Hornblendegestein.

Ueber einen Theil der Himalaya-Kette berichtet Everest. Die Gesteine von Mussooree bis Gungotree sind der Alterfolge nach: Quarzsandstein und Quarzfels, Uebergangskalk, Thonschiefer, talkiger Gneiß und Talkschiefer, Gneiß und Glimmerschiefer und Granit. Auf dem bezeichneten Wege, der größtentheils am Ganges hinführt, kommt man über drey queer ziehende Trapp-Streifen. — Ueber die Geologie von Assam findet sich ein Aufsatz von Mac Cleland. Die Beobachtungen rühren von einer Expedition her, welche von Calcutta nach Ober-Assam gieng. Auf dem Delta des Ganges und Bramaputra ist bey Dacca eine 200 — 300 Fuß hohe Hochebene, welche ein ausgedehntes altes Flußbett des letztern von den Kossia-Bergen trennt. Der Fuß des Gebirges ruht auf einem Gestein, welches Nummuliten in einem harten Kalkteig eingeschlossen enthält. Wenn man nach Cherraponji, einer Gesundheitsstation in 5000 Fuß Seehöhe hinansteigt, so treten an der Stelle des Kalksteins große Sandstein-Massen auf. Man kann hier 3 Gebirgs-Abstufungen annehmen. An der obern Gränze der ersten Stufe in 1500 Fuß Seehöhe bot sich der Anschein einer ehemaligen, der Ebbe und Fluth ausgesetzt gewesenen Seeküste dar: Stücke eines 2 Fuß tiefen Lagers von Conchylien und Seethier-Resten, auf Sandstein ruhend. Die Conchylien kommen mit den lebenden Arten der Bay von Bengalen nicht überein, auch nicht mit denen von der Nordseite des Himalaya, dagegen fanden sich 20 Arten der im Pariser Becken vorkommenden. Auf der zweyten Gebirgsstufe bis nach Cherraponji findet sich Sandstein mit aufliegendem Kalkstein, ebenfalls mit Conchylien. Er wird von einem 20 — 30 Fuß mächtigen Kohlenlager bedeckt. — Die Centralmasse des Gebirges von Musling bis zu den höchsten Spitzen hinauf besteht aus Granit. Die Nordseite dieser Berge bis Assam besteht aus körnig-blätterigem Feldspath mit Quarzadern und Glimmerlagen. Ausgedehnte Syenit-Lager und Centralkerne von Granit finden sich bis ins Thal von Unter-Assam. — Eine geologische Skizze der Neilgherries am südl. Ende der Ghatskette giebt Benza. Er fand überall Urfelsarten, ohne sekundäre oder tertiäre Bildungen, weßhalb er gegen v. Humboldt und E. de Beaumont annimmt, daß dieses Hochland und wahrscheinlich die ganze Ghats-Kette lange vor der Existenz organischer Wesen emporgehoben worden sey. —

Vergleicht man mit dem hier Angeführten, was in den frühern Jahrgängen über die Geologie von Indien von Hardie, Henderson, Herbert, Sykes u. a. mitgetheilt wird, so sieht man, wie dieses Jahrbuch zu einem reichen Repertorium sich gestaltet und neben den größern Arbeiten auch jene kleinen Notizen bewahrt, welche außerdem, ohngeachtet ihres Werthes, in der Maße der literarischen Erzeugnisse sicher verloren gingen. Uebrigens wiederholen wir bey dieser Bemerkung einen schon öfters ausgesprochenen Wunsch, daß die Herausgeber von Zeit zu Zeit diese Materialien zu einer übersichtlichen geordneten Darstellung zusammenarbeiten möchten. —

In Beziehung auf die Geologie des Indischen Archipels ist ein Aufsatz von Leonhard nach Mit-

Digitized by Google

theilungen von Ludwig Horner enthalten. Trachyte und Melaphyre durchbrechen häufig die Kalk- und Sandsteinschichten von Borneo. Im westlichen Theile der in S. O. vorragenden Halbinsel finden sich hornblendeartige Gesteine, Syenit, Diorit, Aphanit, Gabbro und Serpentin. Am Fuße dieser Gebirge finden sich jugendliche Gebilde mit Goldseifen, welche Platin und Osmiridium enthalten. Bey Gunung Lawak, am Fuß des Gebirges, finden sich in einer 6—7 Fuß mächtigen Geröll-Bank, die außer Quarz auch Geschiebe von verschiedenen im nahen Gebirge anstehenden Felsarten enthält, die Diamanten, ebenfalls begleitet von Gold, Platin und von Blättchen gediegenem Eisen. Als gewisses Zeichen des Vorkommens der Diamanten gelten eine Art kleiner Geschiebe, Batu Timähan genannt, aus sehr schwer zersprengbarem bräunlichem Quarz, worin eine Menge gelber und weißer metallisch glänzender Puncte eingesprengt ist, ohne Zweifel ursprünglich ein Ganggestein. Die gelben Theilchen sind Eisenkies, die weißen vielleicht Platin. Die Außenfläche dieser Timähan-Steine zeigt eine Menge gleichsam ausgefressener kleiner Löcher, worunter der Verf. einige regelmäßig dreyeckige fand, als hätte die Oktaederfläche eines Diamants darin gesessen. Der Verf. neigt sich gegen Brewster zu der Ansicht, dergleichen Quarzgänge für das Muttergestein der Diamanten zu halten. — Die noch reicheren Diamant- und Goldseifen West-Borneo's zeigen ähnliche Verhältnisse. — Die Küsten von Madura und den benachbarten kleinen Inseln bestehen aus Korallen-Massen. Auf Java erheben sich überall Vulkane in mehr oder weniger mächtigen Kegelbergen. Der Verf. rechnet ihre Zahl über hundert. Es sind übrigens nicht viele thätig.

Für die Geognosie und Geologie von Amerika finden sich Beyträge von: A. v. Humboldt: Geognostische und physikalische Beobachtungen über die Vulkane des Hochlandes von Quito; H. D. Rogers: Einige Thatsachen rücksichtlich der Geologie des zentralen und westlichen Theiles von Nord-Amerika; J. Galindo: Ausbruch des Cosiguina in Nicaragua, einem der Staaten des mittlern Amerika; Gros Besteigung des Popocatepetl; F. J. F. Meyen: Einige Bemerkungen über die Identität der Flötz-Formation in der alten und in der neuen Welt. —

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. J. G. Heine:

1) Etat systematique du cabinet de modèles de l'Institut de la Haye. Offenbach 1829. 8.
2) Circulaire betrekkelyk de Aziatische Cholera etc. 'Sgravenhage. 5. Jul. 1832. 4.
3) Vetenschappelyk en geschiedkundig Berigt, nopens eene Staatkundige Consultatie. Ibid. 1834. 4.
4) Copie eines Briefes behufs einer näheren Aufklärung der Angelegenheiten der orthopädischen Seebadanstalt bey s'Gravenhage ꝛc. Haag 1834. 4.
5) Physiologie über die organische Wirkung der Bäder ꝛc. Haag 1835. 4.
6) Allgemeine Darstellung über die politischen Verhältnisse des Erfinders des neuen orthopädischen Heilsystems ꝛc. Bonn 1835. 4.
7) Notizen über die Kunst- und ökonomischen Verhältnisse der neuen orthopädischen Seebadanstalt beym Haag und Scheveningen ꝛc. Bonn 1835. 8.
8) Copie von einem tabellarischen Verzeichniß der Krankheiten und der Kur-Resultaten an 93 Kuristen ꝛc. Bonn 1835. Fol.
9) Auszug aus einem Brief in Betreff der Cholera ꝛc. Bonn 1837.
10) Auszug aus der Abhandlung über die Heilbarkeit alter ꝛc. Verrenkungen des Hüftgelenkes ꝛc. 4.
11) Verschiedene kleine Druckschriften.

Von Hrn. v. Herrfeld in Frankfurt:

Die Transportwissenschaft. 2te Aufl. Frankf. a. M. 1837. 8.

Von Hrn. Samuel Hibbert:

Memoir on the Fresh - Water Limstone of Burdiehouse etc. (From the Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. XIII.)

Digitized by Google

Von HH. J. van der Hoeven en W. H. de Vriese: Tijdschrift voor natuurlyke Geschiedenis en Physiologie. III — IV. Deel. Leiden 1836 — 38.

Von Hrn. Dr. Kalina von Jäthenstein:

1) Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Prag 1836. 8.
2) Vorträge, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bey ihrer ersten Jubelfeyer 1836. Prag 1837. 8.
3) Noch Einiges über die Oberlausitzische Grenz-Urkunde vom J. 1213. 8.

Von Hrn. Olaus Kellermann:

Vigilium Romanorum Latercula duo coelimontana etc. Romae 1835. 4.

Von Hrn. de Kirckhove:

Histoire des maladies observées à la grande armée française pendant les campagnes de Russie en 1812 et d'Allemagne en 1813. Anvers 1836. 8.

Von Hrn. Dr. Fr. Klee zu Mainz:

Prüfung der Lehre vom Druck der Luft. Mainz. 1837. 8.

Von Hrn. L. de Koninck:

Mémoire sur les propriétés et l'Analyse de la Phloridzine. Louvai 1836. 8.

Von Hrn. Barth. Kopitar in Wien:

Glagolita Clozianus etc. Vindob. 1836. 4.

Von Hrn. Ant. Edlen von Kraus, Kaiserl. österreichischem wirkl. Hofrath:

Geist der österreichischen Gesetzgebung. Wien 1838. 8.

Von Hrn. Prof. Kulik in Prag:

Untersuchungen über die Kettenbrückenlinie. Prag 1838. 4.

Von Hrn. G. E. Lämmert:

Ueber die europäischen Staatenverhältnisse. (Inaugural-Dissertation) München 1834. 8.

Von Hrn. Baron von Larrey in Paris:

Clinique chirurgicale etc. Tome cinquième, Paris 1836. 8. avec Atlas in fol.

Von Hrn. Letronne in Paris:

1) Recompense promise à qui découvrira ou ramenera deux esclaves échappés d'Alexandrie etc. — Annonce contenue dans un papyrus grec. — Paris 1833. 4.
2) Mémoire sur le monument d'Osymandias de Thèbes. s. l. etc. 4.
3) La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce. Paris 1833. 4.
4) Rapport sur les besoins du Muséum d'Histoire naturelle pour l'année 1835, et sur la Bibliothèque Royale. Paris 1834. 4.

Von Hrn. John Lindley zu London:

The genera and species of Orchideous Plants. Part I — IV. Lond. 1830 — 35.

Von Hrn. Ed. Mallet zu Paris:

Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève. Paris 1837. 8.

Von Hrn. Cavaliere Dr. G. Manno, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Turin:

De' Vizj de' Letterati libri due. Torino 1828. 8.

Von Hrn. Prof. P. T. Meißner in Wien:

Neues System der Chemie 1 — 3ter Band. Wien 1835 — 38. 8.

Von Hrn. J. G. D. Memminger:

Würtembergische Jahrbücher. Jahrg. 1835. 1. Heft. Stuttg. und Tüb. 1836. 8.

Von Hrn. Dr. Gius. Meneghini:

Ricerche sulla struttura del Caule nelle piante monocotiledoni. Padova 1836. 4.

Von Hrn. James Millingen Esq. in London:

Some Remarks on the State of Learning and the Fine-Arts in Great Britain. Lond. 1831. 8.

Von Hrn. Carol. Morgenstern:

1) Prolusio etc. continens recensionem numorum imperat. aeneorum a Nerva usque ad Faustinam Majorem etc. Dorpati 1834. fol.
2) Commentatio de arte veterum mnemonica. Dorpati 1835. fol.

Von Hrn. Dr. Ant. Müller:

Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie etc. Heidelb. 1836. 4.

Von Hrn. Carl Ottfr. Müller:

De munimentis Athenarum quaestiones historicae etc. Götting. 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nr. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Schluß.)

Was die für die jüngsten geologischen Bildungen interessante Entdeckung Ehrenbergs über Infusorien-Lager betrifft, worüber der Band des Jahrbuchs von 1837 mehrere Aufsätze enthielt, so ist in dem vorliegenden ein neuer Beytrag von Hausmann gegeben, welcher eine allgemeine bedeutende Verbreitung solcher Lager andeutet. Nach den ihm von Hrn. v. Hammerstein mitgetheilten Nachrichten bildet eine aus Infusorien-Schaalen bestehende Kieselerde im Amte Ebstorf bey Oberohe an sechs verschiedenen Stellen am Rande und ersten Abhange des großen Plateau's der Lüneburger Haide Schichten von einer Mächtigkeit, welche in Erstaunen setzt. 1 1/2 Fuß hoch vom Haideboden bedeckt, bildet sie, rein und weiß die obere Lage in einer Mächtigkeit von 10 — 18 Fuß; von einer bräunlichgrauen Farbe darunter ist sie bis jetzt ohne Aufhören 10 Fuß tief durchbohrt. Dr. Wiggers hat sie chemisch und Professor Ehrenberg mit dem Mikroskop untersucht. Die Infusorien sind verschieden, aber nur von bekannten, noch jetzt in süßen Gewässern lebenden Arten. Die weiße Substanz ist frey von fremdartigen Beymengungen, die gefarbte mit organischem Schleim und Blüthenstaub von Fichten vermengt. — Daß eine Maße von mehr als 20 Fuß Mächtigkeit fast allein aus Schaalen von Thieren besteht, die für das unbewaffnete Auge unsichtbar und nur mit Hülfe einer starken Vergrößerung zu erkennen sind — ist eine Vorstellung, die nicht zu den gewöhnlichen gehört, und bey welcher der Geist nur mit einiger Mühe zur Klarheit gelangen kann. Wer vermöchte die Menge von Infusorien-Individuen zu zählen, welche nothwendig wären, um eine nur einen Kubikzoll große Masse zu bilden und wie viele Jahrhunderte mögen dazu gehört haben, aus ihrer Anhäufung Lager von 20 Fußen hervorzubringen! Hausmann geht weiter in Betrachtungen ein, was wohl aus solchen Lagern lockerer Kieselerde geworden wäre, wenn statt der 1 1/2 Fuß hohen Bodenschichte eine mächtige Felsmasse sie bedeckt, oder irgend eine andere Kraft darauf verdichtend eingewirkt hätte — Betrachtungen, welche allerdings große Aufmerksamkeit verdienen. Ref. macht bey dieser Gelegenheit auch darauf aufmerksam, daß das Vorkommen der Kieselerde in vielen Wässern, insoferne für den Chemiker nicht erklärlich, als die Kieselerde unmittelbar in Wasser fast unauflöslich ist, in solchen Infusorien seine Erklärung finden kann. Ihr Organismus mag die nothwendige Kieselerde wohl aus den Mooren, worin sie sich bilden und aus dessen erdigen Theilen aufnehmen, und wir finden sie dann in den Wässern wieder, welche solche Thiere entweder von ihrem ursprünglichen Wohnsitze weggeführt haben oder worin sie sich sonst aufhalten. Daß die Quellen des Geysers Kieselmaßen absetzen fast wie manche kalkführenden Wässer den Kalksinter, scheint auf eine andere Weise wohl nicht erklärbar.

Seitdem H. B. Saussure zuerst auf die fremdartigen Gesteinsblöcke an den Abhängen des Jura aufmerksam machte und ihren Ursprung in der Centralkette der Alpen nachwies, ist diese Erscheinung der sogenannten erratischen Blöcke der Gegenstand mannigfaltiger Untersuchungen für die Geologen geworden. H. B. Saussure nahm Wasserfluthen an, welche die Blöcke an ihre gegenwärtige Stelle

gebracht haben sollen. J. v. Charpentier und Venetz stellten die Ansicht auf, daß in Verbindung mit den Erhebungen der Alpen und der Abnahme der Erdwärme eine ausgedehnte Gletscherbildung eingetreten sey, und daß diese Gletscher in die Thäler herabrückend das niedere Schweizerland überdeckt und ihre Moränen bis an den Jura geführt haben. Als Beweis dafür gelten ihnen die Spuren von Reibung und Glättung an der Außenfläche der Felsen, welche die Thäler begränzen. Gegen das Anschwemmen von Fluthen spricht aber vorzüglich der Umstand, daß keine Absonderung der Blöcke nach dem Volumen oder nach ihrem relativen Gewicht besteht, eine Absonderung, die durchaus statt haben mußte, wenn dieselben von Wasser transportirt worden wären und eben so wenig sieht man über einander liegende Schichten von Blöcken, Grus, Sand und Schlamm. Es finden sich zwar viele Blöcke mit abgerundeten Formen, aber auch solche, deren Kanten und Ecken scharf und unverletzt sind. — Im vorliegenden Bande finden sich über diesen Gegenstand mehrere, zum Theil neue, Ansichten.

Gegen Charpentier führt de Luc an, daß es auch zerstreute Felsblöcke in Gegenden gebe, wo keine Gletscher vorkommen, wie nach de la Beche auf Jamaica, daß auch runde Blöcke im Jura sich finden, daß die Anhäufungen den Moränen nicht zu vergleichen seyen.

Er ist mit L. v. Buch der Ansicht, daß der Abfluß und Absturz der Gewässer von den Alpen, als sich diese unter dem Ocean hervorhoben, als die Ursache der Erscheinung zu betrachten sey. — Agassiz bestätigt zwar die Beobachtungen von Venetz und Charpentier über die Schliff-Flächen, er wiederspricht aber der Theorie, daß die Blöcke durch Fortschieben der Gletscher der Alpen an den Jura gelangt seyen, indem sie scharfkantig und nicht abgerundet und selbst abgeschliffen seyen, wie es der Fall bey den Blöcken der Alpen-Moränen ist.

In Verbindung mit Schimper stellt er folgende Hypothese auf. Die Abkühlung der Erdrinde hat nicht gleichmäßig statt gefunden, was sich mit einer physiologischen Betrachtung der Dinge nicht vertragen würde, sondern die Temperatur ist in jeder Erdperiode sich gleich geblieben, dann plötzlich tief gefallen, hat die bestehenden Organismen getödtet, und hat sich aufs Neue etwas gehoben, um eine neue Schöpfung für die nächste Periode zu wecken. Eine solche Temperatur-Katastrophe ist es nun gewesen, welche nach schon erfolgter Hebung des Jura die Erdoberfläche von den Polen bis zum Mittelmeere mit zusammenhängendem Eise bedeckte und die ganze Lebenwelt dieser Gegenden tödtete, darunter auch die sibirischen Elephanten. Da hoben sich die Alpen unter der Eisdecke empor und die Eisspiegel zahlreicher See'n bildeten geneigte Ebenen, auf welchen die Felsblöcke der Alpen pfeilschnell und ohne sich an einander zu reihen, bis zu ihren Rändern am Jura rc. fortglitten und an günstigen Stellen durch die Ausdehnung des Eises in Folge von Temperaturwechseln (!) auch seitwärts zu Moränen zusammengehäuft wurden, während diese nämlichen Verschiebungen der Eismassen die Glättung der Felsspiegel unter sich bewirkten und einzelne Sandkörner solche ritzten. Das Eis begann endlich zu schmelzen, wodurch ebenfalls solche Blöcke abgesetzt wurden, die noch liegen geblieben waren und mit dem Beginne der neuen Schöpfung zogen sich die Gletscher in ihre jetzigen Gränzen zurück. — Eine größere Abhandlung über die Erklärung des Phänomens der erratischen Blöcke hat B. Studer geliefert. Er ist der Meynung, daß das Anschwemmen oder Anstoßen der Blöcke durch gewaltige Wasserströme immer noch die mit den Thatsachen am besten sich vereinigende Erklärung gewähre. Gegen die Ansicht von Venetz und Charpentier, welche vorzüglich auf Beobachtungen in den Thälern von Wallis, Savoyen und Waadt gegründet ist, wendet er ein, daß in der Umgebung von Bern nicht nur die Abhänge beyder Thalseiten, sondern der Thalgrund selbst mit Blöcken bedeckt sey, daß diese aber keineswegs zu Gletscherwällen vereinigt seyen, eben so wenig finde man im obern Aarthale alte Moränen.

Auch sey die Entstehung der nothwendigen Gletscher nicht leicht zu erklären, denn weder Temperatur-Erniedrigung, noch Höhe sey es allein, was diese bedinge. Ersteres kann man in vielen Alpenthälern beobachten und der Altai, Skandinavien und Grönland bieten, ungeachtet der verlangten Temperatur, nicht diese Gletscher. Daß aber

Digitized by Google

auch die Höhe allein nicht dazu beytrage, beweise der Himalaja, welcher keine Gletscher enthält. Auch die Theorie, welche Agassiz und Schimper aufgestellt haben, hält er aus geognostischen, so wie aus physikalischen Gründen für unhaltbar. — Wenn nun dergleichen Untersuchungen die gestellten Aufgaben auch nicht lösen, ja wenn sie sogar in das Gebiet phantastischer und poetischer Gebilde hinübergreifen, so wird man bey einem Verfolgen ihrer Geschichte doch nicht verkennen, daß sie die Anregung zu immer genauerer Herstellung der Thatsachen mit sich bringen, und daß damit das Material für eine durch Zeit und Erfahrung ruhig gewordene Forschung geliefert und vorbereitet wird.

Die hier berührten Artikel mögen eine Skizze des mannigfaltigen Inhaltes des Jahrbuches geben, welches in ähnlicher Weise auch Auszüge über rein Mineralogisches oder Oryktognostisches enthält, so wie über Petrefaktologisches, und die neuesten Erscheinungen der betreffenden Litteratur zur Anzeige bringt. — Von dem Jahrgang 1839 ist erst ein Heft erschienen mit Abhandlungen über Thierreste in der Molasse der Schweitz von Hrn. v. Meyer; über Thierfährten im bunten Sandstein bey Pölzig von B. Cotta; über den Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Bildung und Veränderung ihrer Oberfläche von G. Jäger und über die mineralogisch-geognostische Beschaffenheit der Umgegend von Schriesheim von G. Leonhard.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Prof. Ohm in Berlin:

1) Versuch einer kurzen, gründlichen und deutlichen, auch Nichtmathematikern verständlichen Anweisung, 10 — 14 jährige Knaben ꝛc. zu einem leichten, gründlichen und wissenschaftlichen Studium der Mathematik fähig zu machen. Berlin, 1827. 8.

2) Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik. 5 — 7. Theil. Berlin, 1832 und 33. 8.

Von Hrn. G. G. Orti Conte di Manara in Verona:

1) Illustrazione di tre medaglie inedite etc. Verona, 1827. 8.

2) Gli antichi marmi alla Gente Sertoria Veronese spettanti etc. Verona, 1833. 8.

3) Sopra un frammento d'antica consolare iscrizione. Verona, 1833. 8.

4) Intorno alcuni MSS. dell' J. R. Bibliotheca di Mantova etc. Verona, 1835. 8.

5) Necrologia di Filippo Marinelli. Verona, 1835. 8.

6) Gli antichi monumenti Greci e Romani etc. nel Giardino de' Conti Giusti in Verona. Verona, 1835. 4.

7) Illustrazione di un' antica lapida inedita istriana etc. Verona, 1836. 8.

8) Di alcune antichita di Garda e di Bardolino dell' antica arilica del suo collegio dei Nocchieri etc. Verona, 1836. 8.

9) Antica statuetta di bronzo etc. Verona, 1836. 8.

10) L' antico marmo di Valerio Nasone etc. Verona, 1836. 8.

11) Sull' esposizione delle belle arti in Verona nel 1836. Verona, 1836. 8.

12) Nell occasione in cui S. M. il Re Lodovico I. di Baviera recavasi a visitare la Grecia Ragionamento. Verona, 1836. 4.

Von Hrn. Dr. Carlo Passerini in Florenz:

1) Rapporto sopra il bruco che in quest' anno devasta i seminati di frumento etc. 1833. 8.

2) Alcune notizie sopra una specie d'insetto del gen. Thrips etc. 1834. 8.

3) Rapporto sulla Memoria manoscritta de Sig. F. Luciani di Castelnuovo sulle larve danneggiatrici del grano Siciliano etc. Firenze, 1835. 8.

4) Memoria sopra gl' insetti etc. Firenze, 1837. 8.

Von Hrn. Dr. Georg Paucker:

Inhalts-Uebersicht des Werkes über Maaß, Gewicht und Münze des russischen Reiches. St. Petersburg, 1832. 8.

Von Hrn. Benedict Pillwein in Linz:

1) Der Innkreis. Linz, 1832. 8.

2) Neuester Wegweiser der Stadt Linz. Linz, 1837. 8.

Digitized by Google

Von Hrn. Pictet in Genf:

Recherches pour servir à l'histoire des Phryanides. Genève, 1834. 4.

Von Hrn. Prof. Ed. Pöppig in Leipzig:

Fragmentum synopseos plantarum phanerogamarum, ab auctore annis 1827 — 29 in Chile lectarum. Lipsiae, 1833. 8.

Von Hrn. Joh. Ladisl. Pyrker, Bischof zu Erlau:

Sämmtliche Werke. 3 Bände. Stuttg. und Tübingen, 1832 — 34. 8.

Von Hrn. Quetelet, beständigem Secretär der kön. Akademie der Wissenschaften und Director der Sternwarte zu Brüssel:

1) Lettre à M. le Bourgmestre de la ville de Bruxelles sur la construction de l'Observatoire de Bruxelles. Bruxell. 1831. 8.
2) Sur l'homme et le développement de ses facultés etc. 2 tomes. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. Raoul-Rochette in Paris:

1) Peintures antiques inédites etc. Paris, 1836. 8.
2) Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de Heros attique etc. Paris, 1837. 8.

Von Hrn. Emil Rautenbach:

1) Die chinesische Sprache in ihrem Rechte als Sprache. Darmstadt, 1833. 8.
2) Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen. Das. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Reuß in Moskau:

Du Colera contagieux etc. Paris, 1833. 8.

Von Hrn. Dr. Chevalley de Rivaz:

1) Riflessioni medico - pratiche sul vajuolo naturale e sulla vaccina. Napoli, 1834. 8.
2) Analyse et propriétés médicinales des eaux minerales de Castellammare. Traduit de l' Italien des Ms. Sementini, Vulpes et Cassola. Naples, 1834. 8.
3) Description des eaux minero - thermales et des étuves de l'île d'Ischia. 2me édit. Naples, 1835. 8.

Von Hrn. Dr. Ferd. Robert:

Nosologisch-therapeut'sche Aufschlüsse über mehrere der schlimmsten Krankheiten des Menschen. Marburg, 1834. 8.

Von Hrn. Dr. Ludw. Roß:

Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I. Naupliae, 1834. 4.

Von Hrn. Jak. Scheltema, Ritter des k. Niederländischen Löwenordens:

Bericht und Beurtheilung des Werkes von Dr. C. A. Schaab, betitelt: Die Geschichte der Buchdruckerkunst durch Joh. Gensfleisch, genannt Gutenberg, zu Mainz. Amsterdam, 1833. 8.

Von Hrn. Director Schorn in Weimar:

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Stuttgart und Tüb. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. und Bibliothekar Joh. Heinrich Schröder in Upsala:

Numismata Angliae vetusta in Museo numario R. Academiae Vpsaliensis adversata. Vpsaliae, 1833. 4.

Von Hrn. G. Seyffart in Leipzig:

Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens. (Anzeige) Leipzig, 1833. 8.

Von Hrn. Grafen von Sellon zu Genf:

Kurzer Inbegriff seiner Arbeiten als Stifter und Präsident der Friedens-Gesellschaft zu Genf. Genf, 1836. 4.

Von Hrn. Hofr. Dr. Steiner in Seligenstadt:

1) Geschichte und Alterthümer des Rodgau's ꝛc. Darmstadt, 1833. 8.
2) Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Darmstadt, 1834. 8.

Von Hrn. Prof. Stengel in Breslau:

1) Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte in Schlesien und Oberlausitz ꝛc. Hamburg, 1832. 4.
2) Scriptores Rerum Silesiacarum etc. Tom. I. Breslau, 1835. 4.

Von Hrn. Rob. de Visiani:

Plantae quaedam Aegypti ac Nubiae etc. Patavii, 1836. 8.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Année 1838. Tom. V. Bruxelles 1838. 861. p. 8.

Wir geben im Nachfolgenden eine kurze Uebersicht der auf Zoologie und Zootomie Bezug habenden Artikel.

1. Note sur la disposition systématique des Annélides chétopodes de la famille des Naïs, par Paul Gervais (P. 13 — 20).

Der Verfasser bringt die Gattung Naïs in 8 Untergattungen.

2. Sur la terminaison des nerfs. — 1. Sur leur terminaison dans la peau de la baleine, par M. Gluge, docteur en médecine à Bruxelles (P. 20 — 25).

Die Haut aller Wallfisch-Arten zeigt eine ungemein dicke (oft über 1 Zoll starke) Epidermis, welche aus hexagonalen Zellen, die einen centralen Kern einschließen, besteht. Hebt man diese Lage auf, so sieht man die Oberfläche der Lederhaut mit unzähligen feinen Fäden besetzt, die keine Elastizität haben und in die untere Fläche der Epidermis eindringen. Blainville betrachtet diese Fäden als Haare, Andere als ausführende Gänge; Breschet endlich sieht sie für Nerven an, welche innerhalb der Lederhaut mit andern Nerven, deren letzte Verzweigungen sie sind, sich vereinigen und mit welchen sie sich fortsetzen. Diese Ansicht widerlegt Gluge, indem ein solcher Faden unter dem Schiekschen Mikroscope keinen Nervenkanal zeigt. Die Conturen der Fäden erscheinen als eine schwarze Linie und der Rest der Masse ist von einem matten Weiß und bietet ein granulirtes Ansehen dar. Ueberdieß bemerkt man bey einem senkrechten Durchschnitt der ganzen Haut, daß diese Fäden, anstatt sich mit Nerven zu vereinigen, wie es Breschet behauptet, nichts sind als die Verlängerungen der Lederhaut selber; sie verlieren sich in die Masse der letzteren, die ein ähnliches Ansehen gewährt, und lassen sich alsdann nicht weiter verfolgen.

3. Rapport sur un mémoire de M. Van Beneden par M. Wesmael (P. 85 — 90).

Wesmael erstattet Bericht über eine von Van Beneden eingeschickte Abhandlung, welche sich mit der Anatomie von Pneumodermon violaceum befaßt. Da diese Abhandlung seitdem in den Memoiren der Brüsseler Akademie gedruckt erschienen ist, so werden wir auf sie bey Anzeige dieser Gesellschaftsschrift ausführlich zu sprechen kommen.

4. Notice sur un genre nouveau de la famille des Ostracés, par M. Cantraine professeur à l'université de Gand (P. 111 — 113 mit 1 Taf.)

Das Naturalienkabinet der Universität Gent erhielt neuerdings von der Regierung eine kleine Sammlung von Conchylien, welche in dem Orient zusammengebracht worden waren. Unter denselben befand sich ein fossiles Exemplar aus der Familie der Austern, das jedoch Cantraine zu keiner der bekannten Gattungen bringen konnte und daher eine eigne Gattung Carolia, zwischen Anomia und Placuna das Mittel haltend, errichtete. Die Diagnose für diese Gattung lautet: „Schale frey, wenig oder nicht unregelmäßig, fast gleichseitig, ungleichschalig; die eine Klappe flach, die andere etwas gewölbt, und mit einem deutlichen Schnabel versehen. Schloß an der Spitze, unvollständig, ganz inwendig, von einem großen fast dreyseitigen

Zahn gebildet, der auf der flachen Klappe sich befindet, und von zwey an der Spitze convergirenden Leisten auf der ausgehöhlten Klappe. Band kurz, stark, inwendig und unter der Spitze liegend. Ein großer, fast centraler Muskeleindruck." — Die Art nennt Cantraine C. placunoides; ihr größter Durchmesser beträgt 4'' 9'''. Eine schöne Abbildung derselben ist beygegeben.

5. Notice sur une Cyrène et sur une Cancellaire inédites, par H. Nyst (P. 113 — 116 mit 1 Taf.)

Nyst beschreibt aus dem Crag von Norfolk eine neue Art als Cyrena Duchastelii; ihre Diagnose ist: C. testa cordata, subaequilatera, tumida, scalariter sulcata, natibus fere conjunctis. Ferner eine Cancellaria decussata mit folgenden Merkmalen: C. testa ovato-oblonga, utrinque attenuata, striis creberrimis decussata, anfractibus convexis, columella triplicata. Ihre Heimath ist unbekannt. Beyde Arten sind abgebildet.

6. Quelques remarques sur l'anatomie de l'Ascaride Lombricoide, par M. Ch. Morren (P. 168 — 181 mit 1 Taf.).

Morren liefert in diesem Aufsatze interessante Beyträge zur mikroskopischen Anatomie des Spuhlwurms, besonders seiner Gewebe. Die beyden weißen Schnüre, welche längs des Verdauungskanals verlaufen, und in welchen schon Cloquet ein tieferes Band und ein darauf ruhendes Gefäß erkannt hatte, sieht Morren für die Leber und den hauptsächlichsten Gefäßapparat an. Als innerliche Athmungsorgane erklärt er die unzähligen Bläschen, welche sich zumal um den hepatisch-vasculären Apparat entwickeln und sich nach der ganzen Länge des geöffneten Körpers finden. Ueber die sonderbaren konischen Körper, welche man unter den Eyern des Spuhlwurmes antrifft, äußert Morren keine bestimmte Meynung.

7. Esquisses sur les ouvrages de quelques anciens naturalistes belges, par J. Kickx, prof. à l'univers. de Gand (P. 202—215).

„Wenige Länder können sich, im Verhältniß zu ihrer Größe, rühmen, so viel Naturforscher als Belgien hervorgebracht zu haben." Wenn hier gleich der patriotische Eifer Herrn Kickx verleitet hat, seinem Vaterlande etwas zu viel Lob zuzuschreiben, indem denn doch ein Vergleich mit Holland, Schweden und den meisten deutschen Ländern ein ziemlich anderes Resultat ergeben würde, so werden wir gleichwohl es immer mit großem Danke anerkennen, wenn er uns in einer Reihe von Monographien die Leistungen seiner Landsleute auf dem Gebiete der Naturforschung darlegt. Die erste dieser Monographien befaßt sich mit Auger-Gislain Busbecq, der 1522 zu Commines geboren wurde, in Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua den Studien sich gewidmet hatte, dann nach und nach Gesandter des Kaisers Ferdinand I. bey der hohen Pforte, des Kaisers Rudolph II. am pariser Hofe und Oberhofmarschall der Prinzessin Isabella von Oesterreich geworden war, welche er nach Frankreich zu geleiten hatte, als sie mit Karl IX. verlobt ward. Er starb im Schloße von Mailly bey Rouen im Jahre 1592, und wurde zu Busbecq bey Werwick in der Gruft seiner Ahnen begraben. Die vier Briefe (A. Gislenii Busbecquii omnia quae extant. Lugd. Batav.), in welchen er seine lange (1555 — 1562) und gefährliche Gesandtschaft in der Türkey schildert, sind die einzigen schriftlichen Belege, welche uns Busberq von seiner Liebe zur Naturgeschichte hinterlassen hat. Besonders beschäftigte er sich mit Zoologie, so daß er auch gleich bey seiner Ankunft in Konstantinopel eine todte Giraffe wieder ausgraben ließ, um sich durch Autopsie über ihren sonderbaren Bau Aufschluß zu erholen. Doch setzte er auch nicht die Botanik hintan, wie wir denn ihm und seinem Arzte Wilhelm Quackelbeen von Kortryk die Kenntniß der Tulpe, des Kalmus, des Flieders, der Roßkastanie und vieler andern seltnen Pflanzen zu verdanken haben. Mit Recht hat daher neuerdings Endlicher dem belgischen Diplomaten und Naturforscher ein bleibendes Ehrendenkmal gesetzt, indem er einer Pflanze den Namen Busbeckea nobilis beylegte.

8. Note sur le développement de la Limace grise (Limax agrestis Linn.), par P. J. Vanbeneden et Windismann. (p. 286 — 296 mit 1 Taf.).

Die Verfasser geben in einer kurzen Uebersicht

Digitized by Google

die Hauptthatsachen aus der Entwicklungsgeschichte von Limax agrestis, indem sie zugleich auf ihre später erscheinende ausführliche Abhandlung hinweisen. Zu ihren Untersuchungen wurden sie vornämlich durch die von Laurent über die Land-Mollusken vorgenommenen hingeführt, und haben sich nun selbst von deren Genauigkeit überzeugt. Die Entwicklung der hauptsächlichsten Organe haben sie bis zu ihrem vollkommenen Zustande verfolgt. Von den gewonnenen Resultaten wird die Rede seyn, wenn wir Gelegenheit haben die ausführlichere Arbeit anzuzeigen.

9. Notice sur une nouvelle espèce de Singe d'Afrique, par Vanbeneden (p. 344 — 343 mit kolorirt. Abbild.).

Nach einem aus Afrika gebrachten Exemplare in der pariser Sammlung stellt Vanbeneden eine neue Affenart unter dem Namen Colobus verus auf. Seiner Beschreibung zu Folge ist der Körper untersetzt, die Gliedmassen ziemlich robust, der Schwanz sehr lang, den Vorderhänden mangelt der Daumen gänzlich; Schädel und selbst das Gebiß sind nicht bekannt. Kopf, Rücken und Schwanzwurzel sind olivenbraun, was sich der Färbung von Simia Sphinx und einiger grünen Affen nähert; die Haare aller dieser Theile sind fein schwarz geringelt. Im Nacken und besonders über- und außerhalb der Gesäßschwielen haben die Haare einen verbrannten Anschein. Auf den Schultern ändert sich die Farbe allmählig in ein minder tiefes Grünlichgrau um, was am ganzen Vorderglied dasselbe bleibt. An den Hintergliedern kommt dieselbe Aenderung vor, nur beginnt sie tiefer, indem die Rückenfarbe bis zum Knie herabreicht. Die Kehle, Halsseiten und der Unterleib sind schmutzig grau. Der Schwanz ist seiner ganzen Länge nach grau, etwas dunkler an der Spitze.

Nach Vanbeneden's Bemerkung nähert sich diese Art am meisten dem Colobus fuliginosus, doch unterscheidet sie sich von ihm sehr bestimmt nicht allein durch die Färbung, sondern auch durch den völligen Mangel des Daumens, der bey jenem mehr oder weniger entwickelt ist; er nennt daher die neue Species Colobus verus. Ref. muß jedoch hierbey bemerken, daß dieser Name nicht passend ist, da auch bey C. Guereza der Daumen der Vorderhände völlig fehlt und dieser demnach gleichfalls ein ächter Stummelaffe ist. Uebrigens ist er mit dem Verf. der Meynung, daß zwischen Semnopithecus und Colobus keine generische Scheidung vorgenommen werden darf, indem nicht bloß der kurze Daumen allmählig bis zum Verschwinden zusammenschrumpft, sondern auch der anatomische Bau in beyden Gattungen derselbe ist.

Außer seinem Colobus verus zählt der Verf. noch 4 andere Stummelaffen auf: den C. Guereza Rüpp., den C. fuliginosus Ogilb., den er für identisch mit C. ferrugineus Kuhl. ansieht, dann den C. ursinus Ogilb. und endlich den C. leucomeros Ogilb., welchem letzteren er als Synonyme den Semnopithecus vellerosus Js. Geoffr. und S. bicolor Wesm. beyzählt.

Ist die eben erwähnte Zusammenstellung richtig, so hat man einen neuen Beweis, wie wenig man sich auf die Arbeiten von Ogilby verlassen kann. Neuerdings hat Waterhouse behauptet noch 2 neue Stummelaffen aufgefunden zu haben, die er C. Satanas und Pennantii benennt. Leider sind seine Notizen so dürftig, daß wenigstens die letztere Art zur Zeit eine sehr problematische seyn muß.

10. Sur les Malacozoaires du genre Sépiole (Sepiola) par M. M. P. Gervais et Vanbeneden (p. 421 — 430).

Eine kurze Monographie der Gattung Sepiola, welche aus 7 Arten besteht. Diese sind: 1) S. subalata Eydoux, 2) S. palpebrosa Owen, 3) S. lineolata Quoy, 4) S. stenodactyla Grant, 5) S. Rondeleti (Sepia Sepiola Lin.), 6) S. vulgaris Grant und 7) S. Desvigniana. Die letztere Art ist von den Verfassern an den Küsten der Provence entdeckt worden und ist die kleinste unter allen. S. subalata ist von Eydoux in der Bay von Manilla gefunden und hier zum erstenmale beschrieben. An den Küsten von Frankreich kommen 3 von diesen Arten vor, nämlich am atlantischen Ocean die S. vulgaris, und im Mittelmeere die S. Rondeleti und Desvigniana. Außerdem

Digitized by Google

bemerken die Verfasser, daß in den neapolitanischen Gewässern noch eine dritte mittelmeerische Art vorkomme, deren Entdeckung man Delle Chiaje verdanke, der ein Exemplar nach Paris eingesandt habe.

11) Enumeratio methodica Orthopterorum Belgii, a C. Wesmael (p. 587 — 597 mit 1 Taf.).

Darunter eine neue Art, Blatta ericetorum, mit der Diagnose: angusta, nigra, supra pallida, pronoti disco nigro-picto, elytris nigro-irroratis. ♂ 3 lin. Das Weibchen ist noch unbekannt.

12) Sur un cas de renversement de la jambe, compliqué de brièveté chez un coléoptère par M. Wesmael (p. 662 — 664 mit Abbild.).

Es ist ein Individuum von Platicerus parallelepipedus, das am rechten Beine des vordersten Paares eine besondere Mißbildung darbietet.

13. Quelques observations sur la couche inerte des vaisseaux capillaires, par le Dr. Gluge, prof. à l'université libre de Bruxelles (p. 664 — 672).

Die Capillargefäße machen einen wichtigen Gegenstand für physiologische Betrachtungen aus. Besondere Aufmerksamkeit hat in neuerer Zeit der Umstand erregt, daß während man an Fröschen und Salamandern die Blutkörperchen im raschen Strome durch den mittleren Raum der Gefäße sich bewegen sah, an den Rändern dieser letztern ein durchsichtiger Raum (couche inerte) sich zeigte, in dem einzelne runde Körner sich befanden, die immer viel langsamer als der Hauptstrom sich bewegten. Gluge tritt der Meynung bey, daß diese durchsichtige Schicht mit ihren runden Kügelchen durch keine besondere Wand von dem Blutstrome getrennt ist, indessen will er diese Kügelchen selbst als nicht zur Lymphe gehörig betrachten, und behauptet weiters, im Widerspruche mit andern Beobachtungen, daß die durchsichtige Schicht ebenfalls in den Capillar-Gefäßen der Lungen des Frosches, wenn gleich nur als sehr schwach, vorhanden ist. Sehr deutlich hat er selbige bey den Fischen gefunden. Die Elasticität der Blutkörperchen hat er gleichfalls bestätigt. Mit größter Anerkennung spricht er von Rudolph Wagner's wichtigen Arbeiten in diesem Gebiete.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Prof. Warnkönig zu Freyburg im Breisgau:

1) Messager des sciences et des arts de la Belgique etc. 3 tomes. Gand, 1833 — 35.
2) Histoire de la Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusqu'à l'année 1305. Traduit par A. E. Gheldolf. 2 tomes. Bruxelles, 1835 et 36. 8.
3) Von der Wichtigkeit der Kunde des Rechts und der Geschichte der belgischen Provinzen für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Freyburg, 1837. 8.
4) Beyträge zur Geschichte und Quellenkunde des Lütticher Gewohnheitsrechtes. Freyb. 1838. 8.

Von Hrn. Dr. Weitenweber in Prag:

1) Synopsis nosologica febrium etc. Pragae, 1830. 8.
2) Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft. 2. Bandes, 1. Heft. Prag, 1837. 8.
3) Der arabische Kaffee. Prag, 1837. 8.

Von Hrn. Baron de Westreenen de Tiellandt:

Rapport sur les recherches relatives à l'invention première et à l'usage le plus ancien de l'imprimerie stéréotype etc. La Haye. 1833. 8.

Von Hrn. J. B. Wilbrand:

Die natürlichen Pflanzenfamilien rc. Gießen, 1834. 8.

Von Hrn. Grafen Moriz von Weisberg:

Wörterbuch über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache. Quedlinburg und Leipzig, 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Verona:

Relazione delle principali scoperte magneto-electriche. Verona, 1834. 8.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Année 1838. Tom. V. Bruxelles 1838. 861. p. 8.

(Schluß.)

14. Rapport sur le mémoire de M. Van Beneden, relatif au Limneus glutinosus (Commissaires MM. Dumortièr et Cantraine, rapporteur).

15. Rapport sur le mémoire de M. Van Beneden, relatif à l'anatomie de l'Argonaute (Commissaires MM. Cantraine et Dumortier, rapporteur. p. 723 — 727).

Da beyde Abhandlungen bereits in den Brüsseler Mémoires von 1838 gedruckt erschienen sind, so wird von ihnen bey Anzeige dieser letztern die Rede seyn.

16. Note sur les métamorphoses du crâne de l'Orang-Outang, par M. Dumortier. (p. 756 — 762).

In der reichen zoologischen Sammlung, welche der Oberst Henrici auf Borneo zusammengebracht hatte und die für das Museum in Brüssel und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten in Belgien acquirirt worden war, befanden sich 14 Schädel vom Orang-Utang, von denen 9 zu vollständigen Skeleten gehörten. Unter diesen Skeleten sind 4 mit Fellen und im Branntwein aufbewahrt, so daß man sich über den äußern Habitus und das Geschlecht dieser Individuen direkte Gewißheit verschaffen kann. Die Vergleichung dieser sämmtlichen Skelete und Schädel, zu welchen letztern noch 2 bereits früher vorhandene hinzukamen, führten Dumortier auf das Resultat, daß die verschiedenen, von den Zoologen aufgestellte Arten des asiatischen Orang-Utangs (Simia Satyrus, Simia Morio, Pongo Abelii, Pongo Wurmbii) nur Altersverschiedenheiten anzeigen und alle einer und derselben Art angehören. Dieses Resultat ist nun zwar in so fern nicht neu, als schon seit geraumer Zeit Cuvier, Rudolphi und Andere nachgewiesen haben, daß der Orang-Utang und der Pongo eine einzige Art ausmachen, von der jener der junge, dieser der alte Zustand ist, indeß hat es bisher doch Niemand, aus Mangel an Exemplaren, so vollständig aus der Betrachtung der ganzen Skelete und der ihnen angehörigen Felle darthun können, als der Verf. Daher theilen wir im Nachfolgenden seine Beschreibung der 6 Zustände mit, welche der Schädel des Orang-Utangs in den verschiedenen Altersstufen des Thieres darbietet.

I. Zustand. Im ersten Alter sind die vordern und untern Partieen des Schädels sehr wenig entwickelt; seine Form ist vollkommen kugelig und nur gegen die vordern Lappen etwas eingezogen, das Hinterhaupt ist sehr gewölbt. Keine Leiste, weder längs des Scheitels noch am Hinterhaupte, ist vorhanden. Der obere Rand der Augenhöhlen ist wenig vorspringend, die Jochbögen fast gerade und in der Fläche des Schädels eingeschlossen. Backenzähne sind 2 jederseits, und die obern Eckzähne noch nicht durchgebrochen. Die Sammlung in Brüssel besitzt 1 solchen Schädel, der den Kindesstand repräsentirt.

II. Zustand. Sobald die vierten Backenzähne erscheinen, zeigt der Schädel eine Tendenz zur Verlängerung, namentlich der vordern Theile. Leisten sind noch nicht vorhanden, doch bereits durch

Digitized by Google

kaum sichtliche Linien angedeutet. Die Jochbögen fangen an sich zu entfernen und zu krümmen. Dieser Zustand constituirt die Jugend des Thieres, und ist mit dem vorigen als Simia Satyrus bezeichnet worden. 1 Schädel.

III. Zustand. Die Leisten fangen an zu erscheinen als eine schwache Vorragung; es sind ihrer anfangs 4, nämlich 2 Hinterhaupts- und 2 Scheitelleisten. Die beyden Hinterhauptsleisten richten sich aufwärts und stoßen endlich zu einer halbrunden Linie zusammen; die beyden Scheitelleisten, vom äußern Orbitalrande ausgehend, laufen fast parallel mit einander zur Hinterhauptsleiste, wobey sie sich vor ihrem Zusammentreffen mit diesen einander etwas nähern. Das Hinterhaupt ist immer gewölbt; die Jochbögen werden auffallend gekrümmt. Die Zahnung ist vollendet und somit das Jünglingsalter erreicht. Owen's Beschreibung von Simia Morio paßt vollkommen auf diesen Zustand. 4 Schädel, wovon einer im Branntwein mit der Haut.

IV. Zustand. Die beyden Hinterhauptsleisten bilden durch ihr Zusammenstoßen nur eine einzige; die Scheitelleisten werden sehr vorragend, sind aber immer noch getrennt, obgleich sie sich etwas auf dem Scheitel in der Gegend der Fontanelle annähern. Das Hinterhaupt, früher gewölbt, ist nun abgeplattet; der obere Augenhöhlenrand, bisher eine scharfe Fläche darbietend, bildet jetzt einen starken und flachen Wulst. Dieß ist der erwachsene Zustand, durch 4 Schädel angezeigt, wovon 2 mit dem Felle in Branntwein aufbewahrt und von beyden Geschlechtern sind.

V. Zustand. Die beyden Scheitelleisten nähern sich auf dem Scheitel so, daß sie sich der Länge nach gegen die hintere Region berühren, ohne doch in eine einzige zu verschmelzen. In dieser Weise stellen sie einen gestreckten Kegel vor, dessen Basis gegen die Augenhöhlen und dessen Spitze am Scheitel liegt. Es ist der Uebergang zum folgenden Zustand. 1 Schädel.

VI. Zustand. Die Scheitelleisten nähern sich immer mehr auf dem Stirnbein und stossen in eine einzige, beträchtlich hohe zusammen. Die Glabella stellt nur noch einen beschränkten viereckigen Raum dar, von dem die genäherten Augenhöhlen der untern Seiten und die beyden Stirnleisten die obern anzeigen. Zugleich wird der Bart beträchtlich, das Gesicht gewinnt durch die zunehmende Entfernung der Jochbögen an Breite und zeigt alle Merkmale der vollständigsten Brutalität. Der Nagel des Hinterdaumens, der bisher (?) als Rudiment vorhanden war, verschwindet und man bemerkt nur noch die Spur. 5 Schädel, wovon einer mit dem Fell; dieß ist der Pongo Wurmbii und Abelii. Das Weibchen scheint jedoch an dieser letzten Formbildung nicht Theil zu nehmen, indem ein sehr altes, in Branntwein aufbewahrtes Weibchen nur die Schädelform des IV. Zustandes wahrnehmen läßt.

Mit Recht bemerkt der Verf. am Schlusse, daß in der Entwicklungsfolge des Menschen und Orang-Utangs der ungeheure Unterschied bestehe, daß während bey jenem nach der Geburt der Schädel einer fortwährenden Veredlung sich erfreue, bey diesem dagegen er immer mehr zur Brutalität herabsinke.

So interessant auch diese comparative Darstellung der Altersstände ist, so wäre es doch zu wünschen gewesen, daß Dumortier Rücksicht auf die allerdings an alten Schädeln vorkommenden 2 Hauptformen genommen hätte, wie sie Owen zuerst unterschieden und Ref. seitdem zu bestätigen Gelegenheit gehabt hat. Aus dieser Verschiedenheit folgt freylich nicht schlechthin, daß sie 2 verschiedene Arten begründe, denn beyde Formen können möglicher Weise nur die Extreme bezeichnen, zwischen welchen sich die Variationen der Schädelbildung einer und derselben Art bewegen; allein dieß ist zur Zeit eine bloße Vermuthung, welche erst durch direkte Untersuchungen erwiesen oder widerlegt werden muß. Da Referent so eben die Nachricht erhält, daß im 3ten Heft des 2ten Bandes der Transact. of the Zoolog. Society of London, Owen mit einer neuen Arbeit über die Osteologie der Affen hervorgetreten ist, so bescheidet er sich über ein weiteres Urtheil so lange, bis ihm diese Abhandlung zugekommen seyn wird.

17. **Note sur quelques points d'anatomie pathologique comparée, suivie de quelques observations sur la structure des branchies dans les Epinoches, par M. Gluge** (p. 771 — 782 mit 1 Taf.).

Digitized by Google

Hier interessiren uns nur die Notizen über die Kiemenbögen des Stichlings (Gasterosteus aculeatus). 1) Die Substanz der Bögen enthält eine Menge sehr kleiner, weißer, elliptischer oder rundlicher Körnchen, die also mit den Knorpelkörnchen anderer Thiere die größte Aehnlichkeit haben. 2) Die Zähnchen, vermittelst welcher die Bögen bewegliche Scharniere bilden, sind nicht einfache Ausläufer des Bogens, denn sie enthalten keine Körnchen und scheinen ihm nur durch eine Art Gelenkung anzusitzen. 3) Von der vordern Fläche eines jeden Bogens geht eine gewisse Zahl Strahlen ab, welche dem Hargefäß-Netze zur Stütze dienen und wahre Kanäle darstellen. Ihr Inneres enthält regelmäßig geordnete, oblonge, von zwey Seiten gewölbte und weiße Körnchen, welche sich von denen der Bögen durch die eben angegebene Form, als auch, daß sie nochmals so groß sind als letztere, unterscheiden.

Dr. J. C. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse, Professor an der Universität zu Berlin. Erster Band. Hannover 1838. 916 u. XXVIII. S. 8.

Eine deutsche Grammatik zu schreiben ist, wie man weiß, vor tausend und etlichen Jahren ein kaiserliches Geschäft gewesen. Es war vor noch nicht vollen hunderten einigermaßen auch ein königliches. Nun ist freylich nicht mehr wohl zu erfahren, ob sich's der Kaiser so leicht, wie der König gemacht, d. h., ob er die Gesetze, die er im Sprechen und Schreiben befolgt wissen wollte, bloß seiner eigenen Willensmeinung entnommen, oder aber ob er die im Sprachgebrauch selbst liegenden nachgewiesen und ausgesprochen habe. Das Letztere fordert eine standhaftere Verläugnung des eigenen Sinnes und Willens, eine beharrlichere Hingebung für Kleines, als gebietenden und mit der Sorge für Großes betrauten Häuptern billig zugemuthet werden darf. Hier gilt es nicht, und geht überhaupt nicht an, Gesetze zu geben; es gilt bloß, nie gegebene und dennoch bestehende zu finden. Und ein solches Geschäft, sollte es auch selten mehr ein kaiserliches oder königliches seyn, immer wird es ein verdienstliches und ehrenwerthes bleiben, in welchem sich nicht bloß Fleiß und Ausdauer, sondern auch mehr als eine Kraft des Verstandes üben und bewähren kann.

Unter diesen bisherigen Grammatikern selbst aber, deren Namenreihe, von Valentin Ickelsamer an bis auf unsre Tage, ein gutes Hundert übersteigt, sind zwey zu nennen, die in ihrer Weise, d. h. auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft vor den übrigen Kleinen und Großen als Könige aufgetreten sind: Joh. Christoph Adelung und Jakob Grimm.

Jener, ein Zeitgenosse der Schriftsteller, die das jetzige Deutschland als seine vornehmsten Klassiker verehrt, stellte, bestimmter als andere vor ihm, die Regeln ins Klare, welche jeder Deutsche, der seine Sprache richtig gebrauchen will, vor Augen haben und befolgen muß. Er ist die Autorität geworden, auf welche seit einem halben Jahrhundert aller vaterländische Sprach-Unterricht in Haus und Schule und jedes dafür bestimmte Lehrbuch mehr oder minder gegründet ist. Eine jüngere Zeit, die Zeit großer Bedrängniß für Deutschland, das seine Nationalität in der Gefahr sehen mußte, zur geduldeten Nachtreterin einer fremden herabzusinken, hat unter den Männern, die in der Schmach, der ihr Volk nun verfallen schien, Trost und Muth zu schöpfen suchten aus dem was es früher gewesen und gegolten, Einen geweckt, der sichs zur Aufgabe setzte, den Hauptträger jener Nationalität, die Sprache, durch alle ihre noch erreichbaren frühern Zustände gründlicher, als früher geschehen, und mit grammatischer Schärfe zu verfolgen. Und auch Er ist nicht der einzige geblieben. Er ist, wie Adelung der Stifter einer ins Leben greifenden praktischen Schule, so der einer mehr speculativen historischen geworden.

Jene ist ihrer Natur nach eine allenthalben verbreitete, populäre; diese, in ihrer Strenge, muß wohl auf kleinere mehr wissenschaftliche Kreise beschränkt bleiben. Wie aber die historische vom Frühesten ausgehende Untersuchung am Ende auch auf das Späteste, nämlich das jetzt Bestehende herabkommt, so schließt hinwieder eine wesentlich praktische Darlegung des Bestehenden nicht jeden Rückblick auf das Vergangene aus. Dieser wird von dem Maße abhangen, in welchem sich eine solche Darlegung einer mehr wissenschaftlichen nähern darf, also von dem Bildungsstande und dem Beruf der Personen, für welche sie bestimmt seyn kann. Und so hat sich denn zwischen Denen, die sich rücksichtslos und ausschließlich entweder an die eine oder an die andere Schule halten, nämlich denen, die über alles, was ehmals seyn mochte, jetzt aber nicht mehr, oder doch nicht mehr gerade so ist, gleichgültig, wo nicht verächtlich hinweg sehen, und Denen, welche, alle Achtung, die dem Bestehenden gebührt aus dem Auge verlierend, dieses nach dem, was gewesen ist und, wie sie meynen, noch seyn sollte, schulmeistern wollen, eine immer zahlreicher werdende Klasse von Männern erhoben, die auf eine solche Verschmelzung der beyderseitigen Bestrebungen hinarbeiten, durch welche das Vergangene, ohne der Geltung des Bestehenden im Geringsten in den Weg zu treten, diesem, es mannichfaltig begründend und erläuternd, dienstbar und wesentlich nutzbringend gemacht werden mag.

Digitized by Google

Unter den bisherigen Versuchen diese Aufgabe zu lösen, scheint uns nun das vorliegende Lehrbuch, sowohl was die Ausführlichkeit als was die umsichtige Behandlung betrifft, der bedeutendste.

Ueber den Werth von J. Chr. Aug. Heyse's theoretisch-praktischer deutschen Grammatik, in so fern sie in ihren vier seit dem Jahre 1814 nothwendig gewordenen Ausgaben mehr jener ersten Schule angehörte, ist eben durch diese wiederholten Ausgaben hinreichend geurtheilt, und es darf die Einrichtung und Haltung des Werkes als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Sie ist in dieser neuen fünften, durch einen der Söhne des Seligen veranstalteten Auflage, was das Faßliche, Uebersichtliche desselben betrifft, gewissenhaft beybehalten worden, hat aber eben durch die Bestrebung nun auch die sichern Ergebnisse der historischen Schule in die weitern Kreise des Lebens einzuführen und der Praxis des Sprachunterrichts zugleich eine festere Grundlage und einen lebendigen Inhalt zu geben, wesentliche Abänderungen erfahren, die ihm unsers Ermessens, nur zu erneuter und den durch zwey weitere Jahrzehnde gesteigerten Anforderungen entsprechender Empfehlung gereichen können.

Dieser erste Band enthält außer der Einleitung, in welcher unter anderm die Bildungsgeschichte der deutschen Sprache vorgetragen ist, als seine zwey Hauptabtheilungen die Laut- und Schriftlehre und die Wortlehre. Ein zweyter, der die Satzlehre und die Verslehre bringen soll, wird folgen. An dem Umfange könnte Anstoß nehmen, wer das Werk für eine Schulgrammatik hielte; allein eine solche ist es nicht; es ist vielmehr zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht bestimmt. Bey solcher Bestimmung durfte nichts unbesprochen bleiben, und der Besitzer des Buches muß sich mit demselben die Beruhigung erworben haben, nach Anleitung des dem zweyten Bande vorbehaltenen Registers über jede ihm aufstoßende Schwierigkeit darin Auskunft finden zu können, eine Auskunft, die überall auch auf das Geschichtliche gegründet, und so auf der ganzen dermaligen Höhe der Wissenschaft steht.

Daben braucht Niemand zu besorgen, daß er sich an Eigenmächtigkeiten in der Bildung von Wörtern und Formen, besonders in der Rechtschreibung, wie solche seit einiger Zeit wieder zum Vorschein kommen, werde zu ärgern haben. Höchstens möchte man dahin rechnen die Form mehre, mehrer, mehren, welche obschon sogar in viel gelesenen Zeitblättern (welche in derley Dingen weit größern Einfluß ausüben als einzelne Bücher) durchgeführt, immer noch Vielen zugleich Ohr und Auge verletzt. Sicher hat die scheinbar überlaeene Form mehrere ihren zureichenden historischen Grund, der selbst im späteren Latein ein pluriores, im Französischen ein plusieurs veranlaßt hat. Die statt des ß, da wo dieses nicht eine gedehnte, sondern eine geschärfte Silbe zu schließen kommt, verwendeten ſſ und ſs wird wohl im Ernste niemand auffallend finden, da man sich ja beym Gebrauche lateinischer Schrift längst an sie gewöhnt hat.

Wir haben das Beyspiel von achtbaren Personen, die sich vom Lesen wichtiger Bücher dadurch haben abschrecken lassen, daß in diesen die Hauptwörter nicht, wie gewohnt, mit großen Anfangsbuchstaben erscheinen. Besprochen hat unser Verf. am gehörigen Orte allerdings auch diese Capitalfrage. Auch Er ist der Meynung, daß der Hauptgrund für die großen Anfangsbuchstaben in der Angewöhnung liege. Wir, unsers Theils, möchten sie überdieß als so viele willkommene Anhaltspuncte für das Auge in Schutz genommen wissen. Dieses, in unserm papiernen Zeitalter so vielfach und übermäßig angestrengte zarte Organ ist wohl jeder schonenden Rücksicht werth. Vielleicht aber muß die Erfahrung, daß eine Seite, auf deutsche Weise beschrieben oder bedruckt, sich mit geringerer Anstrengung lese, als eine die es mit gleich langen Sätzen und in gleich kleiner Schrift in lateinischer, französischer ꝛc. Weise ist, für eine bloß subjective gelten. Jedenfalls wird darüber nur ein durch Lesen bereits geschwächtes Auge Richter seyn können: ein Richteramt übrigens, um welches es nicht leicht beneidet werden dürfte.

Berichtigungen.

In Nr. 120, S. 967 Z. 19 v. o. ist bey Victor Cousin statt 1838 zu lesen 1833. — Ebendas. Z. 15 v. u. statt Bournouf l. Burnouf.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google